6-315

Anthropologie

der

Naturvölker

von

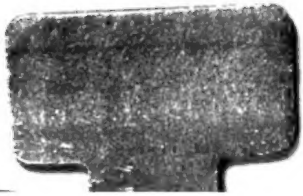
Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Fünfter Theil. Erstes Heft.

Die Malaien.

Digitized by Google

7-3
XXVIII 99



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Digitized by Google

Ueber

die Einheit des Menschengeschlechtes

und

den Naturzustand des Menschen

von

Dr. Theodor Waitz

a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

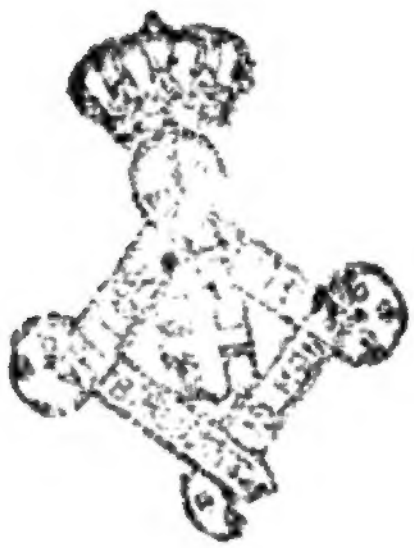
Leipzig, 1859.

Friedrich Fleischer.

Digitized by Google

Anthropologie

der



Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz

a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

Erſter Theil.

Leipzig, 1859.

Friedrich Fleiſcher.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Die Fragen welche das vorliegende Werk behandelt, in America seit längerer Zeit vielbesprochene Parteisache, in England seit der Emancipation der Neger der Gegenstand vorurtheilsloseren ernsten Interesses, sind in Deutschland fast unberührt geblieben, bis vor kurzem ein Streit entstand dessen mehr theologisch-politische als wissenschaftliche Tendenz für sie zwar eine vorübergehende Aufmerksamkeit erregen, aber zu nichts weniger führen konnte als zu einer gründlichen Behandlung der Sache und zur Erweckung der tieferen Theilnahme die sie verdient. Von einer gewissen Ungunst des Schicksals pflegen in dieser Rücksicht bei uns namentlich diejenigen wissenschaftlichen Aufgaben betroffen zu werden, welche zwischen den einzelnen Fächern liegen oder in mehrere der Fächer zugleich eingreifen, in die wir gewohnt sind das gesammte menschliche Wissen zu vertheilen. Nahm sich sonst wohl die Philosophie bei uns solcher verwaisten Aufgaben an, so werden sie gegenwärtig meist gar nicht mehr gestellt, da jene aus der Mode gekommen ist und weder ein Mann noch ein Fach auf unsern Universitäten sich aufzeigen läßt die man für sie verantwortlich machen könnte.

Wenn ich es dessenungeachtet wage mit der Bearbeitung einer solchen Frage vor die Oeffentlichkeit zu treten, so kann ich dieß leider nicht durch das Bewußtsein einer Meisterschaft in allen den Wissenschaften rechtfertigen welche bei ihrer Untersuchung mitzusprechen haben. Durch psychologische Studien zu ihr hingeführt, hatte ich vielmehr von Anfang an keine Aussicht darauf zum vollen Abschluß mit einem Gegenstande zu gelangen, den es wünschenswerth wäre von den vereinten Kräften des Zoologen und Geologen, des Linguisten, Historikers und Psychologen bearbeitet zu sehn. Da indessen eine solche glückliche Vereinigung noch lange Zeit vergebens auf sich warten lassen zu wollen scheint, blieb nur übrig entweder die Frage ganz bei Seite liegen zu lassen oder ihre Lösung mit unzureichenden Kräften zu versuchen.

Digitized by Google

Man kann es tadeln daß ich mich für das Letztere entschieden habe, um so mehr als bei beschränkten äußeren Mitteln und dem Mangel an brauchbaren Vorarbeiten in der Hauptsache, selbst auf eine erschöpfende Benutzung des vorliegenden Materiales keine Hoffnung war. Ich muß es unter solchen Umständen dem Buche selbst überlassen sich zu rechtfertigen. Wenn es ihm gelingt das Interesse für allgemeinere den Menschen betreffende Fragen anzuregen, deren manche der Wissenschaft abhanden zu kommen drohen, die Erkenntniß der menschlichen Natur, von welcher man hier und da noch gar sonderbare Vorstellungen hegt, in besonnener Weise einen Schritt weiter zu führen und besseren Arbeiten zur Grundlage zu dienen, so ist sein Zweck erreicht.

Ueber Anlage und Plan des Werkes im Ganzen, die (wie ich glaube) deutlich und übersichtlich genug aus ihm selbst hervortreten werden, habe ich nur hinzuzufügen daß die folgenden Bände die ausführlichen Beweise für die allgemeinen Sätze liefern sollen welche der erste aufstellt. Diese Beweise werden in den speciellen quellenmäßigen Darstellungen des Lebens der Völker enthalten sein welche Africa America und die Südsee bewohnen. Die Schilderung ihres äußeren Lebens wird hierbei als das minder Charakteristische, Unwichtigere und zugleich Bekanntere stärker zurücktreten, während der Darstellung der psychischen moralischen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Menschen vorzügliche Sorgfalt zugewendet werden soll.

Genaue Angabe der Quellen schien mir sowohl zur Controle als zur Rechtfertigung unerläßlich. Es ist deshalb zu den Titeln der angeführten Werke auch die Jahreszahl noch beigefügt worden um über die Ausgabe welche ich benutzt habe, keinen Zweifel zu lassen. Wo Prichard ohne weiteren Zusatz genannt wird, ist die dritte englische Originalausgabe seines größeren Werkes zu verstehen.

Marburg, 30. Oct. 1858.

Th. Waitz.

Digitized by Google

Inhalt.

Einleitung. Aufgabe und wiſſenſchaftliche Stellung der Anthropologie.

Verſchiedene Anſichten von dem Weſen des Menſchen. Aeltere Behandlungsweiſe der Anthropologie, weshalb ſie verlaſſen worden iſt. Unausgefüllte Lücken in der Erkenntniß des Menſchen, zwiſchen phyſiologiſcher und pſychologiſcher, zwiſchen naturwiſſenſchaftlicher und hiſtoriſcher Betrachtung: Aufgabe der Anthropologie, Verhältniß derſelben zur Geſchichte, zur Geographie. Specialiſirung der Aufgabe und Eintheilung. Anm. Latham's Begriff der Anthropologie. . . . . S. 1.

Ueber die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art und den Naturzuſtand des Menſchen.

Breite der Grundlage auf welcher der Begriff des Menſchen zu gewinnen iſt. Wichtigkeit der Frage nach der Art-Einheit für alle Wiſſenſchaften überhaupt, für die des Geiſtes insbeſondere. Conſequenzen ihrer negativen Entſcheidung. Gleichberechtigung des naturhiſtoriſchen und des pſychologiſchen Geſichtspunktes in dieſer Frage. . . . . S. 11.

Erſter Theil.

Naturhiſtoriſche Unterſuchung.

Der Begriff der Art. Worin die Schwierigkeit deſſelben liegt (Variationskreis, Varietät, Raçe). Cuvier's und Prichard's Artbegriff. Nothwendigkeit der Unterſcheidung von Art- und Stammeseinheit: verſchiedene Abſtammung kein vollgültiger Beweis gegen Arteinheit. Buffon's Kriterium der Arteinheit: die Fruchtbarkeit. Wichtigkeit dieſes Merkmales trotz der Zweifel gegen ſeine Allgemeingültigkeit. Rückfall als Kriterium. Verſchiedene Beweiskraft der Gründe für und gegen Artgleichheit im Allgemeinen. Blumenbach's Beweisführung aus der Analogie. Zweifel gegen ihre Statthaftigkeit. Reſultat und fernerer Gang der Unterſuchung über den Menſchen. . . . . S. 18.

I. Nachweiſungen über die Art und Größe der Veränderungen denen der Menſch in phyſiſcher Rückſicht unterworfen iſt.

Unterſcheidung der vier Klaſſen von Urſachen welche dieſe Veränderungen bewirken.

1) Das Klima. Große Zuſammengeſetztheit der wirkenden Factoren, erläutert an der Hautfarbe des Negers. Der verändernde Einfluß des Klima's iſt mit Unrecht ganz geleugnet worden. Er erſtreckt ſich auf die Statur und die Schnelligkeit der phyſiſchen Entwickelung, wahrſcheinlich auch auf die Fruchtbarkeit. Die Hautfarbe, weniger der geographiſchen Breite als der Abſtammung entſprechend, wird gleichwohl auch durch das Klima mitbeſtimmt. Unterſchied von Bergbewohnern und Flachländern in dieſer Hinſicht in Folge der Einwirkung heißer und feuchter Klimate. Veränderungen welche die weiße Raçe unter den Tropen erfährt. Scheinbare und wirkliche Ausnahme vom Parallelismus der Hautfarbe und der mittleren Jahrestemperatur. Deren Erklärung durch die Verſchiedenheit in den Lebensge-

Digitized by Google

wohnheiten und in dem Schutze gegen Temperaturwechsel und klimatische Einflüsse überhaupt. Resultat. Veränderungen welche die europäischen Ansiedler durch fremde Klimate erlitten haben. Hinweisung auf die Neger in dieser Rücksicht. Einwirkung des Klima's auf Temperament und Charakter. S. 38.

2) Die Nahrung und die Lebensweise. Auch hier gelingt es meist nicht die Wirkung der Einzelursachen aus dem Totaleffecte abzusondern. Die Wirkungen des Hungers und des materiellen Elends überhaupt. Animalische und vegetabilische Nahrung an sich üben keinen entscheidenden Einfluß auf die physische und psychische Entwickelung aus. Beispiele von leiblichen Verschiedenheiten die durch Nahrung und Lebensweise herbeigeführt sind. Noch größere Wirkungen zeigen sich wo die socialen Verhältnisse zu diesen Ursachen verstärkend hinzutreten. Beispiele. . . . . S. 62.

3) Die Cultur des geistigen Lebens. Ihr Einfluß pflegt in derselben Richtung zu wirken wie der von Nahrung und Lebensweise. Die Einförmigkeit in der äußeren Erscheinung uncultivirter Völker beweist den Einfluß der Cultur. Täuschungen und Uebertreibungen die in Rücksicht auf jene Einförmigkeit stattgefunden haben. Außer geistiger Unbildung trägt auch eine unwillkürliche Verähnlichung zu der letzteren bei. Nachweise über die psychischen und physischen Veränderungen welche die Neger in America erfahren haben. Analoge Beispiele aus der alten Welt. Zweifel in Bezug auf die Osmanlis, Magyaren, Finnen. Zeugnisse gegen die Constanz der nationalen Schädelformen. Unwahrscheinlichkeit der Entstehung veränderter Formen aus Mischung bei gleichzeitiger Reinerhaltung der Sprache. Aenderung der Schädelform durch Cultur. Parallelismus der äußeren und inneren Bildung. Ueberschätzung klimatischer Einflüsse: die Körperformen und die Naturumgebung der Völker entsprechen einander oft nicht. . . . . S. 73.

4) Die spontane Entstehung und Vererbung neuer Eigenthümlichkeiten. Sie findet bei Thieren wie beim Menschen statt und wird namentlich zur Zucht der Hausthiere benutzt. Nachweisung regelmäßiger Vererbung solcher Eigenthümlichkeiten bei letzteren. Erst Erworbenes oder Angebildetes, sei es leiblicher oder geistiger Art, wird ebenfalls oft regelmäßig vererbt. Wichtigkeit dieses Punktes für die Lehre von den Menschenracen. Auch die Erblichkeit von Krankheiten und Deformitäten ist nicht ohne Beweiskraft. Vererbung angeborener und erworbener leiblicher Eigenthümlichkeiten beim Menschen (Albinismus). Häufigkeit individueller Abweichungen vom Racencharakter, Seltenheit ihrer Fortdauer. Erbliche Uebertragung psychischer Eigenthümlichkeiten, auch der erst angebildeten. Bedeutung dieser Thatsache für die Culturgeschichte. Die Differenzirung der Individuen im Gegensatz zur Constanz der Arten. Resultat der bisherigen Untersuchung. . . . . S. 90.

II. Ueber die bedeutendsten anatomischen und physiologischen Verschiedenheiten welche unter den einzelnen Menschenstämmen vorkommen.

Die charakteristischen Unterschiede des Affen vom Menschen. Fabelhafte Erzählungen von affenähnlichen Menschen. Naturhistorische Schilderung des Negertypus: das Skelett im Allgemeinen, der Schädel, das Gehirn; der Gesichtstheil; das Haar; der Stamm und die Glieder; die inneren Organe und die Haut. Nöthige Vorsicht in der Beurtheilung der Eigenthümlichkeiten des Negers, in Rücksicht der Härte Schädels, der prominirenden Zähne, der Verhältnisse zwischen den Abschnitten des Armes, der dünnen Beine und der Beschaffenheit des Fußes, der übelriechenden Hautausdünstung. Die bedeutendsten anatomischen Abnormitäten welche sich außerhalb der Negerrace sonst noch finden, namentlich bei den Hottentotten und Buschmännern, bei den alten Peruanern, Aegyptern, Guanchen. . . . . S. 102.

Digitized by Google

Physiologische Parallele der verschiedenen Raçen. Mittlere Körperwärme und Puls. Eintritt der Pubertät. Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten. Angeborene Deformitäten. Die Zeichen des Alters. Ausdauer in körperlichen Anstrengungen. Leistungen der Verdauungsorgane. Die Muskelkraft. Die Lebensdauer. Die Krankheiten. Verschiedene Größe der Naturheilkraft. Die Parasiten. Die Acclimatisationsfähigkeit. Das Erröthen. Besonderheiten in den Lauten der Sprache, im Gebrauche der Hände, im Gebrauche und in der Schärfe der Sinne. — Resultat. . . . . S. 124.

Anhang.

Ueber die angebliche Lebensunfähigkeit der Americaner Polynesier und Australier.

Scheinbare Verminderung der eingeborenen Bevölkerung von America; wirkliche Verminderung a) durch Krankheiten. Epidemieen die beim Zusammentreffen verschiedener Raçen zu entstehen scheinen. Manche Indianervölker haben sich von den durch Krankheit erlittenen Verlusten wieder erholt. b) Durch ihre eigene Lebensweise und durch Kriege untereinander. c) Durch ihre Kämpfe mit den Einwanderern und ihren friedlichen Verkehr mit ihnen. d) Durch Unfruchtbarkeit der Ehen und geringe Kinderzahl, doch ist diese Erscheinung nicht allgemein. Die fortschreitende Entvölkerung vieler Inseln Polynesiens, vorzüglich Neu-Zealand's Tahiti's und der Sandwichinseln. Ursachen derselben in älterer Zeit. Großentheils glückliche Bekämpfung derselben durch die Missionäre. Verfall der socialen Verfassung und der Sitten: größere Gefährlichkeit der Krankheiten, Unfruchtbarkeit der Weiber und große Sterblichkeit der Kinder. In Australien sind Hauptursachen des Hinsterbens der Eingeborenen: Krankheiten, Kindermord und Sterblichkeit der Kinder, das Verhältniß zu den Kolonisten und die theilweise Ausrottung durch diese. . . . . S. 158.

III. Die Resultate der Vermischung verschiedener Typen und die Eigenthümlichkeiten der Mischlinge.

Vergebliche Versuche eine Regel aufzustellen über die Abhängigkeit der Begabung der Nachkommen von der ihrer Eltern. Es überwiegen oft die Charaktere des väterlichen, öfter aber, wie es scheint, die des mütterlichen Typus. Je verschiedener die sich mischenden Typen sind, desto mehr scheint der Mischling eine mittlere und constante Bildung zu zeigen. Beschränkungen und Ausnahmen von dieser Regel. Einfluß der ersten Befruchtung. Ueberführung der verschiedenen Typen ineinander. Vergleichung mit den Thierraçen in dieser Rücksicht. Intellectueller und moralischer Charakter der Mischlinge. Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit derselben. Theorieen von Gobineau, Serres, Rott. Beispiele von kräftigen und unkräften Mischlingeraçen. Folgen der Verbindung naher Verwandten. Das angebliche Aussterben der Mulatten und anderer Mischlinge ohne Auffrischung des Blutes. Angeblicher Rückfall der Mischlinge in die Stammtypen. — Dilemma für die Vertheidiger verschiedener Menschenspecies und Resultat. . . . . S. 186.

IV. Prüfung der verschiedenen Hauptansichten über die Einheit des Menschengeschlechtes.

Größere Wahrscheinlichkeit der Arteinheit im Allgemeinen. Entgegengesetzte neuere Ansichten: H. Smith; angebliche antediluvianische, fossile Menschen. Agassiz, Wechsel und Kritik seiner Ansichten. Die botanischen und zoologischen Hauptprovinzen der Erde entsprechen den Hauptabtheilungen des Menschengeschlechtes nicht. Abstammung der Menschen von einem Paare, was für und was gegen sie spricht. Zurückweisung unstatthafter Vervielfältigung in dieser Rücksicht. Die wichtigsten Gründe für eine Vielheit von Menschenspecies sind

Digitized by Google

die noch zweifelhafte Geschiedenheit der Raçen durch das Klima und die Affenähnlichkeit des Negers. Kann der Affe für den Stammvater des Menschen gelten? Zeigt sich der Negertypus so gleichmäßig und fest ausgeprägt, daß er als Typus einer besonderen Menschenspecies zu betrachten ist? Empirische Nachweise über diese Frage. Wie in Africa finden sich auch anderwärts überall Uebergangsformen, ähnliche Typen kommen auch ohne Stammverwandtschaft vor, Individuen einer Raçe zeigen nicht selten die Eigenthümlichkeiten einer andern: es fehlt also an fester, specifischer Abgrenzung. Einige wenige feste Typen sind ebenso unannehmbar als eine große Anzahl derselben. Unzureichender Beweis für die Unveränderlichkeit der Körperformen aus den altägyptischen Denkmälern und aus den Eigenthümlichkeiten der Juden. Derselbe Schädeltypus findet sich in einzelnen Beispielen bei den verschiedensten Völkern. Grobe ethnographische Irrthümer zu denen das Vertrauen auf die Constanz desselben vielfach verleitet hat; Mißbräuche die sich daran angeschlossen haben. — Gesammtresultat der naturhistorischen Untersuchung. . . . . S. 212.

V. Ueber die Eintheilung des Menschengeschlechtes und deren Begründung.

Zweck einer solchen Eintheilung, Hauptgesichtspunkte bei derselben und deren gegenseitiges Verhältniß im Allgemeinen. . . . . S. 258.

1) Der naturhistorische Gesichtspunkt: ältere Eintheilungsversuche nach Haut und Haar, neuere nach dem Schädel. Historisches darüber. Weshalb es rathsam ist bei Cuvier's drei Raçen stehen zu bleiben. Neuere Eintheilung von Retzius. Unzuverlässigkeit der Schlüsse auf Stammverwandtschaft aus der Schädelform. Nicht der Schädel allein, sondern die sämmtlichen physischen Eigenthümlichkeiten sollten berücksichtigt werden — Quetelet. Verzeichniß von Messungen. . . . . S. 260.

2) Der linguistische Gesichtspunkt. Allgemeine Gründe für die größere Zuverlässigkeit solcher Eintheilungen. Unter welchen Bedingungen die Sprachvergleichung zu einem Schlusse auf Völkerverwandtschaft berechtigt. Entwickelung der Gründe dieser Berechtigung. Verschiedene Haupttypen der Sprache (asyntbetische, polysyntbetische, agglutinirende, flectirende Sprachen) an Beispielen erläutert. Tiefgreifender Einfluß dieser Unterschiede auf die Gestaltung der gesammten Vorstellungswelt. Es giebt keine gemeinsame Ursprache des Menschengeschlechtes und jene Haupttypen sind nicht die verschiedenen Stadien einer continuirlichen Sprachentwickelung. Schätzung der Anzahl der Sprachen und Sprachstämme der Erde, Vielsprachigkeit auf kleinem Raume. Verhältniß des naturhistorischen zum linguistischen Eintheilungsgrund. Die Hauptgründe für die größere Sicherheit des letzteren. Grenzen der Zuverlässigkeit seiner Resultate im Allgemeinen, im Besonderen: Beispiele von Verlust und Austausch der Sprache und was sie beweisen. . S. 268.

3) Der historische Gesichtspunkt. Trennung desselben vom linguistischen. Geringe Tragweite und Beweiskraft desselben in Folge dieser Trennung: er ist meist nur subsidiar geltend zu machen. Beispiele: muthmaßliche Verwandtschaft americanischer Völker mit asiatischen. Andere Beispiele die zur Vorsicht in solchen Schlüssen mahnen. . . . . S. 290.

Zweiter Theil.

Psychologische Untersuchung.

Wichtigkeit Schwierigkeit und bisherige Vernachlässigung des Gegenstandes. Ob die geistige Begabung der Völker ihrer Schädelcapacität proportional sei? Widersprüche der thatsächlichen Angaben bei Tiedemann Morton und Huschke mit den von ihnen aufgestellten allgemeinen Sätzen. Analogie der na-

turhistorischen und der psychologischen Untersuchung. Allgemeine Voraussetzung und Gang der letzteren. . . . . S. 296.

I. Die specifischen Charaktere des Menschen.

Verschiedene Ansichten über diesen Gegenstand. Es handelt sich nicht um Aufstellung einer allgemeinen Formel—Perfectibilität. 1) Der Mensch unterwirft sich die Natur, indem er aus gemachten Erfahrungen in viel umfassenderer Weise lernt als das Thier; 2) was ihn innerlich bewegt stellt er dar theils durch Wortsprache theils durch andere äußere Mittel, deren manche ihm zum Schmuck und zur Verschönerung des Lebens dienen; 3) Recht und Eigenthum, eine gewisse Abstufung innerhalb der Gesellschaft, tiefere Anhänglichkeit an Familie und Volk; 4) religiöse Vorstellungen, ein Glaube an geistige Wesen die über und hinter den natürlichen Dingen stehen und sie nach Gefallen lenken, sind bei allen Menschen nachweisbar. — Worin liegen die psychologischen Ursachen dieser specifisch menschlichen Eigenthümlichkeiten? Sechsfache Fragestellung. Vereinfachung derselben. Die Art und Stärke der ursprünglichen Auffassung und die Genauigkeit des Behaltens als Bedingung des Lernens aus Erfahrung. Wichtige dabei mitwirkende Verhältnisse. Bedingung der Möglichkeit der Sprache und der schärferen Ausprägung der Individualitäten. Zu den Unterschieden in der ursprünglichen Auffassung der Dinge kommen Unterschiede in den sie begleitenden Lustgefühlen hinzu. Verhältniß dieser beiden Momente zueinander. . S. 307.

II. Ueber den Naturzustand des Menschen.

Giebt es innerhalb jener specifischen Eigenthümlichkeiten noch speciellere specifische Charaktere? Allgemeiner Gang der Untersuchung dieser Frage. — Hohes Alter des Menschengeschlechtes; geologische historische sprachliche und physiologische Gründe dafür. Der Naturzustand des Menschen liegt nirgends in der Erfahrung vor, die Frage nach ihm ist darum aber keine müßige. Worauf ihre Beantwortung zu gründen ist. Verschiedene Vorstellungen die man sich vom Naturmenschen gemacht hat. Hauptzüge desselben: vollständige Abhängigkeit von der Naturumgebung, große Trägheit (Mangel eines ursprünglichen Triebes nach höherer Bildung — die gute Seite dieses Mangels), Zügellosigkeit der Begierden und Unstetigkeit der Bestrebungen. Diese Züge finden sich an der Mehrzahl der culturlosen Völker, sie dürfen deshalb als Naturvölker bezeichnet werden. Die gemeinsamen Eigenthümlichkeiten dieser letzteren, wie sie die Erfahrung zeigt: völlige Zufriedenheit mit ihrer Lage; ihre Hauptmotive sind physisches und geselliges Wohlbefinden, die Gewohnheit; ihre allgemeinen Charaktereigenschaften und moralischen Vorstellungen, ihre Auffassung der Ehe und des Familienlebens (Polygamie, Schaamhaftigkeit), ihre gesellschaftliche Verfassung, ihr religiöser Glaube, ihre Auffassung des Schönen (Symbolik der Farben, Anstand und Höflichkeit, Reinlichkeit). Durchbruch des Naturmenschen bei civilisirten Völkern. Zurücksinken größerer und kleinerer Theile von civilisirten Völkern in Verwilderung. Die moralischen Anlagen der weißen Race sind nicht vortheilhafter als die der übrigen (Trunksucht, Stellung des Weibes); die Rohheit äußerer Sitten mißleiten das Urtheil hierüber leicht. Einwendungen gegen die Annahme einer höheren intellectuellen Begabung der weißen Race. Was unter geistiger Befähigung zu verstehen ist. Beseitigung der Mißverständnisse die sich an diesen Begriff anzuschließen pflegen. Jene Befähigung ist bei keinem Volke etwas Constantes. Anwendung dieses Satzes auf die Frage nach der Arteinheit des Menschengeschlechts. Die am tiefsten stehenden Völker gehören sehr verschiedenen Racen an. Auch die weiße Race schließt sehr weit zurückgebliebene Völker in sich. Die Herrscherstellung derselben zu den übrigen Racen ist keine ausnahmslose. Resultat: es giebt wahrscheinlich keine specifischen Verschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechts in geistiger Rücksicht — Ansichten von Klemm und Wuttke, Eichthal, Rott und Gliddon. . S. 334.

III. Ueber die verschiedenen Culturzustände des Menschen und die Hauptbedingungen ihrer Entwickelung.

Die Einwürfe gegen die Arteinheit des Menschengeschlechts sind nur dann vollständig lösbar, wenn sich zeigen läßt daß die Culturzustände der Völker wesentlich von anderen Momenten abhängen als von ihrer geistigen Begabung. 1) Der Einfluß der Naturumgebung: a) des Klima's. Erschlaffende Wirkung des heißen Klima's und ihre Folgen für die geistige Entwickelung. (Ungunst des heißen wie des kalten Klima's. Der Südländer und der Nordländer). Unmöglichkeit jedes Fortschrittes wo Klima Landesnatur und sociale Verhältnisse zugleich ihn erschweren. b) Einfluß der durch die Naturumgebung bestimmten Lebensweise: das Leben des Jägers, des Fischers, das Sammeln wildwachsender Früchte, unregelmäßiger Landbau, Zucht von Haus- und Heerdenthieren. c) Einfluß der geographischen Verhältnisse als solcher. Unstatthafte allgemeine Folgerungen in dieser Hinsicht. Unterschied von positiven Antrieben und Gelegenheitsursachen zur Cultur. Der Einfluß der Naturumgebung und der geographischen Verhältnisse überhaupt ist sehr relativ. Wo er am reinsten auftritt. 2) Wanderungen und Kriege als Ursachen des Fortschrittes von einer niederen Culturstufe zu einer höheren. Die Licht- und Schattenseite ihrer Folgen. 3) Mischung verschiedener Völker und Völkerstämme. 4) Dichtigkeit der Bevölkerung und ihre Folgen. — Resultat des Bisherigen, Rückblick auf die Frage nach der specifischen Befähigung der Racen und auf die Hindernisse der Cultur für die Naturvölker. — Die Elemente der Civilisation: 5) Der Ackerbau. Motive, Ausbreitung, Einflüsse desselben auf den Fortschritt der Cultur. Hindernisse für die Wirksamkeit dieser Einflüsse. 6) Die Rechtsverhältnisse und die Regierung. Größe ihres Einflusses. Das Privateigenthum und der Despotismus, ihre Entstehung und ihre Folgen für die Culturentwickelung. 7) Entwickelung von Gegensätzen in der Gesellschaft und ihre Folgen: stärkeres Zusammenhalten der Familie und der Gesellschaftsklassen, schärfere Ausprägung der individuellen Charaktere, Theilung der Arbeit, Hervortreten vorzüglich hochbegabter Individuen. 8) Handel und Verkehr. Ihre Wirkungen im Allgemeinen und ihr Einfluß auf die Hebung uncultivirter Völker insbesondere. 9) Die Religion. Die der Naturvölker insbesondere, ihr Inhalt und ihr Einfluß auf den Culturzustand. Wodurch und unter welchen Bedingungen die Religion zu einem Elemente der Civilisation wird. Beispiel: der Muhamedanismus. Anschluß der Kunst an die Religion. 10) Die Fortbildung der Erkenntniß. Ihr Einfluß auf das materielle Wohl, das sociale Leben, die Sittlichkeit und die Religion. Secundäre nachtheilige Wirkungen ihrer Ausbildung. Motive derselben. Die idealistische Lebensansicht. S. 395.

Rückblick und Resultat. Es ist unerweislich und unwahrscheinlich daß ursprüngliche Verschiedenheiten der geistigen Begabung bei der Entwickelung der Völker mitwirken. Unmöglichkeit einer genauen Analyse der Bedingungen von denen die nationalen Eigenthümlichkeiten der Völker abhängen. Die Civilisation vermag nicht die Summe des Wohlseins der Menschen zu steigern; dennoch liegt in ihr die allgemeine Bestimmung und das Entwickelungsziel der Menschheit. Dieser Bestimmung entspricht ebensowenig ein friedliches Stillleben in sich abgeschlossener kleiner Völkerschaften als eine einförmige und gleichmäßig ausgeprägte Civilisation welche alle Völker der Erde umfaßt, sondern eine Vertheilung der Aufgaben an die einzelnen Völker nach Maßgabe der Naturumgebung und der geistigen Eigenthümlichkeiten derselben. . . . . S. 475.

Unter der großen Anzahl von Wissenschaften die sich mit dem Menschen beschäftigen, nimmt die Anthropologie bis jetzt nur noch eine unsichere und zu unbestimmt begrenzte Stelle ein. Der Bedeutung ihres Namens gemäß will sie die Lehre vom Menschen überhaupt sein, oder bestimmter ausgedrückt die Lehre vom Wesen des Menschen, und erinnert hierdurch sogleich an die äußerst verschiedenen Ansichten welche über dieses letztere namentlich in der neueren Zeit aufgestellt und ausgebildet worden sind. Dem Zoologen, und fast dürfen wir sagen den Naturforschern überhaupt, pflegt der Mensch für nichts mehr und nichts weniger zu gelten als für den höchst organisirten Parasiten den die Erde trägt, für das oberste Säugethier; dem Theologen ist er ein Wesen das zwar seinem sterblichen Leibe nach der Natur angehört, durch seine geistige Begabung aber weit über diese hinausragt, zu ihr im strengen Gegensatze steht und durch den göttlichen Odem der ihn allein beseelt hat, eine bevorzugte Stellung einnimmt zwischen Gott und Natur. Wer in der Natur als Ganzem eine geistige Macht und unbegreifliche Weisheit bewundert, welcher er eine gewisse religiöse Verehrung zuwendet, der würde zwar einen Theil des Streites dieser beiden Ansichten als bloßen Wortstreit bezeichnen dürfen, aber auch nur einen Theil; denn die Frage ob der Mensch wenigstens nach der einen Seite seines Wesens außer und über, nicht in der Natur stehe, bliebe ihm ebenso wie die andere ihr nahe verwandte Frage nach der Priorität des Geistes oder der Materie als eine streitige zurück.

Eine dritte Ansicht, die in gewissem Sinne die beiden angeführten Auffassungen mit einander zu vermitteln bestrebt war, hat zugleich dazu beigetragen den Zwiespalt jener unter sich und mit ihr selbst klar zu Tage zu bringen — es ist die Ansicht, nach welcher der Geist des Menschengeschlechtes der Geist Gottes selbst ist, derselbe eine und ab-

ſolute Geiſt der ſeiner unbewußt die Natur ſchafft, erſt im Menſchen aber als dem alleinigen Träger des göttlichen Selbſtbewußtſeins, das Ziel ſeiner Entwickelung erreicht. Indem es ſich nun als eine ſelbſtverſtändliche Folge dieſer Auffaſſung darſtellt, daß Gotteserkenntniß und Erkenntniß des menſchlichen Weſens (Anthropologie) identiſch ſind, da Gott nach dieſer Lehre keine andern Attribute haben kann als diejenigen, welche in der geiſtigen Entwickelungsgeſchichte des Menſchen ſelbſt als reinmenſchliche Attribute auftreten und zugleich als göttliche Mächte in der Culturgeſchichte wirken, tritt hiermit zugleich die Schärfe des Gegenſatzes hervor, in welchem alle drei erwähnten Anſichten vom Weſen des Menſchen untereinander ſtehen; denn die erſte derſelben ſtellt den Menſchen ganz in die Natur, unterwirft ihn ganz der Natur, die zweite thut dieß nur zum Theil, die dritte, welche aus dieſem Geſichtspunkte nicht mehr als eine vermittelnde erſcheint, ſtellt den Menſchen ganz über die Natur.

In dieſem harten Kampfe der Anſichten, deren eine das Selbſtgefühl des Menſchen eben ſo ſehr demüthigt als die andere ihm ſchmeichelt, und bei dem unmittelbaren Intereſſe das die Sache ſelbſt beſitzt, ſollte man erwarten, daß die Anthropologie ein vielfach und fleißig bearbeitetes Feld ſein würde und daß beſonders die Kräfte derer, welche dem Menſchen eine ſo eigenthümlich neue und erhabene Stelle nicht allein auf der Erde ſondern im Weltall überhaupt anweiſen, ſich mit vorzüglichem Eifer ihr hätten zuwenden müſſen. Doch dem iſt nicht ſo. Vielmehr iſt es in Deutſchland gegenwärtig ein gewöhnlicher Fall, daß auf dem Boden verſchiedener Wiſſenſchaften oder ſogar verſchiedener Richtungen innerhalb derſelben Wiſſenſchaft durchaus entgegengeſetzte Anſichten erwachſen, ohne daß ſie ſich gegenſeitig umeinander bekümmern, ja, ohne daß ſich eine jede von ihnen um ihre eigene tiefere Begründung weiter bemüht. Die Stärke der Partei erſetzt die Stärke der Gründe und man kann faſt überall der Mühe eines wiſſenſchaftlichen Beweiſes überhoben ſein wo nur Werth gelegt wird auf das Urtheil derer, welche durch Uebereinſtimmung in den entſcheidenden Punkten unter ſich verbunden mit der inſtinctiven Kraft des Gemeingeiſtes einander nach außen vertreten. Mit eben ſo ſicherem Takte wird alsdann das auf fremdem Stamme Gewachſene ſtillſchweigend bei Seite gelegt oder ausgeſtoßen als das Gleichartige aſſimilirt und das wiſſenſchaftliche Leben bewegt ſich nur noch in ein-

Digitized by Google

zelnen gegeneinander abgeschlossenen kleineren Kreisen, während die umfassenderen und principiellen Fragen fast gar nicht mehr zur Sprache kommen.

Dieß gilt unter andern auch von der Frage nach dem Wesen des Menschen; indessen kommt in diesem Falle noch ein zweiter Umstand hinzu, der wesentlich dazu beigetragen hat die Anthropologie nicht zu ihrem Rechte kommen lassen: er liegt in der eigenthümlich beschränkten Auffassung welche ihr in früherer Zeit zu Theil geworden ist. Die älteren Bearbeitungen dieser Wissenschaft lassen sie fast nur erscheinen als eine Zusammenstellung einer Menge von Materialien welche andern Zweigen des Wissens bereits angehören und in der Anthropologie sich nur nach eigenthümlichen Gesichtspunkten zusammengeordnet und meist in populärer Weise dargestellt finden: die wichtigsten und interessantesten Lehren welche die vergleichende Anatomie, die Physiologie und Psychologie über den Menschen im Unterschiede von den ihm zunächst stehenden Wesen aufstellen, machten den Hauptinhalt der Anthropologie aus. Hierzu trat dann noch manches Andere, worüber man entweder überhaupt nichts weiß oder worüber doch auf wissenschaftliche Weise nichts zu sagen ist, eine Erörterung über den Ursprung des Menschengeschlechtes, über den animalischen Magnetismus, über geheimnißvolle solare, lunare, terrestrische Einflüsse unter denen das Leben des Menschen steht — zum Theil ein Erbe der älteren Naturphilosophie welche den Fortschritten der Naturwissenschaft erlegen ist. Es stimmt mit dieser Auffassung überein daß wir z. B. von Steffens eine geologische, physiologische und psychologische Anthropologie unterschieden sehen, man wird es indessen nicht minder natürlich als sachgemäß finden daß neuerdings diese Bahn verlassen worden ist; denn die jetzige Zeit, zwar keineswegs dem Glauben an übernatürliche und selbst unmögliche Bezüge und Wechselwirkungen zwischen den natürlichen Dingen abgeneigt, ist doch auf wissenschaftlichem Gebiete mit Zugeständnissen dieser Art im höchsten Grade karg geworden. Daher sind Werke über Anthropologie welche diese Richtung einhielten, mehr und mehr verschwunden. Sie konnten ohnehin als bloße Aggregate von Materialien welche andern Wissenschaften angehörten, kein selbstständiges Interesse in Anspruch nehmen; und die oft oberflächlichen Reden in denen sie sich, um alles menschlich Eigenthümliche in deutscher Weise recht vollständig zu um-

Digitized by Google

faſſen, über die verſchiedenſten Dinge ergingen, über Tanzkunſt und Declamation, über Poeſie und Liebe, konnten ihnen das mangelnde Intereſſe nicht wiedergewinnen.

Einen großen Theil der Schuld daran, daß die Anthropologie ſich in dieſer Form nicht zu halten vermochte, trug namentlich auch die verkehrte Stellung in die ſie dadurch gerieth, daß ſie bald als eine empiriſche bald als eine philoſophiſche Wiſſenſchaft angeſehen und behandelt, gewöhnlich einen unentſchiedenen und ſchwankenden Charakter annahm. Hier trat ſie mit abſtracten Deductionen ohne hinreichende empiriſche Grundlage auf, dort als eine bloße Sammlung intereſſanten rein erfahrungsmäßigen Details, oft beliebig wechſelnd zwiſchen der einen und der andern Weiſe der Behandlung. Im Gegenſatze hierzu bedarf es ſogleich hier der beſtimmten Erklärung daß die Anthropologie als Erfahrungswiſſenſchaft aufzufaſſen iſt, weil ihr Gegenſtand, der Menſch, uns nur auf empiriſchem Wege bekannt wird, und daher, zunächſt wenigſtens, nur die Aufforderung vorliegt ihn auf demſelben Wege zu unterſuchen welcher für die Erforſchung aller übrigen Naturgegenſtände betreten zu werden pflegt.

Bei dem Verſuche die Aufgabe der Anthropologie zu begrenzen und dieſer Wiſſenſchaft eine eigenthümliche und feſt beſtimmte Stelle unter den ihr zunächſt verwandten Zweigen der menſchlichen Erkenntniß anzuweiſen, fällt unſer Blick zuerſt auf zwei weit auseinanderliegende, in Rückſicht ihres Inhaltes wie in Rückſicht ihrer Methode äußerſt verſchiedene Fächer, die bei aller äußeren Ungleichheit doch dieſe bedeutſame innere Aehnlichkeit miteinander beſitzen, daß ſie beide den Menſchen zum ausſchließlichen Gegenſtande ihrer Betrachtung machen und deſſen Weſen zu erforſchen ſtreben, wir meinen die Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie des Menſchen auf der einen, die Culturgeſchichte mit allen ſich ihr anſchließenden Wiſſenſchaften auf der andern Seite. Legen wir uns daher die Frage vor was auf allen dieſen Gebieten zuſammengenommen geleiſtet wird um das Weſen des Menſchen zu erkennen und ob die dort gewonnenen Reſultate einander ſo ergänzen, daß aus ihrem Vereine dieſe Erkenntniß hervorgeht.

Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie betrachten den Menſchen als Einzelweſen, nicht zwar (wie der praktiſche Arzt und Erzieher) als Exemplar, ſondern als Repräſentanten der Gattung, nicht inſofern er ſich durch particulare zufällige Eigenthümlichkeiten von an-

Digitized by Google

dern Individuen derſelben Gattung unterſcheidet, ſondern inſofern ſich der gemeinſame oder Gattungs-Charakter aller ihm gleichartigen Individuen an ihm darſtellt und die Geſetze denen das äußere und innere Leben aller Einzelnen unterworfen iſt, an ihm ſich wirkſam erweiſen; aber die Betrachtung der Menſchen in ihrem geſellſchaftlichen Zuſammenleben iſt dieſen Wiſſenſchaften fremd, die ganze Summe der geiſtigen Leiſtungen welche erſt aus der vielfach verſchlungenen Wechſelwirkung der Individualitäten hervorgeht und durch den Lauf der Jahrhunderte ſich fortziehend das äußere wie das innere Leben der Geſellſchaft ſo mannigfaltig und ſo durchgreifend umgeſtaltet, fällt außerhalb ihres Geſichtskreiſes. Und wenn auch die Pſychologie nicht ganz darauf verzichtet einen Blick in dieſes Reich zu werfen, ſo ſieht ſie ſich doch genöthigt hier nur an der Pforte ſtehen zu bleiben und ſich meiſt mit einer hiſtoriſchen Schilderung des Thatſächlichen zu begnügen, da die Verwickelung der zuſammenwirkenden Urſachen hier zu groß wird als daß es ihr gelingen könnte den Gang der Ereigniſſe auf pſychologiſche Geſetze zurückzuführen. Sie findet ihren eigenen vorwärts eilenden Schritt gerade da gehemmt, wo das eigenthümliche Feld der Culturgeſchichte beginnt. Dieſe letztere wendet ihr Intereſſe ausſchließlich dem geſellſchaftlichen Zuſammenleben und ſeiner Entwickelung zu, und der Beitrag welchen ſie von dieſem Standpunkte aus zur Erkenntniß des menſchlichen Weſens liefert, iſt ohne Zweifel ebenſo weſentlich als dasjenige was die erwähnten Naturwiſſenſchaften für dieſen Zweck leiſten. Leider aber bleibt eine große Lücke in dieſer Erkenntniß unausgefüllt zurück, denn jene verſchiedenen Theile unſeres Wiſſens ſtehen bis jetzt wenigſtens noch ſehr unvermittelt nebeneinander, während ſie vielmehr helfend und fördernd ineinander eingreifen ſollten.

Dieß zeigt ſich zuerſt ſchon an dem Verhältniß der Phyſiologie zur Pſychologie. Beide pflegen ſo gegeneinander abgegrenzt zu werden, daß ſich die eine mit dem leiblichen, die andere mit dem pſychiſchen Leben allein beſchäftigt; daher bleibt die an ſo vielen Punkten offen zu Tage tretende Wechſelwirkung der phyſiſchen Organiſation mit dem Verlauf und der Geſtaltung des Seelenlebens gewöhnlich unerörtert, denn eine Unterſuchung dieſes Gegenſtandes paßt weder in den herkömmlichen Rahmen der Phyſiologie noch in den der Pſychologie. Und doch ſind gerade für die Frage nach dem Weſen des

Digitized by Google

Menſchen die eigenthümlichen Formen und Arten dieſer Wechſelwirkung von der größten, oft geradezu von entſcheidender Bedeutung. Man berufe ſich nicht zur Entſchuldigung auf die Dunkelheit des Weſens der Seele und alles deſſen was ſich auf ihren Zuſammenhang mit dem Leibe bezieht. Die dahin gehörigen Streitfragen würden ohne Schaden ſogar ganz unberührt bleiben können, wenn man es ſich zur Aufgabe macht zu unterſuchen welchen Werth die leibliche Organiſation mit ihren eigenthümlichen Einrichtungen, ihrer Entwickelung, den periodiſchen und nicht periodiſchen Veränderungen ihrer Zuſtände für das pſychiſche Leben hat, welche Folgen und Einflüſſe von jenen auf dieſes letztere ausgehen, und von welcher Art die Rückwirkungen ſind, die der Leib von pſychiſchen Thätigkeiten erfährt, in welcher Ausdehnung ſie ſtattfinden, worin ihre näheren und entfernteren Reſultate beſtehen.

Noch weit größer und folgenreicher für unſere Erkenntniß des Menſchen als die Lücke welche zwiſchen der Phyſiologie und Pſychologie offen bleibt, iſt diejenige welche ſich zwiſchen dem naturwiſſenſchaftlichen und dem hiſtoriſchen Theile unſeres Wiſſens findet. Die Culturgeſchichte nämlich entwickelt ſich durchgängig ohne Zweifel aus dem Zuſammenwirken von je vier großen ineinandergreifenden Gruppen von Urſachen. Die eine derſelben iſt durch die leibliche Organiſation der Menſchen gegeben. Als der zweite Hauptfactor ſtellt ſich die einem jeden Volke eigene Form ſeines geiſtigen Lebens dar, welche wieder an allen ihm zugehörigen Individuen zu einer eigenthümlichen und vielfach beweglichen Welt der Anſichten Intereſſen und Gefühle ausgeſtaltet erſcheint. Als die dritte Hauptmacht tritt die Naturumgebung des Volkes auf, als die vierte endlich die ganze Summe der ſocialen Verhältniſſe und Berührungen der Einzelnen untereinander, der kleineren und größeren Geſellſchaftskreiſe unter ſich und nach außen. Die Culturgeſchichte für ſich nun pflegt nur den Zweck zu verfolgen, die factiſche Entſtehung und den Verfall der verſchiedenen Civiliſationen in ihrer ganzen Breite darzuſtellen und ihre Urſachen ſo weit als möglich zu ermitteln. Hiermit aber kommt zugleich zu Tage, wie unvermittelt und zuſammenhangslos der naturwiſſenſchaftliche Theil der Lehre vom Menſchen neben dem hiſtoriſchen daſteht; denn wir ſind weit davon entfernt durch eine Philoſophie der Geſchichte, die aus Phyſiologie und Pſychologie hervorwachſen

Digitized by Google

müßte, nachweiſen zu können, warum die Geſchichte bei dieſem Volke den einen, bei jenem einen andern Entwickelungsgang genommen hat, warum es bei dieſem Volke an aller Geſchichte fehlt, bei jenem die Höhe der geiſtigen Leiſtungen ſich nie bis über ein beſtimmtes Maaß erhoben hat — und doch iſt es überall der angeführte Kreis von phyſiologiſchen und pſychologiſchen Factoren allein, der die weſentlichen Bedingungen des hiſtoriſch Gewordenen enthält.

Setzen wir der Anthropologie die Aufgabe dieſe Vermittelung des naturwiſſenſchaftlichen und des hiſtoriſchen Theiles unſeres Wiſſens vom Menſchen zu erſtreben, ſo wird ſie dadurch nicht allein von dem Vorwurfe befreit der ſie bisher traf, eine bloße Zuſammenſtellung erborgten Materiales zu ſein und die Stelle einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft unberechtigter Weiſe in Anſpruch zu nehmen, ſondern ſie wird auch ihren Namen mit um ſo größerem Rechte führen, je mehr das Weſen des Menſchen vor Allem gerade darauf ruht, daß er aus dem Einzelleben heraus und in ein geſellſchaftliches Zuſammenleben mit andern eintritt, in und mit welchem es für ihn erſt zu einer höheren, wahrhaft menſchlichen Entwickelung kommt. Gerade an dieſem Punkte ſeines Uebergangs aus der Iſolirtheit in das geſellſchaftliche Leben hat ihn die Anthropologie zu erfaſſen und die Bedingungen und Folgen ſeiner Weiterentwickelung zu unterſuchen.

Verſuchen wir dieſe Aufgabe der Anthropologie durch ihr Verhältniß zur Geſchichte noch etwas näher zu beleuchten. Für die hiſtoriſche Betrachtung des Menſchen treten die Unterſchiede ſowohl der leiblichen Organiſation als auch der Naturumgebung und ihrer Einflüſſe in den Hintergrund: erſtere, weil die Entwickelung der Civiliſation bis auf wenige und für das Ganze des Menſchengeſchlechtes nicht ſehr bedeutende Ausnahmen bisher auf die ſogenannte kaukaſiſche Raçe beſchränkt geblieben iſt und vielleicht immer beſchränkt bleiben wird; letztere, weil die Geſtaltung des geſammten Menſchenlebens, ſo vollſtändig abhängig ſie urſprünglich von ihrer unmittelbaren Naturumgebung auch iſt — in einer Zeit in welcher es noch keine Geſchichte giebt —, gerade mit der fortſchreitenden Entwickelung der Civiliſation, durch Theilung der Arbeit, durch Erweiterung von Verkehr und Handel, durch Ausbildung von Kunſt und Wiſſenſchaft je mehr und mehr ſich aus dieſer Abhängigkeit herausarbeitet, wenn auch die letztere niemals völlig verſchwindet. Will die Geſchichte

Digitized by Google

die verschiedenen Phasen des civilisirten Menschenlebens in ihrem ganzen Umfange darstellen, so ruht dagegen das Interesse der Anthropologie vorzugsweise auf den Hauptzügen und den größten Unterschieden aller Gestalten des Menschenlebens überhaupt, denn für das Wesen des letzteren sind gerade diese Unterschiede das Wichtigste und am meisten Charakteristische, und es würde eine offenbar einseitige Auffassung des Menschen sein, wenn wir unsern Begriff desselben nur aus der Culturgeschichte entnehmen wollten, uneingedenk der nothwendigen Ergänzung die aus der Betrachtung der culturlosen Völker und des Naturzustandes des Menschen zu ihm hinzukommen muß. Gerade diesen Punkt aber hat die Anthropologie vorzüglich ins Auge zu fassen. Beginnt die Geschichte erst da wo es einigermaßen sichere Ueberlieferungen giebt, wo Schrift vorhanden ist, wo bestimmte Anfänge der Civilisation vorliegen und bereits gesichert sind, findet sie hauptsächlich da zu thun wo gewisse Ziele der Entwickelung zum Theil schon als bewußte Zwecke weiter verfolgt werden, wo ein Volk durch die Macht der historischen Verhältnisse, durch die Einwirkung genialer Individuen die sich aus seinem Schooße erheben oder durch überwältigende Stöße und tiefe Eingriffe die ihm selbst zufällig von außen kommen, in seiner Entwickelung bestimmt wird, so sucht dagegen die Anthropologie alle Völker der Erde zu umfassen, insbesondere auch diejenigen, für die es keine Geschichte giebt, um für den Begriff des Menschen eine möglichst breite und vollständige Basis zu gewinnen, und strebt daraus ein Bild theils von dem zu entwerfen was vor aller Geschichte liegt theils von dem was man im Gegensatze zu der eben berührten Weise der historischen Entwickelung der Völker die natürliche Geschichte der menschlichen Gesellschaft nennen kann, nämlich die naturnothwendige Gestaltung derselben auf einem gegebenen Boden und unter gegebenen stationären äußeren Verhältnissen.

Wir können die Aufgabe welche wir der Anthropologie in ihrem Verhältniß zur Geschichte zugetheilt haben, in den kurzen und jetzt wohl verständlichen Ausdruck zusammenfassen, daß sie die Naturgrundlage der Geschichte zu erörtern habe. Sie grenzt demnach sehr nahe mit der Geographie zusammen ohne jedoch in dieser aufzugehen, denn die räumlichen Gestalten der einzelnen Länder, ihre Verhältnisse untereinander, ihre Producte werden von der Geographie einer selbstständigen Betrachtung unterworfen, welcher allerdings in

Digitized by Google

neuerer Zeit auch die Beziehungen und Einflüſſe dieſer Dinge auf den Menſchen nicht fremd geblieben ſind und nicht fremd bleiben dürfen, ohne daß jedoch dieſe letzteren für ſie den einzigen oder auch nur den hauptſächlichſten Geſichtspunkt abgeben können. Hiervon abgeſehen gehört aber auch das was die Naturgrundlage der Geſchichte ausmacht nur zum kleineren Theile dem Gebiete der Geographie an. Man überzeugt ſich hiervon leicht, wenn man die Anforderungen erwägt, denen eine Unterſuchung dieſes Gegenſtandes zu genügen haben würde.

Da der Menſch in der Geſchichte weder bloß als lebendiger Leib auftritt, wie ihn die Phyſiologie betrachtet, noch bloß als geiſtig lebendiges Weſen, wie ihn die Pſychologie auffaßt, ſondern als ein eigenthümlicher Verein phyſiſchen und pſychiſchen Lebens, die ſich gegenſeitig in der mannigfaltigſten Weiſe bedingen und zuſammenwirken, ſo iſt er zuerſt als dieſes Ganze, in der Wechſelwirkung ſeiner phyſiſchen Organiſation mit ſeinem pſychiſchen Leben zu betrachten, denn nur als dieſes Ganze erſcheint er als die elementare Grundlage der Geſchichte. Ferner entſteht im Intereſſe der Geſchichte die Frage nach dem äußeren Umfange und der inneren Zuſammengehörigkeit des Menſchengeſchlechtes, es fragt ſich in welcher Ausdehnung der Begriff des Menſchen zur Anwendung zu bringen iſt, ob die ſämmtlichen Individuen und Völker welche die gemeine Auffaſſung dieſem Begriffe unterzuordnen pflegt, ohne Unterſchied eines und deſſelben Weſens ſind, ob ſie einer Art angehören, oder ob es ſpecifiſche Verſchiedenheiten giebt in der phyſiſchen und pſychiſchen Begabung der einzelnen Menſchenſtämme, ſo daß die Geſchichte berechtigt wäre einige der letzteren entweder von ihrer Betrachtung ganz auszuſchließen und ſie der Zoologie zu überweiſen oder doch ihrer Benutzung als bloßer Haus- und Laſtthiere von Seiten der höher organiſirten und eigentlichen Menſchen das Wort zu reden. Mit dieſer Frage ſteht eine andere in nächſter Verbindung, die im vorigen Jahrhunderte längere Zeit hindurch die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hat, jetzt aber faſt ganz verſchollen zu ſein ſcheint — die Frage nach dem Naturzuſtande des Menſchen. Blicken wir auf die Behandlung die ſie erfahren hat, ſo kann uns ihre jetzige Vernachläſſigung wenig wundern, denn bei dem in früherer Zeit ſo ſpärlichen Zufluß des empiriſchen Materiales das zur Bearbeitung dieſer

Digitized by Google

Aufgabe erforderlich ist, erging man sich meist in mehr rednerischen Versuchen um die Lieblingsmeinungen zu begründen, die man sich über den Naturmenschen auf dem Grunde anderer Lieblingsmeinungen von politischer und religiöser Art bereits gebildet hatte. Gerade dieser Punkt ist indessen für die Gesammtansicht die von der Geschichte des Menschengeschlechts zu fassen ist, von so großer Wichtigkeit, daß er am wenigsten ununtersucht bleiben darf wo es sich um das Wesen des Menschen und um die Grundlage seiner Geschichte handelt; nur wird man sich bei dieser Erörterung stets gegenwärtig zu erhalten haben, daß der Naturzustand nicht aus abstracten Begriffen, sondern auf empirischem Wege zu ermitteln ist. Die vierte Hauptaufgabe der Anthropologie ist die der Ethnographie oder Ethnologie, die sich mit der Untersuchung der Stammverwandtschaften der einzelnen Völker und Völkerstämme beschäftigt. Mit ihr tritt die Anthropologie so nahe an die Geschichte des Menschengeschlechts selbst heran und in die Vorgeschichte desselben hinein, daß es fast als willkürlich erscheint, ob man diesen Zweig des Wissens als einen Theil der ersteren oder der letzteren betrachtet. Nur das genaueste und vielseitigste historische Detailstudium vermag auf diesem Gebiete wissenschaftliche Auskunft zu geben, und die glänzenden Resultate zu denen hier in neuerer Zeit namentlich die deutsche Linguistik geführt hat, stehen auf diesem Felde zugleich als eindringliche Warnungen da gegen die Fehler, welche man in der Bestimmung der Verwandtschaften der Völker und in ihrer Zusammenordnung zu größeren Gruppen oder Raçen begangen hat und noch begeht, indem man sich zu ausschließlich von anthropologischen Gesichtspunkten mit Vernachlässigung der historischen leiten ließ.

Anmerkung. Daß die Begriffsbestimmung welche neuerdings Latham (Man and his migrations. Lond. 1851) der Anthropologie gegeben hat, in zu enge Grenzen eingeschlossen ist, wird nach dem Vorstehenden keiner weiteren Erläuterung bedürfen. Er unterscheidet zunächst die Natur- und die Culturgeschichte des Menschen: jene betrachte ihn als animalisches, diese als moralisches Wesen. Die Naturgeschichte des Menschen theilt er ein in die Anthropologie, welche die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten des Menschen im Gegensatz zum Thiere behandele, und in die Ethnologie, welche die Lehre von den Raçen oder Varietäten des Menschengeschlechtes enthalte. Von der ersteren sollen (nach p. 74) die Völker nur nach ihren physischen Aehnlichkeiten classificirt und daher z. B. Hottentotten, Eskimos und Feuerländer zusammengeordnet werden, um daraus die Art und Macht der Wirksamkeit äußerer Einflüsse auf den Menschen abzuleiten, in der Ethnologie dagegen sollen die Völker nach ihrer Stammverwandtschaft gruppirt auftreten.

Digitized by Google

Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes als Art und über den Naturzustand des Menschen.

Wer zu einem richtigen Begriffe vom Menschen gelangen will, darf diesen nicht ausschließlich als Einzelwesen auffassen, denn der Mensch ist nach dem bekannten treffenden Ausdrucke des Aristoteles nothwendig ein gesellschaftliches Wesen, als Einzelwesen kann er nicht vollständig verstanden werden. Dürfen deshalb Anatomie und Physiologie nicht den Anspruch erheben das Wesen des Menschen für sich allein zu bestimmen, so vermögen sie dieß auch (wie die frühere Erörterung des Begriffes der Anthropologie gezeigt hat) im Bunde mit der Psychologie nicht zu leisten, welche vorzüglich auf die Selbstbeobachtung des eigenen Innern gegründet, mit ihrer Erkenntniß nur wenige Schritte über den Menschen als Einzelwesen hinausführt. Zwar trägt das gesellschaftliche Leben in das er eingeht für den Einzelnen Vieles dazu bei, ihn das kennen zu lehren was in seinem Innern vorgeht, indem es ihn dieses an Andern wie in einem Spiegel zeigt und ihm sogar manches in äußerlich anschaulicher Gestalt vor Augen stellt, was seiner Selbstbeobachtung ohne die Hülfe dieser Analogie nur schwer oder niemals zu enträthseln gelingen würde, aber gleichwohl ist auch das auf diese Weise so sehr erweiterte Feld der Beobachtung noch viel zu eng begrenzt als daß es genügen könnte aus ihm allein den Begriff des Menschen zu entnehmen. Um unsern Gesichtskreis noch weiter auszudehnen, wenden wir daher den Blick der Geschichte eines ganzen Volkes und von dieser der gesammten Culturgeschichte zu. Doch auch diese Grundlage ist noch nicht umfassend genug, wir bedürfen um das Wesen des Menschen richtig zu erkennen als Basis der Kenntniß der gesammten Menschheit; diese Kenntniß selbst aber läßt sich nicht gewinnen, sie läßt sich nicht einmal als Aufgabe in einem hinreichend bestimmten Sinne denken, wenn nicht die

Digitized by Google

feſte Begrenzung des Umfanges der dem Menſchengeſchlechte zukommt, vorausgegangen und die Frage beantwortet iſt ob das geſammte Menſchengeſchlecht der Art nach eines ſei oder, wenn nicht, in welche engeren Grenzen dieſer Artbegriff einzuſchließen ſei.

Die Frage, ob die Individuen, die wir als Menſchen zu bezeichnen gewohnt ſind, alle eines Weſens ſeien oder ob es feſte ſpecifiſche Unterſchiede unter ihnen gebe, iſt für alle Wiſſenſchaften von Wichtigkeit, weil ſie zu allgemeingültigen Reſultaten gelangen wollen. Mag die Erkenntniß deren der Menſch fähig iſt, eine abſolute und für alle denkenden Weſen überhaupt gültige oder nur eine relative, nur für ſeinen eigenthümlichen Standpunkt nothwendige ſein, ſo bleibt doch all ſein Denken und Wiſſen immer ein ſpecifiſch menſchliches und es kann ihm daher überhaupt nur daran liegen, daß es rein menſchlich und für die Menſchen allgemein gültig ſei, denn jeder Verſuch ſich im Streben nach Wahrheit von dem eigenen Weſen unabhängig zu machen und ſich über den Kreis von Bedingungen zu erheben an welche die Natur uns gebunden hat, würde einem Verſuche gleichkommen durch den Gebrauch bloß eingebildeter Flügel ein Ziel zu erreichen, nach welchem die Füße in Bewegung zu ſetzen man zu unbequem fände. Je öfter aber ſolche Verſuche ſchon gemacht worden ſind, als deſto dringender erſcheint die Aufforderung von ihnen abzulaſſen. Das Weſen des Menſchen iſt für alle Wahrheiten welche zu Tage gefördert werden, in doppelter Weiſe ein gemeinſamer nothwendiger Beziehungspunkt, theils inſofern es der unvermeidliche Durchgangspunkt und dadurch Mitbedingung aller Erkenntniß überhaupt iſt, theils inſofern erkannte Wahrheiten auf Allgemeingültigkeit Anſpruch machen und darum eine Begründung verlangen nicht durch individuelle und bloß ſubjective, ſondern durch allgemein menſchliche Erfahrungen Vorſtellungen und Begriffe. Wir dürfen es daher als eine gemeinſam nothwendige Vorausſetzung aller Wiſſenſchaften bezeichnen, daß es ein allgemeines und unveränderliches Weſen des Menſchen wirklich gebe, es ſei denn daß wir uns mit unſerm Wiſſen auf den nicht ſchwer zu widerlegenden rein empiriſtiſchen Standpunkt ſtellten, welchem das Allgemeine nichts weiter bedeutet als dasjenige was einen relativ hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit in Anſpruch nehmen darf, weil es zu den verſchiedenſten Zeiten, unter den verſchiedenſten Umſtänden und für Menſchen von dem verſchie-

Digitized by Google

denſten Bildungsgrad und Bildungsgang ſich zu beſtätigen und von ihnen in annähernd gleicher Weiſe für wahr gehalten zu werden pflegt.

Von beſonderem Intereſſe aber iſt die Frage nach der Art-Einheit des Menſchengeſchlechtes und nach dem Weſen des Menſchen für diejenigen Wiſſenſchaften, welche das Gebiet des Geiſtes behandeln. Dieſe nämlich pflegen zur Grundlage ihrer ganzen Entwickelung die abſtracten Vorſtellungen zu machen die ſich über das geiſtige Leben, über deſſen Bedeutung und Zuſammenhang, auf der jedesmaligen Culturſtufe des Volkes dem ſie angehören als allgemein geläufige vorfinden. Wo ſollten dieſe Wiſſenſchaften auch ihre Anfangspunkte hernehmen für logiſche, pſychologiſche, ethiſche, religiöſe, äſthetiſche Ueberlegungen als aus dem Vorſtellungskreiſe des Volkes aus dem ſie ſelbſt hervorgegangen ſind? Allerdings wird der Forſcher bei der Aufnahme dieſer Vorſtellungen nicht ohne Kritik verfahren, er wird die Geſchichte ihrer Entwickelung beim Einzelnen, bei ſeinem eigenen Volke und in der ganzen Culturgeſchichte überhaupt zu Rathe ziehen. Eben dieß führt ihn aber endlich dahin die geſammte Menſchheit in dieſer Rückſicht in den Kreis ſeiner Unterſuchung zu ziehen, da er ſich, einmal eingetreten auf das weite Feld der Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Begriffe, der Ueberzeugung nicht entſchlagen kann, daß ein zu beſchränkter Begriff vom Menſchen und deſſen geiſtigem Weſen viele ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſichten verderben müßte.

Hat man zwar noch nicht leicht daran gezweifelt daß für alle Menſchen dieſelben Denkgeſetze gelten (obwohl auch dieß nur unter der Vorausſetzung ihrer ſpecifiſchen Einerleiheit ſicher ſteht), ſo iſt es doch ſchon öfter Gegenſtand des Streites geweſen, ob alle derſelben intellectuellen und moraliſchen Entwickelung fähig ſeien, ob das Gewiſſen bei allen auf gleiche Weiſe ſpreche, ob dieſelbe Religion der geiſtigen Faſſungskraft und dem gemüthlichen Bedürfniſſe aller zu entſprechen vermöge. Wer hierauf verneinend antwortet und die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art leugnet, der wird das Weſen des Menſchen aus dem Studium etwa der ſogenannten kaukaſiſchen Raçe allein zu gewinnen ſuchen und ſeine theoretiſchen Anſichten über Recht Sittlichkeit und Religion auf weſentlich andere Grundlagen ſtellen als der Anhänger der entgegengeſetzten Anſicht. Er erhält alsdann eine Rechtslehre und eine Moral, deren Geſetze nur für einen Theil der Menſchheit bindend ſind, denn ob es für die andern Men-

Digitized by Google

ſchenarten die er annimmt Verhältniſſe gäbe die unſern rechtlichen und moraliſchen Verhältniſſen analog wären, und wenn dieß der Fall iſt, welche Beſchaffenheit und Ausbildung ſie beſäßen, würde erſt durch eine weitere Unterſuchung feſtzuſtellen ſein, und daſſelbe würde von den religiöſen, den äſthetiſchen Vorſtellungen und ſo fort gelten. Giebt es verſchiedene Menſchenarten, ſo giebt es auch eine natürliche Ariſtokratie unter ihnen, ein Herrſchergeſchlecht der Weißen den niederen Raçen gegenüber, die durch ihre Geburt zum Dienſte jenes Adels der Menſchheit beſtimmt, etwa wie Hausthiere zu zähmen abzurichten und auszunutzen, nach Umſtänden wohl auch zu mäſten oder zu phyſiologiſchen und andern Experimenten zu verwenden, nichts moraliſch Verwerfliches hätte. Sie einer höheren Sittlichkeit und Geiſtesbildung entgegenführen zu wollen, würde ebenſo thöricht ſein, als wenn jemand Pfirſiche auf Lindenbäumen durch Veredlung zu erzielen oder Affen ſprechen zu lehren ſich bemühte. Wo ſich die niederen Raçen unbrauchbar zum Dienſte der Weißen zeigten, würde man ſie ihrer Rohheit und Wildheit zu überlaſſen haben als ihrem unabänderlichen Schickſale und ihrer natürlichen Beſtimmung. Alle Vertilgungskriege, wo jene den Weißen im Wege ſind, wenn auch nicht die gegen ſie verübten Grauſamkeiten, fänden dann nicht etwa ihre Entſchuldigung, ſondern vielmehr ihre einfache und volle Rechtfertigung darin, daß eben nur ein phyſiſches Daſein durch ſie zerſtört würde, das ohne Sinn und Befähigung für höhere geiſtige Entwickelung dem Untergange preisgegeben werden darf, wo dieſer als das Mittel erſcheint einer höheren und reicheren Lebensgeſtalt Raum zu ſchaffen.

Dieſe und ähnliche Conſequenzen bringt die Anſicht daß es ſpecifiſche Verſchiedenheiten unter den Menſchen gebe, als völlig unverfänglich mit ſich, wenn auch (wie ſo häufig) unter denen die den Satz vertheidigen nur wenige ſein mögen die ſeine Folgen auf ſich zu nehmen ſich entſchließen. Es geht hieraus hervor daß es offenbar ganz andere und viel weiter greifende Intereſſen ſind welche der Frage nach der Einheit des Menſchengeſchlechtes ihre Bedeutung geben als der ſo oft erhobene, vielleicht unlösbare Zweifel über die Abſtammung der Menſchen von einem oder mehreren Paaren und der Streit der Meinungen über die Feſtigkeit oder Flüſſigkeit der Raçentypen. Vielmehr erhält der letztere ſein Hauptintereſſe zum Theil ſelbſt erſt aus den angedeuteten Geſichtspunkten.

Digitized by Google

Aus dieſem Grunde würde es denn auch eine falſche Auffaſſung der Sache ſein, die indeſſen bei Naturkundigen nicht gar ſelten iſt, wenn man meinte aus naturhiſtoriſchen Gründen für oder gegen die Variabilität jener Typen allein über die Art-Einheit des Menſchengeſchlechtes entſcheiden zu können, denn auf welche von beiden Seiten man ſich auch in der Frage über die Veränderlichkeit des äußeren Menſchen ſtellen mag, man wird ſich dennoch dafür erklären müſſen, daß es keine ſpecifiſchen Unterſchiede unter den Menſchen gebe, wenn ſich zeigen ſollte daß ſie alle dieſelben Fähigkeiten beſitzen die nur in verſchiedenen Graden zur Entwickelung gelangen und daß die verſchiedene Entwickelungshöhe die ſie erreichen nur durch die äußeren Umſtände und Lebensverhältniſſe bedingt iſt, unter deren Einwirkung ſie ſtehen. Möchten ſich auch einige äußere und innere Unterſchiede bei gewiſſen Menſchenſtämmen als conſtant zeigen — was ja ſelbſt in Rückſicht auf Völker von demſelben urſprünglichen Stamm kaum in Abrede geſtellt werden kann —, wenn man bei ihnen keine Verſchiedenheit in der Form und Art der Entwickelung des geiſtigen Lebens nachweiſen, wenn ſich nicht darthun läßt daß einige unter gleich günſtigen oder ſogar noch günſtigeren äußeren Entwickelungsbedingungen durch die Beſchränktheit ihrer eigenen Natur dennoch auf einer niedrigeren Stufe zurückgehalten werden als andere, ſo kann der Beweis für die ſpecifiſche Verſchiedenheit noch nicht als geliefert betrachtet werden.

Wir wollen hiermit nicht die Behauptung aufſtellen daß, ſo groß und ſo conſtant die äußeren Verſchiedenheiten unter Menſchen auch ſein möchten, dennoch aus nachweislich gleicher geiſtiger Begabung folge daß ſie einer und derſelben Art angehörten, vielmehr erkennen wir die gleiche Berechtigung naturhiſtoriſcher und pſychologiſcher Gründe in dieſer Frage vollkommen an, nur dazu können wir uns nicht entſchließen die letzteren im Ganzen für unwichtiger zu erklären als die erſteren oder ſie, wie ſo oft geſchieht, als eine bloße Nebenſache kaum der Beachtung werth zu halten. Die Frage ob man ſich für oder gegen Art-Einheit zu entſcheiden haben würde, wo beträchtliche und conſtante leibliche Verſchiedenheiten mit gleicher geiſtiger Begabung oder phyſiſche Gleichheit mit pſychiſcher Verſchiedenheit zuſammenträfen, können wir glücklicher Weiſe ganz auf ſich beruhen laſſen, da ſie ſo gut wie keine praktiſche Bedeutung hat: die Natur ſcheint uns

dieſe Verlegenheit erſpart zu haben, indem ſie überall mit gleichen äußeren Charakteren auch gleiche pſychiſche Begabung verband, ohne daß ſie jedoch (bei Individuen ſo wenig als bei ganzen Völkern und Stämmen) einen ſtrengen Parallelismus der äußeren und inneren Bildung als Geſetz feſtgehalten hätte. Läßt ſich ein ſolcher Parallelismus, wie neuere Forſcher gezeigt haben (vgl. namentlich Volkmann, Artikel „Gehirn“ in Wagner's Handwörterb. der Phyſiol.) in der Thierreihe nicht allgemein durchführen, indem hier nicht durchgängig die Höhe der Organiſation der des geiſtigen Lebens entſpricht, und bleibt es auch innerhalb des Menſchengeſchlechts noch zweifelhaft, ob den Stufen der geiſtigen Entwickelung überall ein Stufengang leiblicher Ausbildung überhaupt und namentlich des Gehirns gegenüberſtehe, ſo hat ſich doch bis jetzt weder bei Thieren noch bei Menſchen ein Streit der phyſiſchen und der pſychiſchen Begabung in der Art gefunden, daß mit ſpecifiſcher Gleichheit der einen ſpecifiſche Ungleichheit der andern verbunden geweſen wäre.

Mag es als gerechtfertigt erſcheinen daß man die Thiere, von deren pſychiſchem Leben wir noch ſo Weniges wiſſen, nur nach ihrer äußeren Organiſation claſſificirt, ſo würden wir doch beim Menſchen unſre Unkenntniß ſeines inneren Lebens als Grund einer Betrachtung deſſelben bloß von der phyſiſchen Seite nicht geltend machen dürfen. Und ſelbſt darin liegt eine Verdrehung der Sache daß Cuvier (Thierreich, überſetzt von Voigt, I. S. 5) um pſychologiſche Geſichtspunkte von der Eintheilung des Thierreiches fern zu halten und wo möglich für immer abzuweiſen, vorſchützt, alle Lebensäußerungen die bloß zeitweiſe oder momentan aufträten, ſeien als Eintheilungsgründe unbrauchbar. Das pſychiſche Leben jeder Thierart iſt ohne Zweifel ebenſo conſtant und ebenſo dauernd als das leibliche, aber es iſt allerdings der Unterſuchung weit unzugänglicher. Dieß ſollte jedoch nicht verleiten zu vergeſſen oder doch das Eingeſtändniß zurückzuhalten, daß alle Claſſificationen der Thiere die ausſchließlich auf ihre organiſchen Eigenthümlichkeiten begründet ſind, nur als vorläufige gelten können, und daß ſie nur aus den uns zugänglichſten Geſichtspunkten entworfen, keine abſolute und allgemeingültige Bedeutung beſitzen, weil ſie die Sache der ſie gelten nicht einer allſeitigen und erſchöpfenden Betrachtung unterworfen haben und darum weit von dem Ideale entfernt bleiben das ihnen vorſchweben muß. Was aber

Digitized by Google

vollends den Menſchen betrifft, ſo reicht für ihn die Beobachtung des Leiblichen und ſeiner Veränderungen am wenigſten aus um eine Eintheilung zu entwerfen und die Frage nach der Art-Einheit zu entſcheiden, weil der Charakter der Menſchlichkeit zuerſt und vor Allem in der ſpeciſiſchen Entwickelung des geiſtigen Lebens und erſt ſecundär in der Leiblichkeit als dem Träger dieſes geiſtigen Gehaltes beſteht. Daher müßte es ſogar als ziemlich gedankenlos bezeichnet werden, wenn jemand ihn *nur* als naturhiſtoriſches Object behandeln und nach ſeiner Aeußerlichkeit in Raçen oder Arten abtheilen wollte, ohne Rückſicht darauf daß die tiefſten Unterſchiede der Individuen wie der Völker auf dem Gebiete des Geiſtes liegen. Wenn es z. B. *Bory de St. Vincent* (L'homme. 2. edit. 1857. II. 62) unzweifelhaft fand daß der Neger trotz ſeines kleineren Gehirnes dieſelbe geiſtige Befähigung beſitze wie der Oeſterreicher, den er freilich albern genug den Böotier Europa's nennt, dieſelbe wie ⅘ der Franzoſen, und wenn er allen ſeinen Menſchenarten (p. 129) denſelben Grad von Perfectibilität und 9 Europäern unter 10 keine höhere Begabung zuſchreibt als den Hottentotten, ſo darf man hierin eine vollſtändige Zurücknahme ſeiner Lehre von der Artverſchiedenheit der einzelnen Hauptſtämme des Menſchengeſchlechtes erblicken.

Aus den eben entwickelten Gründen zerfällt unſere Unterſuchung über die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art in zwei Abtheilungen, deren eine zu erörtern hat, ob alle Menſchen ihrer Leiblichkeit nach aus naturhiſtoriſchen, die andere ob ſie in Rückſicht ihrer geiſtigen Entwickelung aus pſychologiſchen Gründen als einer und derſelben oder verſchiedenen Arten angehörig zu betrachten ſind.

Digitized by Google

Erſter Theil.

Naturhiſtoriſche Unterſuchung.

Der Begriff der Art beruht überall wo wir ihn bilden auf der Thatſache daß ſich in allem Wechſel der Erſcheinungen die typiſche Gleichheit der Naturweſen erhält. Zwiſchen dem unorganiſchen und dem organiſchen Reiche der Natur beſteht in dieſer Rückſicht nur der Unterſchied, daß auf dem Gebiete des Organiſchen der Spielraum entweder bedeutend größer oder doch weit augenfälliger iſt, welchen die Naturgeſetze innerhalb der conſtanten Bildungstypen für die Verſchiedenheiten der Einzelweſen noch offen laſſen, und daß die Erhaltung der Typen nur durch Fortpflanzung der ihnen angehörigen Individuen geſchehen kann. Hiervon abgeſehen, iſt die Bedeutung des Artbegriffes für organiſche und unorganiſche Weſen ganz dieſelbe: er bezeichnet die Conſtanz des Complexes der in der Natur regelmäßig zuſammen vorkommenden Merkmale.

Ohne auf den mannigfaltigen Mißbrauch hier einzugehen den man namentlich in der Philoſophie mit dieſem Begriffe getrieben hat, mag es genügen zu bemerken, daß die Arten demnach weder bloß ſubjective Abſtractionen ſind die wir nur bilden um uns in dem unermeßlichen Reichthum der Naturproducte zu orientiren und eine geordnete Ueberſicht über ſie zu gewinnen, noch auch Muſterbilder oder Zweckbegriffe die als wirkende Principien aller Naturproduction zu Grunde lägen. Vielmehr ſind ſie nichts Anderes als empiriſche Geſetze der Naturproduction, denn dem conſtanten Zuſammentreffen gleicher Merkmale muß überall auch ein conſtantes Zuſammenvorkommen, ein conſtanter Complex von Naturbedingungen entſprechen der jenen als Urſache zu Grunde liegt.

So lange man nun durch den Artbegriff nichts weiter bezeichnet als die typiſche Gleichheit der Naturerſcheinungen, die regelmäßig wiederkehrenden Merkmalcomplexe ſelbſt und mittelbar die empiriſchen Geſetze oder die regelmäßige Wiederkehr der nämlichen Urſachencomplexe durch welche jene typiſche Gleichheit erhalten wird, ſpricht der Artbegriff mit Ausſchluß alles Hypothetiſchen nur den Thatbeſtand deſſen aus was die Beobachtung vorfindet und iſt daher, für ſich allein betrachtet, völlig unverfänglich und ohne alle Schwierigkeit. Verlangt man aber, da es nirgends in der Natur an individuellen Unterſchieden der Einzelweſen untereinander fehlt, daß in den Artbegriff die Angabe eines Kriteriums mit aufgenommen werde nach welchem ſich entſcheiden laſſe wie groß der Variationskreis eines jeden Typus, d. h. welche engeren oder weiteren Grenzen für einen jeden anzunehmen ſeien, oder welche Größe und Beſchaffenheit der Differenzen unter Individuen uns berechtige ſie zu verſchiedenen oder zu denſelben Typen zu rechnen, ſo wird die Definition des Artbegriffes ſchwierig — oder genau geſprochen, nicht dieſe Definition (denn das verlangte Kriterium geht ſie ſelbſt nichts an), ſondern nur die Feſtſtellung einer Regel über die Weite des Variationskreiſes eines jeden Typus, um die es ſich eigentlich hierbei allein handelt, die Feſtſtellung einer Regel, nach welcher die Anwendung des Artbegriffes auf die vorliegenden Naturerſcheinungen vorzunehmen iſt, und dieſe Anwendung ſelbſt iſt mit Schwierigkeiten verbunden. Der einzige vollgültige poſitive Beweis dafür daß eine gewiſſe Summe von Individuen derſelben Art angehört, liegt nämlich darin daß ihre Stammeseinheit unmittelbar dargethan wird, und es kann deshalb in allen zweifelhaften Fällen die Frage nach der Arteinheit eigentlich nur entſchieden werden durch Schlüſſe nach der Analogie mit ſolchen Fällen, für welche der Nachweis der Stammeseinheit als vollkommen bündig geliefert gelten muß. Da aber über die Größe des Variationskreiſes und mit ihr über die Frage nach der Einheit oder Verſchiedenheit der Abſtammung einer Summe von ähnlichen Individuen nur in verhältnißmäßig ſeltenen Fällen aus directer Beobachtung entſchieden werden kann, ſo bleibt bei der geringen Tragweite und der Unſicherheit der von da zu entnehmenden Analogieen dem Zweifel über die Art-Einheit und Art-Verſchiedenheit in vielen Fällen ein großer Spielraum offen. Es iſt dies um ſo mehr der Fall, als einer-

Digitized by Google

seits sogar innerhalb desselben Stammes nicht selten die späteren Generationen erhebliche Abweichungen von den früheren zeigen deren letzte Grenze sich nirgends mit voller Sicherheit bestimmen läßt, anderseits aber auch manche dieser erst im Laufe der Zeit entstandenen Abweichungen von den Stammeltern sich so constant fortpflanzen können, daß sich kaum mit Gewißheit behaupten läßt daß sie niemals die absolute Constanz erhalten die man den Artmerkmalen selbst zuzuschreiben pflegt. Diese thatsächlichen Verhältnisse werden durch den Ausdruck Varietät bezeichnet, und diese ist theils bloß individuell oder überhaupt von vorübergehender Art, theils mehr oder weniger permanent, in welchem Falle sie Raçe heißt. Die Schwierigkeiten welche die Anwendung des Artbegriffes findet, lassen sich daher auch auf den Ausdruck bringen, daß es darum zu thun sei die Art von der permanenten Varietät oder Raçe zu unterscheiden.

Wir werden die hauptsächlichsten Versuche welche man in dieser Richtung gemacht hat, etwas näher betrachten müssen, um den Weg zu finden auf welchem unsere Untersuchung über die Art-Einheit des Menschengeschlechtes fortzuschreiten hat und zugleich das verschiedene Gewicht der Gründe kennen zu lernen, von denen sie ihre Entscheidung auf dem naturhistorischen Gebiete zu erwarten hat.

Die allgemeinste Anerkennung scheint in der beschreibenden Naturwissenschaft jetzt die Bestimmung des Artbegriffes gefunden zu haben, welche Cuvier gegeben hat*: zu derselben Art gehören alle diejenigen Individuen welche von einander oder von gemeinsamen Eltern abstammen und diejenigen welche ihnen so stark gleichen als diese einander selbst, d. h. so stark als Eltern und Kinder. Prichard's Angabe, daß der Artbegriff gesonderte Abstammung und constante Uebertragung der organischen Eigenthümlichkeiten in sich schließe, ist mit dieser Bestimmung identisch. Sie unterliegt in der That keinem theoretischen Zweifel, aber dafür leistet sie auch für die Entscheidung der praktischen Frage wenig oder nichts, an welchen Kennzeichen sich artgleiche von artverschiedenen Individuen unterscheiden lassen, denn die Schwierigkeit, um deren Lösung es sich handelt, ist eben die, ein unterscheiden-

* La réunion des individus descendus l'un de l'autre ou de parents communs, et de ceux qui leur ressemblent autant qu'ils se ressemblent entre eux (Règne animal. 2. éd. I, 16).

Digitized by

des Merkmal aufzuſtellen für die große Anzahl von Fällen in denen wir von der Abſtammung nichts wiſſen und in denen zugleich die Aehnlichkeit der Individuen geringer iſt als die zwiſchen Eltern und Kindern oder Stammverwandten überhaupt gewöhnliche. Zu einem ſolchen Merkmale ſind überhaupt nur Beſtimmungen brauchbar die ſich durch Beobachtung beſtätigen oder widerlegen laſſen, dieß iſt aber in Rückſicht gemeinſamer Abſtammung, abgeſehen von einzelnen Beiſpielen, nicht der Fall, denn über die weiter zurückliegenden Generationen ſind faſt überall nur einige mehr oder weniger wahrſcheinliche Muthmaßungen möglich. Zu dieſem Mangel kommt indeſſen noch ein zweiter von viel größerer Bedeutung.

Wird man zwar, wie wir bereits gethan haben, bereitwillig zugeſtehen daß aus Einheit der Abſtammung Einheit der Art folge, wird man auch vollkommen damit einverſtanden ſein daß das Intereſſe der Zoologie und der beſchreibenden Naturwiſſenſchaften überhaupt den Geſichtspunkt der Stammeseinheit hauptſächlich hervorhebe und feſthalte, da es ihnen um die Verbreitung und Geſchichte der organiſchen Weſen vor Allem zu thun iſt, ſo erſcheint es doch keineswegs als unverfänglich die Begriffe von Stammeseinheit und Arteinheit geradezu miteinander zu identificiren, wie dieß nach Anleitung jener Definition gewöhnlich geſchieht und u. A. auch von Prichard geſchehen iſt, indem er geſonderte Abſtammung und urſprüngliche Verſchiedenheit der Charaktere als völlig gleichgeltende Ausdrücke zu betrachten und zu gebrauchen pflegt. Trotz dieſer öfters von ihm begangenen Verwechſelung der Begriffe ſagt er ſehr richtig und vorſichtig (Ueberſ. I, 142) „das Wort Species darf nur gebraucht werden von einem Inbegriff von Individuen, bei denen nichts im Wege ſteht daß wir ſie als die Abkömmlinge eines Stammes betrachten," d. h. die wir nicht genöthigt ſind auf verſchiedene Stämme zurückzuführen, obwohl für ſie (wie wir jetzt noch hinzufügen müſſen) damit noch ganz unentſchieden und vielleicht ſogar unentſcheidbar bleibt, ob ſie von einem oder von vielen, und im letzteren Falle wieder ob ſie von vollkommen oder nicht vollkommen gleichen Paaren wirklich abſtammen. Iſt man geneigt anzunehmen oder denkt man es ſich doch als möglich daß alle oder auch nur einige Thierarten von mehreren Urpaaren abſtammen, ſo muß ſchon dieß davor warnen daß man die Begriffe von Art- und Stammeseinheit völlig zuſammen-

BIBLIOTECA NAZ. ROMA

Digitized by Google

fallen lasse. Will man daher den Artbegriff und den ganzen Kreis seiner Anwendung nicht von vornherein auf einen schwankenden Boden stellen, so wird man jene Beziehung auf gemeinsame Abstammung von ihm fernhalten müssen. Es erscheint dieß als nothwendig, damit er nicht zu eng gefaßt werde und damit alles bloß Hypothetische von ihm ausgeschlossen bleibe. Der Begriff der Arteinheit einer Summe von Individuen beruht, wie wir früher gesehen haben, in dem Reiche der organischen wie in dem der unorganischen Wesen ursprünglich ganz allein auf der Gleichheit ihres inneren und äußeren Wesens, auf dem regelmäßigen Sichzusammenfinden derselben wesentlichen Merkmale, durch das aber über die Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit des Ursprunges bei Thieren oder Pflanzen noch nichts mitentschieden wird; vielmehr ist die gemeinsame Abstammung oder Stammeseinheit eine bloß wahrscheinliche Folgerung aus der thatsächlich vorliegenden Gleichheit des Wesens, weil die Fortpflanzung als der einzige Weg der Erhaltung und Uebertragung derselben sich ausweist. Aus diesem letzteren Grunde und nur aus diesem dürfen organische Wesen die derselben Art zugetheilt werden sollen, keine größeren Unterschiede zeigen als diejenigen sind, welche sich an Individuen desselben Stammes wirklich nachweisen lassen, aber es bleibt dessenungeachtet sehr wohl möglich daß Individuen deren Differenzen den Spielraum der Veränderlichkeit nicht überschreiten in welchem sich derselbe Stamm bewegt, dennoch nicht von demselben Elternpaar, ja nicht einmal von vollkommen sich gleichenden Eltern abstammen — und doch würde man in einem solchen Falle vollkommen berechtigt sein sie zu derselben Art zu zählen.

Wir werden demgemäß zwar den Satz festhalten daß aus erwiesener Stammeseinheit die Einheit der Art folge, nicht aber den andern, der mit Unrecht oft von Zoologen für untrennbar von ihm gehalten wird, daß gesonderte Abstammung, wo sie sich darthun läßt, ein ausreichender Beweis für Artverschiedenheit sei. In Fällen von dieser letzteren Art ist man in neuerer Zeit gewöhnlich so verfahren, daß man ähnliche Typen, die bisher für bloße Varietäten gegolten hatten, für verschiedene Arten erklärte, wenn diese Typen entweder bestimmt gegeneinander abgegrenzten räumlichen Gebieten angehörten oder anscheinend für sie unübersteigliche Hindernisse der Wanderung aus einem Gebiete in das andere vorlagen: so führt Agassiz u. A.

Digitized by Google

den aſiatiſchen und den africaniſchen Löwen*, Vogt die Gemſe der Pyrenäen und der Alpen, den Mouflon in Sardinien und in Klein-Aſien an, die trotz geringer oder gänzlich mangelnder Unterſchiede doch nicht zu einem Stamme und daher auch nicht zu einer Art gerechnet werden könnten. Namentlich hat Giebel (Tagesfragen aus d. Naturgeſch. 1857, S. 69) eine größere Anzahl von Beiſpielen zuſammengeſtellt die zu beweiſen ſcheinen, daß die Annahme einzelner Urpaare für die einzelnen Thierarten in vielen Fällen unhaltbar iſt, theils weil eine maſſenhafte Exiſtenz einiger in vielen Fällen zur Ernährung anderer erfordert wird, theils weil das Wanderungsvermögen vieler zu beſchränkt iſt um eine allmähliche Ausbreitung derſelben über das ganze Gebiet das ſie gegenwärtig einnehmen zu geſtatten: ſo beim Maulwurf, dem Biber, vielen Schnecken und den meiſten der Süßwaſſerbewohner überhaupt. Die Heerden- und Schwarmthiere würde man ſich ohnehin nicht wohl als urſprünglich nur in einem Paare geſchaffen denken können. Daher hat man ſich genöthigt geſehen neuerdings mehrere Schöpfungscentren und urſprüngliche Ausgangspunkte wenigſtens für manche Arten anzunehmen. Hiermit erſcheint es aber zugleich auch als unerläßlich Arteinheit und Stammeseinheit, die, wie ſich gezeigt hat, ihrem Begriffe nach ohnehin nicht zuſammenfallen, voneinander feſt zu unterſcheiden. Dieß könnte in zweckmäßiger Weiſe ſo geſchehen, daß man ſich überall wo es die Thatſachen erfordern, eine Art aus „homogenen Arten, Unter-, Parallel-Arten“ oder „Stämmen“ beſtehend dächte, nämlich da wo unter nachweislich oder doch höchſt wahrſcheinlich ſtammverſchiedenen Individuen ſich gleichwohl nur Unterſchiede finden deren Größe die gewöhnlichen Grenzen der Variabilität innerhalb deſſelben Stammes nicht überſchreitet, während die leibliche und geiſtige Begabung und Entwickelung weſentlich dieſelbe iſt, ſo daß nach Prichard's Ausdrucke „nichts im Wege ſtände ſie als Abkömmlinge eines Stammes anzuſehen“, ſo lange wir ſie von der letzteren Seite allein betrachten. Wenn dieſer ſelbſt (Ueberſ. I, 140) aus de Candolle zuſtimmend anführt, „es komme nicht ſelten vor daß zwei Individuen die wirklich zu derſelben Species gehören“ (d. h. die erweislich gleicher Abſtam-

* Swainson (Treatise on the geogr. and classif. of animals. 1835. p. 284) iſt geneigt ſogar fünf verſchiedene Species von Löwen anzuerkennen, und giebt noch einige andere hierher gehörige Beiſpiele.

Digitized by Google

mung sind) „in ihrem Aussehen sich mehr voneinander entfernen als andere von ganz verschiedener Species", so erinnert dieß vor Allem daran, wie unsicher alle Schlüsse auf Stammeseinheit aus der Aehnlichkeit des Typus für sich allein genommen sind.

Es kommt an sich nur wenig darauf an und muß sogar in gewissem Grade der Willkür überlassen bleiben wie man die Bedeutung des Wortes „Art" bestimme, aber viel kommt darauf an, daß man nicht die Voraussetzung strenger Stammeseinheit, die für sich einen besonderen Beweis verlangt, in den Begriff der typischen Gleichheit der Wesen hineintrage. Der Artbegriff gehört nicht der Zoologie und Botanik allein an, sondern ist allen Wissenschaften gemein: jene werden daher, wenn es sich für sie als nothwendig oder zweckmäßig zeigen sollte, ihm eine nähere Bestimmung hinzufügen dürfen, ihn zugleich aber auch von allen theoretischen Voraussetzungen frei erhalten müssen, weil er nur dazu bestimmt ist den factischen Sachverhalt zu bezeichnen. Wenn man in neuerer Zeit geneigt scheint jede Varietät als ursprüngliche Art zu bezeichnen „die sich allen äußeren Ursachen gegenüber unverändert erhält", und diesen Charakter der Permanenz des Typus selbst unter entgegengesetzten äußeren Einflüssen für das einzige Merkmal der Art zu erklären* (nach dem Vorgange von Desmoulins, Hist. nat. des races humaines. 1826, p. 194), so hält man sich dadurch zwar von dem eben angeführten Vorwurfe frei und trifft eine Bestimmung gegen die an sich nichts einzuwenden ist, aber man geräth in die Gefahr die wirklich vorhandene und nachweisbare Variabilität der Typen zu übersehen oder gar sie zu leugnen, so daß jener Artbegriff (wie dieß bei Morton und seinen Anhängern, in der americanischen Schule der Fall ist) im Grunde nur als eine Definition erscheint, die man zurechtgemacht hat um zu dem beabsichtigten Resultate einer Vielheit von Menschenspecies durch sie zu gelangen.

Wie man die gesonderte Abstammung zum Kriterium der Artverschiedenheit gemacht hat, so hat man ferner ein solches von der Fruchtbarkeit hergenommen. Man stützte sich hierbei vorzüglich auf folgende Thatsachen.

* So Nott and Gliddon, Types of mankind. 1854 und das. Agassiz, p. LXXIV, der die Art als die Summe von Individuen definirt, welche, seit sie dem Menschen bekannt sind, immer dieselben Eigenthümlichkeiten behalten haben.

Digitized by Google

Im freien Zuſtande und unter normalen Verhältniſſen paaren ſich nicht allein nur Thiere von gleichem Typus miteinander, ſondern auch innerhalb deſſelben Typus meiſt nur die individuell ähnlichſten (namentlich gleichfarbige) am liebſten. Miſchung verſchiedener Typen und Erzeugung von Baſtarden geſchieht im freien Zuſtande nur unter ſeltenen und abnormen Umſtänden, wo ſie aber durch den Menſchen abſichtlich veranſtaltet wird, gelingt ſie meiſt nur mit Hülfe beſonderer künſtlicher Mittel. Der Pferdeſtute müſſen die Augen verbunden werden um ſie mit einem Eſel, der Eſelhengſt muß dem Zebra ähnlich bemalt werden um ihn mit einem Zebra zu paaren u. dergl., und ſelbſt ſolche Mittel reichen meiſt nur aus wo die zu paarenden Individuen möglichſt ähnlichen Arten angehören. Die erzeugten Baſtarde aber ſind unter ſich faſt immer unfruchtbar, oder vermögen doch, ſelbſt wenn ſie dieß nicht ſind, wie z. B. öfters die von Schaafen und Ziegen, ihren gemiſchten Bildungstypus nicht auf die Dauer zu erhalten, ſondern dieſer geht wieder zu Grunde und die Stammtypen allein erhalten ſich. Aehnlich verhält es ſich bei den Pflanzen, wenn auch bei dieſen die Rückkehr zum urſprünglichen Typus oft erſt nach einer längeren Reihe von Generationen erfolgt, namentlich bei Miſchung des Baſtardes mit Exemplaren des Stammtypus. Nach Anleitung dieſer Thatſachen hat Buffon* zu derſelben Art alle Individuen gerechnet, welche im freien Zuſtande unbeſchränkt fruchtbare Junge miteinander zu erzeugen vermögen.

Dieſes Kriterium der Art, obwohl von J. Müller und andern Autoritäten als das hauptſächlichſte vertreten, hat in neuerer Zeit vielfache Angriffe erfahren. Früher iſt es ſchon von Rudolphi (Beiträge zur Anthropol. 1812, S. 160 ff.) beſtritten worden durch die Behauptung daß nicht allein viele Baſtarde auch im Naturzuſtande entſtänden, ſondern daß ſogar für die der Säugethiere Fruchtbarkeit Regel ſei. Geht dieß offenbar weit über die Wahrheit hinaus, da ſonſt unerklärlich ſein würde daß ſich dieſelben Typen ſo conſtant forterhalten als es der Fall iſt, ſo hat ſich doch allerdings die merkwürdige Thatſache herausgeſtellt, daß Kreuzungen weit voneinander abſtehender Arten und ſelbſt verſchiedener Gattungen ſich bisweilen fruchtbar erweiſen (Eſel oder Pferd mit dem Rinde, Hirſch und Kuh, Bär oder

* Oeuvres in 4to IV. 386: succession constante d'individus semblables et qui se reproduisent.

Digitized by Google

Bock mit der Hündin, Hund und Katze, Reh und Schaaf, Schwan und Gans), während die von viel näher ſtehenden Arten es nicht ſind: Schakal und Hund, Ochſe und Büffel, Haſe und Kaninchen widerſtehen (wie wenigſtens von Einigen behauptet wird) allen Kreuzungsverſuchen. Freilich iſt von dieſen einzelnen Thatſachen noch ein weiter Weg bis zum Beweiſe einer unbeſchränkten Fruchtbarkeit der Baſtarde unter ſich; ſie können im Grunde nur dazu dienen uns darauf aufmerkſam zu machen, daß wir uns über das Geſetz von denen das Gelingen und Mißlingen von Kreuzungsverſuchen abhängt noch gänzlich in Unwiſſenheit befinden, aber dieß hat manche freilich nicht gehindert dieſe Kluft zu überſpringen. So hat Bory die Miſchlinge vom Schaaf und dem wilden Eſel (onagre), von Wolf und Hund, von Zeiſig und Hänfling als unbeſchränkt fruchtbar bezeichnet, während er das Gleiche vom Maulthiere allerdings nicht behaupten konnte. So erklärt ferner Desmoulins (a. a. O. 195) das Heerdenvieh der vereinigten Staaten jenſeits der Alleghanis für Abkömmlinge des americaniſchen Biſons und des europäiſchen Rindes, von denen jener einen anders geformten Schädel und zwei Rippen mehr hat als dieſes, und läßt die Miſchlinge eine neue ſich ſelbſt fortpflanzende Art bilden. Letzteres erkennt dagegen ſelbſt Morton (Hybridity in animals and plants. New Haven 1847, p. 6) noch als zweifelhaft an. Ebenſo ſoll es ſich mit dem Haushunde in Beziehung auf den Wolf, Fuchs, Schakal verhalten, ebenſo mit den Mulatten die ſtets denſelben Typus behalten und darum als eine neue Art betrachtet werden ſollen, während Miſchlinge von Stämmen derſelben Art (z. B. die von verſchiedenen indogermaniſchen Völkern) keinen feſten Typus bewahrten, ſondern veränderliche Formen zeigten. Dem gegenüber iſt indeſſen geltend zu machen daß bis jetzt nicht ein einziges ſicheres Beiſpiel ſelbſtſtändigen Fortbeſtehens einer Baſtardraçe durch reine Inzucht, namentlich im Reiche der Säugethiere nachgewieſen werden kann, daß die Entſtehung neuer ſelbſtſtändiger Typen auf dieſem Wege deshalb noch durchaus zweifelhaft iſt, daß wir vielmehr in den angeführten Beiſpielen, wo und ſoweit ſie wirklich conſtatirt ſind, nur vereinzelte außerordentliche Thatſachen erblicken können die nur wenig dazu taugen eine weſentlich veränderte Auffaſſung der bekannten Geſetze der Natur in der Erhaltung der Typen zu begründen und den Artbegriff auf eine andere Grundlage zu ſtellen als bisher.

Natürlicher Weiſe laſſen alle Beiſpiele die man anzuführen pflegt um eine unbeſchränkte Fruchtbarkeit verſchiedener Arten miteinander zu beweiſen, wenigſtens ſcheinbar eine doppelte Deutung zu. Wenn z. B. (nach Vogt) Wolf Hund und Fuchs vollkommen fruchtbare Baſtarde miteinander erzeugen und die ſelbſtſtändige Fortpflanzung von Baſtarden um ſo leichter ſein ſoll je mehr man ſich den höchſten Stufen des Thierreiches nähere, ſo läßt ſich, wenn wir abſehen von dem ſehr problematiſchen zweiten Theile dieſer Behauptung und von den noch bezweifelten Fällen der Baſtarde von Hund und Fuchs, die erfolgreiche Vermiſchung von Hund und Wolf (deren Miſchlinge ſich in einem Falle durch reine Inzucht vier Generationen hindurch fortpflanzten — A. Wagner) auch ſo auffaſſen, daß eben wegen dieſes Factums Hund und Wolf nicht zu verſchiedenen, ſondern zu derſelben Art zu rechnen ſeien. Demgemäß ſtellt R. Wagner (Prichard, Ueberſ. I, 449) den Satz auf, daß „wo eine Vermiſchung der Baſtarde unter ſich angeblich beobachtet wurde (was mit Sicherheit nur von Wolf und Hund, bei beiden Kameelen, Ziege und Schaaf angenommen werden könne) die Selbſtſtändigkeit der elterlichen Thiere als verſchiedener Species, wenigſtens bei Säugethieren zweifelhaft ſei.“ Aus ſeiner ſorgfältigen Sammlung von Baſtardfällen aus dem Thierreiche würde hervorgehen, daß es im Grunde gar kein ſicheres Beiſpiel der Fruchtbarkeit (unbeſchränkter Fruchtbarkeit gar nicht zu gedenken) von Baſtarden unter ſich und nur ſehr vereinzelte Beiſpiele von fruchtbarer Vermiſchung derſelben mit einer der Stammarten gebe. Was ſollten in der That auch die ſpecifiſchen Unterſchiede in der Natur noch für eine Bedeutung haben und als wie unzweckmäßig erſchiene ihre Feſtigkeit, wenn ihre Verwiſchung durch fortlaufende Baſtardzeugungen möglich wäre?

Morton (a. a. O.), Vogt's Vorgänger hierin, hat zu zeigen geſucht, daß Baſtarde verſchiedener Thierarten um ſo fruchtbarer unter ſich ſeien, je fähiger ſie ſind zu Hausthieren zu werden. Seine Beiſpiele betreffen hauptſächlich das Pferd, den Eſel, das Zebra; den Wolf, Hund, Schakal, Fuchs; das Schwein; das Hühnergeſchlecht, und es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen daß ſeinen Beiſpielen zufolge die Erſcheinungen der Hybridität wirklich eine größere Ausdehnung beſitzen als man früher angenommen hat. Er ſchließt daraus, daß für den Menſchen, welcher Hausthier im eminenten Sinne ſei, die

Digitized by Google

Folgerung von unbeſchränkter Fruchtbarkeit auf Arteinheit nicht gelte und ſeine Nachfolger Nott und Gliddon unterſcheiden demgemäß unter den Thierarten ſolche die keine, die unfruchtbare und die fruchtbare Miſchlinge miteinander erzeugen als remote, allied und proximate species. Die ſogenannten Menſchenraçen ſollen in dem letzteren Verhältniſſe zueinander ſtehen, da die Permanenz ihrer organiſchen Eigenthümlichkeiten, ſo weit menſchliche Erinnerung reiche, ebenſo wie die der Hunderaçen aus den altägyptiſchen Denkmälern erweislich ſei. Iſt man mit letzterer Behauptung bereits bei dem notoriſch unrichtigen Satze angelangt daß es eigentlich gar keine Variabilität des Typus gebe, worauf wir weiter unten zurückkommen, ſo ſehen wir die Frage über die Hybridität zugleich hier auf den ſchlüpfrigſten Boden hinübergeſpielt auf dem ſie ſich überhaupt bewegen kann, da die Mehrzahl der Hausthiere der beſtändige Hauptgegenſtand des Streites über Arteinheit und Artverſchiedenheit von jeher geweſen und eben deshalb am wenigſten geeignet ſind eine ſichere Entſcheidung an die Hand zu geben.

Allerdings iſt man in neuerer Zeit geneigt geworden vielfach da verſchiedene Arten anzunehmen, wo man früher bloß Raçen innerhalb derſelben Art unterſcheiden zu dürfen geglaubt hat, und in demſelben Maaße in welchem dieß geſchehen iſt, hat natürlicher Weiſe die Fruchtbarkeit aufgehört für ſich allein als durchſchlagender Grund für die Arteinheit zu gelten, ſie hat an Gewicht verloren. Indeſſen dürfen wir nicht unterlaſſen darauf hinzuweiſen, daß dieß namentlich inſofern der Fall iſt als man Arteinheit mit Stammeseinheit als gleichbedeutend auffaßt: die Fruchtbarkeit kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, keinen entſcheidenden Grund für gemeinſamen Urſprung mehr abgeben, wenn Stämme die für urſprünglich verſchieden gelten müſſen, ſich als fruchtbar miteinander ausweiſen. Hierbei würde es ſich jedoch immer noch fragen, ob es nicht, wenn wir Stamm und Art, wie früher geſchehen iſt, voneinander unterſcheiden, urſprünglich voneinander verſchiedene parallele Stämme innerhalb der Art gebe, die in ihren weſentlichen Merkmalen wie in Rückſicht des Variationskreiſes den ſie durchlaufen können einander gleich, eine unbeſchränkte Fruchtbarkeit unter ſich zeigten. Vielleicht findet eben dieß auf das Menſchengeſchlecht ſeine Anwendung, ſo daß es bei aller Einheit deſſelben als Art in mehrere urſprünglich verſchiedene Stämme zerfiele.

Mag man ſich noch ſo beſtimmt gegen die Entſtehung neuer Arten

Digitized by Google

durch Baſtardzeugung, d. h. gegen die bloß relative Gültigkeit des Artbegriffes überhaupt erklären, ſo iſt doch ſo viel zuzugeſtehen, daß man aus unbeſchränkter Fruchtbarkeit für ſich genommen nicht auf Einheit der Abſtammung und wohl ſchwerlich auch nur auf Einheit der Art allgemein ſchließen dürfe. Indeſſen kann man auch Hollard (De l'homme et des races humaines. 1853, p. 213) kaum beiſtimmen, wenn er behauptet, die Anſicht daß Individuen, ſo verſchieden ſie unter ſich auch ſein möchten, doch zu einer Art gehörten, wenn ſie ſich nur miteinander unbeſchränkt fruchtbar zeigten, bewege ſich im Cirkel und ſetze voraus was erſt bewieſen werden ſollte; denn es iſt eben eine Thatſache der Erfahrung daß eine wirklich unbeſchränkte Fruchtbarkeit nirgends vorkommt wo ſich bedeutendere Verſchiedenheiten der Organiſation vorfinden, und ein weſentlicher Vorzug des Charakters der Fruchtbarkeit als Merkmal der Art liegt eben darin, daß er den ſo oft unlösbaren Zweifel über gemeinſame oder getrennte Abſtammung gar nicht erregt, ſondern von ihm ganz abzuſehen verlangt.

Trotz der mancherlei Einwendungen welche ſich gegen die unbeſchränkte Fruchtbarkeit als entſcheidenden Artcharakter erheben laſſen, wird man dieſer Beſtimmung doch nicht, wie neuerdings öfter geſchehen iſt, eine bloß untergeordnete Wichtigkeit beilegen und ſie als Nebenſache behandeln dürfen*. Sie bleibt vielmehr in ihrer ganzen Bedeutung ſtehen, obgleich nicht angeblich iſt wie viele Generationen ſich als fruchtbar ausgewieſen haben müſſen um den Schluß zu rechtfertigen

* Giebel (a. a. O. S. 10 ff.) hat den Streitpunkt ganz und gar verſchoben, indem er die Sache ſo darſtellt als habe die Fruchtbarkeit als einziges Artkriterium gelten und von der Gleichheit der weſentlichen Merkmale innerhalb derſelben Art ganz abgeſehen werden ſollen als von etwas Ueberflüſſigem, was niemandem eingefallen iſt. Daher verlangt er von den Anhängern dieſer Lehre daß ſie nur diejenigen Individuen zu derſelben Art zählen ſollen, die ſich experimentell als unbeſchränkt fruchtbar untereinander nachweiſen laſſen, während die Fruchtbarkeit vielmehr von jeher nur als ein Hülfskriterium geltend gemacht worden iſt zur Entſcheidung einzelner Zweifelsfälle. Es iſt nur eine weitere Verdrehung wenn es heißt, auch aus Unfruchtbarkeit laſſe ſich nicht auf Artverſchiedenheit ſchließen; denn ſo richtig dieß iſt, braucht darum doch die Fruchtbarkeit als Kriterium nicht aufgegeben zu werden, da ihre Bedeutung nur die iſt, daß wo kleinere Differenzen der Organiſation vorliegen, nämlich ſolche deren Weſentlichkeit und Conſtanz (Specificität) beſtritten iſt, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit einen wichtigen Anhaltspunkt für die Entſcheidung der Frage abgiebt. Mag zugegeben werden daß die auf dieſem Wege gewonnene Entſcheidung keine abſolute und endgültige iſt, ſondern einen bloßen Wahrſcheinlichkeitsſchluß begründet, werthlos und unwichtig iſt ſie gewiß nicht, es ſei denn daß man die Fortpflanzungsfähigkeit ſelbſt für einen unweſentlichen Charakter der Thierwelt erkläre.

Digitized by Google

daß ſie einer und derſelben Art angehören, und obgleich ferner nicht allein Unfruchtbarkeit der Paarung von Individuen deſſelben Stammes in vielen Beiſpielen vorkommt, ſondern auch der Untergang mancher Raçen ebenſo conſtatirt iſt wie das Ausſterben ganzer Arten. Wenn man kürzlich mehrfach bei Züchtung von Hausthieren ſelbſt die Erfahrung gemacht hat, daß die verſchiedenen Raçen bisweilen nicht unbeſchränkt fruchtbar unter ſich ſind oder mißbildete, mangelſinnige, ſchlecht organiſirte Junge miteinander erzeugen — ein Fall zu welchem wir ſpäter mehrere Parallelen auch bei der Vermiſchung verſchiedener Menſchenſtämme finden werden —, ſo iſt auch dieß kein Einwurf von großer Bedeutung gegen die unbeſchränkte Fruchtbarkeit als Artmerkmal; denn wo dieſe als Kriterium hingeſtellt wird, ſoll damit nicht ſowohl das wirkliche Vorkommen derſelben im ſtrengen Sinne, d. h. ausnahmsloſe Fruchtbarkeit unter allen Individuen und Raçen innerhalb derſelben Art behauptet, als vielmehr die Thatſache bloß beſchränkter Fruchtbarkeit unter Individuen von ſpecifiſch verſchiedenem Typus ausgeſprochen werden, während zugleich doch der Fortbeſtand eines und deſſelben Typus eben durch die Paarung der ihm angehörigen Einzelweſen ſich bedingt zeigt. Doch mag es immerhin als ein freilich unvermeidlicher Mangel an dem dieſes Kriterium leidet, betrachtet werden, daß ſich aus ihm ſelbſt nicht entſcheiden läßt ob es innerhalb der Art Varietäten gebe die gleichwohl untereinander eine nur beſchränkte oder gar keine Fruchtbarkeit beſitzen.

Blicken wir zurück auf unſere bisherigen Erörterungen, ſo ſtellt ſich der bemerkenswerthe Satz heraus, daß die Schlüſſe auf Arteinheit aus gleicher Abſtammung abſolut ſicher, aus unbeſchränkter Fruchtbarkeit in höherem Grade wahrſcheinlich ſind, die auf Artverſchiedenheit dagegen aus geſonderter Abſtammung oder aus beſchränkter Fruchtbarkeit nur eine geringere Sicherheit in Anſpruch nehmen können.

Ein Unterſcheidungszeichen von Art und Raçe iſt ferner gegeben durch den ſogenannten Rückfall, d. h. durch die Rückkehr unter ſich fruchtbarer Individuen in den urſprünglichen Typus ihrer Stammeltern, der ſich eben dadurch allen Varietäten und Raçenabweichungen gegenüber als permanent ausweiſt. Wie Baſtarde ausgehen, ſo fallen die bloßen Varietäten unter Umſtänden in ihre Stammtypen zurück und zeigen dadurch daß ihnen keine ſpecifiſche Selbſtſtändigkeit zukommt, ſondern daß ſie zu einer und derſelben Art mit dieſen letzteren gehören.

Digitized by Google

In dem Falle daß Mischlinge zweier in Rücksicht ihrer Selbstständigkeit zweifelhaften Typen sich zwar unbeschränkt fruchtbar unter sich zeigten, (z. B. Mulatten oder Mestizen), durch fortgesetzte Verbindung untereinander aber zu einem ihrer Stammtypen wieder zurückkehrten (zum Neger, Weißen oder Americaner), würde man eine Artverschiedenheit der letzteren anzunehmen geneigt sein, weil sie sich als gesondert fortbestehende erhielten und ihre Ueberführung in andere Typen mißlänge: man würde hiermit eine nähere Bestimmung des einen der erwähnten Kriterien, der Fruchtbarkeit, gewonnen haben, aber dieser Fall scheint nirgends vorzukommen. Ein wenn gleich schwacher Zweifel an der Richtigkeit des Schlusses bliebe indessen auch hier noch zurück, ob nämlich selbst im Laufe der Zeit erst entstandene Charaktere nicht unter Umständen sich so stark befestigen können, daß sie eine ähnliche Permanenz wie die Artmerkmale erhalten*, so daß sich ein Rückfall zu ihnen ebenfalls nothwendig macht, denn es ist eine wahrscheinliche, obwohl nicht vollständig bewiesene Voraussetzung, daß alle erst im Laufe der Zeit entstandenen Charaktere (Varietäten) nur einen geringeren Grad der Constanz besitzen. Wo Mischlinge nicht unter sich, sondern mit einem ihrer Stammtypen (z. B. Mulatten mit Negern) gepaart, dadurch in diesen zurückfallen, ist dieß natürlich kein Beweis für die specifische Verschiedenheit der Stammtypen selbst, da es eine bekannte und, wie es scheint, allgemeine Thatsache ist, daß bei Raçenmischung die an Zahl überwiegende Raçe die andere absorbirt.

Der Rückfall stellt nur eine specielle Anwendung der allgemeinen Regel dar, nach welcher namentlich Blumenbach bemüht gewesen ist den Unterschied von Art und Raçe zu bestimmen, daß nämlich alle Differenzen unter Individuen und Gruppen von Individuen welche als producirt durch äußere Einflüsse oder überhaupt als im Laufe der Zeit entstanden angesehen werden dürfen, keine Artverschiedenheit begründen. Wird die strenge Allgemeingültigkeit dieser Regel zwar leicht zugegeben, so ist ihre Anwendung doch oft sehr schwierig und unsicher: wenn z. B. (wie Wagner zu Prichard I, 132 nach Schlegel anführt) öfters dieselbe Thierart auf Sumatra, Java, Borneo, Timor, Celebes, selbst auf den Philippinen oder auf dem asiatischen Continente vorkommt und in allen diesen Ländern zwar geringe aber con-

* So lehrt z. B. J. Geoffroy de St. Hilaire, daß sich die Charaktere einer Raçe desto constanter fortpflanzen je älter sie ist.

Digitized by Google

stante Verschiedenheiten zeigt, so dürfte schwer zu entscheiden sein ob man in solchen Fällen verschiedene Arten oder Raçen anzunehmen habe. Auch ist im Grunde der Satz, daß alle Individuen die sich bloß durch variable Eigenthümlichkeiten voneinander unterscheiden, zu derselben Art gehören, nur eine andere Wendung für die Erklärung des Artbegriffs als des Complexes constanter Merkmale selbst und enthält daher durchaus nichts Neues das zur Unterscheidung von Art und Raçe dienen könnte; aber allerdings hat gerade diese Fassung des Artbegriffes den Vorzug mit Bestimmtheit auf den Punkt hinzuweisen von dessen Untersuchung allein die letzte Entscheidung über Arteinheit in zweifelhaften Fällen erwartet werden kann, nämlich die Größe des Variationskreises aus deren Ermittelung der Umfang einer jeden Art hervorgehen muß.

Auch in Bezug auf dieses letztere Unterscheidungsmerkmal ist zu beachten daß die Schlüsse auf Artgleichheit im Allgemeinen* eine größere Sicherheit gewähren als die auf Artverschiedenheit. Jene muß nämlich für vollständig erwiesen gelten, sobald dargethan wird daß die größten Unterschiede welche sich unter den fraglichen Individuen wirklich vorfinden, noch innerhalb der Grenzen solcher Differenzen liegen welche im Laufe der Zeit entstehen oder verschwinden oder die sich überhaupt an verschiedenen Generationen desselben Stammes finden. Wird dagegen Artverschiedenheit in irgend einem Falle behauptet, so ist es dafür nur ein schwacher Beweis, wenn eine Variabilität der fraglichen Typen, die bis zur wirklichen Ueberführung des einen in den andern ginge, nicht nachweisbar ist oder wenn diese sich, obwohl an sich nicht unveränderlich, doch so weit unsere Erfahrung reicht, als relativ selbstständig gegeneinander zeigen. Vollgültig wäre der Beweis erst, wenn es gelänge ihre Unveränderlichkeit auf positive Weise darzuthun, was nur dadurch geschehen könnte, daß einerseits die Beobachtung der reinen Typen, wenn die verschiedensten äußeren Umstände und Lebenslagen eine hinreichend lange Zeit ihre Einflüsse auf sie ausgeübt hätten, deren Permanenz ergäbe, und daß anderseits durch eine relativ große Zahl von Mischungsversuchen dieser Typen und ihrer Varietäten der Rückfall der Mischlinge zu ihnen sich als

* Wir wollen damit natürlich nicht sagen daß ein triftiger Grund für Artverschiedenheit nur ebenso großes oder gar geringeres Gewicht besitze als ein minder haltbarer gegen sie.

Regel herausstellte. Erweisen sie sich als fruchtbar miteinander ohne daß sich bei den Mischlingen eine Tendenz zum Rückfall in ihre Stammtypen zeigt, so wird man die Festigkeit und daher die Artverschiedenheit der letzteren nur als zweifelhaft ansehen können. Ebenso wird der gleichmäßige Fortbestand der reinen Typen unter nicht wesentlich veränderten äußeren Lebensverhältnissen, selbst wenn er Jahrtausende hindurch erweislich ist, wie dieß z. B. vom Negertypus in Nordost-Africa gilt, für sich allein genommen uns nicht bestimmen dürfen sie als specifisch verschiedene zu betrachten.

Das zuletzt besprochene Kriterium von Art und Raçe ist von Blumenbach und nach ihm von Prichard für die Untersuchung über den Menschen hauptsächlich so benutzt worden, daß sie eine lange Reihe von Schlüssen der Analogie auf dasselbe gründeten: sie richteten ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Frage ob die größten Unterschiede welche unter Menschen vorkommen nur eben so groß oder doch nicht größer seien als diejenigen welche sich unter bekannten Raçen von Thieren finden, so daß wir berechtigt sind sie als bloße Raçenunterschiede aufzufassen oder ob sie den Artunterschieden im Thierreiche als analog gelten müssen. Blumenbach, der noch jetzt in dieser Sache als erste Autorität, als zuverlässiger Beobachter und Sammler zu betrachten ist, zeigt (De generis humani varietate nativa. 3. ed. 1795, p. 75 seq.) vollkommen bündig, daß wenn dieselben Gesetze die Variabilität der Typen bei Thieren und Menschen bestimmen, die letzteren nothwendig nur eine Art bilden, da sich an Thieren von gleicher Species in Farbe, Haar, Größe, Schädelform und sonstiger Bildung, größere durch Klima, Futter, Lebensart und andere Umstände bewirkte Unterschiede nachweisen lassen als sich am Menschen irgend finden. Er ist im Wesentlichen völlig unwiderlegt geblieben, obwohl er jetzt oft von denen ignorirt wird die seine Beweisführung unbequem finden; denn zu widerlegen ist es nicht daß z. B. das zahme Schwein mit dem wilden Eber trotz der bedeutenden Verschiedenheit der Schädelgestalt zu derselben Art gehört, da in manchen Gegenden America's die importirten Schweine ganz wieder zu Ebern ausgeartet sind. Den beträchtlich längeren Verdauungskanal der Hauskatze im Vergleich mit dem der wilden Katze, von Einigen als eine wahrscheinliche Folge ihrer mehr vegetabilischen Nahrung angesehen, nehmen Andere freilich als Beweis der Artverschiedenheit beider in Anspruch. Tref-

fend faßt De Salles (Hist. générale des races humaines. 1849, p. 265) die Beweisführung Blumenbach's in die Worte zuſammen: la domestication de l'homme, oscillant perpétuellement entre les extrêmes de la civilisation et l'état sauvage, doit avoir modifier l'homme encore plus profondément que les autres animaux domestiques. Jedenfalls iſt der Menſch, zoologiſch betrachtet, Hausthier im eminenten Sinne, und man wird ſich daher der Folgerung nicht entziehen können, daß, wenn dieſelben Geſetze der Variabilität für ihn wie für die Thiere gelten, die Veränderungen welche ſich in der kalten und heißen Zone an den Hausthieren zeigen, ſich in analoger Weiſe auch auf den Menſchen erſtrecken müſſen.

Um dieſer Analogie willen haben ſich daher Rott und Gliddon (wie neuerdings Giebel) nach dem Vorgange Morton's bemüht nachzuweiſen daß namentlich die verſchiedenen Hunderaçen als verſchiedene Species anzuſehen ſeien, denn (heißt es a. a. O. S. 386) iſt dieß zugeſtanden (wie ſich dieß aus altägyptiſchen Monumenten ergebe welche die Permanenz ihrer Charaktere beweiſen), ſo fällt wegen der Fruchtbarkeit derſelben unter ſich die Lehre von der Einheit des Menſchengeſchlechtes, da „zoologiſch geſprochen der Menſch und die Caniden ganz dieſelbe Stellung einnehmen." Kann dieſer Beweis wohl ſchwerlich für ausreichend gelten um die große Summe von Beiſpielen die Blumenbach geliefert hat, und deren Conſequenz zu entkräften, ſo ſteht ihr außerdem auch entgegen, daß von Andern die ſämmtlichen Hunderaçen zu einer Art gerechnet werden, weil es keine feſten Scheidungsgrenzen, ſondern die mannigfaltigſten Uebergänge ihrer Charaktere ineinander giebt und ihre Fruchtbarkeit, wie dieß meiſt bei verſchiedenen Raçen der Fall ſein ſoll, durch die Kreuzung zunimmt (Godron, De l'espèce et des races. Nancy 1848, p. 64). Ueberdieß entkräftet Rott (a. a. O. S. 402) ſeine eigene Beweisführung aus der Analogie ſelbſt vollſtändig dadurch, daß er ſagt: „Ich habe in früheren Schriften vielfach auf das Täuſchende der Gründe hingewieſen die von der Analogie allein hergenommen ſind, und behauptet daß es gar keine wahren Analogieen geben kann. Jedes Thier, vom Menſchen bis zum Wurme, wird von beſonderen phyſiologiſchen Geſetzen beherrſcht... Die Regeln die bei Viehzüchtern über Raçenverbeſſerung gelten, hat man auch auf den Menſchen anwenden wollen, aber dieß iſt ſehr unwiſſenſchaftlich und kann keinem intelligen-

ten und erfahrenen Naturforscher einfallen." Gleichwohl ist diese Analogie anerkannt worden, und dieß nicht bloß beiläufig, sondern sie hat bisher sehr allgemein und unbestritten als eine berechtigte und beweiskräftige gegolten. Sogar in demselben Buche aus welchem wir soeben citirt haben, spricht sich Agassiz entschieden dahin aus, daß es als erwiesen betrachtet werden müsse daß die Gesetze welche die Variabilität der Typen im Thierreiche beherrschen, „in denselben Grenzen und in demselben Grade" auch für das Menschengeschlecht gültig seien. Würde man freilich fragen, wodurch dieß denn erwiesen sei und warum man alsdann die Blumenbach'sche Consequenz zu ziehen sich dennoch weigere, so dürfte leicht eine verständliche Antwort vergebens auf sich warten lassen.

Mag noch so bündig bewiesen werden daß die Unterschiede der verschiedenen Menschentypen nicht größer sind als die Differenzen die durch die Einflüsse des Klimas, der Nahrung und anderer Umstände an derselben Thierspecies hervorgerufen werden, so kann die Beweiskraft dieses Umstandes für die Arteinheit des Menschengeschlechtes doch schon deshalb nicht hoch angeschlagen werden, weil die Berechtigung zu dieser Parallele überhaupt zweifelhaft ist; denn nicht allein ist die Größenvergleichung von Unterschieden die sich an specifisch verschiedenen Individuen finden sehr unsicher, sondern geradezu unzulässig, weil sie die bis jetzt wenigstens noch völlig unbewiesene und nicht einmal wahrscheinliche Voraussetzung in sich schließt, daß die Größe des Variationskreises für alle oder doch für nicht weit voneinander abstehende Thierarten gleich oder doch nahezu dieselbe sei. Wies schon ein früher angeführter Satz de Candolle's darauf hin daß nicht selten individuelle Varietäten innerhalb derselben Art beträchtlichere Unterschiede zeigen als verschiedene Arten selbst, so darf man ferner nur die Bemerkungen Swainson's (a. a. O. p. 275 ff. und 35) über die Differenzen welche Artunterschiede begründen, durchlaufen um inne zu werden, daß es constante specifische Verschiedenheiten giebt, die dennoch viel unerheblicher scheinen als viele Raçenunterschiede. Wären die letzteren wirklich überall in engere Grenzen eingeschlossen als die Artunterschiede, so würde man daran ein ziemlich sicheres und bequemes Unterscheidungsmerkmal von Art und Raçe besitzen, aber leider ist dem nicht so, da z. B. die Variabilität der dem Menschen doch so nahestehenden Affen bei weitem nicht so weit sich auszudehnen scheint als

Digitized by Google

die der Hausthiere und des Menschen selbst. Der Variationskreis einer jeden Thierspecies scheint vielmehr ein eigenthümlicher zu sein und von besonderen Gesetzen beherrscht zu werden. Daher beweist es nichts, wenn Agassiz sagt, Chimpanze- und Gorilla-Affe seien nicht verschiedener voneinander als der Mandingo und der Guinea-Neger, und beide nicht verschiedener vom Orang als der Malaie oder Europäer vom Neger: sollten also jene für verschiedene Arten gelten, so seien auch diese dafür zu halten. Daß eigenthümliche Bildungsgesetze die einzelnen Thierarten beherrschen, darauf deutet auch schon die früher erwähnte so verschiedene Vertheilung der Fähigkeit zur Bastardzeugung bei ihnen hin; sicher würde es sein, wenn Desmoulins (a. a. O. p. 190) Recht hätte mit der freilich nicht haltbaren Behauptung, daß die Unterschiede der einzelnen Arten (und demnach auch ihr Variationskreis) in der Thierreihe immer um so geringer würden, je weiter man sich dem Menschen nähere. Auf das Trügerische der besprochenen Schlüsse nach der Analogie von einer Art auf die andere hat neuerdings namentlich Lucas (Traité philosophique et physiol. de l'hérédité naturelle 1847, II, 116 und das. Huzard, vgl. II, 452) hingewiesen, der durch viele Beispiele zeigt wie äußerst verschieden quantitativ und qualitativ die Widerstandsfähigkeit verschiedener Arten gegen Veränderungen durch äußere Einflüsse überhaupt ist, namentlich in Rücksicht der Neubildung und Umbildung der Raçen. Einige andere hierher gehörige lehrreiche Beispiele hat Giebel (a. a. O. S. 45 ff.) gegeben. Sie zeigen daß ähnliche Abweichungen für verschiedene Thiergattungen oft von sehr verschiedener Wichtigkeit sind, „da bei einer Familie oder Gattung dieses, bei einer andern jenes Organ eine bevorzugte Bedeutung für den ganzen Organismus erhalten hat", so daß öfters Merkmale und Merkmalgruppen die bei der einen wesentlich sind, bei einer andern keine festen Artcharaktere ausmachen, sondern mannigfach variiren.

Fassen wir das Ergebniß unserer Ueberlegungen über den Begriff der Art kurz zusammen, so hat sich gefunden daß durch ihn die permanenten Typen bezeichnet werden die sich durch die Fortpflanzung vererben. Wir fanden uns genöthigt die Fragen nach Art- und nach Stammeseinheit voneinander zu sondern, da derselbe Complex constanter Merkmale selbst ursprünglich verschiedenen Stämmen eigen sein kann, und konnten daher Einheit der Abstammung als ein nothwendiges Erforderniß der Art nicht betrachten. War gesonderte Abstam-

mung kein vollgültiger Beweis für Artverſchiedenheit, ſo zeigte ſich dagegen die unbeſchränkte Fruchtbarkeit zwar als ein wichtiges Unterſcheidungsmerkmal der Art von der Raçe, doch beſaß auch dieſes keine unbeſtrittene Allgemeingültigkeit und begründete daher nur eine wahrſcheinliche Folgerung. Auch der Rückfall endlich und die ihm verwandten Thatſachen reichten nicht aus ein allgemeingültiges Kriterium von Art und Raçe zu liefern. Demnach ſchien ſich ein ſolches überhaupt nicht aufſtellen zu laſſen, doch durften wir hoffen eine Entſchädigung für dieſen Mangel in den Schlüſſen der Analogie zu finden welche uns die Vergleichung der verſchiedenen Arten an die Hand geben konnten. Indeſſen auch dieſe Erwartung wurde getäuſcht, da die Grenzen der Variabilität welche die verſchiedenen Typen zulaſſen von ſehr verſchiedener Weite zu ſein ſcheinen. Der Ausgang unſerer allgemeinen Unterſuchung iſt alſo (was bei einem ganz empiriſchen Gegenſtande kaum befremden kann) dieſer, daß wir die allgemein geſtellte Frage nach einem unterſcheidenden Merkmale von Art und Raçe für jetzt wenigſtens immer nur im Beſonderen aus dem Studium der Größe aller beſonderen Variationskreiſe zu beantworten vermögen die den einzelnen Typen zukommen, d. h. daß wir bei jeder Frage nach Arteinheit oder Artverſchiedenheit ganz an das Studium der einzelnen Erſcheinungen ſelbſt gewieſen ſind.

Die Unterſuchung über die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art kann demzufolge zu einem endgültigen Abſchluſſe nur gelangen, wenn die Reſultate lange und gleichmäßig fortdauernder Einwirkung aller möglichen verſchiedenen äußeren Verhältniſſe unter denen der Menſch fortzuleben im Stande iſt, der Beobachtung ebenſo vollſtändig und unzweifelhaft vorliegen als die Erfolge aller möglichen Miſchungen ſeiner verſchiedenen Typen in einer längeren Reihe von Generationen. Da die uns zugänglichen Erfahrungen aber bekanntlich von ſolcher Vollſtändigkeit und Genauigkeit weit entfernt ſind, ſehen wir uns genöthigt bei mehr oder weniger wahrſcheinlichen Sätzen ſtehen zu bleiben, die ſich zuerſt aus der Beantwortung der Frage werden ergeben müſſen, ob ſich eine allmähliche Veränderlichkeit an den Typen derſelben Menſchenſtämme überhaupt nachweiſen läßt und ob ſie groß genug iſt um die größten unter Menſchen wirklich vorhandenen Unterſchiede ſelbſt als bloß variable erſcheinen zu laſſen. Nächſtdem wird es ſich noch fragen, ob die Miſchlinge der verſchiedenen Ty-

Digitized by Google

pen durch beſchränkte Fruchtbarkeit oder durch ſteten Rückfall in die Stammestypen mehr Baſtarden oder mehr Miſchlingen verſchiedener Raçen gleichen.

I. Nachweiſungen über die Art und Größe der Veränderungen denen der Menſch in phyſiſcher Rückſicht unterworfen iſt.

Die ſämmtlichen bleibenden Veränderungen die, abgeſehen von Krankheitserſcheinungen, im Laufe der Zeit am äußeren Menſchen vorgehen, laſſen ſich in Rückſicht der Urſachen denen ſie ihre Entſtehung verdanken in vier Klaſſen bringen: ſolche die durch klimatiſche Verhältniſſe bewirkt werden, ſolche die hauptſächlich durch Nahrung und Lebensweiſe bedingt ſind, ferner diejenigen welche von pſychiſchen Einflüſſen überhaupt und namentlich vom Steigen oder Fallen der geiſtigen Cultur abhängen, endlich die Abweichungen vom Stammtypus welche aus individuell angeborener, auf keine bekannte Urſache zurückführbarer Anlage entſpringen und ſich mit größerer oder geringerer Beſtändigkeit weitervererben. Freilich läßt ſich in vielen Fällen nicht mit Sicherheit angeben in welche dieſer vier Klaſſen eine vorliegende Erſcheinung zu bringen ſei oder ob ſie als eine Wirkung mannigfaltiger combinirter Urſachen mehreren von ihnen zugleich angehöre, und noch geringer iſt oft die Gewißheit darüber, auf welche Weiſe jene Urſachen die entſtandenen Veränderungen erzeugt und welchen Theil die einzelnen Factoren derſelben an ihnen gehabt haben, während gleichwohl deren Wirkſamkeit ſelbſt in vielen Beiſpielen außer Zweifel ſteht. Dieß zeigt ſich vor Allem an der Wirkung des Klima's zu deren näherer Betrachtung wir uns zuerſt wenden.

Was man die Wirkung des Klima's nennt, ſetzt ſich zuſammen aus den unmittelbaren und mittelbaren Einflüſſen der Temperatur der Luft, ihrer abſoluten Höhe, ihrer Unbeſtändigkeit und ihrer Differenzen, des Feuchtigkeitsgrades, des Druckes und der chemiſchen Zuſammenſetzung der Luft (man denke in letzterer Beziehung namentlich an Malaria-Länder), der Häufigkeit und Beſchaffenheit der Winde, des Regens, der Größe und Mannigfaltigkeit ihrer Wechſel, ihrer Regelmäßigkeit u. ſ. f. Iſt nun zwar ausgemacht daß insbeſondere längeres

Fortwirken dieſer Einflüſſe gewiſſe Veränderungen im menſchlichen Organismus herbeiführt, ſo iſt doch nur wenig ermittelt auf welche Weiſe dieß geſchieht, und es bleibt daher gewöhnlich nichts weiter übrig als die Coincidenz gewiſſer klimatiſchen Einflüſſe mit beſtimmten Verſchiedenheiten der leiblichen Organiſation als Factum zu conſtatiren. Der Grund davon liegt zum Theil auch darin, daß es ebenſowohl mißlingt die Größe der Wirkſamkeit von Nahrung und Lebensweiſe auf den Menſchen von der des Klima's abzuſondern, da dieſes ſtets mit jenen beiden zugleich ſeinen Einfluß ausübt und gewöhnlich ſie weſentlich mitbeſtimmt, als die einzelnen Factoren aus denen die Wirkſamkeit des Klima's ſelbſt beſteht, auf die Veränderungen zu unterſuchen die ſie für ſich allein herbeiführen. Es iſt z. B. zwar bekannt welchen Einfluß der Feuchtigkeitsgrad der Luft auf die Lungen- und Hautausdünſtung hat, es iſt ferner bekannt daß die Sauerſtoffaufnahme durch das Athmen zu ihm und zur Lufttemperatur in umgekehrtem, zum Barometerſtande aber in geradem Verhältniſſe ſteht, es iſt endlich bekannt daß der Barometerſtand unter 32—33° der Breite ſein Maximum erreicht, daß er unter dem Aequator regelmäßigen täglichen Schwankungen unterworfen iſt, aber dieß Alles reicht eben nur hin um uns die Einſicht zu gewähren, daß in Folge dieſer Umſtände in verſchiedenen Klimaten gar manche Verſchiedenheiten in der thieriſchen Oekonomie ſtattfinden müſſen, es läßt aber nicht ſchließen ob und welche äußerlich wahrnehmbaren Veränderungen ſich daran knüpfen werden. Allerdings gewinnt durch die erwähnten Umſtände (in Verbindung mit anderen Thatſachen die J. W. de Muller, Causes de la coloration de la peau. Stuttg. 1853, p. 24 ff. ausführlich entwickelt hat) auf den erſten Blick die Erklärung der ſchwarzen Hautfarbe des Negers eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit, welche darin beſteht, daß die in heißen Klimaten eingeathmete Sauerſtoffmenge nicht ausreiche um den Kohlenſtoff der Lungen in Kohlenſäure zu verwandeln, und daß daher dieſer ſich zum Theil unverbrannt in den Pigmentzellen der Haut ablagere*. Es läßt ſich indeſſen ſchwerlich zugeſtehen daß das Dunklerwerden der Haut bei uns während des

* Berthold, Lehrb. der Phyſiol. 2. Aufl. II. 325 giebt die ähnliche Erklärung, daß trotz der bedeutenden Ausbildung der Leber in warmen Klimaten dieſe bei gleichzeitig verminderter Thätigkeit der Lungen, doch nicht vermöge eine hinreichende Menge Kohlenſtoff abzuſcheiden, daher die Gefäße einen reichlicheren Antheil führten, der bei vermehrter Hautthätigkeit unter der Epidermis zurückgehalten werde.

Digitized by Google

Sommers ganz auf denſelben Urſachen beruhe wie die Schwärze des Negers und in genauer Analogie zu ihr nur eine längere Dauer und größere Intenſität derſelben Urſachen erfordere um in ſie überzugehen. Es läßt ſich ferner kaum zugeben, daß die häufig dunkle ſchmutzige Hautfarbe bei Schwangeren und die von Blumenbach (De generis humani var. nat. 3 ed. p. 156) angeführten Beiſpiele von völligem Schwarzwerden einzelner Körpertheile bei Wöchnerinnen ſo wie die bei niemals menſtruirten Frauen bisweilen beobachtete Schwärze der Haut beweiſen daß die Farbe nichts dem Neger ſpecifiſch Eigenthümliches ſei; denn vor Allem würde der Einwurf ungelöſt zurückbleiben, daß unter den Tropen in Oſtindien, Südamerica und einem Theile von Africa ſelbſt keine Schwarzen wohnen und daß bei den Negern ſo wenig als bei andern Völkern ſich die Farbe der Haut ausſchließlich nach den Verhältniſſen richtet welche die Sauerſtoffaufnahme beſtimmen. Wer gleichwohl an jenem Erklärungsverſuche feſtzuhalten geneigt iſt, dem muß die Ergänzung willkommen ſein welche ihr Foiſſac (Ueber den Einfluß des Klima's auf den Menſchen. Gött. 1840, S. 67) zu geben geſucht hat, indem er die Farbe des Negers hauptſächlich von ſeiner überwiegend vegetabiliſchen Koſt ableitet, die viel kohlenſtoffreicher iſt als animaliſche. Aber auch dieſe Behauptung leidet an ganz ähnlichen Schwierigkeiten wie die vorhergehende und iſt ganz ähnlichen Einwürfen ausgeſetzt; und nicht beſſer ſteht es damit daß Foiſſac die verhältnißmäßig ſo dunkle Farbe der Polarvölker aus geringer Sauerſtoffaufnahme, großem Kohlenſtoffreichthum des Blutes bei geringer Ausſcheidung des Kohlenſtoffs, aus den heißen wenn auch kurzen Sommern und dem Winteraufenthalt in den heißen räucherigen Hütten zuſammengenommen erklären will. Iſt es nicht unwahrſcheinlich daß manche dieſer Umſtände zu der ihnen zugeſchriebenen Wirkung etwas beitragen, ſo bleibt doch unerweislich daß ſie die hauptſächlichſte oder gar die einzige Urſache derſelben ſind. Daher erſcheint in ſolchen Fällen die Annahme ſpecifiſcher Eigenthümlichkeiten der einzelnen Menſchenſtämme immer noch ſtatthaft. Wie hier ſehen wir uns aber faſt überall genöthigt uns mit einer entfernten Wahrſcheinlichkeit der Schlüſſe zu begnügen welche die Art des Cauſalzuſammenhanges leiblicher Beſonderheiten mit den einzelnen Factoren der klimatiſchen und Nahrungs-Verhältniſſe betreffen, und ſehr häufig fehlt ſogar dieſe.

Ohne Zweifel iſt es nur die bisherige Unmöglichkeit die Wirkungen

des Klima's, der Nahrung und Lebensweise zu analysiren, welche Godron (De l'espèce et des races. Nancy 1848, p. 16 und 70) zu der Behauptung geführt hat daß das Klima Pflanzen und Thiere nur sehr oberflächlich zu modificiren im Stande sei und daher zur Entstehung der Raçenverschiedenheiten der Menschen nur wenig habe beitragen können; die Ursache der letzteren liege vielmehr in der verschiedenen Nahrung und Lebensweise, während Pflanzen und Thiere in fremdem Klima entweder unverändert fortkämen oder stürben: so leben Wolf und Fuchs von der heißen bis zur kalten Zone und behalten fast alle ihre Charaktere ebenso unverändert bei, wie die wieder verwilderten Pferde in Süd-America die Charaktere derer in der Krimm und Ukraine besitzen. Die Macht des Klima's läßt sich indessen in dieser Allgemeinheit nicht bezweifeln: es bedarf dagegen nur der Erinnerung an die bekannten Thatsachen (Näheres namentlich bei Heusinger, Grundzüge der vgl. Physiol. 1831, S. 211 ff.), daß in kälteren Klimaten die Größe, die Schnelligkeit des Wachsthums und der geschlechtlichen Entwickelung, die Fruchtbarkeit der Thiere abzunehmen pflegt, während der Haar- und Federwuchs bedeutender wird (Winterpelz), sich starke Fettablagerungen bei ihnen bilden und die Färbung sich bei vielen allmählich verliert bis zum Weißwerden, wogegen unter den Tropen sich die gegentheiligen Veränderungen zeigen. Insbesondere bieten die meisten Hausthiere, welche in sehr verschiedenen Klimaten ausdauern, die unzweideutigsten Beispiele dieser Einflüsse dar. Wer kann ihnen gegenüber, ja wer kann überhaupt, auch abgesehen von Nahrung und Lebensweise, eine Gleichförmigkeit der äußeren Erscheinung beim Menschen erwarten, der unter 75° der Breite wie unter dem Aequator ausdauert, der an der Meeresküste wie 10000′ über dem Meere lebensfähig und lebenskräftig ist?

Eine wie große Accomodation klimatische Verhältnisse der leiblichen Organisation des Menschen abnöthigen, das beweisen vor Allem die bekannten Acclimatisationskrankheiten und die besondern Krankheitsdispositionen die einem jeden Klima eigenthümlich sind, und wenn die Folgen hiervon sich auch nicht immer in einer sichtbaren Veränderung des äußeren Habitus fixiren, so knüpfen sich daran doch unleugbar wichtige Modificationen des inneren Lebensprozesses. Es kommt mehrfach vor daß die Fremden in einer Malariagegend ohne Ausnahme rasch dahinsterben, während sich die Eingeborenen in ihr wohlbefinden

Digitized by Google

und ſogar gut ausſehen — wir werden die dahin gehörigen Thatſachen ſpäter anzuführen haben —, und es ſcheint dabei keinen Unterſchied zu machen ob die Fremden Stammverwandte der Eingeborenen ſind oder nicht. Man darf hiermit in Parallele ſtellen daß der eingeborene Peruaner in einer Höhe von 7—15000' über dem Meere gedeiht und frei bleibt von den Lungenleiden, die z. B. in Quito den Weißen ſehr häufig verderblich werden (Stevenſon, R. in Arauco 1826, II, 174). Sehen wir aber ab von extremen Fällen, von einem plötzlichen und durchgreifenden Wechſel aller weſentlichen äußeren Lebensbedingungen, ſo berechtigt nichts zu der Behauptung daß der Menſch in ein ihm fremdes Klima verſetzt nur entweder ſtürbe oder bliebe wie er iſt. Erträgt er die Verſetzung in ein weſentlich verſchiedenes Klima, ſo wird ſein Organismus genöthigt bedeutendere Modificationen des Lebensprozeſſes zu ertragen, und man kann es nicht wahrſcheinlich finden daß dieſe Zumuthungen welche an ihn gemacht werden, unter keinen Umſtänden in äußerlich wahrnehmbarer Weiſe an ihm hervortreten ſollten, während dieß bei den Thieren ſo vielfach der Fall iſt. D'Orbigny (L'homme américain. 1839, I, 96, 113) geht ſo weit zu behaupten daß in Peru in der erwähnten Meereshöhe ſich durch den Einfluß der Reſpiration der Stamm des Körpers allmählich verlängere, daß die ganze Bildung klein und maſſiv werde, während die Menſchen in feuchten Tiefländern ſchlanker aufwüchſen. Ohne dieſer Anſicht unbedingt beizuſtimmen, wird man doch zugeben müſſen, daß namentlich durch äußere Verhältniſſe die ſich der Grenze nähern, welche der Möglichkeit der Fortexiſtenz des Menſchen gezogen iſt, die phyſiologiſchen Prozeſſe durch ganz ungewöhnliche ihnen abgenöthigte Anſtrengungen ſehr bedeutend alterirt werden und daß man ſich kaum würde wundern können, wenn im Laufe der Generationen eine entſprechende Veränderung der leiblichen Bildung in Folge davon aufträte. Unbeſtimmbar bleibt bis jetzt dabei freilich ob ſolche Veränderungen des leiblichen Typus gewöhnlich in ziemlich kurzer Zeit eintreten und alsdann nicht mehr weiter fortſchreiten, ſondern ſich abſchließen (die Anſicht Lyell's, Elements of geology 7th. ed. ch. 37), oder ob ſie wie die Ausartung wilder Pflanzen durch Cultur in viele Varietäten ſich oft erſt lange Zeit erwarten laſſen, dann aber raſch vorwärtsgeht und ſich vervielfältigt — möglich auch daß beides unter verſchiedenen Umſtänden ſtattfindet.

Freilich iſt es nur geiſtreich und nichts weiter, wenn Volney

(Voyage en Syrie et en Egypte, I, 70) ſagt, die Negerphyſiognomie ſehe gerade ſo aus wie ein Geſicht auf das Sonnenlicht und Hitze heftig wirken, denn ſie zeige überhängende Augenbrauen und halbgeſchloſſene Augenlider, aufgetriebene Wangengegend und vorſtehendes Untergeſicht. Es kann uns daher nicht einfallen der Erklärung beizutreten die Stanhope Smith (On the causes of the variety of complexion and figure. New Brunswick, 1810, p. 106) von den Eigenthümlichkeiten des Tataren dadurch zu geben verſucht daß er ſagt, ſtarke Kälte habe die Wirkung daß Augenlider und Augenbrauen zuſammengezogen, der Mund vollkommen geſchloſſen und dadurch die Wange hervorgetrieben werde, was die größere Kürze und Breite des Geſichts wie die größere Härte der Züge herbeiführe. Eher ſchon läßt ſich beiſtimmen, wenn die kleinen Augen und geſchwollenen Augenlider der Turkmannen „offenbar eine Einwirkung der Wüſte auf den Organismus“ genannt werden (Ritter, Erdkunde, VIII, 235). Vorſichtig hat Blumenbach (De g. h. v. n. 212) einen verändernden Einfluß des Klima's auf die Geſichtszüge allerdings angenommen, nicht aber auf die Geſichtsknochen, ſondern behauptet daß dieſe erſt mittelbar durch die Thätigkeit der Geſichtsmuskeln modificirt würden, wie dieß neuerdings Engel (Das Knochengerüſt des menſchlichen Antlitzes. 1850, Unterſuch. über Schädelformen. 1851) näher begründet hat*, und wir möchten dem Tadel nicht beiſtimmen den Barthez (Nouv. élémens de la sc. de l'homme. 1806. II, 132 note) in dieſer Rückſicht über ihn ausgeſprochen hat.

Am wenigſten bezweifelt iſt wohl der Einfluß des Klima's auf die Statur und die ſchnellere oder langſamere Entwickelung des Körpers. Nicht allein haben viele Reiſende die Eskimos und die Bewohner des Feuerlandes verglichen und einander ähnlich gefunden, ſo entfernt ſie auch voneinander wohnen, ſondern man hat ſich auch häufig genug durch die Aehnlichkeit des Aeußeren ſogar verleiten laſſen eine beſondere Raçe der „Hyperboräer“ anzunehmen welche die ſämmtlichen Polarvölker der nördlichen Erdhälfte umfaſſen ſollte (Lacépède, Duméril, Virey, Bory). Man muß bei der theils nur ſehr entfernten theils auch ganz unerweislichen Verwandtſchaft mancher dieſer Völker daraus auf einen

* L. Fick, Die Urſachen der Knochenformen. 1857, hat dagegen zu beweiſen geſucht daß es einen ſolchen Einfluß der Muskelthätigkeit auf die Knochenformen nicht gebe, obwohl das Wachsthum der Knochen von der Form der ſie umgebenden Weichtheile weſentlich mitbedingt werde.

Digitized by Google

gewiſſen nivellirenden Einfluß des Klima's ſchließen, da ſie alle von kurzer gedrungener maſſiver Statur ſind. Daſſelbe gilt von den in bedeutender Höhe über dem Meere wohnenden Peruanern, die ſich überdieß ebenſo wie man dieß von den Bewohnern kalter Klimate ſchon oft bemerkt hat, durch verhältnißmäßig bedeutende Größe des Kopfes auszeichnen. So unterſcheiden ſich auch die Hindus der heißen Ebenen von denen der Berggegenden hauptſächlich durch ſchmalere, weniger vortretende Stirn ohne daß ſich darum eine Verſchiedenheit der geiſtigen Begabung bei ihnen zeigte (Broc bei Lucas a. a. O. II, 465), wogegen Lauvergne (Les Forçats 315) wohl unrichtig behauptet, daß ſich bei Familien die aus bergigen in ebene Gegenden herabzögen der Kopf ſchon nach wenigen Generationen ſtärker entwickele und oben platter werde, was überhaupt mit dem Fortſchritte der Civiliſation zu geſchehen pflege.

Wenn Zimmermann (Geogr. Geſch. des Menſchen und der vierfüß. Thiere. 1778) aus der hohen Statur der Patagonen und der alten Deutſchen, deren Vaterland früher kälter war als jetzt, im Vergleich mit den Lappen folgern zu dürfen glaubte daß die bedeutendſte Körpergröße dem kältern Theile der gemäßigten Zone angehöre, die geringſte der kalten, während Blumenbach (De g. h. v. n. 93) den Wuchs nach den Tropen hin zunehmen läßt, ſo dürfte es hinreichen gegen beides nur an die kleinen unmittelbar neben den Patagonen wohnenden Feuerländer, an die neben den Finnen und Schweden wohnenden Lappen, an die 4' hohen Buſchmänner und ähnliche Beiſpiele zu erinnern, um bemerklich zu machen daß ſich in dieſer Rückſicht wohl kaum mehr behaupten läßt als daß die kräftigſte Entwickelung des Menſchen wie der Hausthiere in der gemäßigten Zone ſtattzufinden ſcheint. J. Geoffroy St.-Hilaire, der die angeführte Anſicht Zimmermann's theilt, (Ann. des sc. nat. 1832, Froriep's Notizen. 1833. No. 818, S. 54, u. 775, S. 69 f.) hat es eine bekannte Thatſache genannt daß die Völker welche die kleinſte Statur beſitzen, faſt alle den nördlichſten Theil der nördlichen Hemiſphäre bewohnen. Indeſſen geht ſowohl aus ſeinen eigenen Tabellen, denen man freilich kein unbedingtes Zutrauen ſchenken kann, als aus den zahlreichen Ausnahmen die er zum Theil ſelbſt anführt, deutlich genug hervor, wie es um dieſe Thatſache ſteht. Da (wie er ſelbſt bemerkt) neben Völkern von ſehr hoher Statur öfters ſolche von auffallend geringer Größe wohnen, muß zugegeben werden,

daß die Abstammung von entscheidenderem Einflusse hierauf ist als das Klima, obgleich man das letztere darum noch nicht für unwirksam halten mag. Die Thiere, über deren Größenverhältniß in Beziehung zum Klima Geoffroy ebenfalls eine Reihe von Lehrsätzen aufstellt (a. a. O. u. Froriep's Notizen 1832, No. 702), verhalten sich in dieser Rücksicht verschieden: einige Arten werden in wärmeren Klimaten kleiner, andere in kälteren, je nach ihrem Verbreitungsbezirk (Swainson, p. 275).

Als eine hinreichend bekannte und constatirte Wirkung des Klima's, für welche wir später noch viele bestätigende Thatsachen anzuführen haben werden, ist ferner die Beschleunigung oder Verzögerung der geschlechtlichen Entwickelung zu nennen. Sie wird freilich ebenso wie die Körpergröße durch Nahrung und Lebensweise wesentlich mitbedingt, woraus sich dann manche scheinbaren Abweichungen von der Regel erklären, daß sie in kälteren Klimaten später, in wärmeren früher eintritt. Sie erstreckt sich auf das geistige Leben ebensosehr als auf das physische: bei den Arabern z. B. zeigen schon Knaben die ruhige Haltung und das gesetzte Betragen von Männern (Hoskins, Travels in Ethiopia 1835, p. 179), schon die kleinen Kinder sind viel verständiger und weiter fortgeschritten als die von demselben Alter bei uns, wohl schwerlich bloß deshalb weil sie, wie Brehm angiebt (Reiseskizzen aus Nordost-Africa. 1855. I, 56), von den Müttern so ganz sich selbst überlassen bleiben daß ihnen von den Fliegen Augen Lippen und Nase oft fürchterlich zerfressen werden, und sie in solcher Hülflosigkeit ihre Körper- und Geisteskräfte früher gebrauchen lernen. Daß diese Präcocität wenigstens keine feste Eigenthümlichkeit der Raçe ist, geht namentlich daraus hervor daß dieselbe geistige Frühreife sich ebenso an den weißen Creolen in Westindien und an den Brasilianern zeigt (Rendu, Etudes sur le Brésil. 1848 p. 13). In denselben Breiten und Klimaten fällt indessen gleichwohl die Pubertätszeit bei Negern und Mongolen früher als bei Europäern (Lacépède, Hist. nat. de l'homme. 1839, p. 109 f.) — theils wohl eine Folge der Lebensweise, theils eine Folge des Umstandes daß die angestammte Eigenthümlichkeit sich nur langsam und im Laufe mehrerer Generationen ändern kann.

Was die Fruchtbarkeit betrifft, so pflegt man einen ähnlichen Einfluß des Klima's auch auf sie anzunehmen. Daß sie ungewöhnlich groß bei den Negern in ihrem Vaterlande sein müsse, scheint schon aus den ungeheuern Verlusten hervorzugehen die Africa, ohne daß eine Ab-

Digitized by Google

nahme der Bevölkerung bemerkbar gewesen wäre, so lange Zeit durch den Sklavenhandel erlitten hat. Im Gegensatze zu ihnen hat man das Aussterben der eingeborenen Americaner und anderer Völker häufig zum Theil von der Unfruchtbarkeit der Race hergeleitet, eine Frage die wir später zu prüfen haben werden. Hier bemerken wir nur daß in neuerer Zeit namentlich Quetelet (Ueber den Menschen, deutsch v. Riecke, 1838, S. 67) es in Zweifel gezogen hat ob unter übrigens ganz gleichen Umständen der Norden oder der Süden der Fruchtbarkeit günstiger sei. Er ist der Ansicht, daß, obgleich die südlichen Länder von Europa fruchtbarer sind als die nördlichen, doch andere Einflüsse hierbei überall den des Klima's überwiegen. Die größte bekannte Fruchtbarkeit, die zugleich mit großer Demoralisation verbunden ist, ist die von Guanaxuato in Mexico aus dem J. 1825, sie zeigt das Verhältniß = 1 : 16,08.

Zwar wenig bestreitbar, aber gleichwohl in vieler Beziehung dunkel ist die Einwirkung des Klima's auf die Hautfarbe. Daß diese sich nicht nach der geographischen Breite und der mittleren Jahrestemperatur allein richtet ist oft bemerkt und an der Bevölkerung America's namentlich von A. v. Humboldt nachgewiesen worden; die dunkelsten Völker dieses Erdtheiles leben nämlich keineswegs gerade unter dem Aequator. Dasselbe gilt in gleicher Weise von den Polynesiern, in Rücksicht deren Beechey die Bemerkung gemacht hat, daß die schwärzeren auf den vulkanischen, die helleren auf den Koralleninseln sich finden. Die Bewohner der Marquesas-, Schiffer-, Gesellschafts-, Freundschaftsinseln bilden eine Reihe die von helleren zu dunkleren Nüancen der Farbe fortgeht, noch etwas dunkler sind die Neu-Seeländer und Sandwichinsulaner (Hale, Ethnography and Philol. of the U. St. Epl. Exped. Philad. 1846, p. 9) und die Bewohner der Osterinsel (Forster, Bemerk. auf seiner Reise um die Welt. 1783, S. 211). In gleicher Breite aber mit den Polynesiern und zum Theil in nur geringer Entfernung von ihnen lebt bekanntlich eine große Zahl von schmutzig schwarzbraunen Völkern, unter denen wieder z. B. die Van-Diemens-Länder dunkler sind als die dem Aequator näheren Neu-Holländer (Péron).

Diese und ähnliche Thatsachen legen die Vermuthung nahe, daß die Hautfarbe nicht sowohl durch klimatische Verhältnisse als vielmehr durch die Abstammung bestimmt werde, und mit der Hautfarbe gilt

Digitized by Google

dieß zugleich auch von der Farbe und Beschaffenheit des Haares und, obwohl weniger constant, der Iris, denn es ist unter ihnen ein Parallelismus insofern unverkennbar, als sich fast überall mit dunkleren Schattirungen der Haut nicht allein Schwärze der Iris und des Haares, sondern auch ein verhältnißmäßiges Krauswerden des letzteren zusammenfindet — ein Verhältniß das schon Blumenbach (a. a. O. 164 ff.) ausführlich besprochen hat. Nur die weiße Raçe hat Völker von rosigem Teint, heller Iris und blondem Haar, und hierin allein schon scheint ein Beweis für die stärkere Einwirkung der Stammeseigenthümlichkeit als des Klima's in dieser Rücksicht zu liegen*. Eines der interessantesten Beispiele bieten dafür die Berbern in Nordafrica dar: blaue Augen, weißer Teint und rother Bart sind bei manchen Kabylen sehr allgemein (Prévost in Nouv. Ann. des voy. 1848, I, 126), hoher Wuchs, weiße Haut und blondes Haar finden sich besonders bei den Chaouias im Auras (Guyon, ib. 1848, II, 390, vgl. auch M. Wagner, Reisen in Algier. 1841, II, 56). Diese Charaktere, um derentwillen man sie schon oft als Nachkommen der Vandalen bezeichnet hat, besitzen sie namentlich in hochgelegenen Gegenden, wodurch freilich wieder zweifelhaft wird, was in diesem Falle Folge des Klima's und was dagegen Folge der größeren Reinheit des Blutes sei. Mehrere Beispiele welche dafür sprechen daß die Hautfarbe stärker durch die Abstammung als durch das Klima bestimmt wird, finden sich zusammengestellt von Humboldt (Neu-Spanien, I, 117 ff.). Es gehören dahin z. B. die Mexicaner welche weit dunkler sind als die Eingeborenen der heißesten Länder von Süd-America und die anderwärts (Humboldt und Bonpland, Reise, IV, 495) von ihm erwähnten Guaicas an den Quellen des Orinoco, die bedeutend heller sind als die sie umgebenden Indianervölker, obwohl sie ganz unter denselben äußeren Bedingungen zu leben scheinen wie diese (Andere Beispiele dieser Art ebendaselbst 491): sehr schwach stützt freilich Desmoulins (Hist. nat. des races humaines. 1826, p. 21, 162, 168) seine Behauptung daß die reinen Raçen überall ganz ihre Eigenthümlichkeit behielten, haupt-

* Dahin spricht sich auch der Vf des interessanten Aufsatzes über das menschliche Haar im Morgenblatt 1855, No. 14 aus: Die Haarfarbe der Iren und Gelten müßte sich sonst schon längst entweder in Folge von Mischung mit der der benachbarten blonden Stämme ausgeglichen haben oder die dunkelhaarigen Gelten müßten heller geworden sein, da sie in dem Landstriche von Europa wohnen, der die blondesten Menschen auf der ganzen Erde enthält, nämlich nördlich von 48° d. Br.

Digitized by Google

ſächlich auf die Rohillas, eine Colonie der Affghanen im Norden des Ganges, die noch jetzt dieſelben phyſiſchen Charaktere beſäßen wie die Isländer, weißen Teint, blaue Augen, blondes Haar, europäiſche Phyſiognomie. Seine Autorität dafür iſt Riquet, welcher hinzuſetzt, ſie ſollten bei hellem Tage ſchlecht ſehen, ſo daß der Verdacht entſteht, es ſei hier nur von Albinos die Rede geweſen. Uebrigens bieten die Affghanen alle Nüançen der Farbe dar: im weſtlichen Tafellande ſind ſie von europäiſch hellem Teint, im Oſten am Indus dunkel und ſelbſt ſchwärzlich (Prichard, IV, 91).

Uncultivirte Völker beſonders halten, wenigſtens unter den gewöhnlichen Verhältniſſen, wie ihren Typus überhaupt, ſo auch die Eigenthümlichkeiten der Hautfarbe und des Haares meiſt unveränderlich feſt. Dieß zeigen namentlich die Fulahs, die als ein ſtammfremdes Volk mitten unter Negern lebend, ihre Eigenthümlichkeiten gleichwohl bewahrt haben. So vermochte ferner Burckhardt (Reiſen in Nubien, 1820, S. 194) die Nachkommen der bosniſchen Soldaten, welche von Sultan Selim 1420 abgeſchickt ſich in Nubien feſtſetzten, noch zu erkennen an ihrer hellbraunen Farbe und an ihren Geſichtszügen, die nordiſchen Urſprung verriethen. Auch Rafalowitſch (Erman's Archiv f. wiſſ. Kunde v. Rußl. XIII, 114) will ſie an ihrer hellen Haut in Derr in Nieder-Nubien noch erkannt haben. Wenn aber Duprat (Essai sur les races de l'Afrique sept. 1845) behauptet daß Berbern, Araber, Türken und Juden in Nordafrica ihre Unterſchiede vollkommen bewahrt hätten, trotz der Gleichheit der Verhältniſſe unter denen ſie lebten, ſo iſt zu erinnern daß weder die Sache ſelbſt in dieſer Allgemeinheit richtig iſt, noch auch eine Gleichheit der Verhältniſſe wirklich ſtattfindet, endlich daß Duprat ſich ſelbſt widerlegt indem er die Mauren, welche faſt nur Städtebewohner ſind, für ungemiſchte Araber erklärt. Daß ſich aber auf Ile Maurice (wie d'Unienville, Statistique de l'Ile Maurice. 1838, I, 276 ff. angiebt) die Creolen- und Mozambique-Neger, Malgaſchen, Malaien, Telingas, Malabaren und Bengalen leicht voneinander unterſcheiden laſſen und alle ihre beſonderen Eigenthümlichkeiten behalten, ſpricht nicht gegen den Einfluß des Klima's, da dieſes kaum weſentlich von dem ihres Vaterlandes verſchieden und bei der ſteten Erneuerung aller Sklavenbevölkerungen überhaupt ſchwerlich lange genug auf ſie gewirkt hat um eine Veränderung in dieſer Rückſicht erwarten zu laſſen, während

Digitized by Google

auf der andern Seite jene einzelnen Stämme auch als Sklaven durch Sprache Sitten und Lebensweise ſich ſcharf voneinander geſondert halten.

Allerdings weiſen manche Fälle mit Beſtimmtheit darauf hin, daß Eigenthümlichkeiten der körperlichen Bildung welche viele Generationen hindurch beſtanden haben, nur ſchwer und langſam ſich ändern, aber ſie reichen nicht hin um den durch viele Gegenbeiſpiele zu erhärtenden Satz zu entkräften, daß bei gemeinſamer Abſtammung mehrerer Völker und bei urſprünglich gleichen Eigenthümlichkeiten doch eine Veränderlichkeit der phyſiſchen Charaktere durch die Einwirkung klimatiſcher Verhältniſſe namentlich in Verbindung mit veränderter Nahrung und Lebensweiſe in ausgedehntem Maaße beſteht. Findet zwar keine regelmäßige Zunahme in der Dunkelheit der Hautfarbe gegen den Aequator hin ſtatt, ſo läßt ſich doch nachweiſen daß ſie ebenſo wie manche andern phyſiſchen Eigenthümlichkeiten zum Theil von localen Verhältniſſen abhängt welche außer der geographiſchen Breite eines jeden Ortes deſſen Klima mitbedingen. Die hierher gehörigen Thatſachen ſind aber zum Theil nicht frei von Widerſprüchen und deshalb ſo ſchwer zu deuten, daß ſich erſt bei noch größerer Ausdehnung der Beobachtungen einige ſichere Regeln über die Wirkung des Klima's werden aufſtellen laſſen.

Bergbewohner ſind meiſt heller und kräftiger als die ihnen ſtammverwandten Bewohner von Tiefländern. Die Hindus ſind in den kälteren Gebirgsgegenden, namentlich im Himalaya, ſehr weiß, haben oft blaue Augen, Bart und Kopfhaar ſind dabei bisweilen kraus, braun oder roth. Die Siah-Poſch oder Kaffern von Hindukuh, welche eine dem Sanskrit nahe verwandte Sprache reden, ſind europäiſch weiß, die Bewohner von Kaſchmir brünett (Elphinstone, Alex. Burnes, Prichard IV, 91, 209 ff.). Die Hinduſtani ſind groß, rüſtig, kriegeriſch, hellfarbig, die Bengalen in ihrem feuchten und immer milden Klima klein, ſchwächlich, furchtſam und ſchwarz* (Laſſen Ind. Alterthumsk. I, 404 u. Anh. LXXVIII). Einen beſonders auffallenden Contraſt bilden die ſchönen kräftigen Tudas im Nilaghiri in hohen

* Wer freilich die Hautfarbe für durchaus conſtant erklärt, muß ſie bei den Hindus aus Miſchung mit den dunklen Urbewohnern Indiens ableiten. So z. B. Hombron (Zoologie zu D. d'Urville, Voy. au Pole Sud I. 164), Omalius d'Halloy u. A.: das Kaſtenweſen kann dieſer Deutung zu Hülfe kommen.

Digitized by Google

gesunden Gegenden zu den benachbarten elenden Curumbars in den ungesunden Niederungen. Steigt der Abessinier, dessen gewöhnlich olivenbraune Haut in der Regenzeit heller wird und sich dem rosenfarbigen Taint des Europäers nähert, aus dem Hochlande in die Thäler herab, so wird er braunschwarz. Analoge Veränderungen zeigen sich auch am Fell, dem Haar und der Wolle der Thiere (Lefèbvre Voy. en Abyss. 1845, III, 299). Ferner sind die Bewohner von Enarea in den Tief- und Sumpfländern völlig schwarz und haben die Gesichtszüge und das wollige Haar der Neger, während die der Bergländer von Enarea und Kaffa noch nicht so dunkel als die Neapolitaner sind (Bruce, R. z. d. Quellen des Nil, 1790, II, 309); und wenn letzteres (nach Combes et Tamisier, Voy. en Abyssinie 1838, IV, 285) auch zu viel gesagt ist, so steht doch der bedeutende Unterschied außer Zweifel. In Uebereinstimmung hiermit steht der bemerkenswerthe und schon oft hervorgehobene Umstand, daß der eigentliche und stark prononcirte Negertypus sich fast immer nur in den heißen Tiefländern findet, wogegen die Bewohner höher gelegener Gegenden meist von ihm abweichen und sich sowohl leiblich als geistig denen der Niederungen überlegen zeigen. Hombron (a. a. O. S. 282) sucht zu zeigen daß die Polynesier überall in ungesunden Gegenden häßlicher und den Malaien ähnlicher werden. Winterbottom (Nachr. v. d. Sierra-Leone K. 1805, S. 240 f.), der angiebt daß magere Leute von dunklerer Farbe beim Fettwerden zugleich auch heller würden, fand die Bewohner der ungesunden Küstengegend von Sierra-Leone dunkler als die tiefer im Lande lebenden. So hören wir auch von den Arowaken in Guiana, daß während manche fast so hell sind wie die Spanier und Italiener, namentlich die in der Nähe des Meeres in den ungesunden Niederungen wohnenden sehr dunkelbraun, bisweilen selbst so dunkel wie die helleren Neger sind (Journal of the Royal geogr. Soc. II, 229 nach Hilhouse).

Auf solche und andere Beispiele dieser Art hat man die Ansicht gegründet daß heiße und feuchte Länder das Dunkeln der Hautfarbe vorzüglich begünstigen (Jarrold, Anthropologia or on the form and colour of man. 1838, p. 188 ff., Heusinger, Grundriß der Anthropol. 1829, S. 87). Vielfach hat man dabei auch auf die häufigen Gallenkrankheiten hingewiesen, die sich bei Uebersiedelung aus hohen trockenen in tiefe sumpfige Gegenden einstellen. Fernere Bestätigungen

Digitized by Google

ergeben sich wenn wir die Veränderungen der Farbe in's Auge fassen welche die Europäer in andern Erdtheilen und namentlich unter den Tropen erleiden. Schon der kurz verweilende Reisende verliert seine Farbe. „Da ich nach Ghadames kam (sagt Richardson, Trav. in the gr. desert of Sahara. 1848, I, 265) hatte ich rosige Farbe, jetzt bin ich geworden wie diese gelben Menschen." Die bedeckten Hautstellen behalten übrigens ihre ursprüngliche weiße Farbe, wie man an den französischen Soldaten in Algier constatirt hat, wogegen von den Indianern Nord-America's versichert wird daß die bedeckten Körpertheile nicht heller seien als die nackt getragenen (Say bei James, Account of an exped. to the Rocky m. under M. Long Philad. 1823, I, 285). Dasselbe ist bei den Eingeborenen von Mexico und Peru der Fall (Humboldt und Bonpland, Reise II, 250). Indessen darf man dieß schwerlich als Eigenthümlichkeit der Raçe betrachten, denn auch für den Europäer der auf Java wie in Westindien und Africa schnell seine rothen Wangen verliert, bleibt es nicht bei diesem Verluste allein, wenn er sich dauernd dem tropischen Klima aussetzt. Wer längere Zeit in Guinea lebt und sich der Sonne viel aussetzt, wird fast kupferfarbig (Monrad, Gemälde der K. v. Guinea. 1824, S. 371), und wenn berichtet wird daß die portugiesischen Kolonisten, die nach Durand (Voy. au Sénégal, an X. I, 169) in Cachaux in West-Africa fast alle sehr schwarze Mulatten geworden sind, auf den Kap Verdischen Inseln, auf der Guineaküste, in Quilimane (Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr. 1833, I, 290), in Batavia, Ternate, Bombay (Forrest, Voy. to New Guinea. 1779, p. 36), in Larentuka auf Flores und in Dilli auf Timor (Olivier, Land- und Seereisen in Niederl. Ind. 1829, II, 266) nach einer Reihe von Generationen fast schwarz oder ganz schwarz geworden sind, so wird man die Ursache hiervon gewiß nicht in der Vermischung mit den Eingeborenen allein suchen dürfen. Selbst Pruner (Die Krankheiten des Orients. 1847, p. 83), der mit der Annahme verändernder Einflüsse des Klima's auf die menschliche Organisation nichts weniger als freigebig ist und namentlich die Raçenunterschiede im Bau des Skelettes für völlig unveränderlich hält, theilt aus eigener Beobachtung mit, daß der in Aegypten sich acclimatisirende Europäer nach kurzer Zeit schmutzig bräunliche Hautfarbe erhält, in Abessinien eine eigenthümliche Bronzefärbung annimmt, fahl an der Küste von Arabien, kachektisch weiß in Syrien,

Digitized by Google

hellbraun in den Wüſten Arabiens und lebhaft roth auf den ſyriſchen Gebirgen wird, während dabei das Haar nicht bloß ſeine Farbe zum Dunkleren verändere, ſondern auch eine weichere Textur erhalte, ſich verdünne und zum Krauswerden ſich neige. Eine intereſſante Skale aller Nüançen bis zum Negerſchwarz durchlaufen namentlich die Juden. Haben ſie weſtlich von Tomsk in der Barabinsky-Steppe helle Haut und lichtfarbiges Haar (Simpson, Narr. of a journey round the world. 1847, II, 410), was in England und Deutſchland ſchon ſeltner iſt, ſo zeigen ſie abgeſtuft dunklere Farbe in Spanien, Portugal, Syrien, Oſtindien und Congo (Näheres bei Prichard IV, 597), und mag es auch ſein daß die von Johann II. 1492 aus Portugal verbannten Juden ſich in St. Thomas mit Negern gemiſcht haben (wie Sprengel, Vom Urſprung des Negerhandels. 1779, S. 32 nach Oldendorp S. 287 angiebt), ſo iſt dieß im vorliegenden Falle ſicherlich noch weniger für die einzige Urſache ihrer veränderten Farbe zu halten als in den vorhin erwähnten.

Scheint demnach bei demſelben Volke, wenn es in verſchiedenen Breiten wohnt, nicht ſelten die Dunkelheit der Farbe gegen den Aequator hin ziemlich regelmäßig zuzunehmen — wie z. B. die Chineſen von Peking bis nach Canton alle Schattirungen von heller bis zu dunkler Kupferfarbe, die Araber von der Wüſte bis nach Jemen herab alle von olivenfarbig bis ſchwarz zeigen, die Auſtralier um Moreton Bay kohlſchwarz, 10° ſüdlicher aber überall mehr kupferfarbig ſind (Dunmore Lang, Cooksland in N. E. Australia. 1847, p. 380) —, ſo dürfen wir doch die wichtigen Ausnahmen nicht überſehen die der Satz erleidet, daß mit der Wärme und Feuchtigkeit die Schwärze der Haut zunimmt. Eine mehr nur ſcheinbare Ausnahme bietet die weiße Raçe in Süd-America dar: daß die Europäer nahe am Aequator in dem heißen und feuchten Guayaquil ſehr ſchönen weißen Teint, ſelbſt einen helleren als die Spanier in ihrer Heimath und rothe Wangen beſitzen, daß blaue Augen und lichtes Haar bei den Frauen dort gewöhnlich ſind (Stevenson a. a. O. II, 108, Basil Hall, Extracts of a journal written in Chili Peru and Mex. 3d ed. 1824, II, 109) wird ſich wohl aus dem Seeklima und aus vorſichtiger Schonung erklären laſſen. An den ungeſunden Plätzen jener Gegenden, wie Panama, Portobello, Carthagena, zeigen daher die ſpaniſchen Creolen nicht das blonde Haar und die friſchen Farben die in Guayaquil ſo

Digitized by Google

häufig sind (Ulloa, Voy. de l'Am. mérid. Amst. 1752. I, 145). Dahin gehört ferner daß die Spanier auch in Chili weißer und von frischerer Farbe sind als in ihrem Vaterlande, die Portugiesen in Brasilien aber bleifarbig oder gelblich (Frezier, Reise nach der Südsee. 1718, S. 88). Auffallender dagegen ist es, daß während es in Carthagena allerdings noch blonde und rothhaarige Frauen giebt, sich in dem viel kälteren Santa Fé nur brünette mit dunklem Haar finden (Mollien, Voy. dans la rép. de Colombia. 1824. II, 132). Dasselbe Verhältniß der Farbe wird an den Indianern von Peru mit Nachdruck von Tschudi (Peru, Reiseskizzen. 1846. II, 359) hervorgehoben, wogegen Zarate (Hist. de la découverte du Pérou. 1724. I, 41) angiebt, daß auch in Peru die Bergbewohner von hellerer Farbe seien als die der Ebenen; je kälter das Klima, sagt jener, desto dunkler ist ihre Hautfarbe: in der Puna dunkel rothbraun, in der Sierra bedeutend lichter, fast rostroth, aber dunkler als an der Küste, in den Wäldern fast waizengelb. Siedeln sich die Bewohner der Puna in den Wäldern an, so werden sie nur sehr wenig heller, die der Wälder werden dagegen in der Puna nach wenigen Jahren dunkelbraun. Durch dieses Beispiel der eingeborenen Peruaner bestimmt, stark gebräunt in den Anden obgleich sie dort nur zwei Regenmonate im Jahre haben, hat d'Orbigny (a. a. O. I, 77) ein heißes und zugleich feuchtes Klima, wenigstens wenn das Land dabei hinreichenden Schatten gewähre, dem Weißwerden der Haut vielmehr für günstig erklärt, indem er zum Belege dafür die hellen Yuracares (Antisana) anführt im Gegensatze zu den Quichuas und Aymaras. So sah auch Dobrizhoffer (Gesch. der Abiponer. 1783. II, 18) in den Wäldern von Paraguay oft Indianer von europäisch weißer Hautfarbe, wogegen die fast ganz auf dem Wasser lebenden, dem Wetter stark ausgesetzten Payaguas von verhältnißmäßig dunkler Farbe sind, dunkler wenigstens als die Guaranis (Demersay im Bulletin soc. géogr. 1854. I, 17). Ganz dieselbe Bemerkung hat schon Gumilla gemacht (Hist. nat. civ. et g. de l'Orénoque I. 1758, ch. V, 2), Humboldt und Bonpland (Reise IV, 495) haben sie bestätigt, und wenn man noch hinzunimmt daß v. Eschwege (Journal v. Brasil. 1818. I, 85) angiebt, die niederen Klassen in Portugal und Spanien, besonders die dem Wetter viel ausgesetzten Fischer, besäßen ganz dieselbe Farbe wie die Indianer von Minas Geraes, die bei letzteren nur durch Unreinlichkeit noch ver-

stärkt werde, so wird man sich nicht wundern, wenn z. B. A. de St. Hilaire (Voy. dans l'Intérieur du Brésil. 1830. I, 426) die Farbe der brasilianischen Indianer für eine bloße Folge des Klima's und der Unreinlichkeit erklärt. Hombron (a. a. O. I, 166) weist indessen darauf hin, daß die Bergbewohner von Neu-Guinea und den Philippinen, obgleich in feuchten dichten Wäldern lebend, nicht weniger schwarz sind als die Neuholländer, aber er bemerkt auch (S. 334) daß die schwärzesten Neger in den Colonien nach einigen Jahren in warmem und sehr feuchtem Klima etwas von ihrer Schwärze verlieren. Daß nicht gerade Hitze und Feuchtigkeit allein eine gelblich braune Hautfarbe bedingen, zeigen namentlich mehrere der Polarvölker und die Mehrzahl der nordamericanischen Indianer, unter denen wieder die Eingeborenen eines großen Theiles der Nordwestküste eine merkwürdige Ausnahme machen durch ihre europäisch weiße Farbe.

Da in vielen Fällen, in denen sich so auffallende und unerwartete Verschiedenheiten der Hautfarbe finden, wesentliche Unterschiede weder in den Nahrungsverhältnissen noch in der Abstammung vorliegen, scheint nur übrig zu bleiben, daß man den scheinbaren Widerspruch der Thatsachen aus der Lebensweise der einzelnen Völker und insbesondere aus dem größeren oder geringeren Schutze erkläre den sie sich gegen die Einwirkungen des Klima's zu verschaffen wissen. Dieß ist namentlich da von großer Bedeutung, wo ein hoher Wärmegrad in Verbindung tritt mit starken und häufigen Wechseln der Temperatur oder der Trockenheit und Nässe. Schutzlosigkeit gegen klimatische Einflüsse in diesem letzten Falle scheint das Dunkeln der Haut am stärksten zu begünstigen. Allgemein bekannte zahlreiche Beispiele in europäischen und außereuropäischen Ländern lehren daß die allen Witterungswechseln ausgesetzten Fischer und Schiffer von dunklerer Farbe sind als die übrige Bevölkerung. Wenn dagegen Belcher (Narr. of the voy. of H. M. S. Samarang. 1848. II, 94) auf den canarischen Inseln und unter den Malaienvölkern an den Bajows das Gegentheil beobachtet zu haben glaubt, und bemerkt daß die Sandwichinsulaner und Tahitier vor dem Verbote des Fischens (?) und Badens durch die Missionäre von hellerer Farbe gewesen seien, so steht er mit dieser wahrscheinlich irrthümlichen Behauptung ebenso isolirt als d'Orbigny und Troyer (Bullet. de la soc. ethnol. 1846, 22. Mai) mit dem, wie es scheint, von keinem Reisenden bestätigten Satze, daß bei Völkern von brauner und

Digitized by Google

schwarzbrauner Haut das dem Wetter stets ausgesetzte Gesicht oft hellfarbiger sei als die geschützten Theile und daß auf den Sandwichinseln gerade die Vornehmeren einen dunkleren Teint zeigten. Allerdings giebt es Völker, bei denen die Hautfarbe der Männer und der Weiber verschieden ist, ohne daß sich eine Stammverschiedenheit beider oder ein ungleiches Maaß des Schutzes gegen Witterungseinflüsse bei ihnen annehmen ließe: so bei den Eingeborenen am mittleren Pilcomayo, deren Weiber so weiß wie die Spanierinnen sein sollen (Erbaul. Geschichten derer Chiquitos, Wien 1729. S. 447), bei den Coroados und Puris, bei denen die Männer viel dunklere braunere Farbe haben, während die der Weiber fast gelblich ist und ihre Wangen einen deutlich sichtbaren Anflug von Roth zeigen (Burmeister, R. nach Brasilien. 1853. S. 246, 260). Wenn wir aber auch solche Fälle als bis jetzt unerklärlich hinnehmen müssen, so schmälern sie doch die sonstige Gültigkeit der Regel nicht, daß die Hautfarbe wie das gesammte Aussehen wesentlich mitbedingt sei durch die Lebensgewohnheiten überhaupt, durch Bequemlichkeit und Reichthum des Lebens oder Mühseligkeit und Mangel, insbesondere durch den damit verbundenen hinlänglichen oder unzureichenden Schutz gegen Hitze Kälte und Nässe. Wir finden dieß bei allen Raçen bestätigt.

Kommen bei den Hindus zwar in allen Kasten helle und dunkle Individuen in den verschiedensten Nüançen vor, so sind doch die niederen Kasten meist dunkler, die Brahmanen meist heller, so daß sie im Vergleich mit der übrigen Bevölkerung als weiß erscheinen, selbst in Mahratta Dekhan und Calcutta. Ein Wanderstamm der Radschputen, die Bengari, welche als Kornhändler das Land zu durchreisen pflegen (ausführlich über sie Ritter, Erdk. V, 687 ff.), sind viel dunkler und robuster geworden als ihre übrigen Stammverwandten (Lassen a. a. O. I, 404 ff. und Anh. LXXVIII). Die Frauen und Mädchen der Hassanieh-Araber in Ost-Africa, sehr sorgsam in der Erhaltung ihres hellen Teints, sind licht bronzegelb und von den dunkelbraunen Männern so verschieden, daß man geneigt ist ihre Stammverwandtschaft zu ihnen deshalb in Abrede zu stellen (Brehm a. a. O. I, 331). Manche Frauen in El Obeid (Kordofan) die sich gegen die Sonne schützen, sind nicht dunkler als gebräunte Europäerinnen (ebendas. 308). Ebenso sind innerhalb der gelbbraunen mongolischen Raçe z. B. in China und Japan die Arbeiter braun, vornehme Damen fast weiß oder ganz

by Google

weiß, und auf den Luchu-Inseln wechselt die Farbe von sehr dunkel bis fast weiß (Prichard IV, 519 ff.). Dahin scheint auch zu gehören, daß viele Weiber in Boni (Celebes) von sehr weißer Farbe sind (Olivier, R. in Niederländisch Indien. 1829. II, 175). Besonders auffallende Verschiedenheiten der Hautfarbe und des Haares finden sich bei den finnischen Völkern, ohne daß sie sich aus Mischungen erklären lassen: die schwarzhaarigen dunkelfarbigen Lappen und Wogulen stehen als nahe Stammverwandte neben den blonden hellen Finnen, den schwarzhaarigen aber hellen Magyaren und den rothhaarigen Ostiaken. L. v. Buch bezeichnet mit Bestimmtheit den Schutz gegen die klimatischen Einflüsse durch gute Nahrung, warme Kleidung und Wohnung u. s. f. bei den Finnen, im Gegensatz besonders zu den kleinen, körperlich wenig entwickelten Lappen, als die Ursache dieser Erscheinung. Auch viele Völker der Südsee, hauptsächlich die der Gesellschafts-, Sandwichinseln und Neu-Zealands, bieten so bedeutende Unterschiede der Complexion dar, daß man oft geneigt gewesen ist eine Mischung verschiedener Raçen in großer Ausdehnung bei ihnen anzunehmen, doch entbehrt diese Voraussetzung der Unterstützung durch sprachliche Gründe und ist in neuerer Zeit ziemlich allgemein wieder aufgegeben worden. Jedenfalls bedarf sie einer großen Beschränkung und ist in Polynesien nur für den Tonga- und Samoa-Archipel als richtig nachweisbar (wie wir anderwärts zeigen werden), daher die bedeutenden Unterschiede der Farbe und Körperbildung die sich auf den meisten dieser Inselgruppen unter den verschiedenen Ständen finden, ausschließlich als eine Wirkung der äußeren Verhältnisse angesehen werden müssen.

Suchen wir das Resultat das sich aus den vorstehenden Thatsachen ziehen läßt, kurz zusammen zu fassen, so scheint sich zu ergeben, daß die Hautfarbe, obwohl der geographischen Breite und selbst der mittleren Jahrestemperatur nicht immer proportional, doch wesentlich durch das Klima bestimmt wird; daß die Größe und Art des Einflusses den das Klima auf sie ausübt, vorzüglich mitbedingt wird durch die Lebensweise; daß nächst diesen beiden die Abstammung am einflußreichsten auf sie wirkt; daß vielleicht auch die Nahrungsverhältnisse sie mitbestimmen helfen, obwohl nur in untergeordneter Weise. Was nun weiter die Wirkung des Klima's betrifft, so begünstigen heiße und feuchte Länder bei mangelndem Schutze durch Wälder und bei einer

Digitized by Google

Lebensweise die den Organismus den klimatischen Einflüssen vielfach preisgiebt, das Dunkeln der Haut am stärksten. Häufige und starke Wechsel der Temperatur, namentlich auch Wechsel von großer Trockenheit und Näſſe bräunen die Haut in jedem Klima und bei jeder Raçe in ziemlich hohem Grade, wenn der Körper ihnen oft und ungeschützt ausgesetzt wird.

Demnach werden wir natürlich nicht etwa erwarten können daß der Europäer in America oder Africa, daß der Neger in America nach einigen Jahrhunderten oder überhaupt jemals den Typus der Eingeborenen annehmen werde, denn wo Nahrung und Lebensweise, wo die ganze Pflege des Leibes und Geistes durchaus verschieden sind und bleiben zwischen Einwanderern und Eingeborenen, da können sich die ersteren höchstens in sehr entfernter Weise den letzteren in ihrer körperlichen Bildung allmählich nähern, zumal wenn (wie dieß in überseeischen Kolonien immer der Fall ist) ein ununterbrochener Zufluß neuer Einwanderer zu den alten hinzukommt. Ueberhaupt aber wird die Verähnlichung nur so weit geschehen, als die Wirkung der klimatischen Verhältnisse für sich allein genommen dieß mit sich bringt. Hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkte sind die nachfolgenden Bemerkungen von Interesse.

Sollen schon die im vorigen Jahrhundert nach Pennsylvanien und an den Mohawk ausgewanderten Deutschen, obgleich viele derselben von reinem Blute sind, in Gestalt Gesichtsbildung und Charakter sich von ihren Stammverwandten in der Heimath beträchtlich unterscheiden, so sind die Differenzen zwischen dem Yankee und dem Engländer doch noch viel bedeutender. „Bleiche, etwas dunklere Farbe, Glätte und Schlaffheit der Züge (softness of feature) fallen jedem Fremden auf. Deutlicher ist diese Wirkung des Klima's in den mittleren und südlichen als in den nördlichen Ländern, deutlicher im Flachlande nahe am Meere als in der Nähe der Apalachischen Gebirge, deutlicher bei der niederen arbeitenden Klasse als bei den Vornehmeren. Die Farbe der Bewohner von Neu-Jersey unterhalb der Wasserfälle ist bedeutend dunkler als die der Pennsylvanier, weil ihr Land flacher liegt und viel mit stehenden Wassern bedeckt ist. Noch tiefer ist die Farbe südlich längs der Küste von Maryland und von Virginien. Die Einwohner der Niederungen von Carolina und Georgia, die ärmeren nämlich und arbeitenden, sind nur wenig heller als die Irokesen. Meist sind sie so dünn und mager, daß ihre Glieder unverhältnißmäßig lang erscheinen."

Digitized by Google

„Die Haare sind stärker und straffer als beim Europäer und kräuseln sich nicht gut. Ihre Straffheit nimmt zu mit jeder Generation“ (Stanhope Smith, On the causes of the variety of complexion and figure. New-Brunsw. 1810. p. 68 ff. und Imlay, Nachr. v. d. westl. Lande der N.-A. Freistaaten im Magaz. der Reisebeschr. IX, 126. Vater, Unterss. über America's Bevölkerung aus d. alten Continente. 1810. S. 71). Der Americaner ist im Vergleich mit dem Engländer mager, obwohl er nach längerem Aufenthalte in Europa beleibt zu werden pflegt. Es herrscht in dieser Rücksicht indessen ein Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden: namentlich der Virginier ist groß schlank und hager, der Neu-Engländer ist kürzer und plumper gebaut und hat meist rundes Gesicht, wobei namentlich dieß Beachtung verdient, daß die Abstammung beider gleich ist. Daß die englischen Einwanderer in Nordamerica kräftiger und energischer zu arbeiten vermögen als ihre Nachkommen, ist schon öfters bemerkt und neuerdings von Johnston (Notes on North-America. 1851) bestätigt worden. Man darf hierbei daran erinnern, daß das Fleisch unserer Hausthiere dort allgemein weniger nahrhaft und schmackhaft und deren Bildung überhaupt schlechter sein soll (Franz, Anweisung zur Vervollk. der Viehzucht, S. 108 und Clemens in der deutschen Vierteljahrschrift 1849. II, 78). Noch mehr als seine Magerkeit gelten für den Americaner seine steifen struppigen Haare als charakteristisch — das lockige Haar des Europäers wird in America schlicht* (Jarrold a. a. O. S. 169) — und sein auffallend langer Hals, daher er von den englischen Witzblättern (namentlich von Punch) immer mit einem Storchhalse und einer wahren Mähne abgebildet wird. Letzteres ist im Gegensatze zum seidenartigen Haare des Engländers eine offenbare Annäherung an den americanischen Indianer. Der lange Hals steht in Verbindung mit einem schwächer entwickelten Drüsensysteme, zu welchem sich die bekannte nervöse Reizbarkeit des Americaners gesellt. Man hat diese Eigenthümlichkeiten sehr richtig einerseits in Beziehung gebracht zu den austrocknenden Westwinden, die in den Vereinigten Staaten herrschen — trotz der fast doppelten Regenmenge, die hier im

* Dagegen erzählt Camper (Diss. sur les diff. des traits du visage. Utrecht 1791, p. 30) daß das schlichte Haar der Leute aus Münster und der Provinz Drenthe sich nach einiger Zeit kräusele, wenn sie nach Amsterdam übergesiedelt seien, wohin viele Dienstboten von dort kämen.

Vergleich mit den meisten europäischen Ländern fällt, wird dennoch Dürrung der Ernte nicht selten schädlich (Williamson, Observ. on the climate of Am. New-York 1811. p. 11 not.) — andrerseits zu der rastlosen Geschäftigkeit des Yankee, zu seiner großen Neigung zu Spirituosen, von denen überwältigt, er sich wie ein Rasender geberdet, endlich zu der Strenge der Gesetzgebung in dieser Hinsicht, der frühen Erziehung zu einem hohen Grade von Selbstbeherrschung und der weiten Ausbreitung der Mäßigkeitsvereine (Dessor in A. Allg. Ztg. 1854 Nr. 23, Ausland 1853. S. 1100, Fechner's Centralbl. 1854. S. 114). Endlich wird dem Americaner noch eine weniger oder nur selten klangvolle Stimme zugeschrieben, und Künstler haben bemerkt daß er etwas kürzere Augenlider als der Europäer habe (Jarrold S. 135).

Während in Neu-Süd-Wales ähnlich wie in Nord-America die Kinder europäischer Eltern sich zu einem langen und hageren Wuchse neigen (Lesson, Voy. médical autour du m. 1829. p. 110 und Majoribanks, Trav. in N. S. Wales 1847, p. 217), ist eine Tendenz zum Fettwerden bei den europäischen Kolonisten am Kap der guten Hoffnung zu bemerken (Barrow, R. durch die inneren Gegenden des südlich. Afr. 1801 u. 55. II, 121), wobei man sich an die großen Fettschwänze der dortigen Schaafe und an die Fettpolster auf den Hüften der eingeborenen Weiber erinnert. Auch die weißen Creolen in Westindien haben Anlage zum Fettwerden, sie sind groß und wohlgewachsen und dabei durch Gewandtheit und Gelenkigkeit der Glieder vor den Europäern ausgezeichnet. Ihr blasser gelblicher Teint und ihre Präcocität sind schon erwähnt worden. Ihre Augen sind tiefliegend, gewöhnlich von hellgrauer, schwarzer oder dunkelbrauner Farbe. Die Haut ist stets kühl anzufühlen (Bryan Edwards, Hist. des colonies anglaises dans les Indes occ. Paris 1801, p. 175). Manche Schriftsteller (so auch Vater a. a. O.) schreiben ihnen auch vorstehende Backenknochen zu, doch wird dieß von andern entschieden in Abrede gestellt. Rott gesteht ihnen außer dem blasseren Teint keine Eigenthümlichkeiten zu durch die sie sich von andern weißen Menschen unterschieden. Beachtung verdient indessen in Rücksicht auf diese Behauptung daß die meisten Europäer, und namentlich Engländer, nur nach Westindien gehen um sich schnell zu bereichern und dann wieder zurückzukehren. Joseph Brown (in der Cyclop. of practical medicine. II, 419) hebt noch hervor daß dasselbe Elternpaar welches in West-

Digitized by Google

indien Kinder von weſtindiſcher Farbe und Geſichtsbildung erzeuge, in der Heimath ganz europäiſch geartete erhalte.

Die Veränderungen welche an den Negern in America vorgegangen ſind, werden erſt ſpäter zur Sprache kommen, da ſie ihren Urſprung nicht ſowohl dem Klima als vielmehr andern Nahrungsverhältniſſen und Lebensgewohnheiten ſowie dem Verkehr mit einer geiſtig höherſtehenden Raçe verdanken. Hier bemerken wir nur daß wenn aus älterer Zeit auch ein paar Beiſpiele von Negern angeführt werden (ſchon Blumenbach, De g. h. v. n. p. 60 hat ſie erwähnt) die in den Norden verſetzt allmählich heller oder endlich weiß geworden ſein ſollen, dieſe doch, ſelbſt wenn man ſie unbezweifelt hinnimmt, ſo iſolirt ſtehen als die, wie es ſcheint, ebenfalls verbürgte Angabe de La Salle's (Voy. autour du m. sur la Bonite. 1845. II, 281) daß das dunkelbraune (vielleicht gefärbte?) Haar einer franzöſiſchen Dame in Oſtindien brennend roth geworden ſei. Von Botokuden freilich, unter denen es in ihrem Vaterlande faſt ganz weiße Menſchen mit röthlichen Wangen giebt, obgleich ſie unter 20° ſ. B. wohnen, kann es kaum befremden, wenn ſie in Europa im Winter völlig weiß werden, wie dieß Prinz Max (R. nach Braſil. II, 4, 66) bemerkte. Wird man an jenen Fällen zwar nicht darum Anſtoß nehmen, weil das Weißwerden eines Negers längere Zeit erforderte als das Schwarzwerden eines Europäers (wie Blumenbach a. a. O. S. 112 und ſchon vor ihm Hunter, Diss. de hominum variett. 1775. p. 38 glaubte), ſo liegt doch der Gedanke an Hautkrankheiten die unbeachtet geblieben ſind zu nahe um ihnen Beweiskraft zuzugeſtehen. Ebenſo wird man an eine krankhafte Affection zu denken geneigt ſein, wenn Anderſſon (R. in Südweſt-Afr. 1858) von einem Neger erzählt deſſen glänzend ſchwarze Haut in einer ſehr kalten Nacht auf einmal blaß aſchgrau wurde. Wenn im Gegenſatze hierzu Prichard (IV, 600 nach Hodgson) von Tuariks ſpricht, die in einer Oaſe allein lebend allmählich an Haar und Geſichtszügen negerähnlicher geworden ſeien, ſo ſteht dem Glauben an dieſe Umwandlung entgegen, daß neuerdings durch Barth eine weit größere Ausbreitung der Neger über Nord-Africa in älterer Zeit wahrſcheinlich geworden iſt und daß Miſchungen von Negern und Tuariks im ſüdlichen Gebiete der letzteren vielfach vorkommen.

Den Einfluß des Klima's auf Temperament und Charakter der

Völker hat man oft in eben so hohem Grade übertrieben als den auf ihre körperliche Bildung. So sollte nach Falconer (Remarks on the influence of climate. 1781) ein heißes Klima die Sensibilität in hohem Maaße steigern, zu allgemeiner Leidenschaftlichkeit, sinnlichen Ausschweifungen, Rachsucht, Leichtsinn und Unbeständigkeit, Furchtsamkeit und Faulheit disponiren, ein kaltes die entgegengesetzten Charaktereigenschaften erzeugen. Selbst eine tiefe Einwirkung desselben auf die politische Verfassung, auf die Gesetze und die Religion sucht er bis in's Einzelne nachzuweisen. Allerdings haben Reisende (z. B. Werne) mehrfach an sich selbst und an Andern bemerkt daß der zeitweise Aufenthalt in tropischem Klima „eine ungeheuere Reizbarkeit des Temperamentes" hervorbrachte die später in Europa wieder verschwand, und es findet sich Aehnliches bei bereits acclimatisirten Einwanderern hier und da: „eine krankhafte Gereiztheit ist der durchgehende Gemüthszustand hier zu Lande (in Port Natal), dieß ist jedoch mehr der Fall in der Bai, d. h. um d'Urban herum als hier (in Pietermaritzburg), so daß die mehr nüchternen Maritzburger sich über nichts was dort unten geschieht wundern außer wenn es etwas Verständiges ist" (Bleek in Petermann's Geogr. Mittheil. 1856. S. 369). Diese Einflüsse scheinen jedoch theils nur vorübergehend und individuell theils von ganz localer Natur zu sein. Als allgemein läßt sich wohl nur das Eine festhalten, daß insbesondere die dauernde Einwirkung eines heißen Klima's erschlaffend wirkt und zu ausdauernder Energie sowohl in körperlicher als in geistiger Thätigkeit unfähig macht, oder (wie es Pöppig, R. in Chile Peru und auf dem Amazonenstrom. 1835. II, 180 ausdrückt) daß ein solches den Menschen physisch und moralisch weit unbewegter läßt als ein gemäßigtes. Nicht immer sind die unter heiterem Himmel lebenden Menschen heiterer, zu Spielen und Tänzen geneigter als die in Nebel und Wolken häufig eingehüllten. Im nördlichen und südlichen America leben wie in der Südsee ungesellige und finstere Menschen unter sehr ähnlichen klimatischen Verhältnissen wie fröhliche und gesellige. Während Aegypter und Hindus sich geduldig ruhig und leidenschaftslos zeigen, sind die Eskimos und Tschuktschen großentheils leicht erregbare heitere und elastische Naturen. Der heutige Chilene (sagt Pöppig a. a. O. I, 442) besitzt nicht die hervorstechende Leidenschaftlichkeit und Unbeständigkeit, die ein Vorurtheil des europäischen Nordens so gern dem Südländer zuschreibt,

Digitized by Google

ſondern zeigt ſich ruhig und beſonnen. Wir kommen auf dieſen Punkt ausführlicher im zweiten Theile zurück.

Der bedeutende Einfluß der Nahrung auf das Gedeihen des leiblichen und mittelbar des geiſtigen Lebens iſt wohl noch niemals in Zweifel gezogen worden*. Außer ihrer Quantität und Beſchaffenheit iſt in dieſer Rückſicht vorzüglich auch die Größe der Arbeitskraft von Wichtigkeit welche erfordert wird um ſie zu erlangen: nur wenn ſich der Menſch gut verdauliche, ſeinen klimatiſchen und individuellen Bedürfniſſen angemeſſene Nahrungsmittel in ausreichender Menge ohne übergroße Anſtrengung zu verſchaffen vermag, kann eine kräftige Entwickelung des Körpers (mit dem wir es hier allein zu thun haben) erfolgen. Es iſt hieraus erſichtlich in wie inniger Verbindung die Nahrungsverhältniſſe mit der ganzen Lebensweiſe und den ſämmtlichen Lebensgewohnheiten ſtehen. Die Wirkſamkeit jener kann daher nur richtig beurtheilt werden, wenn man dieſe zugleich mit beachtet. Wir bemerken ferner daß überall, wenn zwar nicht immer bei verſchiedenen Völkern, doch bei den verſchiedenen Klaſſen deſſelben Volkes, die Beſchaffenheit der Kleidung und Wohnung, die geſammte Pflege des Leibes dem Ueberfluſſe oder Mangel an Nahrung parallel zu gehen und mit ihm zuſammenzuwirken pflegt, ſo daß es in den meiſten Fällen auch hier nicht möglich iſt aus dem gewöhnlich allein hervortretenden Totaleffecte, die Größe und Art des Einfluſſes jener einzelnen Factoren abzuſondern.

Daß Reichthum und Armuth der Lebensweiſe auf das Wachsthum und die Sterblichkeit einen entſchiedenen Einfluß ausüben, hat namentlich Quetelet ſtatiſtiſch bewieſen. Geoffroy (Edinb. new philos. journal. April—Juli 1833, Froriep's Notizen 1833. No. 818, S. 53) hat ſogar zu zeigen geſucht daß bei den Säugethieren überhaupt eine merkwürdige Uebereinſtimmung zwiſchen der Körpergröße und der ihnen von der Natur angewieſenen Nahrung herrſche. Die Folgen des Hungers und des maſſenhaften Genuſſes für ſich allein unzureichend nahrhafter Stoffe, namentlich der Kartoffel, oder der Conſumtion ungeeigneter oder ſchlechter Nahrungsmittel überhaupt, laſſen ſich ſchon in den großen Städten und Fabrikdiſtrikten unſerer modernen

---

* Eine kurze Zuſammenſtellung der Hauptnahrungsmittel vieler Völker S. bei Foiſſac (Ueber die Einfl. d. Klima's. 1840. S. 20).

Digitized by Google

Culturſtaaten hinreichend ſtudiren. Das bekannteſte und hervorragendſte Beiſpiel dafür bietet Irland dar, in Bezug auf welches man freilich oft Energieloſigkeit Faulheit und Schmutz die zur celtiſchen Stammeseigenthümlichkeit gehören, als Haupturſache dieſer Erſcheinung bezeichnen hört: 1641 und ff. JJ. wurden Irländer von Ulſter aus Armagh und dem Süden von Down durch die Engländer in die Gebirge verjagt; als man ſie ſpäter wieder auffand, waren ſie völlig entſtellt, nur 5′ 2″ groß, dickbäuchig, krummbeinig, verzerrten Geſichts, mit offenem vorliegendem Munde und herausſtehenden Zähnen (Prichard, Ueberſ. II, 373 Anm. nach dem Dublin University Magazine. No. 48, p. 658). In anderen Welttheilen finden ſich noch größere Beiſpiele von ähnlicher Art, welche die Wirkungen ſolcher Verhältniſſe noch anſchaulicher hervortreten laſſen, weil ſie an ganzen Völkern gleichmäßig zu Tage kommen.

Die Buſchmänner ſind, wie ihre Sprache beweiſt, ein Hottentottenſtamm der auf ſteiniges unfruchtbares Gebiet von ſeinen Feinden hinübergedrängt iſt und dort eingeſchloſſen gehalten wird. Selbſt an Quellwaſſer und Regen leidet ihr Land Mangel. Wenn die Jagd mit Bogen und Pfeil unergiebig iſt, ſuchen ſie Wurzeln, Ameiſen, Heuſchrecken, Schlangen, Eidechſen um den Hunger zu ſtillen. Die Abweichung ihrer Körperbildung von der ihrer Stammverwandten und ihre größere Thierähnlichkeit, die Lichtenſtein ſo frappant geſchildert hat, ſind wir um ſo mehr berechtigt hauptſächlich dieſer elenden äußeren Lage zuzuſchreiben, als die Buſchmänner am Zuga-Fluß und im Nord-Oſten des Ngami-See's, welche keinen Mangel leiden, große gut gebaute Menſchen ſind und viel beſſer ausſehen als die weit tieferſtehenden ſüdlichen in der Wüſte, mit denen ſie dieſelbe Sprache reden (Livingstone im Journal R. geogr. Soc. XXI, 23 und XXII, 164). In ähnlicher Weiſe läßt ſich an allen Völkern die wir auf der unterſten Stufe der Menſchheit in leiblicher und geiſtiger Beziehung finden, nachweiſen daß ſie im tiefſten materiellen Elend leben. Dahin gehören namentlich die Eingeborenen von Feuerland und Neu-Holland. Jene bewohnen eine wilde äußerſt gebirgige Felſenküſte, welche zum Theil ſogar der freien Bewegung große Hinderniſſe darbietet, ſo daß ſie genöthigt ſind den größten Theil ihres Lebens in ihrer Hütte oder im Kahne ſitzend zuzubringen, wovon krumme dünne Beine die natürliche Folge ſind (Wilkes, Narr. of the U. St. Expl. Exped. Philad. 1845. I,

124). Von Kälte und Hunger haben ſie viel zu leiden. Indeſſen iſt es trotz ihres elenden Ausſehens höchſt wahrſcheinlich daß ſie den kräftigen Araucanern ſtammverwandt ſind, mit denen ſie d'Orbigny ungeachtet der nicht unbedeutenden Verſchiedenheiten zwiſchen beiden, in Rückſicht ihrer Körperbildung zuſammenſtellt, während ſie in ihren Sitten mit den noch viel unähnlicheren Patagonern Uebereinſtimmungen zeigen. Auch auf die äußere Aehnlichkeit der Feuerländer mit den Eskimos hat man mehrfach aufmerkſam gemacht, in welchem Falle ſich nur daran denken läßt daß die Einwirkung von Klima und Lebensweiſe zu einer gewiſſen Analogie der leiblichen Bildung hingeführt hätte. Neu-Holland iſt bekanntlich zum großen Theil ſchlecht bewäſſert und ohne größere Jagdthiere: es ſtehen unter den Stämmen der Eingeborenen auch hier die am ſchlechteſten genährten leiblich und geiſtig am tiefſten: je weiter man von Port Jackſon aus nach Norden geht, nach Port Macquarie, Clarence, Moreton und Rockingham Bay, Port Eſſington, deſto beſſere leibliche und geiſtige Begabung trifft man bei den Eingeborenen an (Hodgson, Reminiscences of Austr. 1846. p. 254; King, Narr. of a survey of the intertrop. and w. coasts of Austr. 1827. I, 203; Leichhardt, Tageb. einer Landreiſe in Auſtr. 1851. S. 415 f.). Die im öſtlichen Theile des Binnenlandes wohnenden ſind oft dem Hunger ausgeſetzt, finden nur ſparſam Känguruhs und Muſcheln zur Nahrung, die Anwohner des Lynd- und Mitchell-Fluſſes und des Golfs von Carpentaria beſitzen dagegen Fiſche in Menge und zeigen ſich nicht ſo furchtſam und ſcheu wie jene, ſondern ſind dem Verkehr weit geneigter (Leichhardt S. 250 und ſonſt). Auch die von Australia felix ſind leiblich und geiſtig beſſer begabt als die Eingeborenen von Neu-Süd-Wales (Byrne, Twelve years' wanderings in the Br. colonies. 1848. I, 365). So wenig man bisher auch bezweifelt hat daß die Bewohner von Neu-Holland ſämmtlich eines Stammes ſind, finden ſich doch bedeutende Verſchiedenheiten der Körperbildung unter ihnen, die man demnach hauptſächlich von Nahrung und Lebensweiſe wird ableiten müſſen. Die unverhältnißmäßig langen und hageren Arme und Beine der Eingeborenen von Neu-Süd-Wales ſind nicht allgemein, im Nordweſten finden ſich große muſculöſe Menſchen (Grey, Journals of two expedd. in Austr. 1841. I, 232). Namentlich am Darling giebt es große Verſchiedenheiten der Züge wie der Farbe (Mitchell, Three expedd. into the Interior of Eastern

Digitized by Google

Austr. 1838. I, 211). Das Haar iſt bei Einigen ſchlicht, bei Andern wollig oder lockig, bei noch Andern kraus (Hale a. a. O. 106, Wilkes a. a. O. II, 185, Hodgson 223, Dampier, Nouv. voy. autour du m. 1701. II, 141). Außer der gewöhnlichen kleinen Stirn finden ſich auch zurücklaufende Stirnen, namentlich im Weſten und im Innern (Stokes, Discoveries in Austr. 1846. I, 89; Sturt, Narr. of an exped. into Central. Austr. 1849, II, 135), in der Gegend von Port Stephens bisweilen auch ſolche von europäiſcher Form (Dawson, the present state of Austr. 1830. p. 339). Aehnliche Verſchiedenheiten kommen auch in der Geſtalt der Naſe vor.

Man hat behauptet daß ein Volk bei vorwiegend animaliſcher Koſt kräftiger und kühner, dabei aber auch leidenſchaftlicher und unlenkſamer werde, daß es ſich überhaupt leiblich und geiſtig beſſer entwickele als bei Pflanzenkoſt. In ſolcher Allgemeinheit ausgeſprochen iſt dieſe Anſicht, welche Foiſſac (Ueber den Einfl. des Klima's. 1840. S. 197) bekämpft hat, ohne Zweifel unrichtig, denn man vergißt dabei, daß die erſte Bedingung für leibliches und geiſtiges Wohlbefinden nicht ſowohl die große Nahrhaftigkeit der Speiſen als vielmehr ihre volle Angemeſſenheit zu dem beſonderen Bedürfniß des Organismus iſt, welches letztere ſich vor Allem nach dem Klima und dann nach der Größe und Art der Leiſtungen richtet die ihm zugemuthet werden. Bedarf es zur Erhaltung derſelben Körperkraft im Winter und in kalten Klimaten wegen des ſtärkeren Verbrauches ſehr reichlicher und ſubſtanzieller, daher durchaus animaliſcher Koſt, ſo erreicht der Bewohner der heißen Zone daſſelbe mit einem kleinen Quantum vegetabiliſcher Nahrung. Selbſt der Arbeiter ſättigt ſich in Benguela mit einer Hand voll Maniokmehl vollkommen (Tams, Die portugieſ. Beſitzungen in Südweſt-Afr. 1845. S. 56), der Kru-Neger bleibt höchſt muskelkräftig und ausdauernd in den anſtrengendſten Arbeiten bei rein vegetabiliſcher Koſt, namentlich Reis; daſſelbe gilt von den Bewohnern von Yarriba (Köler, Einige Notizen über Bonny. 1848. S. 57; Lander, R. zur Erforſch. des Niger. 1833. I, 81), wogegen bekanntlich die Engländer die feuchte Hitze tropiſcher Klimate hauptſächlich deshalb weit weniger vertragen als Portugieſen Spanier und ſelbſt Franzoſen, weil ſie von ihrer Fleiſchkoſt und den hitzigen Getränken nicht abzulaſſen pflegen. Nur in Braſilien ſcheinen die Portugieſen hiervon eine Ausnahme zu machen: ſie genießen dort Fleiſch, Fiſche und geiſtige Ge-

Digitized by Google

tränke in Menge ohne Schaden, wie es scheint — doch mag allerdings ihre körperliche und geistige Schlaffheit hiermit in nahem Zusammenhange stehen. Der Eskimo bedarf zu seinen Mahlzeiten bedeutende Quantitäten Fleisch, Fett, Thran, Talg u. s. f.; massenhafter Genuß schwerer Nahrungsmittel aber muthet den Verdauungsorganen eine so große Arbeit zu, daß sich das geistige Leben zu höherer selbstständiger Regsamkeit und Lebendigkeit nicht entwickeln kann, wenn er auch etwas minder schädlich wirken mag als die Consumtion großer Mengen zu wenig nahrhafter Speisen.

Wenn man sich darauf beschränkt den Engländer mit dem Irländer, den Europäer überhaupt mit dem Reis essenden Hindu und Javanen oder selbst dem Chinesen zu vergleichen, der nur wenig Fleisch genießt, so kann es allerdings den Anschein gewinnen daß animalische Kost vorzugsweise zu höherer kräftigerer Entwickelung des Geistes und Charakters befähige. Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn man umfassendere Vergleichungen anstellt. Die südafricanischen Völker können auf die Dauer animalische Nahrung nicht entbehren (Lichtenstein, R. im südl. Afr. 1811, I, 110). Die Hottentotten und Kaffern, die mit Vorliebe gleich den Völkern in kälteren Klimaten Talg und Fett massenhaft genießen (Thunberg, R. durch e. Theil v. Europa, Afr. u. Asien. 1792, I, 175; Gardiner, Narr. of a journey to the Zoolu-country. 1836, p. 175), sind in Rücksicht auf geistige Regsamkeit und Charakter äußerst verschieden voneinander. Geistige Trägheit, friedliches Wesen, Gutmüthigkeit und Arglosigkeit waren die hervorstechenden Eigenschaften der ersteren schon bei der Ankunft der holländischen Kolonisten am Kap im 17. Jahrhundert, und doch waren sie, wie noch jetzt die kriegerischen Kaffern, ein großentheils von Milch lebendes Hirtenvolk das zahlreiche Heerden besaß. Gleich ihnen sind die Buräten und viele anderen der sibirischen Nomadenvölker klein und schwächlich bei ganz animalischer Nahrung (Pallas). Der größte Theil der Südseeinsulaner dagegen, zwar starke Esser, aber fast nur von Vegetabilien und Fischen lebend, obwohl sie auch Fett gern verzehren (Moerenhout, Voy. aux iles du gr. Océan. 1837, I, 120), ist geistig sehr aufgeweckt und vortrefflich begabt, viele von ihnen in hohem Grade kriegerisch. Die wildesten und zugleich befähigtsten von allen, die Fidschiinsulaner, leben fast ganz von Vegetabilien, namentlich von Yamswurzeln. Die Bewohner von Neu-Caledonien sind groß

wohlproportionirt und kräftiger als die der Neuen Hebriden, obgleich sie nur wenige Hühner und selbst zum Theil nur kärgliche Pflanzenkost besitzen (Forster, in d. Samml. d. Reisebeschr. XXII, 71). Die Mohav-Indianer am Colorado in Nordamerica sind athletische Menschen bei ausschließlich vegetabilischer Nahrung (Sitgraves im Bullet. soc. géogr. 1855. I, 379). Nach diesen Beispielen, die sich leicht noch vermehren ließen, wird man nicht mehrgeneigt sein mit Lesson (a. a. O. 128) die Pflanzenkost der Bewohner von Ualan (Mikronesien) als Ursache ihrer Weichlichkeit und Friedfertigkeit anzusehen, noch auch anderwärts einen Zusammenhang dieser Art anzunehmen, wie z. B. Gerdy und Lucas (a. a. O. II, 474) thun.

Die Fähigkeit sich mit tauglichen, in genügender Menge vorhandenen Speisen, von welcher Art sie auch sein mögen, kräftig zu ernähren, scheint außer von klimatischen Verhältnissen hauptsächlich von der Gewöhnung des Organismus abzuhängen, die sich mit der Stammeseigenthümlichkeit zu vererben pflegt, nachdem diese letztere sich mit den Naturbedingungen, auf deren Boden sie sich entwickelte, bereits vollständig in's Gleichgewicht gesetzt hat. Es verdient indessen bemerkt zu werden, daß der so vielfach von der Natur bevorzugte Europäer auch in Rücksicht der vegetabilischen Kost, die ihm in größter Menge zu Gebote steht, durch seine Getreidearten insofern günstiger gestellt ist als die Bewohner der übrigen Erdtheile, als diese bei gehöriger Zubereitung leichter verdaulich und zugleich nahrhafter sind als die vorwaltende vegetabilische Kost des eingeborenen Americaners, der Mais, als der Cus-cus und die Hirse des Africaners und selbst der Reis des Asiaten, welche daher in größeren Quantitäten verzehrt werden und deshalb minder vortheilhaft auf das leibliche und geistige Leben zurückwirken müssen.

Fernere Beweise von dem großen Einfluß den Nahrung und Lebensweise auf den Menschen ausüben, liefern die americanischen Indianer. So wenig zweifelhaft es ist daß die im Westen des Felsengebirges zu derselben Hauptabtheilung des Menschengeschlechtes gehören wie die im Osten — namentlich die Indianerstämme im Innern des Oregongebietes sehen denen sehr ähnlich welche ehemals den östlichen Theil der Vereinigten Staaten inne hatten — so stehen sie doch sowohl leiblich als geistig hinter den östlichen Indianern zurück: ihre Hülfsquellen sind geringer, ihre Nahrung und Lebensweise ärmlicher (Hale

a. a. O. 199). Alle reinen Fiſchervölker dieſer Gegenden ſind ſchwächlicher als ihre Stammverwandten und wenig unternehmend, weil ihnen die Gewohnheit angeſtrengter Thätigkeit abgeht, die den Jägervölkern eigen iſt: ſo die Takhalis oder Carriers im Norden von Neu-Caledonien, die Fiſchervölker am Columbia, die Obercalifornier der Küſte, die nur 5½ Fuß hoch, dabei ſchlank kleiner und ſchwächlicher ſind als die von der Jagd lebenden Bewohner der Thäler im Innern (Farnham, Trav. in the Californias. New-York 1844, p. 364). Zu den ſchwächlichſten und elendeſten Menſchen gehören die Paiuches am nördlichen Colorado und in der Gegend nach dem großen Salzſee hin (ebendaſ. 376 ff.). Die Schoſchonies leben in einem faſt wüſten Lande mit ſehr wenigem Wilde (Büffel giebt es nur in der Nähe des Felſengebirges), ſie werden nur fett zur Zeit des Lachsfanges, im Winter und Frühling aber wieder mager (Wyeth bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes, I, 206). Auch die Körpergröße der Eskimos iſt je nach dem Reichthume ihres Landes ſehr verſchieden (Seemann, R. um d. W., 1853 II, 53). Zeigt der americaniſche Indianer im Allgemeinen keine Anlage zum Fettwerden, ſo findet ſich eine ſolche doch ausnahmsweiſe bei den Moxos in Südamerica, welche durch den Betrieb von Landbau und Schifffahrt neben der Jagd und Fiſcherei ein mehr geſchütztes und geſichertes Leben führen (d'Orbigny).

Kaum bei irgend einem Volke ſoll ſich ein größerer, durch Nahrung und Lebensweiſe hervorgerufener Unterſchied zeigen als bei den Jakuten: die in den Wieſen an der Südſeite des Gebirges leben in Wohlſtand, ſind 5' 10" — 6' 4" groß, wohlgebaut, ſtark und gewandt, wogegen die nördlichen unter mittelgroß, verkümmert ſind und von ungeſunder Farbe (Billings, R. nach d. nördl. Gegenden v. ruſſ. Aſien u. Am. 1803, S. 122). Ein ähnlicher Unterſchied findet zwiſchen dem Wandervolke der Rennthier-Tſchuktſchen und dem an der Küſte feſtſitzenden Tſchuktſchenſtamme ſtatt, über welchen ſich jener die Superiorität anmaßt (ebendaſ. S. 233, Wrangell, Statiſt. und ethnogr. Nachrichten über d. ruſſ. Beſitzungen im Am., Petersb. 1839, S. 59). Die Araber ſind in ihren Lebensgewohnheiten ſehr verſchieden und ihre phyſiſchen Eigenthümlichkeiten haben ſich dem entſprechend geſtaltet, wie ſich ſchon in Aegypten zeigt. In kälteren Gegenden ſind ſie hell (gelb im Hedſchas, weiß in Algerien und Aleppo ſagt d'Escayrac, Die afric. Wüſte u. das Land d. Schwarzen. 1855, S. 185), in

Mekka ſind ſie gelbbraun und haben weder die Adlernaſen noch die ſchönen Züge der Beduinen, in Jemen ſind die Naſen von gerader griechiſcher Bildung. In Hauran (ſüdlich von Damascus) ſind die Araber meiſt von kurzer Statur, ſchmalem Geſicht, dünnem Bart, während die Fellahs größer und derber ſind, ſtarken Bart, aber einen weniger ſcharfen und feurigen Blick beſitzen: ein Unterſchied der wohl als Folge der Lebensweiſe angeſehen werden muß, da er vor dem 16. Jahre noch nicht bemerkbar iſt (Ritter, Erdk. XV, 990). Die Beduinen mitten in der Wüſte beſitzen negerähnliches faſt wolliges Haar, in Nubien ſüdlich von Dongola leben Araber von glänzend ſchwarzer Farbe, die ſich gleichwohl mit Negern nicht miſchen (Prichard, IV, 590 ff.). Die Sheighia in Nubien ſind glänzend dunkelſchwarz (Waddington and Hanbury, Journal of a visit to some parts of Ethiopia. 1822, p. 122 not.), die ſchönſten Leute im Orient, die Türken nicht ausgenommen (wie es ebendaſ. p. 194 heißt). Indeſſen bemerkt Hoskins (Trav. in Ethiopia. 1835, p. 128), der ſie ſchwarzbraun nennt, daß ſie bisweilen weitere Naſenlöcher und dickere Lippen hätten als die Europäer, was den Gedanken an eine Vermiſchung mit Negern nahelegt.

Daß insbeſondere die Größe des Körpers weſentlich von der beſſeren oder ſchlechteren Ernährung abhängt, hat Milne Edwards (Elémens de zoologie, p. 254; vgl. auch S. Geoffroy St.-Hilaire in Ann. des sc. nat. 1832, Froriep's Notizen, 1833, Nr. 775, S. 72) durch mehrere Beiſpiele zu beweiſen geſucht. Es zeigt ſich dieß an den ſtatiſtiſchen Angaben über Körpergröße die den verſchiedenen Arrondiſſements von Paris und den verſchiedenen Departements von Frankreich entnommen ſind. Eine intereſſante Beſtätigung liefert dafür auch das franzöſiſche Soldatenmaaß. Es betrug vor 1789 5' 1", für die Reiterei 5' 3". Hat ſich zwar vom J. 1816 an nach den Napoleoniſchen Kriegen unter dem Einfluſſe des Friedens die mittlere Köpergröße der Franzoſen zunächſt, wie es ſcheint, etwas gehoben, ſo mußte das Soldatenmaaß 1818 doch auf 4' 9" herabgeſetzt werden, 1830 trat eine weitere und 1848 eine nochmalige Ermäßigung deſſelben ein, weil ſich nicht mehr die nöthige Anzahl von Leuten von der geſetzlichen Größe vorfand (A. Allg. Ztg. 1852, Nr. 22 Beil.). Daß die Entwickelung des Rumpfes weſentlich durch die Uebung der Muskeln bedingt iſt geht aus den vergleichenden Meſſungen hervor, die Quetelet an Euro-

Digitized by Google

päern Kaffern und Ojibbeways im Gegensatze zu Negersklaven angestellt hat (Bullet. de l'acad. des sc. de Belgique, tome XX). Auch auf die Form des Beckens übt die Lebensweise einen bedeutenden Einfluß aus. Während die malaiischen und japanischen Frauen ein verhältnißmäßig weites Becken von großen Durchmessern haben und leicht gebären, besitzen die Chinesinnen öfters hohe schmale Becken, was sich nur der sitzenden Lebensart mit Wahrscheinlichkeit zuschreiben läßt, da auch bei Malaiinnen und Japanerinnen von hoher Abkunft schwere Geburten vorkommen (Allg. medic. Centralztg. 1853, Nr. 6, S. 37 nach Epp). Ob ein ähnlicher Unterschied zwischen Stadt- und Landbewohnern auch in Europa hier und da etwa als Regel stattfindet, wäre einer näheren Untersuchung nicht unwerth.

In noch stärkerem Maaße tritt die Macht des Einflusses welchen Nahrung und Lebensweise auf den Menschen ausüben da hervor, wo mit der Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten noch eine Verschiedenheit der socialen Verhältnisse, eine Abstufung der Stände und eine Absonderung der einzelnen Klassen der Bevölkerung voneinander in Verbindung steht. Durch ihr Zusammenwirken mit den Unterschieden der Nahrung und Lebensweise erzeugt sie bei stammverwandten und einander ursprünglich in jeder Hinsicht ähnlichen Menschen in Folge ungleicher Cultur des leiblichen und geistigen Lebens allmählich eine immer größere Ungleichheit in der Entwickelung ihrer inneren und äußeren Charaktere. Hierher gehören die auffallenden Unterschiede die sich unter den finnischen Völkern finden, so wie diejenigen welche unter den verschiedenen Kasten und Ständen in Indien und Polynesien bestehen. Es ist von ihnen schon die Rede gewesen, sie verdienen aber hier insofern eine wiederholte Erwähnung, als außer Nahrung und Lebensweise namentlich auch die socialen Verhältnisse zu ihnen mitwirken: auf der einen Seite, beim Adel, das Bewußtsein unantastbarer Superiorität, zu welchem in Polynesien sogar noch der Glaube an eine unmittelbare Gemeinschaft mit den Göttern und die religiöse Verehrung kommt welche die Aristokratie genießt; auf der andern, beim Volke, das Bewußtsein zum Dienen geboren, oder, bei einzelnen Kasten, sogar unrein und ausgestoßen zu sein, das lebenslange Gefühl der völligen Werthlosigkeit der eigenen Existenz. Aehnlich waren die Verhältnisse auch im alten Inka-Reiche: der Adel war wie in Polynesien und wie die höchste Kaste in Indien im Besitze alles Wissens

Digitized by Google

und aller Geistescultur, die daher mit seiner gänzlichen Ausrottung durch die Spanier spurlos verschwinden mußte. Analoge, wenn auch in Folge geringerer Exclusivität minder scharf ausgeprägte Unterschiede zwischen Adel und Volk finden sich überall. Unter den Kurden, der türkisch-persischen Grenze entlang, unterscheidet der Reisende leicht die Kaste der fast als Sklaven lebenden Landbauern an ihrer friedlich regelmäßigen, oft ganz griechischen Physiognomie von der höheren Kaste der Krieger (Prichard, IV, 68). Die letzteren haben grobe eckige Züge, starre graue oder blaue Augen. Indessen zeigen sich auch sprachliche Verschiedenheiten zwischen beiden Kasten: die der Ackerbauer steht sprachlich den Persern näher als die der Krieger. Daher ist Stammverschiedenheit zwischen beiden nicht unwahrscheinlich (Ritter, Erdk. IX, 570 f. u. 622). Bei den Bechuanas von Littaku zeichnen sich die höheren Stände durch hellere Farbe, bedeutendere Körpergröße und mehr europäische Züge aus (Philip, Researches in South Africa. 1828, II, 128). So mildern sich auch bei Chinesen die mehrere Generationen hindurch in Wohlstand und Bildung gelebt haben, die Eigenthümlichkeiten der mongolischen Race und machen edleren Zügen Platz (Epp, Schilderungen aus Holländisch-Indien. 1852, S. 168).

Wie die Nöthigung verschiedene Lebensgewohnheiten anzunehmen zur Ausprägung verschiedener innerer und äußerer Charaktere führt, zeigen ferner die Bewohner von Wojjerat im Südosten von Tigre. Sie sollen die Nachkommen der portugiesischen Soldaten sein, die sich im 16. Jahrhundert (1542?) hier niederließen. Zwar ist dies von Combes et Tamisier (Voy. en Abyss. IV, 319) bezweifelt worden, doch sagt wenigstens noch Poncet in seiner Reise vom J. 1698 von ihnen, man erkenne sie leicht, sie seien die sog. weißen Abessinier (Allerhand lehrreiche Brief v. d. Mission. der Ges. Jesu od. d. neue Welt-Bott. Augsb. 1726. III, S. 100). In dem gemäßigten Klima dieses Berglandes von rohen Völkern umgeben und durch sie zu vielfachen Kriegen genöthigt um sich unabhängig zu erhalten, sind sie zu einem stolzen athletischen Geschlechte geworden, kräftiger als die Mehrzahl der Eingeborenen; sie stehen insofern in einem auffallenden Gegensatz zu den von Kaufleuten stammenden Portugiesen, die in Ostindien in ungesunden Gegenden bei ausschweifendem Leben zu Schwächlingen und unkräftiger als die die dortigen Eingeborenen geworden sind (Salt, Voy. to Abyssinia. 1814, p. 274 not.). Die Fulahs im Süden von Bornu, von

Digitized by Google

einfacherer Lebensweise als ihre weiter im Westen wohnenden Stammverwandten, eingeengt zwischen Völkern, die auf einer bedeutend niedrigeren Culturstufe stehen als sie selbst, noch einfache anspruchlose Rinderhirten ohne das stolze Bewußtsein von Eroberern und Reformatoren das die westlichen Fulahs besitzen, sind ein kleiner Menschenschlag und haben außer den kleinen Gesichtszügen Händen und Füßen, der hohen Stirn und dem schlanken Wuchs nur geringe Aehnlichkeit mit denen des Westens (Barth, Reisen u. Entdeckungen, II, 476). Ueberhaupt entspricht, wie wir anderwärts zeigen werden, das sehr verschiedene Aeußere der in Inner-Afrika so weit verbreiteten Fulahs, ziemlich genau den verschiedenen Culturstufen und socialen Verhältnissen in denen sie leben, ohne daß sich dieß hinreichend aus Vermischung mit Negervölkern erklären ließe. Zwischen den Bewohnern der südlichen und nördlichen Kingsmill-Inseln (Mikronesien) findet eine große Verschiedenheit im Aeußeren wie im Charakter statt, obwohl man sonst keinen Grund zu der Annahme hat, daß sie verschiedene Völker seien; die letzteren aber leben in Frieden und haben mehr als hinreichende gute Nahrung, während in Bezug auf beides das Gegentheil von den ersteren gilt (Wilkes, Narr. of the U. St. Explor. Exped. Philad. 1845, V, 107).

Der Beweis für die Macht solcher Verhältnisse, welchen man von den Barābra in Nubien herzunehmen geneigt sein möchte, ist dagegen Einwürfen ausgesetzt die sich schwerlich beseitigen lassen. Die Barabra werden als glänzend dunkelschwarz, sonst aber durchaus nicht als negerähnlich beschrieben: sie haben dünnes kleinlockiges, aber nicht wolliges Haar, spitzige Nase mit weiten Löchern, großen Mund, doch nur mäßig dicke Lippen. Gleichwohl reden sie nach Rüppel (R. in Nubien, Kordofan. 1829, S. 126 ff.) eine Negersprache, die sich mit ihren Dialekten über die ganze Strecke von Dongola nach El Obeid, bis nach Kordofan ausbreitet. Diese Sprache herrscht auch in Darfur (Burckhardt, R. in Nubien. 1820, S. 486), und es scheint daher (wie Cooley, Negroland of the Arabs. 1841, p. 118 not. nach Ibn Khaldun angiebt) jenes Volk der Barabra von Negerabstammung zu sein, wie die eingeborene Bevölkerung von Kordofan und Darfur selbst, sich aber in Folge von Ackerbau, Handel und höherer Cultur überhaupt in seinen äußeren Formen allmählich veredelt zu haben, wie dieß auch von andern Negervölkern als Wirkung der Einführung des Islam

Digitized by Google

mehrfach behauptet wird (vgl. Prichard, II, 342 ff.). Indeſſen ſteht dieſer Anſicht entgegen daß die Nubier als ſehr ſchöne, nicht negerähnliche Menſchen von den älteren arabiſchen Geographen (Isthakri, p. 21 cod. Goth., Idrisi trad. p. Jaubert, I, 25) auf das Beſtimmteſte bezeichnet werden, daß insbeſondere die jetzige Provinz Berber ſchon unter dem vierten Khalifen nach Mohammed von Ababja-Arabern die aus Jemen herüberkamen, erobert worden und die heutigen Barabra aus Miſchung mit dieſen entſprungen ſein ſollen (Hoskins a. a. O. S. 200), wie ihr Land überhaupt offenbar zu denen gehört wo eine vielfache und zum Theil ſehr durchgreifende Vermiſchung von Negervölkern mit Abeſſiniern und Arabern ſtattgefunden hat. Endlich bemerken wir noch, daß Lepſius (in d. Bericht über d. Verh. der Preuß. Akad. 1844, S. 382) in ganz Darfur und dem größten Theile von Kordofan die Kundſchara-Sprache als die herrſchende bezeichnet, die ein der Nuba-Sprache ganz fremdes Neger-Idiom ſei, während jene vielleicht noch zu den kaukaſiſchen (ſemitiſchen?) Sprachen gerechnet werden dürfe. Hiermit übereinſtimmend, wie es ſcheint, zählt Ruſſegger (R. in Europa, Aſien u. Afr. 1843, II, 3, 192) und auch Brehm (a. a. O. I, 72) die Barabra zu den äthiopiſchen (abeſſiniſchen) Völkern, indem er zugleich auf ſprachliche Aehnlichkeiten hinweiſt die für dieſe Anſicht ſprechen ſollen.

Viele der bisher angeführten Beiſpiele haben uns die bedeutenden Veränderungen kennen gelehrt, welche durch die Verbindung verſchiedener Nahrung und Pflege des Leibes mit verſchiedener Stellung im ſocialen Leben entſtehen. Wie ſich aber an eine Ungleichheit der letzteren zugleich auch eine ſolche in den ſämmtlichen Lebensgewohnheiten zu knüpfen pflegt, ſo iſt in den meiſten Fällen auch eine entſprechend verſchiedene Cultur des geiſtigen Lebens mit ihr verbunden. Indem wir jetzt dazu übergehen die Wirkſamkeit dieſer letzteren, der pſychiſchen Einflüſſe, auf das Aeußere des Menſchen einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, drängt ſich uns die Bemerkung auf daß auch hier eine Abſonderung der beſonderen Einflüſſe, welche jene einzelnen Factoren ausüben, nicht leicht gelingen wird, denn bei allen oder doch bei der großen Mehrzahl von phyſiſchen Veränderungen welche durch die längere Fortdauer pſychiſcher Einflüſſe hervorgerufen

Digitized by Google

werden können, geschieht ihre Wirkung in gleichem Sinne und in gleicher Richtung mit der Wirkung, welche von der Ernährung und der Lebensweise ausgeht. Reichliche Nahrung nämlich und bequemes äußeres Leben pflegen überall mit einem bleibenden Gefühle der Sicherheit in der Beherrschung aller Lebensverhältnisse, mit einer Festigkeit der socialen Stellung und (wo von Unterschieden der Bildung innerhalb desselben Volkes die Rede sein kann) einem relativ hohen Maaße von geistiger Cultur verbunden zu sein, welche sämmtlich auf die Ausbildung des Körpers günstig zurückwirken, wogegen es in gar manchen Fällen am Tage liegt, daß Hunger Schmutz und äußeres Elend ebensosehr als Verdummung und allmählich eingetretene vollständige Stumpfheit des Geistes, Gleichgültigkeit und Energielosigkeit selbst der eigenen dringenden Noth gegenüber, im Bunde mit einem fortdauernden schweren Drucke der socialen Verhältnisse, dazu beigetragen haben die Entwickelung des Leibes zu hemmen und der Verkümmerung preiszugeben.

Je weiter ein Volk in seiner geistigen Ausbildung noch zurück ist, desto vollständiger steht es, ebenso wie der Einzelne, unter der Herrschaft der äußeren Lebensverhältnisse und der Naturumgebung. Diese wirken theils direct, wie wir gesehen haben, auf die Organisation ein, theils indirect, indem sie die Hauptbeschäftigungen Interessen und Leidenschaften der Menschen mitbestimmen und dadurch die eigenthümlich nüancirten Gefühle von Kraft und Gesundheit oder von Ohnmacht Unsicherheit und mangelndem Selbstvertrauen, die so mächtig wirkenden individuellen Lebensgefühle mitbedingen, die dem Geist eine gewisse ständige mittlere Haltung verleihen und ihren entsprechenden Ausdruck in der leiblichen Sphäre finden. Sind nun alle Lebensverhältnisse von sehr einfacher Art und richtet sich die innere Thätigkeit bei einem ganzen Volke gleichförmig und fast ausschließlich auf die Befriedigung physischer Bedürfnisse, so werden wir bei ihm auch eine große äußere Aehnlichkeit der Individuen erwarten, denn geringe Regsamkeit des Geistes und gleichförmige Ausprägung der Gemüthseigenschaften drückt auch dem Gesichtsausdruck und der ganzen leiblichen Bildung den Stempel der Einförmigkeit auf und läßt sie nur wenig nüancirt erscheinen: größere Unterschiede und reiche Mannigfaltigkeit werden sich hierin erst bei höher entwickelten Völkern zeigen.

Wie schon die Römer die alten Germanen einander alle sehr ähnlich fanden, so geht es gewöhnlich dem civilisirten Europäer mit den soge-

Digitized by Google

nannten Wilden. Mangel an Uebung des Auges mag freilich oft hauptsächlich den Reisenden zu einem solchen Urtheile bestimmen, wie z. B. wenn Kendall (Narr. of an exped. across the prairies, 1845. II, 363) von den Mexicanerinnen sagt, daß sie den Fremden alle als sehr ähnlich erscheinen, weil sie sämmtlich bei gleicher Kleidung schwarzes Haar, dunkle glänzende Augen und sehr regelmäßige Züge haben; doch würde selbst jener Mangel kaum diese Folge haben können, wenn nicht die Unterschiede an welche das Auge des civilisirten Menschen in seiner Heimath gewöhnt ist, wirklich bedeutender wären als diejenigen welche er bei uncultivirten Völkern meistens vorfindet. Bekannt und viel besprochen ist die Aeußerung Ulloa's (Physikalische und histor. Nachr. v. Am., Lpz. 1781. II, 92 f.) daß wer einen eingeborenen Americaner gesehen hat, alle gesehen habe. Schon Molina hat dieß als lächerliche Uebertreibung gerügt und bemerkt, man habe sich durch die Aehnlichkeit der Hautfarbe verführen lassen; alle von ihm selbst gesehenen Stämme besäßen auch deutlich verschiedene eigenthümliche Züge und ein Chilese sei z. B. von einem Peruaner nicht weniger verschieden als ein Italiener von einem Deutschen. So hebt auch Hale (a. a. O. 199) hervor, daß keine zwei europäischen Völker sich so stark im Aeußeren von einander unterscheiden als die Indianer ober- und unterhalb der großen Fälle des Columbia. Aehnlich spricht sich Lavayssé aus (R. nach Trinidad Tabago und Venezuela in Bertuch's R. Bibl. V, 1816. S. 187) über die Chaymas und Parias in Süd-America im Vergleich mit den nordamericanischen Indianern. Sogar Europäer erkannten einen bei den Dacotahs eintretenden Assineboin, trotz der nahen Stammverwandtschaft jener zu diesen, sogleich als Fremden (Keating, Narr. of an exped. to the source of St. Peter's River. 1825. I, 388). Doch es ist unnöthig die Beweise dafür zu häufen, daß (wie jetzt allgemein bekannt ist) die Unterschiede zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen von America zum Theil sehr bedeutend sind, zumal da man Ulloa sehr Unrecht damit gethan hat ihm die gegentheilige Behauptung aufzubürden, denn er sagt nur, es finde in Bezug auf Hautfarbe und Körperbau eine große Aehnlichkeit statt, die Gesichtszüge aber und noch mehr die Körpergröße seien ziemlich verschieden. Die Sache verhält sich so, daß die einzelnen Völker meist ohne Schwierigkeit sich von einander unterscheiden lassen, während allerdings eine sehr große Aehnlichkeit unter den Individuen die demselben

Digitized by Google

Volke angehören, zu herrschen pflegt. (Letzteres heben Humboldt und Bonpland, R. i. d. Aequinoctialgeg. II, 192 und Rengger, Naturgesch. d. Säugeth. v. Paraguay S. 6 hervor.) Beides ist nicht selten mit einander verwechselt worden. Die große Einförmigkeit der Erscheinung die sich an den Eingeborenen von America im Ganzen zeigt, ist zwar auch von A. v. Humboldt und von Morton noch behauptet worden, welcher letztere nur die Eskimos davon ausnimmt, beruht aber auf einer leicht erklärlichen Täuschung. Es besteht eine solche Einförmigkeit fast durchgängig nur in Rücksicht der näheren Stammverwandten, daher es allerdings als seltene Ausnahme in America erscheint, daß die Gesichtszüge der Botokuden so mannigfaltig und verschieden sind als bei Europäern (Prinz Maximilian zu Wied, R. nach Brasil. 1820. II, 4). Eine zweite Ausnahme dieser Art machen die Indianer am Orinoco (Humboldt und Bonpland, R. in d. Aeq. III, 493). Es ist sogar vielfach von Reisenden bemerkt worden daß es oft schwer sei an den Gesichtszügen Männer und Weiber in America zu unterscheiden. Dasselbe behauptet Pickering (the races of man. 1849. p. 15) von der mongolischen Race überhaupt, und wenigstens von manchen Negervölkern gilt dasselbe, da es Mollien (R. in d. Innere v. Afr. 1820. S. 383) von den Balantes im Süden des Gambia anführt. Huschke (Schädel, Hirn und Seele, S. 48) bemerkt überdieß daß der Unterschied der Geschlechter in Rücksicht der Schädelcapacität beim Neger am geringsten sei und von diesem bis zum Europäer allmählich immer beträchtlicher werde. Wie de Hell (Trav. in the Steppes of the Caspian.) bei den mongolischen Stämmen am Caspischen Meere eine große Aehnlichkeit unter den Individuen desselben Volkes fand, so ist eine solche für die Eingeborenen von Süd-America auch von d'Orbigny bestätigt worden, der sehr richtig diese gleichmäßige Erhaltung desselben Typus auch noch dadurch motivirt, daß sich die verschiedenen Völker nicht mit einander zu vermischen pflegen.

Man kann kaum in Zweifel darüber sein daß diese große physische Aehnlichkeit bei den Eingebornen vorzüglich aus mangelhafter Ausprägung geistiger Individualität, aus dem tiefen Stande der Geistesbildung überhaupt entspringt. Bei barbarischen Völkern (bemerkt Humboldt, Neuspanien I, 116) findet sich mehr eine Stamm- und Hordenphysiognomie als eine individuelle. Will man diese Erscheinung auch nicht geradezu als eine größere Thierähnlichkeit bezeichnen, so liegt

doch zum Vergleiche die Bemerkung nahe, daß auch bei unseren Hausthieren größere Unterschiede im Aeußeren als bei ihren wilden Stammeltern erst gleichzeitig mit den Verschiedenheiten in der Entwickelung ihres psychischen Lebens aufzutreten scheinen, die von den besonderen Beziehungen abhängen in welche sie zum Menschen treten. Zwar schreibt Köler (Notizen über Bonny. 1848. S. 91) den Individuen desselben Negerstammes eine ebenso große Mannigfaltigkeit der leiblichen Bildung zu als sich bei europäischen Völkern finde, doch ist dieß (abgesehen von Mischvölkern) schwerlich in größerer Ausdehnung richtig, da wenigstens die Gleichförmigkeit der Gemüthseigenschaften innerhalb desselben Negervolkes außer Zweifel steht; denn der Sklavenhändler in Ober-Aegypten (Schendy) erkundigt sich nur nach der Heimath des Sklaven genau, nicht nach seinen Charaktereigenschaften, weil eine lange Erfahrung gelehrt hat, daß die Differenz der Individuen desselben Stammes in dieser Hinsicht im Ganzen von weit geringerer Bedeutung ist als die Abstammung: so gelten die Rubas und Gallas für sehr treu, die aus dem nördlichen Abessinien für verrätherisch und boshaft, die meisten der übrigen hält man für treue gute Haussklaven, doch wenig tauglich zu körperlicher Arbeit, die von Fertit für wild und rachsüchtig (Katte, R. in Abyssin. 1838. S. 131; Burckhardt, a. a. O. S. 423, 447). Wenn Burmeister (Geol. Bilder. II, 101) von großen individuellen Verschiedenheiten der Physiognomie bei den Negern spricht, so ist auch dieß hauptsächlich wohl von nationalen Zügen zu verstehen, da sich ihm zur Beobachtung in Brasilien Individuen von verschiedenen Negervölkern darboten, deren Unterschiede um so stärker hervortreten mußten, da sie unmittelbar nebeneinander gestellt werden konnten. Bei den im Vergleich mit den Negern geistig so viel höher stehenden und lebendigeren Polynesiern und namentlich bei den begabtesten unter ihnen, den Fidschiinsulanern, sind die Individuen desselben Stammes physiognomisch fast so verschieden als die Bewohner irgend eines europäischen Landes (Hale, a. a. O. S. 10, 48).

Spricht die Gleichförmigkeit der äußeren Erscheinung, welche bei uncultivirten Völkern vorzuherrschen pflegt, für einen bedeutenden Einfluß des geistigen Bildungsgrades auf die leibliche Gestalt, so dürfen wir um so weniger unerwähnt lassen, daß es außer geistiger Unbildung noch eine zweite Quelle zu geben scheint aus welcher eine solche Gleichförmigkeit entspringt. Eine Assimilation der Gesichtszüge, der Kör-

Digitized by Google

perhaltung und der Bewegungen auf pſychologiſchem Wege, nämlich durch unwillkürliche Nachahmung, mag innerhalb der einzelnen Familien und größeren Gemeinſchaften ganz ebenſo vielfach ſtattfinden, als ſich eine ſolche in der Aneignung ſprachlicher Ausdrücke und Wendungen und ſo vieler kleinen Lebensgewohnheiten zeigt, und es wächſt daher wohl auch aus dieſem Grunde die Gleichförmigkeit eines Volkes im Aeußern immer um ſo mehr, je abgeſchloſſener und verkehrsloſer es für ſich lebt. In den Clans der Schotten z. B. ſind die Familienähnlichkeiten ſo kenntlich und auffallend wie ſonſt nirgends (Jarrold, Anthropologia or diss. on the form and colour of man. 1858, p. 112). Eine ſolche Aſſimilation zeigt ſich oft in beſonders hervorſtechender Weiſe an Einzelnen die eine lange Reihe von Jahren unter einem ſtammfremden Volke zugebracht, deſſen Sitten und Lebensart angenommen und ſich geiſtig in daſſelbe hineingelebt haben. Wie man dieſe Bemerkung z. B. an Gützlaff gemacht hat, als er nach längerer Zeit aus China zurückkehrte, ſo hat man auch namentlich in America öfters verwilderte Europäer gefunden, die von dem Indianervolke unter dem ſie lebten, kaum noch zu unterſcheiden waren. Auch in Neu-Zealand und ſelbſt in Neu-Holland ſind ähnliche Fälle vorgekommen.

Eine analoge und leicht verſtändliche Rückwirkung des geiſtigen Lebens ſpricht ſich ferner darin aus, daß die freigeborenen Negerkinder in Sierra Leone beſſere Züge, ſchönere intelligentere Augen, freiere Haltung und geraderes edleres Benehmen, nicht ſelten auch eine angenehmere zartere Geſtalt zeigen als ihre aus der Gefangenſchaft von den Sklavenſchiffen erſt befreiten Eltern (Mrs. Norton, A residence at S. Leone. 1849, p. 278). Derſelbe Unterſchied fand ſich ſchon in früherer Zeit zwiſchen den Maronen- und Sklaven-Negern in Jamaica (Dallas, Geſch. der Maronen-Neger auf Jam. 1805, S. 148) und ſcheint bei dem ſeit der Emancipation gewachſenen Selbſtgefühl der Neger eine fernere Berückſichtigung in Zukunft zu verdienen: „Man muß die Schwarzen nicht mehr behandeln wie früher, ſie können jetzt denken hören und ſehen ſo gut als die Weißen, ſie ſind klüger geworden als ſie waren und werden es bald noch mehr werden“, ſagte ein Neger auf Jamaica zu Lewis (Journal of a resid. among the negroes of the West Indies. 1845, p. 84). Derſelbe Unterſchied wurde endlich von d'Orbigny und Broc an den Freien und Sklaven unter den Guaranis in Paraguay Corrientes und Bolivia bemerkt. Wo man

Digitized by Google

auch in Westindien einen Neger in einer übergeordneten Stellung zu andern finden mag, zeigt er immer mehr kaukasische Züge, lange gerade oder gebogene Nase, meist eine judenähnliche Physiognomie (Day, Five years' residence in the West Indies. 1852. I, 141). Wie man diese Erfahrungen auch wenden und deuten mag, sie sprechen wenigstens sehr bestimmt dafür, daß die Körperbildung des Negers nicht die absolute Unveränderlichkeit besitzt die manche ihr zuschreiben möchten; und wenn man auch geneigt sein sollte ihrer Umbildsamkeit nur einen geringeren Spielraum zuzugestehen als sich für die höheren Raçen annehmen läßt, so haben doch insbesondere diejenigen entschieden Unrecht welche wie z. B. Rott jede Veränderung des Negers in America leugnen.

Was zuerst die geistigen Eigenschaften betrifft, so liegen hinreichende und einstimmige Nachrichten vor. Stevenson (a. a. O. I, 179 u. 198) bemerkte mehrfach daß die in Peru erzeugten Neger bessere geistige Anlagen und höhere Fertigkeiten erlangten als die neu aus Africa importirten. Von physischen Unterschieden die zwischen ihnen stattfänden erwähnt er dagegen nichts, außer daß die Creolen-Neger stärker und athletischer gebaut seien. Nach Tschudi (a. a. O. I, 154) sind die neu eingeführten Neger weniger aufgeweckt und lebhaft als die Creolen, aber geduldig und viel treuer als diese. Die größeren Fähigkeiten der Creolen-Neger haben ferner die Zeugnisse bestätigt welche die Commission der französischen Deputirtenkammer im J. 1839 aus den Kolonieen erhielt. Hiermit übereinstimmende Erfahrungen hat de Lisboa gemacht (Bullet. de la soc. ethnol. 1847, janv. p. 54) und dazu bemerkt daß die besseren Anlagen nicht als Folge der Erziehung zu betrachten seien, denn diese fehle auch dem Creolen gänzlich, woraus sich folgern lasse daß der tiefe Stand des geistigen Lebens in Africa eine Wirkung der dortigen socialen Verhältnisse sei. Auch Froberville (Bullet. de la soc. géogr. 1847. II, 326), der doch sowohl die physische als auch die moralische Sensibilität des Negers für bedeutend stumpfer hält als die des Weißen, spricht aus eigener Beobachtung von „der auffallenden intellectuellen Verschiedenheit" zwischen den africanischen Eltern und ihren in den Kolonieen geborenen Kindern. Ueberdieß ist bekannt daß die in America selbst geborenen Neger dort bedeutend höher bezahlt werden als die neu eingeführten, eine Thatsache die uns aller weiteren Beweise

Digitized by Google

für die Ueberlegenheit der ersteren überhebt. Man wird bei solchen Unterschieden der inneren Begabung nicht erwarten können daß Unterschiede der äußeren Erscheinung fehlen sollten, da wir im Großen und Ganzen einen solchen Parallelismus des physischen und psychischen Lebens bemerken, daß sich in der Sphäre des letzteren nichts von Bedeutung ändern kann ohne auf das erstere seine Rückwirkung zu äußern und in ihm seinen Ausdruck zu finden. Sollten sich solche Veränderungen in der leiblichen Bildung der Neger in America nicht in größerem Umfange nachweisen lassen, so würde zu beachten sein daß es dort einer ununterbrochenen neuen Zufuhr von Negern aus Africa bedurft hat um die Sklavenbevölkerung in der erforderlichen Weise zu ergänzen und daß es daher nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Sklaven geben kann, deren Voreltern eine längere Reihe von Generationen in America erlebt haben. Die Fälle in welchen dieses Letztere stattfindet, gehören größtentheils wahrscheinlich dem Süden der Vereinigten Staaten Westindien und Süd-America an, da es statistisch festzustehen scheint, daß die Neger in den Neu-England-Staaten weniger gut fortgekommen sind, wenn es auch zu viel behauptet oder wenigstens unbewiesen ist, daß die klimatischen Verhältnisse es ihnen unmöglich machten sich dort zu halten.

Daß die in America geborenen Neger leicht unterscheidbar sind von den neu eingeführten, weil der Typus ihrer Raçe bei ihnen minder entschieden ausgeprägt ist versichert d'Orbigny (a. a. O. I, 143), gegen welchen als Gewährsmann in dieser Sache schwerlich etwas einzuwenden sein dürfte. Lyell (Zweite Reise) erfuhr von vielen Aerzten in den Sklavenstaaten Nord-Americas, daß die Neger welche vielfach mit den Weißen umgingen (abgesehen natürlich von bloß geschlechtlichem Umgange) sich in Kopf- und Körperform diesen allmählich (im Laufe mehrerer Generationen) näherten, und bringt diese Wahrnehmung in Verbindung mit der Beobachtung Dr. Hancock's, daß auch bei den Negern in Guinea selbst höhere Cultur des Geistes den allgemeinen Ausdruck der Physiognomie im Laufe der Zeit verändere, die Unterkinnlade etwas zurücktreten lasse und selbst die Schädelform modificire. Daß ein solcher Unterschied namentlich an den Hausklaven und Plantagennegern hervortrete, welche letzteren ihren ursprünglichen Typus unverändert behalten, hat schon Prichard nach Wiseмann angeführt. Auf Beobachtungen dieser Art gestützt, behauptet

Digitized by Google

Ward (Natural hist. of mankind. 1849. p. 157), daß die Neger im Laufe von 2—300 Jahren in einigen Theilen von America, ohne daß sich Mischung mit anderen Racen annehmen ließe, unter dem Einflusse besserer physischer und moralischer Verhältnisse ihre wulstigen Lippen und hervorragenden Unterkiefer theilweise verloren und daß sich ihre früheren Eigenthümlichkeiten überhaupt gemäßigt haben. Williamson (Observv. on the climate of Am. New.-Y. 1811. p. 42) bestätigt diese Milderung der Negercharaktere namentlich für die Neger von Long Island, und Lavayssé (a. a. O. S. 139, 141) spricht von der besseren, sowohl leiblichen als geistigen Begabung der Creolen-Neger als von einer allgemeinen Erfahrung der Pflanzer in Westindien. Stanhope Smith endlich, der (a. a. O. S. 265 Anm.) ausdrücklich versichert daß er nicht von Mulatten, sondern von reinen Negern rede, bemerkt daß besonders die wohl verpflegten reinlichen Hausſklaven in America öfters allmählich ihren specifischen unangenehmen Geruch verlören, daß ihr Haar minder kraus sei und sich in der dritten Generation oft in einen Zopf von mehreren Zollen flechten lasse. Er erzählt sogar einen von vielen Beobachtern constatirten Fall, daß ein Neger ohne Krankheit völlig weiß und schlichthaarig geworden sei. Hauptsächlich in New Jersey gebe es Neger mit gerader Nase, wohlgebildeter Stirn und senkrecht stehenden Schneidezähnen (S. 91, 115, 170 f.). Diese Angaben, wenn man sie auch nicht alle für völlig unparteiische Beobachtungen halten mag, sind theils zu zahlreich und bestimmt, theils in Rücksicht ihrer Quellen zu frei von jedem Verdachte der Lüge als daß man sie kurzer Hand abweisen dürfte. Bemerkenswerth ist an ihnen außerdem vorzüglich noch zweierlei: zuerst daß ihnen gemäß gerade die bedeutendsten Veränderungen der Neger in die nördlichen Theile der Vereinigten Staaten fallen, woraus es wahrscheinlich wird daß die klimatischen Verhältnisse nicht ohne Einfluß auf sie gewesen sind; dann daß gerade die dritte Generation als diejenige erwähnt wird, bei welcher die Umbildung deutlicher hervorzutreten beginne — dieselbe Generation von welcher Philip (Researches in S. Africa. 1828. II, 129) behauptet, daß mit ihr auch in den südafricanischen Missionen die Kopfbildung der Kinder von ihrer ursprünglichen Gestalt abzuweichen und sich zu veredeln anfange, dieselbe von welcher Mallat (Les Philippines 1846. I, 45) angiebt, daß sich mit ihr der gezähmte Negrito von Manilla modificire und sich in Farbe und

Digitized by Google

Charakter dem Tagalen nähere. Mag man in diesem Punkte zum Glauben oder Unglauben geneigt sein, jedenfalls ist diese Coincidenz merkwürdig und fordert zu weiterer Untersuchung auf.

Aehnliche Beispiele von einer mehr oder weniger bedeutenden Umgestaltung des leiblichen Typus durch veränderte Culturverhältnisse finden sich auch in größerer Nähe bei uns, nur daß in manchen solchen Fällen sich nicht mit Sicherheit entscheiden läßt in wie weit eine Mischung verschiedener Völker auf sie von Einfluß gewesen ist; und diese Ungewißheit ist um so häufiger und natürlicher, als fast alle erheblichen Verschiedenheiten in den Culturzuständen der Völker erst in Folge ihres Zusammenstoßes mit andern eintreten.

Wenn wir treue Bilder oder wenigstens genaue Schilderungen der leiblichen Gestalt von Individuen desselben Volkes aus verschiedenen Zeiten besäßen, so würde sich wahrscheinlich aus ihrer Vergleichung nachweisen lassen, daß die äußeren Eigenthümlichkeiten des Volkes sich dem Fortgang, Stillstand oder Rückschritt seiner Culturentwickelung genau anschließen, sich ihnen gemäß umgestalten oder unverändert erhalten. Sehr richtig bemerkt de Salles daß alle roheren Völker im Vergleich mit den civilisirten einen großen Mund und etwas dicke Lippen besitzen. Zimmermann (Geogr. Gesch. des Menschen. 1778. I, 54) hat eindringlich hingewiesen auf die großen Verschiedenheiten der alten und der jetzigen Deutschen, und sie aus den Veränderungen des Klima's und der Lebensweise zu erklären gesucht; indessen mag die Umbildung welche ihr geistiges Leben und ihr Charakter erfahren hat in nicht geringerem Grade dazu beigetragen haben. Die große Statur, das vorzugsweise blonde und rothe Haar, die blauen Augen und der helle Teint den sie zur Zeit der Römerkriege besaßen, ist bei ihnen zwar nicht verloren gegangen, aber doch jedenfalls weit seltener geworden. Wir finden bei Jarrold (a. a. O. S. 155 und 216) die analoge Angabe, daß noch zur Zeit Heinrichs VIII rothes Haar in England vorherrschend und im Anfange des 15. Jahrhunderts graue Augen häufiger als jetzt, dunkle Augen und dunkles Haar dagegen selten gewesen seien; und wenn er anführt (S. 153) daß, nach alten Bildern zu urtheilen, die Backenknochen der Engländer stärker hervorgestanden hätten, wie sie auch jetzt noch im Norden des Landes immer höher würden, so erinnert dieß an die so strengen Züge die uns auf den Bildern der altdeutschen Malerschule entgegentreten und

Digitized by Google

uns daran mahnen, daß auch unsre eigene Physiognomie sich nicht vollkommen gleich geblieben ist. Abgeschliffenere Sitten, vielseitigere innere Beweglichkeit und eine oft geringere Festigkeit des Charakters scheinen darauf hingearbeitet zu haben das Starre zu erweichen, das Harte zu verflüssigen, das Eckige zu runden.

Als einen ferneren Beleg für den Einfluß welchen die verschiedene Gestaltung des geistigen Lebens auf die Körperformen ausübt, führen wir die Sikhs an, eine religiöse Sekte die im J. 1469 von Nanaka gestiftet, seit dieser Zeit isolirt lebt. Ursprünglich Hindus des Pendschab, unterscheiden sie sich jetzt von ihren nächsten Stammverwandten auffallend und etwa in demselben Grade wie die Hindus von den Chinesen durch äußerst regelmäßige Züge und ovales Gesicht (Prichard IV, 240 nach Alex. Burnes). Sie tragen lange Bärte (Malcolm in Asiatic Researches XI, p. 259) und sollen mehr als jedes andere asiatische Volk an Gesicht und Haltung den Europäern gleichen, mit einziger Ausnahme der Bewohner von Kaschmir, (Pavie in den Mém. de la soc. ethnol. I, 263).

Streitiger ist der Fall in welchem sich die Osmanli-Türken und die Magyaren befinden. Die im Vergleich mit ihren Verwandten in Asien so sehr veredelte Kopf- und Gesichtsbildung der ersteren hat man von den schönen Weibern des Harems allein ableiten, die vortheilhafte Veränderung der Magyaren, die bei ihrer Ankunft in Europa von erschreckender Häßlichkeit für alle ihre Nachbarn waren, allein aus ihrer Mischung mit Germanen und Slawen erklären wollen. Es wohnen in der europäischen Türkei nur 700000 Türken als herrschendes Volk in zerstreuten Kolonieen unter 15 Millionen stammfremder Völker (Schafarik), und wenn man auch die Einflüsse des Harems sich nicht so ausgedehnt denken will, daß sie sich auf das Volk im Ganzen erstreckt haben, so würde es doch das angegebene Verhältniß, selbst abgesehen von den bestätigenden historischen Zeugnissen die dafür sprechen, für sich allein schon wahrscheinlich machen, daß Mischungen vielfach stattgefunden haben — in geringerem Grade wohl beim Volke als bei den höheren Ständen, da dessen Sprache weit weniger als die Schrift- und feinere Umgangssprache mit arabischen persischen und europäischen Elementen angefüllt ist (Schleicher, D. Spr. Europa's, 1850). Das Meiste scheint demnach die Ansicht für sich zu haben, daß sowohl die Vermischung mit fremden Völkern als auch der Fortschritt zu höherer

Digitized by Google

Cultur bei den Osmanlis dazu beigetragen haben die Körperbildung zu verschönern. Aehnlich verhält es sich wohl mit den Magyaren. Sie sind gegenwärtig von ihren Stammverwandten im Norden, den Finnen, weit verschieden, doch ist ihre Sprache eine rein finnische, wenn ihr auch einige indogermanische Elemente beigemischt sind (Pott). Wo sie wahrscheinlich unvermischter, zugleich aber auch uncultivirter geblieben sind, in einigen abgelegenen, besonders den gebirgigen Landestheilen, findet sich der häßliche primitive Typus noch jetzt; von diesem zu dem edleren Typus zeigt das platte Land alle Uebergangsstufen; beide stehen nebeneinander in Szegedin; eine vollkommen regelmäßige schöne Bildung zeigen namentlich auch die Bauern von reinem Blute in Cumanien und Jazygien (Rey in Nouv. Ann. des voy. 1849. II, 113). W. F. Edwards (Des caractères phys. des races hum. 1829, p. 73) giebt als häufig in Ungarn vorkommende Eigenthümlichkeiten an: ziemlich runden Kopf, niedrige zurücklaufende Stirn, schiefgeschlitzte Augen mit erhobenem äußeren Winkel, kurze platte Nase, dicke vorstehende Lippen, platten Hinterkopf der mit dem Halse in einer Linie liegt, schwachen Bart*, kleine Statur. Diese Form ist offenbar von der finnischen, von welcher Edwards meint daß auch sie in Ungarn noch aufzufinden sein müsse, sehr weit entfernt und läßt sich auch mit der der Lappen nicht vergleichen, sie ist fast eine Carricatur des mongolischen Typus; denn die Finnen haben kurzen, keilförmig eiförmigen Schädel mit geraden und flachen Schläfen und kugelrundem Hinterhaupt, der Schädel der Lappen ist kleiner und dünner und hat abschüssigeren Hinterkopf (Retzius in Müller's Archiv. 1845. S. 109, 118; vgl. auch Hueck, de craniis Estonum. 1838. p. 10). Man wird freilich geneigt werden an der Lehre von der absoluten Constanz der Racentypen stark zu zweifeln und eine ziemlich ausgedehnte Umbildsamkeit der Schädelformen durch Klima Lebensweise und Geistescultur anzunehmen, wenn man sieht daß sich Retzius (a. a. O.) genöthigt findet um der verschiedenen Schädelbildung willen die Stammverwandtschaft selbst der Finnen und Lappen in Abrede zu stellen. Jene waren von alten Zeiten her freie Eigenthümer des Bodens, die Denkmäler ihres Landes und ihre alte Poesie zeugen von einer höheren Cultur in früherer Zeit, während die Lappen von jeher

* Die Magyaren besitzen gegenwärtig außerordentlich große und schöne Bärte auf deren Cultur sie sehr halten.

Digitized by Google

armſelige Nomaden geweſen und geblieben ſind. Sollten die Unterſchiede der Körperbildung nicht erſt hieraus zu erklären und als allmählich entſtandene zu betrachten ſein? Ovalen Schädel beſitzt der Karele, runden der Sawolax, viereckig gerundeten der Tawaſtländer, aber der finniſch redende Karele ſoll kein Finne ſein, ſondern ſeine Sprache verloren und ſich ſtatt deren eine andere angeeignet haben, bloß weil ſein Kopf oval iſt (Retzius, ebendaſ. 1848, S. 394 f.). Und doch zeigen auch z. B. die Kroaten und Dalmaten nicht den ſlawiſchen Typus, während ſich der altägyptiſche dagegen noch an den heutigen Fellahs nachweiſen laſſen ſoll und der griechiſche ſich in Griechenland, namentlich in Morea (Pouqueville) erhalten hat, trotz der vielfachen Beimiſchung fremden Blutes (Edwards a. a. O. p. 101, not.).

Aehnliche Beiſpiele, die aus Völkermiſchungen allein zu erklären wenigſtens ſehr mißlich iſt, giebt es noch mehrere. Wir können es deshalb nicht für gerechtfertigt halten daß der Sprachforſcher dem Anatomen und Zoologen in dieſem Punkte ſo große Zugeſtändniſſe mache wie Pott (Die Ungleichheit menſchl. Raſſen. 1856. S. 147 ff.) gethan hat, indem er annimmt daß bei den Magyaren Osmanlis Finnen und Samojeden eine weſentliche Veränderung der Körperformen durch Miſchung herbeigeführt worden ſei, während ſie ihre Sprachen in verhältnißmäßig großer Reinheit feſtgehalten hätten, daß ein „Austauſch der Leiber“ mit ſtammfremden Völkern bei ihnen ſtattgefunden habe ohne einen Austauſch der Seele —, während ſich umgekehrt die jetzigen romaniſchen Völker das Lateiniſche als Sprache unterſchieben laſſen mußten, wenn dieß auch nicht ohne Beſchädigung der weſentlichen Eigenthümlichkeiten ſeines Baues abgegangen ſei. Ohne eine ſolche Annahme geradezu für unmöglich erklären zu wollen, wird man doch überall wo ſie ſtatthaft ſein ſoll, der dringendſten Gründe für ſie bedürfen; denn Miſchungen von großer und allgemeiner Ausdehnung, die den leiblichen Typus eines Volkes weſentlich ändern, laſſen ſich kaum denken ohne daß die Sprache zugleich eine Umbildung von einigermaßen entſprechender Bedeutung erführe. Wenn freilich ſtammfremde Menſchen, wie z. B. die Chineſen im oſtindiſchen Archipel, keine Weiber mitbringen, ſondern ſich nur mit Angehörigen ihres neuen Vaterlandes verheirathen können, ſo kann man ſich kaum wundern, wenn die Miſchlinge ihrer Körperbildung nach der einen, mit ihrer Sprache

Digitized by Google

einer andern Raçe angehören (ſo z. B. auf Java gewöhnlich, nach de Jong, Reiſen nach dem Vorgeb. der guten Hoffnung u. ſ. f. 1803, II, 373), aber ein ſolches Verhältniß wird immer ein ſeltener Ausnahmefall ſein. Zeigt ſich allerdings an den romaniſchen Völkern deutlich, wie vollſtändig ſelbſt die Sprache der Beſiegten von der der Sieger überwunden werden kann, ſo ſcheint doch der Umwandlung welche ſich das Lateiniſche im Munde jener gefallen laſſen mußte die Umbildung der Körperformen im Großen und Ganzen wohl zu entſprechen, durch welche aus Celten in Gallien die heutigen Franzoſen, aus Iberern die heutigen Spanier geworden ſind. Wie viel hierbei der Miſchung, wie viel anderen Urſachen zuzuſchreiben ſei, wird ſich ſchwer entſcheiden laſſen, nur ſollte man über jene nicht dieſe vergeſſen. Man iſt überhaupt leicht zu freigebig mit der erſteren Annahme, weil ſie ſich überall als bequemes Auskunftsmittel, oft als letzte Zuflucht der Erklärung darbietet. Wenn z. B. die Finnen für ein urſprünglich mongoliſches Volk angeſehen werden, das ſeinen leiblichen Typus wahrſcheinlich durch Miſchung mit Völkern der weißen Raçe veredelt habe (Castrén), ſo ſcheint dieſer Anſicht gerade ganz hauptſächlich die hohe ſprachliche Vollendung des Finniſchen und der Beſitz einer Flexion entgegenzuſtehen, durch welche ſie ſich von den indogermaniſchen Sprachen nur wenig unterſcheidet, ſondern ſich vielmehr als ein Uebergangsglied zu dieſen darſtellt, denn jeder Sprachforſcher wird zugeſtehen, daß eben dieſe hohe ſprachliche Ausbildung des Finniſchen und die durchgebildete Flexion deſſelben ihr ſicherlich nicht aus einer Aufpfropfung indogermaniſcher Elemente auf einen mongoliſchen Grundſtamm erwachſen ſein könne. Was die Magyaren und Osmanli-Türken betrifft, ſo wird jedenfalls zuzugeben ſein daß Beimiſchung fremder Elemente zur Umbildung ihrer Körperformen mitgewirkt hat, einen wie großen Spielraum man aber geneigt iſt ihren Folgen einzuräumen, wird hier wie überall hauptſächlich von dem Grade der Feſtigkeit abhängen den man den Raçentypen äußeren und inneren Einflüſſen gegenüber überhaupt zutraut. Zur richtigen Würdigung dieſes Gegenſtandes, auf den wir ſpäter zurückkommen werden, fügen wir hier nur noch einige Bemerkungen bei.

Naturforſchern pflegt die Schädelbildung als ein untrügliches Kennzeichen der Abſtammung zu gelten, doch wird gerade von denen unter ihnen welche ſich am genaueſten mit dem Studium der Raçen-

ſchädel beſchäftigt haben, zugegeben daß die individuellen Verſchiedenheiten der Kopfform um ſo bedeutender werden, je mehr eine höhere und allgemeinere Bildung Platz greift (ſo von Retzius a. a. O. 1848, S. 205). Bei rohen Völkern finden ſich nach Engel (Unterſſ. über Schädelformen. S. 121) nur wenige Abweichungen vom Raçentypus, häufige dagegen bei civiliſirten. Wir haben oben bereits nachgewieſen daß dieß im Allgemeinen richtig iſt, wenn auch nicht ausnahmslos; hier erwähnen wir dieſen Satz nur auf's Neue wegen des Zugeſtändniſſes das durch ihn in Rückſicht der Veränderlichkeit der Schädelform gemacht wird. Wenn Edwards (a. a. O. S. 30) der Meinung iſt, die Wirkung der Civiliſation auf die Körperform laſſe ſich nur ſehr gering anſchlagen, weil ſich innerhalb eines und deſſelben Volkes die verſchiedenſten Bildungsſtufen bei gleichem leiblichen Typus fänden — ein Satz der vor Allem gegen jeden Verſuch der Beurtheilung der Geiſtesgaben aus der Schädelform ſprechen würde —, ſo iſt vorzüglich daran zu erinnern, daß zur Begründung dieſer Behauptung eine ſchärfere Abgrenzung der nationalen Typen gegeneinander und eine genauere empiriſche Feſtſtellung ihrer Variationsweiten erforderlich ſein würden als bis jetzt vorliegen. Dagegen finden ſich mehrere beachtenswerthe Angaben, welche zu beweiſen ſcheinen daß die Schädelbildung keineswegs ſo conſtant iſt als man ſo oft verſichert hat. Retzius ſelbſt (a. a. O. 1845, S. 89) fand die weiblichen Schädel welche der höheren und mittleren Klaſſe in Schweden angehörten, im Allgemeinen weit kleiner als ſolche von Landleuten und betrachtet dieß als Wirkung der verſchiedenen Lebensweiſe und Beſchäftigung. Latham (Man and his migrations. 1851, p. 63 f.) theilt aus Wilson's Archaeology and prehistoric annals of Scotland eine Tafel mit welche durch Meſſungen zu beweiſen ſcheint, daß die Schädelcapacität bei den Schotten in alter Zeit minder groß war als in ſpäterer, was er als eine Folge der Civiliſation anzuſehen geneigt iſt. Was die Neger betrifft, ſo waren die in New York ausgegrabenen alten Negerſchädel nach Dr. Warren viel dicker und verriethen, phrenologiſch betrachtet, weit geringere geiſtige Gaben als ſolche von neuerem Datum (Quarterly Review. 1851, June, p. 96). Dieß Alles ſcheint auf die u. A. von J. W. de Muller (a. a. O. S. 64 ff.) und neuerdings auch von Engel (Unterſ. über Schädelformen. 1851, S. 120 ff.) ausgeſprochene Anſicht hinzudrängen, daß die Schädel-

Digitized by Google

gestalt überall wesentlich abhängig sei von der Geistescultur und sich mit ihr verändere.

Als beachtenswerth für die fernere Untersuchung dieses Gegenstandes erwähnen wir die Ansicht des Abbé Frère, welcher zeigen zu können glaubte, daß eine Menschenrace, je ursprünglicher ihr Typus noch sei, desto stärker entwickelten Hinterkopf und desto plattere Stirn besitze, während sich mit dem Fortschritte der Civilisation diese zu wölben jener aber sich abzuplatten scheine (Serres in der Gazette médicale de Paris. 1852. 31. Juillet). Hiermit würde es wohl zusammenstimmen daß nach Huschke (Schädel, Hirn und Seele. S. 100) beim Neger die hintersten Hirnlappen, beim Mongolen die mittleren, beim Europäer die vorderen vorherrschend entwickelt seien; nur sehen diese und ähnliche allgemeine Angaben einem phrenologischen Schematismus zu ähnlich, der die großen Verschiedenheiten der Einzelvölker innerhalb derselben Race aus den Augen setzt, um ohne Mißtrauen aufgenommen werden zu können.

Diese Veränderungen welche die leiblichen Eigenthümlichkeiten der Völker erfahren, gehen freilich so langsam als die Fortschritte der Culturgeschichte selbst und sind daher theils schon aus diesem Grunde in historischer Zeit nur in geringem Umfange nachweisbar, theils insbesondere auch deshalb weil genauere Beobachtungen über diese Gegenstände erst der neueren und neuesten Zeit angehören. Dürfen wir dem Obigen zufolge allerdings an dem Satze Prichard's (II, 338) festhalten, daß die physischen Charaktere der Völker immer ihrer geistigen und socialen Bildungsstufe proportinal sind, so werden wir uns doch hüten müssen in der Ausführung des Satzes, daß die Culturfähigkeit und geistige Begabung der Racen und einzelnen Völker ihrer körperlichen Schönheit entspreche, so weit zu gehen als namentlich Courtet de l'Isle (Bullet. de la soc. ethnol. 1847) gethan hat. Bei Völkern wie bei Individuen finden die geistigen Fähigkeiten und Leistungen zwar ihren entsprechenden Ausdruck in der Sphäre des Leiblichen, aber wenn auch vielleicht noch zugegeben werden kann daß regelmäßige Schönheit der natürliche Ausdruck einer allseitig gleichmäßigen Geistesbildung sei und daß sich die Völker ihr in dem Maaße näheren in welchem ihre Entwickelung diesem Ziele zustrebe, so würde doch gerade in diesem Falle eine mehr einseitige Richtung und nur unvollständige Durchbildung des geistigen Lebens, von so großer Bedeu-

Digitized by Google

tung sie übrigens auch sein möchte, sich nicht immer in einer Verschönerung der Körperformen aussprechen können.

Blicken wir zurück auf unsere bisherigen Erörterungen über die Veränderungen denen der äußere Mensch sich unterworfen zeigt, so werden wir unter den Ursachen von denen sie abhängen die zuletzt betrachteten für nicht minder einflußreich ansehen dürfen als die geographischen und klimatischen Verhältnisse, denen man oft eine zu ausschließliche Wichtigkeit beigelegt hat. Insbesondere warnen uns die Erscheinungen welche wir als Folgen der verschiedenen Culturzustände kennen gelernt haben, die der Mensch durchläuft, vor einer solchen Ueberschätzung der letzteren. Beschränken wir uns hier auf die physischen Veränderungen denen der Mensch ausgesetzt ist, um erst später die Uebertreibungen zu beleuchten welche man sich in Rücksicht auf die Einwirkung von Boden und Klima auf das psychische Leben oft hat zu Schulden kommen lassen, so ist zuerst zu beachten daß überhaupt nur im Zustande völliger Uncultur eine allseitige Abhängigkeit des Menschen von seiner Naturumgebung stattfindet: ersteigt er eine höhere Bildungsstufe, so hört er schon damit auf, genau dem Boden und den Naturverhältnissen zu entsprechen denen er angehört. Es kommt aber noch außerdem der wichtige Umstand hinzu, daß sich überhaupt für kein Volk ein vollständiges Entsprechen seines Aeußeren und seiner Naturumgebung erwarten läßt, weil sie höchst wahrscheinlich alle ohne Ausnahme erst durch mehr oder weniger ausgedehnte Wanderungen in den Besitz ihrer jetzigen Wohnplätze gelangt sind. Daher wird man es bei der mannigfaltigen Durchkreuzung und verschiedenen Richtung der Wege die sie genommen haben mögen, sehr erklärlich finden daß Völker von sehr verschiedenem Typus gleichwohl in denselben Breiten und unter sehr ähnlichen oder selbst gleichen klimatischen Verhältnissen nebeneinander leben; denn in Folge der Wanderungen muß für sie eine Accumulation der miteinander verschmolzenen Einflüsse verschiedener Klimate eingetreten sein (wie Latham, Nat. hist. of the varieties of man. 1850, p. 525 dieß treffend genannt hat), indem sie successiv in verschiedenen Breiten ansässig geworden sind und längere oder kürzere Zeit die Einflüsse verschiedener Naturumgebungen, oft wohl auch verschiedener Lebensweisen und Culturzustände, durch die sie hindurchgegangen sind, an sich erfahren haben.

Digitized by Google

Außer dem Klima, der Pflege des Leibes und der Cultur des Geiſtes giebt es endlich noch eine vierte Quelle für die Veränderungen denen die leibliche Organiſation im Laufe einer längeren Reihe von Generationen unterworfen iſt. Sie liegt in der ſpontanen Entſtehung neuer Eigenthümlichkeiten, welche ſich nur auf eine individuelle Anlage Einzelner zu Abweichungen in der Körperbildung von ihren Stammeltern zurückführen läßt, ohne daß angegeben werden kann wie und warum dieſe Abweichungen überhaupt auftreten und woher ſie gerade bei denen ſtammen an welchen ſie ſich zuerſt zeigen: aus dieſem Grunde nennen wir ſolche Eigenthümlichkeiten ſpontan entſtehende und wenden ihnen eine beſondere Betrachtung zu, obwohl es kaum zweifelhaft iſt daß ihre Urſachen in denſelben oder ähnlichen Verhältniſſen zu ſuchen ſind als diejenigen waren mit welchen wir uns bisher beſchäftigt haben.

Es iſt eine allgemein bekannte Thatſache daß nicht allein kein Individuum ſeinen nächſten Stammverwandten, kein Kind ſeinen Eltern vollſtändig gleicht, ſondern daß auch die Kinder deſſelben Elternpaares ſowohl unter ſich als auch von jenen ſelbſt oft beträchtlich verſchieden ſind. Unter günſtigen Umſtänden vererben ſich die ſo entſtandenen Eigenthümlichkeiten dauernd auf die ſpäteren Geſchlechter: wir dürfen daher hierin eine ergiebige Quelle für die Veränderungen erblicken, welche die leibliche Bildung der demſelben Stamme angehörigen Individuen allmählich erleidet, und von dieſer Seite her einen weſentlichen Beitrag zur Erklärung der Differenzen erwarten die ſich in den Körperformen der Menſchen überhaupt finden. Die auf dem bezeichneten Wege entſtehenden Verſchiedenheiten fixiren ſich als erbliche namentlich dann, wenn nur ſolche Individuen welche ſie bereits beſitzen, ſich miteinander verbinden — ein Fall der freilich in den modernen Culturſtaaten Europa's, bei der großen Dichtigkeit der Bevölkerung, der weiten Ausdehnung des Verkehrs und der verhältnißmäßig ſo wenig ſcharfen Scheidung der Stände, nur ſelten vorkommen wird, häufiger dagegen in Zuſtänden von größerer Urſprünglichkeit, wenn iſolirt lebende Familien allmählich ohne bedeutenderen Zuzug von außen zu einem Volke heranwachſen. Man hat allerdings, um auch dieſer Erklärung der Raçeneigenthümlichkeiten zu begegnen, behauptet daß jene ſpontan entſtehenden Abweichungen vom Typus der Stammeltern ſich nirgends auf die Dauer erhielten, ſondern bei Menſchen und Thieren immer ſchon

Digitized by Google

nach wenigen Generationen durch Rückfall wieder verschwänden (Morton), indessen verliert dieser Einwurf sein Gewicht schon bei einem oberflächlichen Blicke auf die Hausthiere überhaupt und seine Unhaltbarkeit kommt vollends zu Tage, wenn man bedenkt daß gerade in der neueren Zeit die Inzucht sich immer deutlicher als das geeignetste Mittel zur Erhaltung edler Racen herausgestellt hat.

Von den Pflanzen gilt im Allgemeinen der Satz daß der Same nur die Art, nicht die Varietät fortpflanzt. In der Thierwelt entstehen und verschwinden Abweichungen vom Stammtypus bei einigen Arten und Gattungen leichter als bei anderen, scheinen sich aber auch um so regelmäßiger zu vererben je schwerer und seltener sie entstehen (Prichard, I, 374), und zwar so, daß die aus innerer Anlage hervorgegangenen Abweichungen sich gleichmäßiger auf die späteren Generationen übertragen als die nur durch äußere Umstände herbeigeführten, und ebenso diejenigen welche mit den natürlichen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten der Art in einer bestimmten Beziehung stehen, gleichmäßiger als solche denen eine Beziehung dieser Art fehlt (Carpenter, Princ. of gen. and comp. physiol. 1839, p. 419 ff.). Die Zucht der Hausthiere beruht bekanntlich ganz auf der geordneten Uebertragung solcher größtentheils spontan entstandenen und im Einzelnen nicht weiter erklärbaren Eigenthümlichkeiten: Farbe und Beschaffenheit der Haut und des Haares, Neigung zur Fettbildung, Kraft, Größe und Gestalt, selbst geistige Eigenschaften sucht man durch Paarung einander entsprechender Exemplare zu erhalten oder zu verbessern und erblich zu machen, wobei natürlich Klima Nahrung und Lebensweise immer begünstigend oder hindernd mitwirken. (Viele hierher gehörige Beispiele erblich gewordener individueller Eigenthümlichkeiten und die einschlagende Literatur bei Heusinger, Anthropol. S. 93 ff. u. Vgl. Physiol. S. 247 ff. Lucas, Traité de l'hérédité. 1847. I, 239 u. 291 ff.; II, 466 ff.).

Hauptsächlich ist an den Hausthieren die Uebertragung leiblicher und geistiger Verschiedenheiten von ihren Stammeltern vielfach beobachtet worden, und wenn es in den meisten Fällen dieser Art bei einem bloßen Ansatze zur Bildung neuer Racen bleibt, der schnell wieder verschwindet,* so kann die Ursache davon eben so sehr in der Un-

* Lucas II, 896 kommt zu dem Resultate, daß die im Laufe der Zeit erst entstandenen Eigenthümlichkeiten um so undauerhafter sind, je weiter sie sich vom Artcharakter entfernen, je wenigere Generationen hindurch sie sich noch

gunſt der äußeren Umſtände als in dem Mangel an ſolchen Individuen liegen die durch ähnliche Charaktere ausgezeichnet mit einander gepaart werden müßten, um die einmal entſtandene Abweichung als erbliche Eigenthümlichkeit einer neuen Raçe fixirt erſcheinen zu laſſen. Daß neue Raçen auf dieſem Wege aber bisweilen wirklich entſtehen iſt durch mehrere Beiſpiele bewieſen. Eines der bekannteſten iſt das der ſog. Otterſchafe, die von einem Schafe von beſonders langem Leibe und kurzen Gliedern in Maſſachuſſets (1791) gezogen wurden und ſich weit und ſchnell in Nord-America verbreiteten, da man für ihre Zucht Sorge trug, weil ſie nicht über die Zäune ſpringen können (Philos. Transactt. 1813). Dieſe Raçe hat ſich nicht allein erhalten, ſondern zeigt ſich auch ſo dauerhaft, daß bei Kreuzung derſelben mit gewöhnlichen Schafen der Miſchling immer entweder der einen oder der andern Raçe nachſchlägt (Bachman bei Smyth, Unity of the hum. races. p. 310). In ähnlicher Weiſe iſt bei den ungariſchen Schweinen der ungeſpaltene Huf erblich geworden. So zeugte 1770 ein Bulle ohne Hörner in Paraguay lauter ungehörnte Kälber (Azara); ein Bock mit niederwärts gebogenem cartilaginöſen und höckerförmig hervorragenden knöchernen Naſentheile pflanzte dieſe Eigenthümlichkeiten auf ſeine Nachkommen fort (Pallas); zufällig entſtandene Federbüſche mancher Arten von Vögeln vererben ſich und werden durch Wucherung zu einer gefährlichen Krankheit (Derſ.). Aehnliche Beiſpiele haben Jarrold (a. a. O. S. 113), Foiſſac (a. a. O. S. 59), Knight (Philos. Transactt. 1837) zuſammengeſtellt. Daß auch Temperamentseigenſchaften ſich oft vererben, z. B. bei den Pferden Biſſigkeit und Neigung zum Schlagen (ſo bei den polniſchen) oder Gelehrigkeit und Sanftheit, iſt bekannt.

Von noch größerer Wichtigkeit als die regelmäßige Vererbung mancher angeborenen individuellen Eigenthümlichkeiten iſt für die Erklärung der Raçenverſchiedenheiten die ebenfalls nicht ſeltene Vererbung ſolcher Eigenſchaften die ohne angeborene Anlage dazu erſt im Laufe des Lebens auf zufällige Weiſe entſtanden oder abſichtlich angebildet ſind. Hierher gehören die Beiſpiele von gelungenen Acclimatiſationsverſuchen, welche dem phyſiſchen Leben zuerſt bedeutende Anſtrengungen abnöthigen, während die nachfolgenden Generationen in Folge

fortgepflanzt haben und je vollſtändiger die Einflüſſe fortzuwirken aufhören denen ſie ihre Entſtehung verdanken.

Digitized by Google

der Veränderungen die mit ihrer Organisation vor sich gegangen sind, nichts mehr zu leiden haben, sondern sich in ihrer neuen Heimath so wohl befinden als ihre Voreltern in der alten. In einer Höhe von 9000′ über dem Meere konnten Windhunde in Mexico zur Hasenjagd kaum noch gebraucht werden, ihre Jungen aber ließen sich ohne Schwierigkeit dazu verwenden (Lyell). Die nach Bogota eingeführten Gänse legten anfangs nur wenige Eier, nur ein Viertel derselben konnten sie ausbrüten und von ihren Jungen starb die Hälfte; in der zweiten Generation gediehen sie schon besser. Dahin gehört ferner daß selbst äußere Verstümmelungen sich bisweilen auf die Nachkommen übertragen. Williamson (a. a. O. S. 40) sah in Carolina Hunde, denen 3—4 Generationen hindurch die Schwänze fehlten, da eines der Stammeltern zufällig ihn verloren hatte. Eine dreijährige Kuh die ihr linkes Horn durch einen Eiterungsprozeß verloren hatte, warf drei Kälber welche statt des linken Hornes nur kleine Knoten an der Haut hatten (Thär). Hunde und Pferde denen Schwänze oder Ohren gestutzt werden (so z. B. die Zughunde auf Kamtschatka — Langsdorff, Bemerkk. auf e. R. um d. Welt. 1812. II, 236), pflanzen öfters diesen Mangel ganz oder zum Theil auf ihre Nachkommen fort (Blumenbach nach vielen Beobachtern). Es kann dieß kaum befremden, wenn man bemerkt daß auch psychische Eigenschaften und Instincte die erst im Laufe des Lebens erworben worden sind, sich häufig vererben. Wo die Ochsen nicht als Zugvieh gebraucht werden, ist es weit schwerer sie zum Ziehen zu gewöhnen als da wo dieß schon mit mehreren Generationen der Fall war (Sturm). Ebenso verhält es sich mit dem Paßgang der Pferde, ferner mit dem Milchgeben der Kühe auch nach der Abgewöhnung des Kalbes, mit dem Bellen der Hunde und dem Miauen der Katzen: jenes verschwindet wieder bei verwilderten Hunden, dieses hat in America ganz aufgehört. Bekannt ist ferner daß Gelehrigkeit und Abrichtungsfähigkeit bei Hunden, namentlich bei Schäfer- und Jagdhunden meist erblich sind, welche letzteren die besondere Art der Jagd zu der sie gebraucht werden sollen, oft sehr leicht lernen. Wo häufige Fuchsjagden gehalten werden, sind die jungen Füchse auch ohne vorausgegangene eigene Erfahrung furchtsamer und vorsichtiger (Leroy). Andere Beispiele von Vererbung angebildeter Instincte bei Lucas (a. a. O. II, 479, 482 ff.). Bei Beurtheilung mancher Fälle dieser Art wird man sich allerdings

Digitized by Google

hüten müssen der Naturanlage unmittelbar zuzuschreiben, was wenigstens ebensowohl die Folge großen Nachahmungsinstinctes sein kann, wie z. B. in dem von Carpenter (a. a. O. p. 421 not.) mitgetheilten Falle, daß einige Hunde den Pecari sogleich nicht einzeln, sondern in Masse angreifen lernten, während andere bei der unvortheilhafteren Angriffsweise blieben; daß aber selbst erworbene psychische Eigenthümlichkeiten eine entsprechende Naturanlage bei den Nachkommen zu begründen vermögen, läßt sich nicht bezweifeln.

Es würde freilich voreilig sein aus solchen an Thieren gemachten Beobachtungen für sich allein genommen die Entstehung der Menschenracen zu erklären, indessen wird man zugestehen müssen, daß sie für diesen Zweck eben so viel, wenn nicht mehr leisten als manche der Gründe die man bis jetzt für die Annahme einer specifischen Verschiedenheit unter ihnen vorgebracht hat, denn man hat sich dabei hauptsächlich darauf gestützt daß dieselben Eigenthümlichkeiten sich eine unbestimmt lange Zeit hindurch gleichmäßig bei ihnen vererbt zu haben scheinen. Hat man von den wenigen Beispielen von fruchtbarer Bastardzeugung welche constatirt sind, die Berechtigung hernehmen wollen das Gesetz zu bestreiten daß unbeschränkte Fruchtbarkeit nur innerhalb der Art stattfinde, so würde man ungefähr dieselbe Berechtigung in Anspruch nehmen dürfen um aus der ebenfalls nur ausnahmsweisen Vererbung mißbildeter Leibesglieder die Entstehung der Menschenracen zu erklären. Jedenfalls reichen die Fälle von Vererbung individueller Eigenthümlichkeiten hin um einen Weg zu zeigen auf welchem die Entstehung sehr verschiedener Racen möglich ist, wenn sie auch nicht erkennen lassen auf welche Weise sie bei dem Menschengeschlechte wirklich vor sich gegangen ist. Zugleich eröffnen die Thatsachen welche für eine Uebertragung selbst gewisser erworbener leiblichen und geistigen Charaktere oder vielmehr für einen prädisponirenden Einfluß auch der erworbenen Bildung auf die Begabung der Nachkommen sprechen, einen psychologisch und culturhistorisch höchst interessanten Gesichtspunkt, aus welchem die allmählich fortschreitende Umbildung und Entwickelung eines Volkes in leiblicher wie in geistiger Rücksicht eine eigenthümliche Motivirung erhält.

Indem wir unsere Betrachtung jetzt dem Menschen zuwenden, erinnern wir daran, daß wir früher die Gültigkeit des Schlusses nach der Analogie von den Thieren auf den Menschen in Rücksicht der Größe

Digitized by Google

des Variationskreiſes zurückgewieſen haben. Man wird hiervon an dieſer Stelle keinen Einwurf hernehmen können, theils weil es ſich hier nicht um die Variationsweite, ſondern um die bei Thieren und Menſchen in gleicher Weiſe vorkommende Erblichkeit individuell angeborener oder erworbener Eigenthümlichkeiten handelt, theils weil wir in Bezug auf den Menſchen eines ſolchen Schluſſes nach der Analogie gar nicht bedürfen um dieſe Erblichkeit wahrſcheinlich zu machen, die ſich vielmehr in vielen Beiſpielen direct nachweiſen läßt.

Wenn wir hierbei auch ſolche Fälle mit aufzählen in denen ſich Krankheiten und Deformitäten erblich zeigen, ſo wird man auch dieſen ihre Beweiskraft nicht beſtreiten dürfen; denn darf man zwar mit Recht gegen ſie einwenden, daß die leiblichen Verſchiedenheiten der Menſchenſtämme ſich nicht als krankhafte Abweichungen von einem Normaltypus betrachten und ſich nicht als Degenerationen in Parallele zu den Erſcheinungen des geſtörten Lebensverlaufes ſtellen laſſen, ſo kann man doch die Unſtatthaftigkeit einer ſolchen directen Analogie ſehr wohl zugeben, ohne darum dieſen Punkt ſelbſt fallen zu laſſen. Es iſt nämlich nicht allein in gar manchen Fällen unentſcheidbar ob eine ſich forterbende Eigenthümlichkeit für eine krankhafte zu halten ſei oder nicht, ſondern man kann auch die Thatſache der Vererbung von Krankheiten und Deformitäten eben nur als einen ſpeciellen Fall von der allgemeinen Regel anſehen, daß ſich abweichende Beſonderheiten der Organiſation von aller Art häufig auf die Nachkommen übertragen, ſo daß jedes Beiſpiel der Erblichkeit jener einen neuen Beitrag zu dem Beweiſe für die Erblichkeit dieſer überhaupt liefert.

Daß Familieneigenheiten der mannigfaltigſten Art ſich ebenſo wie die von ihnen aufgetretenen Abweichungen oft regelmäßig vererben, iſt eine allgemein bekannte Thatſache. Zu den oft angeführten Beiſpielen dieſer Art gehört die dicke Lippe die im Hauſe Habsburg ſeit ſeiner Verbindung mit den Jagellonen erblich wurde; die große Leibwache Friedrich's I. von Preußen die einen ſehr großen Menſchenſchlag erzeugte. So pflegen ſich Farbe und Beſchaffenheit von Haut und Haar trotz der Ungunſt des Klima's nicht allein beharrlich zu übertragen, ſondern daſſelbe gilt auch oft von zufällig an ihnen auftretenden Abweichungen. Die bekannte Erblichkeit des Temperamentes, der Schärfe, Stumpfheit oder des Mangels einzelner Sinne gehört ebenfalls hierher. Viele Beiſpiele von erblicher, erſt in ſpäteren Jah-

Digitized by Google

ren eingetretener Blindheit und Taubheit, und von abwechselnder Vererbung von Taubstummheit, so daß immer jedes zweite oder dritte Kind ein taubstummes war, giebt Lucas I, 339, 427, 430. Einen Fall von erblicher Blindheit auf einem Auge und doppeltem Daumen an der rechten Hand theilt Harris (The Highlands of Aethiopia. 2d. ed. I, 286.) mit. Die sogenannten Stachelschweinmenschen der Familie Lambert mit ihren zapfenförmigen Hautauswüchsen in der Hand und an der Fußsohle sind oft citirt worden. Ebenso finden sich sechsfingerige, sechszehige Menschen und solche bei denen mehrere Finger oder Zehen durch Häute verbunden oder miteinander verwachsen waren, oft als Beispiele erblicher Eigenthümlichkeiten angegeben. Die so häufige Tendenz der späteren Generationen, einmal vorgekommene Abweichungen zu reproduciren, zeigt sich vorzüglich in der erblichen Uebertragung einer großen Menge von Krankheiten (worüber ausführlich Lucas II, 507 ff.), unter denen wir nur an Kropf Cretinismus und Geisteskrankheiten hier erinnern wollen.

Auch der Albinismus ist hier zu nennen welcher in manchen Gegenden der Erde, wie namentlich auf dem Isthmus von Darien, in so vielen Beispielen auftritt, daß man öfters die dortigen Albinos für eine besondere Menschenracę gehalten hat. Daß er sporadisch bei Thieren und Menschen aller Zonen und Racen vorkommt hat schon Blumenbach (De g. h. v. n. p. 278) nachzuweisen gesucht und sein Beweis würde sich jetzt leicht noch bedeutend vervollständigen lassen. Wird man zwar Prichard (I, 344) nicht beistimmen können, wenn er das Krankhafte in der Bildung der Albinos überhaupt leugnet, und ihnen nur eine zartere Organisation als selbst den weißen Menschen zuschreibt, wie diese wieder von zarterer Bildung seien als die dunkleren, so ist doch die Vermuthung G. Forster's (Sämmtliche Schriften IV, 231) höchst wahrscheinlich richtig, daß helle Menschen die keine Albinos waren, wo sie bei andern Racen und namentlich in der Südsee vorkamen, von den Reisenden nicht selten irrthümlich für Albinos gehalten worden sind. Oft ist dieß wegen der Ungenauigkeit der vorliegenden Angaben nicht zu entscheiden, was um so weniger wundern kann, da auch anderseits Verwechselungen Hautkranker mit Albinos mehrfach vorgekommen zu sein scheinen, weshalb schon Blumenbach (a. a. O. 153) darauf hingewiesen hat daß die weißgefleckten Neger mit unbeschädigter Epidermis wohl zu unterscheiden seien

von denen welche erſt in Folge von Hautkrankheiten ihre Flecken erhielten, wie dieß öfters auch bei Malabaren und Tataren vorkomme. Wenn nun z. B. Bennet (Wanderings in N. S. Wales. 1834. I, 437) einen Neuholländer mit Flachshaar, lichtblauen Augen und weißer Haut mit kleinen lichtbraunen Flecken beobachtete; wenn Raffenel (Voy. dans l'Afrique occ. 1846, p. 228) einen Neger ſah deſſen Haut ſo weiß war als die eines ſonnenverbrannten Nordländers, obwohl mit ſchwarzen Flecken, deſſen Haar und Bart roth, deſſen Iris grünlich war bei matt weißlicher Sclerotica; wenn Proyart (Hist. de Loango. 1776, p. 196) einen ähnlichen beſchreibt der an Blumenbachs bekannte Abbildung erinnert, ſo haben wir in dieſen Fällen an Albinismus zu denken. Dagegen liegt kein Grund dazu vor, wenn Lander (Reiſe zur Erforſchung des Niger. 1833. I, 124) von einem hellbraunen Menſchen ſpricht, der obgleich von Negerabſtammung und deutlich ausgeprägten Negerzügen, hellbraune Augen und ſilberweiße Augenlider und Brauen beſaß, und weiterhin (II, 195) von einem „kohlſchwarzen Mann" mit hellbraunen Augen. Unter den Fulahs fand Mollien (R. in d. Innere von Afr. 1820, S. 57) faſt weiße Menſchen die er ausdrücklich als keine Albinos bezeichnet. Aehnliche Beiſpiele führt auch Prichard an (I, 227 f. u. 368).

Wir werden ſpäter noch viele Fälle namhaft zu machen haben, in denen ſich individuelle Abweichungen vom nationalen Typus zeigen, aber freilich können ſie ſchon deshalb nur ſelten in einer längeren Reihe von Generationen ſich erhalten und Beſtand gewinnen, weil eben der unveränderte nationale Typus überall derjenige iſt welcher dem Boden und Klima, den äußeren Verhältniſſen überhaupt entſpricht unter denen das betreffende Volk lebt. Indeſſen giebt es bei den Schwarzfüßen und Mandans in Nord-America, von denen manche eine faſt weiße Haut und rothe Wangen beſitzen, ganze Familien deren Haar grau oder ſchwarz mit weiß gemiſcht iſt (Prinz Max zu Wied, R. in N.-Am. 1839, II, 106 f.) und bei den Chaouia-Berbern im Auras-Gebirge iſt der Mangel des Ohrläppchens, der auch bei den Cagots in Spanien vorkommt, ohne Zweifel durch Vererbung dieſer einſt zufällig entſtandenen Particularität, allgemein geworden. (Guyon in L'Institut 1848, II, p. 92 u. Nouv. Ann. des voy. 1848. II, 390).

Auch dafür daß äußere Verſtümmelungen von den Eltern auf

Digitized by Google

die Kinder übergingen, fehlt es nicht an Beispielen, obwohl das Gegentheil weit gewöhnlicher ist. Es soll eine alte Erfahrung sein daß Judenkinder oft mit ungewöhnlich kurzer Vorhaut geboren werden, da schon der Talmud diesen Fall vorgesehen hat. Die Kinder eines Offiziers dessen kleiner Finger der rechten Hand zerhauen und krumm geheilt war, besaßen einen analogen Defect (Blumenbach). Andere Beispiele erblicher Deformitäten und Verstümmelungen finden sich zusammengestellt von R. Wagner (Naturgesch. des Menschen II, 245 ff.) u. Lucas (II, 490). Daß bei Völkern welche dem Schädel eine künstliche Form geben, die späteren Generationen eine entsprechende Naturanlage zeigten, ist bis jetzt nicht beobachtet worden. Zwar hält Pöppig (Art. „Indier" in Ersch u. Gruber's Encycl. S. 370 Not. 34) dieß für möglich und Rathke (Müller's Archiv 1843, S. 147) ist geneigt nach dem Vorgange des Hippokrates dasselbe anzunehmen um die außerordentliche Höhe der bei Kertsch in der Krimm gefundenen Schädel (macrocephali) zu erklären, doch behaupten Tschudi und Morton nach ihren Erfahrungen bestimmt das Gegentheil.

Dagegen zeigen die europäischen Kinder im Vergleich mit den Naturvölkern, daß die Gestalt der Zehen bei den Neugeborenen durch die Beschuhung ihrer Voreltern leidet. Wie es sich in dieser Rücksicht bei den Mädchen aus den höheren Ständen in China verhält, scheint noch nicht untersucht zu sein.

Wenden wir uns von dem Gebiete des physischen Lebens dem des psychischen zu, so begegnet uns auch hier eine Vererbung der Charaktere in vielen Beispielen. Zu diesen gehört zuerst die instinctive Gebrauchsweise der Sinne welche sich bei Naturvölkern, auch abgesehen von aller Erziehung und Nachahmung, wesentlich anders gestaltet als bei civilisirten Menschen, und in nächster Verbindung mit ihr die verschiedenen Lebensgewohnheiten, von denen die Richtung wesentlich mitbestimmt wird welche die Ausbildung des Geistes und Charakters zu nehmen strebt. Wirft der Polynesier, wie vielfach erzählt wird, sein Kind das sich noch nicht im Schwimmen versucht hat, ungefährdet in's Wasser, läßt der Gebirgsbewohner das seinige sorglos an steilen Abgründen spielen, so dürfte der städtische Stubensitzer wohl schwerlich dasselbe wagen. Die Kinder der Eingeborenen von Pitcairn (Mischlinge von Weißen und Tahitiern) schwammen in einem Alter von zwei bis drei Jahren lustig in der Brandung umher (Ben-

Digitized by Google

nett, Narr. of a whaling voy. round the g. 1840, I, 35), die dreijährigen Kinder der Chonos in Süd-America stürzen sich selbst in's Wasser um zu schwimmen (King and Fitzroy, Narr. of the surveying voy. of the Adventure and Beagle. 1839, Append. p. 127). Es erscheint dagegen als keine Leistung von großer Bedeutung daß die Kinder der Araber im unteren Mesopotamien schon in einem Alter von 7—8 Jahren ohne fremde Hülfe durch den Strom schwimmen (Ritter, Erdk. XI, 970). Die vierjährigen Kinder der Gauchos in Süd-America sind schon vollkommen geschickte und sichere Reiter (Scarlett, South Am. and the Pacific. 1838, I, 163; Head, Rough notes taken during journeys across the Pampas 2d ed. 1826, p. 20). Bei den Buschmännern kriechen ganz junge Säuglinge schon umher, noch nicht einjährige Kinder gehen keck auf den Beinen, etwas ältere graben sich schon selbst Zwiebeln auf dem Felde aus (Lichtenstein, R. im südl. Afr. 1811. II, 376). Wie das Kind civilisirter Eltern sich instinctiv den Lebensgewohnheiten und der Bildung seiner Väter anzuschließen sucht, so thut dieß in gleicher Weise das Kind des rohen Naturmenschen, welches, wie eine große Reihe von Beispielen gezeigt hat, der Civilisation weit schwerer zu gewinnen ist und immer eine gewisse Neigung zu behalten scheint zu der ungebundenen Lebensweise seiner Stammverwandten zurückzukehren. Auf solche und ähnliche Thatsachen gestützt, deren nähere Untersuchung wir erst später vorzunehmen haben werden, haben Rush, Girou, Spurzheim, Burdach u. A. behauptet daß sich die erworbene geistige Bildung der Menschen ebenso vererbe wie die leibliche. Namentlich hat Lucas (I, 476 ff., 577 ff. II, 766 ff.) eine große Anzahl von Beispielen zusammengestellt die dafür sprechen Insbesondere haben Rott und Gliddon die Ansicht geltend gemacht, daß die gesammte culturhistorische Entwickelung der Völker nicht auf der Verfolgung bewußter Zwecke, ebensowenig auf der eigenthümlichen Verkettung äußerer Umstände, sondern wesentlich nur auf angeborenen und gleichmäßig vererbten Instincten beruhe, die bei den eigentlichen Culturvölkern von höherer, bei den sogenannten Naturvölkern dagegen von niederer, mehr thierischer Art seien, was von Andern wohl auch so ausgedrückt worden ist, daß man gesagt hat, je tiefer ein Volk in der Cultur stehe, desto mehr führe es ein Leben bloß nach Instincten, je höher es sich entwickele, desto mehr verlören sich diese letzteren bei ihm oder träten doch zurück hinter eine mehr bewußte Lebensgestalt.

Digitized by Google

Wie häufig mechanische, künstlerische Talente und selbst die Neigung und Vorliebe für gewisse Arten der Beschäftigung sich vom Vater auf den Sohn und Enkel übertragen, ist bekannt und erklärt sich, da eine besondere Befähigung zu eigenthümlichem Gliedergebrauch und zu einer höheren Vollkommenheit der Auffassung sinnlicher Gegenstände dafür die Hauptgrundlage bilden, im Wesentlichen aus organischen Verhältnissen. Der Umfang des Angeborenen und Erblichen beschränkt sich aber nicht auf solche Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens, deren Abhängigkeit von physischen Bedingungen leicht und bestimmt nachweisbar ist, er erstreckt sich auch auf das was als der eigentliche Heerd desselben erscheint, denn es unterliegt keinem Zweifel daß wir eine höhere geistige Regsamkeit und Begabung bei einem Volke und Stamme finden als bei einem andern, wie dieß in ähnlicher Weise von den einzelnen Klassen der Bevölkerung und von den Individuen gilt. So haben z. B. die Missionäre in Hindostan die Kinder der Brahmanen weit bildungsfähiger und begabter gefunden als die aus den niederen Kasten. Aehnliche Erfahrungen liegen auch anderwärts vor. Die Geschichte der Künstler und Gelehrten wie die der Regentenhäuser lehrt daß eine bedeutendere allgemeine Lebendigkeit des Geistes, Strebsamkeit und Befähigung zu tieferer vielseitiger Durchbildung oder kraftvoller Wirksamkeit sich nicht selten eine längere Reihe von Generationen hindurch in einzelnen Familien erhalten, während sich andere ebenso entschieden durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnen. Dasselbe bestätigt auch ein etwas tiefer dringender Blick auf die Geschichte der Familien im gewöhnlichen bürgerlichen Leben. Allerdings wird man in solchen Fällen sich hüten müssen unmittelbar der Naturanlage selbst zuzuschreiben was erst das Resultat der Nachahmung, der Erziehung und des Fleißes ist, z. B. die so häufige Vorliebe für die Berufsthätigkeit des Vaters u. dergl., aber bei allen Zugeständnissen die man nach dieser Seite hin machen mag, bleibt doch eine sehr bedeutende Verschiedenheit der erblichen Anlage zurück, da in vielen Beispielen eine sehr ähnliche Entwickelung des Geistes und Charakters in derselben Familie vorliegt, ohne daß dabei von einer Ueberlieferung auf jenem anderen Wege die Rede sein könnte. Mag man auch noch so wenig geneigt sein eine erbliche Aristokratie des Geistes anzunehmen, mag man zugestehen daß wo eine solche wirklich bestände, sie sich ohne eine ununterbrochene Ergänzung durch

frische Kräfte aus anderen Schichten der Bevölkerung auf die Dauer nicht zu halten im Stande wäre, da sie sich immer durch Ueberreizung und Anstrengung oder durch Verweichlichung und Erschlaffung schnell abnutzen und selbst zu Grunde richten würde, so bleibt es doch eine feststehende Thatsache, daß es nicht allein in Rücksicht auf Geistes- und Gemüthsbildung feiner und gröber organisirte Menschen giebt, sondern daß sich auch in Familien Kasten und Stämmen, wenn nicht ausschließlich, doch oft vorzugsweise, diese Eigenthümlichkeiten lange Zeit hindurch erhalten und fortpflanzen.

Der Schwerpunkt aller vorstehenden Erörterungen liegt in dem Beweise des Satzes, daß unter günstigeh Umständen eine regelmäßige Vererbung ursprünglich bloß individueller Eigenthümlichkeiten stattfindet, und daß diese Vererbung ebensowohl für viele erst erworbene als für angeborene Charaktere eintreten kann. Auch da wo gegen Gemeinsamkeit der Abstammung nicht der geringste Zweifel vorliegt, aus einem Volke das wir keinen Grund haben für gemischten Ursprungs zu halten, selbst aus einer Familie zu welcher überhaupt nur wenige und scheinbar wenigstens ziemlich einflußlose Elemente neu von außen hinzugetreten sind, sehen wir Individuen von beträchtlich verschiedener leiblicher und geistiger Begabung hervorgehen, einen noch verschiedeneren Entwickelungsgang durchlaufen und ihre speciellen Eigenthümlichkeiten auf die späteren Generationen übertragen, von denen diese bald in größerer bald in geringerer Schärfe und Bestimmtheit, bald mit größerer bald mit geringerer Zähigkeit und Ausdauer festgehalten werden. Erinnert man sich dabei an die unübersehbare Mannigfaltigkeit welche die Charaktere der einzelnen Familien und Klassen einer jeden Bevölkerung der genaueren Beobachtung darbieten, so erkennt man in dieser Differenzirung der Individuen, auf welche alle Raçenbildung sich gründet, ein wichtiges Naturgesetz, dessen Bestimmung es zu sein scheint dem Gesetze der Erhaltung der Arten und der Constanz in der Uebertragung ihrer Charaktere, das Gegengewicht zu halten.

Indem wir hiermit unsere Betrachtung über die Ursachen schließen, von deren Zusammenwirken die Veränderungen abhängen welche die physische Organisation des Menschen erfährt, finden wir uns auf-

Digitized by Google

gefordert das Reſultat zu ziehen und einen prüfenden Blick auf die Tragweite zu werfen die der Wirkſamkeit dieſer Urſachen zukommt. Die Behauptung daß die verſchiedenen Typen welche die einzelnen Menſchenſtämme beſitzen, unveränderlich dieſelben bleiben, iſt ein Irrthum; nur über die Grenzen ihrer Veränderlichkeit läßt ſich ſtreiten. Was die einzelnen Factoren welche zu dieſen Veränderungen mitwirken, für ſich allein zu leiſten vermögen, läßt ſich ebenſowenig mit voller Beſtimmtheit angeben als was ſie in den meiſten einzelnen Fällen bei der Umbildung der Völker wirklich geleiſtet haben und welches die Grenzen ſind über welche ihr Einfluß nicht hinausreicht. Verſuchen wir ihre Macht gegeneinander abzuwägen, ſo ſcheint die Anſicht das Meiſte für ſich zu haben, daß die Macht der geiſtigen Cultur am bedeutendſten, die der klimatiſchen Verhältniſſe für ſich allein genommen am geringſten iſt, während die Wirkſamkeit von Nahrung und Lebensweiſe, die freilich überall im innigſten Zuſammenhange mit jenen beiden ſtehen, eine mittlere Stellung zwiſchen ihnen einnimmt. Das ſpontane Auftauchen und Forterben neuer Eigenthümlichkeiten endlich ſcheint man den einflußreichſten unter den Urſachen die auf die Differenzirung der Menſchen hinwirken, gleichſtellen zu müſſen, doch wird man dabei zu beachten haben, daß es erſt da zu größerer Macht und Bedeutung gelangt, wo höhere Cultur bereits feſten Boden gewonnen hat oder wo doch wenigſtens der Zuſtand der urſprünglichen rohen Gleichförmigkeit der Individuen in der äußeren Organiſation wie im inneren Leben ſchon verlaſſen iſt, und wo daher (namentlich in Folge mannigfaltiger Verſchiedenheiten in der Entwickelung der individuellen Charaktere) auch die erſt erworbenen, im Laufe des Lebens einzelnen Eigenſchaften) die Begabung der nachfolgenden Generationen in ausgedehnterem Maaße mitbeſtimmen können.

II. Ueber die bedeutendſten anatomiſchen und phyſiologiſchen Verſchiedenheiten welche unter den einzelnen Menſchenſtämmen vorkommen.

Wir haben im vorhergehenden Abſchnitte die Art und Größe der Veränderungen kennen gelernt welche ſich an den Körperformen der Menſchen nachweiſen laſſen und ſie auf die Urſachen zurückzuführen

geſucht denen ſie ihre Entſtehung verdanken. Sollen wir nun zur Entſcheidung der Frage kommen, ob die ſämmtlichen Völker der Erde als einer und derſelben Art angehörig zu betrachten oder ob ſpecifiſche Unterſchiede unter ihnen anzunehmen ſeien, ſo werden wir vor Allem wiſſen müſſen wie beträchtlich die größten Unterſchiede ſind die unter den Menſchen in anatomiſcher und phyſiologiſcher Rückſicht factiſch vorkommen. Nur daraus werden wir beurtheilen können ob die Größe der wirklich vorhandenen Differenzen innerhalb oder außerhalb des Kreiſes der Veränderlichkeit fällt welche ſich für die Körperbildung des Menſchen nachweiſen läßt, oder wir werden dann wenigſtens eine ſichere Vergleichung zwiſchen jenen Differenzen ſelbſt und dieſem Veränderungskreiſe anſtellen, wir werden jene an dieſen meſſen können.

Haben wir demnach einerſeits die Unterſchiede der Körperformen und des leiblichen Lebens welche innerhalb des Menſchengeſchlechtes vorkommen, mit den äußeren Veränderungen zuſammenzuſtellen die der Menſch erleidet, um zu einer richtigen Würdigung der Bedeutung der erſteren zu gelangen, ſo zeigt es ſich anderſeits für dieſen Zweck nicht minder nothwendig ſie mit den Verſchiedenheiten welche zwiſchen dem Menſchen und den ihm zunächſt ſtehenden Thieren ſtattfinden, vergleichend zuſammenzuhalten, denn erſt dieſe letztere Vergleichung liefert uns den Maaßſtab unbezweifelter ſpecifiſcher Verſchiedenheit deſſen wir bedürfen. Daher faſſen wir hier das Charakteriſtiſche des Affen, und zwar der am höchſten ſtehenden Arten dieſer Gattung, im Gegenſatz zum Menſchen etwas näher in's Auge. Es kommt uns dabei nicht auf Erſchöpfung des Details noch auf kleinere anatomiſche Differenzen überhaupt an, ſondern nur auf die richtige Heraushebung der maßgebenden und durchgreifenden Hauptunterſchiede. Sie beſtehen in Folgendem.

Das Gehirn des Affen* ſteht an Maſſe und Entwickelung beträchtlich zurück gegen das des Menſchen. Die Geſichtsbildung zeichnet ſich aus durch platte Naſe und vorſtehenden Unterkiefer, ſehr geringes Kinn und den Mangel ſchwellender Lippen, kleinen Geſichtswinkel (30—35° bei ausgewachſenen Exemplaren). Das äußere Ohr iſt im Vergleich mit dem menſchlichen ſehr roh geformt und hat kein Ohr-

* Ueber die Differenzen des Menſchen und Affen in oſteologiſcher Beziehung ſ. namentlich Owen in Transactt. of the zool. soc. I. 343 u. d. Auszug daraus in Schrebers Säugethieren v. A. Wagner, Suppl. I. S. 25.

Digitized by Google

läppchen. Die Zähne ſind nicht ganz von gleicher Länge und durch Zwiſchenräume mehr getrennt. Die Größe der Hundszähne iſt bedeutender als die der anderen, der erſte untere Backenzahn iſt von koniſcher Form und immer ſtärker als der zweite. Der Affe hat ein Zwiſchenkieferbein, das indeſſen bei manchen Arten nicht ſelten fehlt, und das Hinterhauptsloch liegt bedeutend weiter nach hinten. Das Becken iſt von nur geringem Umfange und ſeitlich enger als von vorn nach hinten, während beim Menſchen das Umgekehrte ſtattfindet, die Wirbelſäule iſt nur einfach gekrümmt und ihre Krümmung nach der Bauchſeite offen. Die vorderen Extremitäten und Hände ſind verhältnißmäßig weit länger als die menſchlichen, auch die Füße ſind eigentlich große krumme Hände, denn der Affe hat vier oppoſible Daumen, die jedoch nur klein und ſchwach ſind und mit den übrigen Fingern, wie auch dieſe ſelbſt, faſt nur gleichzeitig bewegt werden können. Er hat ferner krumme Kniee, das Ferſenbein iſt ſtärker nach oben gerichtet, ſo daß auch die menſchenähnlichſten Arten nicht auf der Sohle, ſondern nur auf deren äußerem Rande bei gekrümmten Zehen und daher nicht ohne Beſchwerde wirklich aufrecht ſtehen können: dieſer Umſtand und die erwähnte Lage des Hinterhauptsloches machen den Affen zum Kletterer, während es ſich aus der anatomiſchen Conſtruction des Menſchen mit Nothwendigkeit ergiebt daß er aufrecht geht. Die Behaarung und Haarſtellung, die Körperlänge von 3′, die weit größere Beſchränkung im Klima und in der Nahrung, die Lebensdauer von nur 30 Jahren ſind fernere wichtige Unterſchiede des Affen vom Menſchen. Das langſame Wachsthum, die lange Kindheit und ſpäte Entwickelung zur Pubertät, der Mangel einer beſtimmten Brunſtzeit und ausgedehnter Inſtincte überhaupt, die Menſtruation, eine große Reihe von beſonderen Krankheiten, das Vermögen der Sprache, des Lachens und Weinens, ſind weitere phyſiologiſche Merkmale des Menſchen die ihn ebenſo feſt von den Affen ſcheiden als ſie in die geſammte Entwickelung ſeines Lebens auf's Tiefſte eingreifen, ſo daß es ſchon ihnen allein gegenüber nur als ein grober Mißgriff erſcheinen kann, wenn Bory, hierin von Linné abweichend, das oberſte Geſchlecht der Säugethiere aus dem Menſchen und den Orangs gebildet hat.

Als die menſchenähnlichſten Affen werden der Chimpanſe und der neu entdeckte, ebenfalls dem Genus Troglodytes angehörige Tſchego

am Gaboon bezeichnet. Indessen zeigen auch sie die erwähnten Unterschiede vom Menschen. Größere Aehnlichkeit in der Handbildung mit dem Menschen als der Chimpanse die Orangs und Gibbons, besitzt der Gorillaffe (Gorilla Gina, Geoff. St. Hil.): er hat nur 8 Handwurzelknochen, abgeplattete Nägel, die Länge der Hand ist geringer, ihre Breite dagegen relativ größer als bei den andern Affen. (Näheres über die erwähnten Arten in Comptes Rendus. 1853, XXXVI, p. 925 ff.).

Erzählungen von Menschen die in hohem Grade affenähnlich sein sollten, giebt es aus älterer und neuerer Zeit viele. So glaubt man z. B. noch jetzt in Indien an deren Existenz in Tschittagong, andere sollen zwischen Palmo, Tschumbulpur und den Nerbuddaquellen wohnen (Ausland 1855. S. 1200), und man kann sich über einen solchen Glauben freilich nicht wundern, da von ungebildeten Völkern den Thieren überhaupt eine höhere Stellung angewiesen zu werden pflegt als ihnen zukommt und es alsdann nahe genug liegt den Affen, die auch uns so leicht als unsre eigene Carricatur erscheinen, eine ganz besondere Rolle zuzutheilen, sei es eine mythologische oder eine rein menschliche: manchen Negervölkern gelten sie als travestirte Menschen die nur nicht sprechen wollen, damit man sie nicht zwinge zu arbeiten. Wir brauchen kaum hinzuzufügen daß sich bis jetzt noch alle jene Geschichten von der Existenz affenähnlicher Menschen in Nichts aufgelöst haben. Das Wahre an ihnen beschränkt sich auf die bekannte Thatsache, daß der affenähnlichste der Menschen der Neger ist, dessen typische Eigenthümlichkeiten wir deshalb mit denen des Affen unmittelbar zusammenstellen wollen. Bei Behauptungen wie die von Nott and Gliddon (Types of mankind. 1854, p. 182 und 457) daß die Hottentotten und besonders die Buschmänner moralisch und physisch nur wenig vom Orang-Utang und nicht weiter von diesem als der Europäer von ihnen selbst verschieden seien, haben wir nicht nöthig uns aufzuhalten, da sie zu den unverschämten Uebertreibungen* gehören, die eingegeben vom Interesse des Sklavenhalters und Sklavenhändlers nur in America noch Glauben finden.

* Aehnliche handgreifliche Uebertreibungen finden sich dort mehrere: so p. 434, oder wenn es p. 185 heißt, ganz Afrika sei südlich vom 10° n. B. nur von Menschen bewohnt, deren Verstand so dunkel sei als ihre Haut und deren Schädelbildung jede Erwartung einer künftigen Verbesserung als eine utopische Träumerei erscheinen lasse. Da diese Behauptungen bei Nott nicht auf Unkenntniß beruhen können, entbinden sie uns von ernsthafter Prüfung mancher andern von seinen Ansichten.

Digitized by Google

In ſcharfer Ausprägung findet ſich der Negertypus (wie Prichard II, 44 bemerkt hat) nur zwiſchen den Wendekreiſen, namentlich im Innern der nördlichen Hälfte dieſes Gebietes, dem ſog. Sudan, und an der Weſtküſte von Africa. Nach der genaueren Angabe Latham's (Nat. hist. of the var. of man. 1850, p. 471 f.) erſtreckt ſich das Negergebiet in dieſem engeren Sinne nur vom Niger bis zum Senegal und über einen Theil von Sennaar Kordofan und Darfur. Die anthropologiſchen Eigenthümlichkeiten welche ſich hier finden, ſind folgende.

Das **Skelett** des Negers iſt ſchwerer, die einzelnen Knochen dicker und größer im Verhältniß zu den Muskeln als beim Europäer (Pruner, die Krankheiten des Orients. 1847. Einl. S. 64); namentlich gilt dieß von dem ſehr harten dichten und ungewöhnlich dicken **Schädel**, deſſen Beſchaffenheit es erlaubt daß kämpfende Neger, Männer und Weiber, einander wie Böcke ſtoßen (Hamilt. Smith, Nat. hist. of the hum. species 1848. p. 190 ff.), ohne ſich dabei beſonders empfindlich zu zeigen. Bei einigen verbindet ſich das Schläfenbein unmittelbar mit dem Scheitelbein in ſeiner ganzen Länge, wie bei simia troglodytes (Owen), doch iſt dieß durchaus nicht conſtant und findet ſich zuweilen auch bei Mongolen (Hollard, De l'homme et des races hum. 1853. p. 251). Duncan (R. in Weſt-Afr. 1848. II, 246) giebt an daß in Dahomey Schädel ohne Längs- und Quernähte öfter, nicht bloß als ſeltene Ausnahmen vorkämen. Nach Sömmering (Ueber d. körperl. Verſchiedenheiten des Negers vom Europ. 1785. S. 51 ff.) iſt die Capacität des Schädels beim Neger abſolut geringer und alle Dimenſionen ſeines Kopfes kleiner als beim Europäer, die abgehenden Nerven dicker, das **Gehirn**, welches nach Pruner zugleich härter iſt, im Verhältniß zu ihnen kleiner (Monroe, Pruner) — eine entſchiedene Affenähnlichkeit. Eine ſolche iſt zwar von Tiedemann (D. Hirn des Negers. 1837) allgemein und entſchieden in Abrede geſtellt, durch die von ihm ſelbſt gegebenen Abbildungen aber in anderer Rückſicht beſtätigt worden, nämlich inſofern das große Gehirn ſeines Buſchmannweibes (Taf. V.) in der Anzahl und Schönheit ſeiner Windungen nicht minder weit hinter dem des Negers (Taf. I.) zurückſteht als dieſes hinter dem des Europäers, wenn auch die Rohheit der Gehirnbildung bei simia troglodytes in dieſem Punkte noch viel bedeutender erſcheint als die des Negerhirns. Daß die

Windungen des letzteren massiver entwickelt und minder zahlreich sind als beim Europäer — bei welchem sie freilich auch in dieser Rücksicht sehr variiren — scheint sicher zu stehen (Burmeister, Geol. Bilder. II, 123). Hierauf scheinen sich aber auch die Aehnlichkeiten in der Bildung des Negerhirnes mit dem Gehirn des Affen zu beschränken, denn die Schädelcapacität des Negers ist nicht (wie Blumenbach, Lawrence und noch Morton, Cran. Am. p. 260 behauptet haben) geringer als die aller anderen Raçen (S. Tiedemann, W. Hamilton, Parchappe, Rech. sur l'encéphale und namentlich Huschke, Schädel Hirn und Seele. 1854, welcher letztere für den Neger 37,57 Unzen Gehirn angiebt aus 54, für den Malaien nur 36,41 aus 98 Beobachtungen). Die Scheitelgegend ist beim Neger hochgewölbt und (nach Huschke ebend. S. 27) um 2% besser entwickelt als beim Europäer, die Stirn dagegen oft schlechter als beim europäischen Weibe; vorherrschend ausgebildet, schwerer und rundlicher als bei jenem soll das Hinterhaupt, der Wurm stärker sein (S. 78, 100): das Negerhirn besitze demnach den Typus des kindlichen und weiblichen Gehirnes und nähere sich dem Hirntypus der höheren Affen, nur daß es durch Länge, das weibliche europäische dagegen durch Breite ausgezeichnet sei (S. 157). Hiermit scheint indessen nicht wohl zusammenzustimmen daß der Uebergang vom Hinterkopf zum Rücken beim Neger flacher als beim Europäer ist (nach Sömmering S. 7), daß er überhaupt weniger hervorragenden kürzeren Hinterkopf besitzen soll (Burmeister a. a. O. II, 119). Hat der zuletzt erwähnte Gelehrte aus diesem Umstande die weiter nach hinten gerückte Lage des Hinterhauptsloches erklären wollen, welche Lawrence (Lectures on physiol., zool. and nat. hist. of man 3d ed. 1823. p. 311) nach Sömmering (S. 54) auf's Neue hervorgehoben hat, so ist diese dagegen von Prichard (I, 290) ganz geleugnet, von Latham als nicht constant bezeichnet worden, während Hollard (S. 247) eine geringe Differenz (außer bei den Hottentotten) hierin zugiebt (ebenso Arnoux im Bullet. soc. ethnol. 1847. p. 217), zugleich aber treffend bemerkt daß die besondere Form des Negerschädels dieß erfordere, die Aufrechthaltung des Kopfes dadurch aber nicht im Geringsten beeinträchtigt werde.

Die Oberfläche des **Gesichtes**, die man gewöhnlich als klein angegeben findet, ist gleichwohl im Verhältniß zur Schädeloberfläche

Digitized by Google

größer als beim Europäer (Sömmering, Lawrence). Während beim Europäer die Stirn, die Nasengegend und das Gebiß nahe gleiche Abschnitte des Gesichtes bilden, findet beim Neger eine beträchtliche Größenzunahme dieser Theile von oben nach unten statt. (Näheres hierüber bei Burmeister, G. B. II, 126, der dieses Verhältniß indessen in besonders auffallender Weise bei einem Kaffern fand). Der Gesichtswinkel beträgt wenig über 70° und das vortretende Untergesicht giebt dem Ganzen ein mehr schnauzenartiges Ansehen. Der schmale, seitlich zusammengedrückt erscheinende Kopf bietet für den Ansatz der mm. temporales einen auffallend großen Raum dar, aus deren vorzüglich starker Entwickelung in die Breite und Länge man schon öfter die seitliche Compression des Schädels hat erklären wollen. Die Stirn ist klein und kugelig, ihre Oberfläche höckerig und uneben (Blumenbach), die Augen, deren Höhlen nach Prichard (I, 292) nicht umfangreicher als beim Europäer sind, während sie Sömmering (S. 21) als größer bezeichnet, sind enggeschlitzt, schwarz von Farbe und vorliegend, meist mit gelber Conjunctiva (Pruner), oft sind Blutstreifen darin zu sehen (Clapperton, Tageb. der zweiten R. in's Innere v. Afr. 1830. S. 184). Die Backenknochen sind vorwärts gerichtet und daher ist die Wangengrube verhältnißmäßig tief. Die breite dicke platte Nase mit weiten Löchern steht mit den Kinnladen zusammen aus dem Gesichte hervor. Die flachen Nasenbeine sollen zwar häufiger als bei Europäern mit einander verschmelzen, es scheint aber diese Eigenthümlichkeit, die auch bei Polynesiern nicht selten ist, nicht für den Neger charakteristisch zu sein. Das Siebbein ist stark entwickelt. Man hat dieß oft mit einer bedeutenden Ausbildung des Geruchssinnes beim Neger in Beziehung gesetzt, es ist aber daran zu erinnern, daß eine solche nur ausnahmsweise bei Negervölkern vorkommt. (Hierüber weiter unten mehr.) Die Nasenhöhle ist wie die Mundhöhle geräumiger als beim Europäer, der untere Rand der knöchernen Nasenöffnung abgerundet, der Nasenstachel unbedeutend (Sömmering, S. 24 f.), der Nasenknorpel mangelhaft ausgebildet (Duttenhofer, Ueber die Emancip. der Neger. 1855. S. 32). Die Lippen, besonders die Oberlippe, sind wulstig und dadurch von denen des Affen sehr verschieden, ihre Farbe geht von schmutzig rosenfarbig bis kirschroth und von dunkelroth bis schwärzlich (Sömmering, S. 12), oder ist außen braun und geht nach innen in

roth über (Burmeister). Der Oberkiefer ist langgestreckt, schmal, nach vorn gerichtet, die Zunge dick und groß, das Gaumengewölbe größer und namentlich länger als beim Europäer. Der Raum für die Zähne soll sehr groß sein, so daß der hinterste Backenzahn sich freier entwickeln kann. Oft sind 6 Backenzähne vorhanden. Die Schneidezähne stehen nicht ganz senkrecht, vorzüglich die oberen sind schief nach vorn geneigt und sehr lang. Ihre blendende Weiße, die man oft als Raçeneigenthümlichkeit bezeichnet hat, scheint meist durch Abreiben mit Pflanzenfasern Kalk und dgl. hervorgebracht zu sein (W. J. Müller, die afr. Landschaft Fetu. 1676. S. 31; Lander, R. zur Erforsch. des Niger. 1833. III, 94; Raffenel, Voy. dans l'Afr. occ. 1846. p. 198; Hecquard, R. a. d. Küste u. in d. Innere v. West-Afr. 1854. S. 38); es giebt auch Gegenden wo man ganz ungewöhnlich viele schlechte und ausgefallene Zähne sieht, z. B. in Nyffe (Clapperton, a. a. O.). Ein Zwischenkieferbein hat der Neger nicht, sondern nur, wie auch der Europäer, im Kindesalter eine Furche die dasselbe andeutet. Der Kinnladenrand ist schmal und nach vorn verlängert, das Kinn nur klein, aber breit und zurücktretend. Die mm. masseteres sind ebenso wie die temporales stark entwickelt. Das äußere Ohr steht vom Kopfe ab, ist klein und dickwandig, nicht affenähnlich breit und flach (Burmeister), aber es ist gleichmäßiger gerundet als beim Europäer (Pruner), wie überhaupt bei den niederen Raçen die Helix platter, der Tragus aber und das Ohrläppchen kleiner sein sollen (Hollard, S. 99). Die Stimme des Negers ist schwach und heiser bei den Männern, sehr hoch und schrillend bei den Weibern (H. Smith).

Das **Haar** des Negers, welches sich nicht so allmählich wie das des Europäers gegen die Stirn die Schläfe und den Nacken hin verliert, sondern abgesetzt ist wie eine Perrücke (Sömmering, S. 8), fehlt nicht selten an einzelnen Stellen ganz, so daß es wie bei den Hottentotten Buschmännern und Australnegern der Südsee in einzelnstehenden Büscheln wächst. Es hat die bekannte wollige Beschaffenheit, obwohl von thierischer Wolle wesentlich verschieden,* und

* Die Fasern der Wolle sind am obern Ende getheilt und verfilzen sich daher leicht, sie werden von oben nach unten stärker oder ihre Dicke ist überhaupt ungleich. Der Schaft des menschlichen Haares ist an der Wurzel am dicksten und endigt oft mit einer ganz feinen Spitze, bisweilen jedoch ist das Ende auch durch einen oder mehrere Einschnitte in kurzen Strecken ge-

Digitized by Google

verdankt seine Kräuselung dem Umstande, daß sein Durchschnitt eine Ellipse darstellt (Henle). Die Windungen in denen es wächst, haben 3—4‴ Durchmesser, es ist härter elastischer glänzender und dicker als das des Europäers. Gewöhnlich wird es nicht über 3″ lang, was nicht etwa die Folge beständigen Abschneidens ist, denn alle Negerinnen (in Brasilien) streben nach langem Haare (Burmeister). Indessen soll diese natürliche Kürze des Haares nicht allgemein sein. Viele Negervölker schneiden es regelmäßig; und es soll, wenn beständig ausgekämmt, auf der Guineaküste die Länge von 1′ erreichen (Isert, Neue R. nach Guinea. 1790. S. 164). Dandolo (Viaggio in Egitto, nel Sudan etc. Mil. 1854. p. 271) sah bei den Bakkara am weißen Nil ein paar sehr schwarze Negersklavinnen mit ungeheurem perrückenartigen Haarwuchs von einem halben Meter Umfang. Doch scheint es zweifelhaft ob in diesen Fällen von ungemischten Negern die Rede ist (S. Abschn. III). Der Bart ist meist nur gering und wächst oft erst in spätem Alter; der Backenbart fehlt gewöhnlich ganz: daher der besondere Stolz der unter den Negern lebenden Mauren auf ihre Bärte als Zeichen arabischer Abkunft (M. Park, Voy. dans l'Intérieur de l'Afr. Paris an VIII, I, 247), und der hohe Werth den man z. B. in Aschanti auf einen starken Bart setzt (Bowdich, Mission von C. Coast nach Aschanti. 1820. S. 391). Auch Brust und Körper sind nur wenig, Arme und Beine gar nicht behaart (H. Smith).

Der relativ dickere **Hals** des Negers, der etwa 1″ kürzer ist als der des Europäer und sein stark entwickelter Nacken (Burmeister) in Verbindung mit der geringeren Biegung der **Wirbelsäule** befähigen ihn dazu Lasten leicht auf dem Kopfe zu tragen (H. Smith),

---

spalten (Henle in Froriep's Notizen 1840. No. 294, S. 615). Während die Haare verschiedener Thierspecies fast immer bedeutendere Verschiedenheiten zeigen, ist dieß mit denen der Menschenracen nicht der Fall. (Vgl. Eble, Von den Haaren II, 86 ff.; Wilson, On the management of the skin 2d ed. 1847, p. 80 ff.). Browne (bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes. III, 367 ff.) will gefunden haben, daß der Durchschnitt des Haares beim eingeborenen Americaner cylindrisch (kreisförmig?), beim Europäer, dessen Haar sich daher öfters locke, mehr oval, beim Neger stark elliptisch sei und daß beim ersteren und letzteren der Centralkanal für den Färbestoff fehle; indessen erledigt sich die letztere Differenz dadurch, daß die Marksubstanz, deren Zellen vielmehr Luft enthalten, unter allen Bestandtheilen des Haares überhaupt am meisten variirt, in den Wollhaaren auch des Europäers aber gewöhnlich und in den farbigen Kopfhaaren häufig fehlt (Kölliker, Mikroskop. Anat. 1850. II, 1, 113 ff.).

was er mit solcher Vorliebe zu thun pflegt, daß z. B. die Fantis selbst die zum Steinefahren bestimmten Schiebkarren auf den Kopf nehmen (Duncan a. a. O. I, 23). Der Brustkasten ist größer und gewölbter als beim Europäer. Das **Becken**, mit dessen Gestalt die Kopfform in natürlichem Zusammenhange steht, ist enger, keilförmiger, bei sehr hohen verticalstehenden Darmbeinen und rückwärts geneigt (Pruner), alle seine Durchmesser sind kleiner als beim Europäer und der schmalere, schlankere Bau desselben hat wieder einen aufgetriebenen, mehr hängenden Bauch zur Folge (Burmeister, II, 121 f.). Vrolik (Consid. sur la diversité des bassins. 1826. p. 12 ff.) hat die größere Affenähnlichkeit desselben ausführlich nachgewiesen. Was die **Glieder** betrifft, so hatte schon White die relativ größere Länge des Unterarmes beim Neger bemerkt: beim Europäer ist das Verhältniß zwischen den Abschnitten des weiblichen Armes = 12 : 9 : 6, zwischen denen des männlichen = 12,5 : 10,5 : 7, beim Negerweibe dagegen = 12 : 10 : 7, beim Neger = 12,8 : 9,6 : 7,5: demnach erscheinen beim Neger namentlich die Hände als lang gezogen bei relativ geringer Breite. Sie sind mit schönen weißen Nägeln versehen, fühlen sich aber hart an wie Holz (Burmeister). Daniell (L'Institut 1846. II, p. 88) giebt dagegen an daß nach seinen Messungen nur die Finger und Hände des Negers, nicht der Arm relativ länger sei als beim Europäer. Die Haut zwischen den Fingern reicht beim Neger weiter herauf als beim Europäer (van der Hoeven). Die Hautfalte welche vom untern Theile des Handballens nach dem Gipfel der Falte hin verläuft, die durch die Einlenkung der ersten Glieder der drei letzten Finger gebildet wird, hat Serres die kaukasische Falte genannt; sie soll den Negern ganz fehlen, bei den Mongolen Chinesen und eingeborenen Nord-Americanern nur angedeutet sein (Fechner's Centralblatt 1853. S. 55). Da indessen die Abessinier in gleichem Falle sein sollen, scheint man dieß nicht als charakteristisch für den Neger ansehen zu dürfen. — Der Unterschenkel des Negers ist nach Burmeister relativ länger, der Oberschenkel relativ etwas kürzer als beim Europäer. Da der letztere Unterschied jedoch geringer ist als der erstere, ist das Bein im Ganzen von größerer Länge, der vollständige Plattfuß des Negers aber, der weder oben noch unten gewölbt ist und dessen Knöchel nur 1⅓ — 1½″ über dem Boden steht, gleicht dieß so wieder aus, daß das Bein sogar kurz scheint. Nach Köler (Notizen über Bonny. 1848. S. 90) wären die

Digitized by Google

Unterextremitäten verhältnißmäßig bald etwas zu lang bald etwas zu kurz und zu dünn. Der Oberschenkel ist ohne Fülle, wie der Neger überhaupt zur Fettbildung sich nicht geneigt zeigt. Die Kniee sind etwas gebogen, die Waden schwach, hoch oben stehend und wie zusammengedrückt von der Seite. Krumme Beine sind häufig, wahrscheinlich eine Folge davon daß die Kinder sperrbeinig auf dem Rücken der Mutter zu sitzen pflegen (Monrad, Gemälde der K. v. Guinea. 1824. S. 52; Raffenel a. a. O. S. 52). Wegen der Schwäche der Beine (Graf Görtz, R. um d. Welt. 1853. II, 43) soll ein Schlag auf das Schienbein dem Neger besonders empfindlich sein (Day, Five years' resid. in the W. Indies 1852. II, 98). Die Ferse des Negers ist länger breiter und niedriger als die des Europäers und der ganze Fuß daher länger — eine Eigenthümlichkeit die auch den Mischlingen stets bleiben soll, selbst wenn ihre Farbe schon weiß geworden ist (Day, I, 51). Die Zehen sind klein, und zwar die erste kleiner als die zweite und von dieser durch einen freien Raum getrennt (Burmeister). Die Sesambeine sollen bei Negern weit häufiger als bei Europäern sein (Sömmering). Duttenhofer (a. a. O. S. 35) giebt an daß der Neger oft stundenlang auf dem äußeren Rande eines oder beider Füße stehe, was bei seinem Plattfuße ihm freilich schwer werden möchte.

Ueber das **Blut** des Negers finden sich schon bei Sömmering verschiedene Angaben. Pruner bezeichnet es als dick schwarz und pechartig, wogegen Foissac (a. a. O. S. 67) und Omboni (Viaggi nell' Afr. occ. Mil. 1845, p. 159), letzterer nach vielen Beobachtungen, einen Unterschied der Farbe des Negerblutes von dem des Europäers bestimmt leugnen. J. W. de Muller (a. a. O. S. 45) bemerkt daß auch bei weißen und farbigen Menschen in heißen Klimaten das arterielle Blut dem venösen stärker gleiche in Folge größeren Kohlenstoffgehaltes, und man hat behauptet daß das Uebergewicht dieses letzteren eine größere Trägheit des Geistes mit sich bringe. Nur choleriſches und phlegmatisches Temperament sollen bei Negern vorkommen. Die sehr stark entwickelten Genitalien zeigen eine sehr häufige Turgescenz. Auch die Drüsengebilde sind durchaus stark entwickelt (Pruner). Der Magen hat eine mehr rundliche Gestalt (Sömmering). — Die **Haut** gewährt dem Neger einen stärkeren Schutz gegen die Sonnenstrahlen als dem Europäer, da er der Sonne längere Zeit ausgesetzt, selbst bei 30° R. keine Blasen auf der Haut bekommt; sie

ist am ganzen Körper merklich dicker als die des Europäers, immer kühl und sammtartig anzufühlen. In Rücksicht des letzteren Punktes sollen indessen die rohen Völker Central-Africa's, deren Haut leicht runzelig werde und aufspringe, eine Ausnahme machen (d'Escayrac, die afr. Wüste und das Land der Schwarzen. 1855, S. 186). Sie ist mehr oder weniger schwarz in Folge der Ablagerung des Pigmentes, das (nach einer wohl nicht vollkommen zuverlässigen Analyse) zu $^{9}/_{10}$ aus Kohlenstoff, zu $^{1}/_{10}$ aus Eisen und Fett bestehend (de Muller), sich in den gewöhnlichen Zellen der Schleimschicht der Epidermis, nicht in besonderen Pigmentzellen findet, während die Lederhaut des Negers sich ganz so verhält wie die des Europäers (Kölliker, Mikroskop. Anatomie II, 1, 52). Dieses Pigment, welches beim Negerfötus noch fehlt, lagert sich wie in der Schleimschicht der Oberhaut auch in der des Nagels ab (Béclard, Anat. générale, p. 309, bei Kölliker S. 83), ferner in den Hirnhäuten des Negers (de Muller), ausnahmsweise, obwohl selten, auch am Zahnfleische und Gaumensegel (Arnoux im Bullet. soc. ethnol. 1847, janv. p. 52) und an der Zunge (Pruner in der Zeitschft. der morgenl. Ges. I, 131). Nur Handteller und Fußsohle sind, wohl in Folge stärkerer Abschuppung, heller gefärbt, ersterer ist oft von ganz europäischer Farbe (Burmeister). Nach Flourens' älterer Ansicht sollte es zwischen Oberhaut und Lederhaut beim Neger besondere, dem Weißen fehlende Gebilde geben die den Farbstoff enthielten, später dagegen hat auch er die jetzt allgemein geltende Ansicht anerkannt, daß die Structur der Haut bei weißen und dunkeln Menschen durchaus nicht wesentlich verschieden sei, da auch bei jenen die Pigmentablagerung ganz in gleicher Weise stattfindet wie bei diesen, nur in sehr geringer Quantität. Kölliker (a. a. O.) bemerkt zwar daß sich kein mikroskopisch sichtbares Pigment finde wo die Haut weiß oder gelblich weiß erscheine, fügt aber auch hinzu daß sich ein solches nachweisen lasse wo intensiver gelbe, bräunliche oder braunschwarze Schattirungen an der Haut des Europäers auftreten. Krause (Art. „Haut" in Wagner's Handwörterb. S. 115 und 123), der Flourens' Schilderung der Haut (Ann. des sc. nat. 1837, p. 156, 1838, p. 239, 1839, p. 343 und Comptes rendus. 1843, p. 335) als unklar bezeichnet, hebt hervor daß Sommerflecken und braune Muttermale in der Haut des Europäers in ihrer Structur ganz so sich verhalten wie die Epidermis des Negers (Vgl. Simon in Mül-

ler's Archiv. 1840, S. 167), und daß die Haut der in heißen Klimaten gebräunten Weißen wahrscheinlich eine ganz analoge Veränderung erleide. Kann hiernach die Hautfarbe des Negers nicht als ein specifischer Unterschied desselben von anderen Raçen geltend gemacht werden, scheint sie sich vielmehr hauptsächlich erst in Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen zu entwickeln, so sehen wir dieß noch weiter durch andere Umstände bestätigt: vor allem dadurch, daß ihre Entwickelung bei den verschiedenen Völkern eine ziemlich ungleichmäßige ist, ferner dadurch daß die Haut des Negers im Alter von ihrer Schwärze verliert und fahler wird (Carnes, Journal of a voy. to the West coast of Afr. Boston. 1852, p. 372), und daß die Weiber während der Menstruationsjahre, wo der überschüssige Kohlenstoff noch auf anderem Wege entfernt wird, meist etwas weniger schwarz sein sollen als die Männer (de Muller). Endlich ist hierher noch zu rechnen, daß die neugeborenen Negerkinder von hellgrauer Farbe sind und in den nördlichen Theilen der Negerländer die schwarze Farbe vollständig erst gegen das dritte Jahr hin erhalten (Pruner)*, wie auch die in der kalten Jahreszeit geborenen etwas langsamer schwarz werden, wozu als Parallele zu erwähnen ist, daß die Kinder der Araber im Süden, auch wo diese unvermischt mit Negern geblieben sind, aber deren Farbe haben, bei der Geburt einen geringen Anflug von Kupferfarbe zeigen (d'Escayrac a. a. O. S. 125), während die der americanischen Raçe gelblich weiß oder röthlich braun zur Welt kommen (S. die Belege bei Prinz Max zu Wied, R. in N. Am. 1839, S. 103). Ebenso allmählich wie die Hautfarbe des Negers entwickelt sich auch sein krauses Haar, beim Säugling ist das Haar ursprünglich kastanienbraun und seidenartig (Burmeister, G. B. II, 134). — Die Hautausdünstung des Negers hat bekanntlich einen eigenthümlich stinkenden Geruch, der jedoch bei manchen Individuen nur gering ist, während er sich bei andern schon aus der Ferne kund giebt (Burmeister, R. nach Brasil. 1853. S. 89). Besonders stark ist er z. B. bei den Balantes und Bissagos (Arnoux a. a. O. p. 215) und bei den Negern im Süden von Sierra Leone, bei den Iboes, Papaws, Mo-

* Camper (Kleine Schriften. 1782. I. St. 24) sah ein Negerkind, das bei der Geburt von röthlicher Farbe war, zuerst an den Rändern der Nägel und um die Brustwarze sich schwarz färben; am dritten Tage färbten sich die Geschlechtstheile, am fünften und sechsten allmählich der ganze Körper.

kos u. ſ. f. (R. Clarke, S. Leone. 1846. p. 51). Er entſpricht dem üblen Geruch den auch das ſchwarze Gefieder der Vögel und das ſchwarze Haar der Hunde in Guinea beſitzt (Foiſſac S. 76).

Es fällt in die Augen daß die vorſtehende Schilderung des Negertypus, bei welcher wir es vorgezogen haben alle Einzelnheiten mit Belegen zu verſehen um jeden Schriftſteller ſich ſelbſt vertreten zu laſſen, ohne aus den oft nicht einſtimmigen Angaben vieler ein willkürliches Ganze von zweifelhafter Richtigkeit ſelbſt zu bilden — es fällt in die Augen daß dieſe Schilderung gar manches enthält wodurch eine gewiſſe Affenähnlichkeit des Negers außer Zweifel geſtellt wird, wenn auch der Abſtand zwiſchen ihm und dem Affen noch groß genug bleibt um jeden Gedanken an eine nähere oder auch nur gleich nahe Verwandtſchaft beider untereinander als die zwiſchen Neger und Europäer zu entfernen. Haben wir ſchon im Vorhergehenden hier und da darauf hinweiſen müſſen, daß die Unterſchiede der letzteren in manchen Punkten minder bedeutend ſind als ſie auf den erſten Blick zu ſein ſcheinen, ſo wollen wir hier ſogleich noch einige weitere Bemerkungen hinzufügen um die Würdigung dieſes Gegenſtandes, der ſo leicht durch den erſten Eindruck beſticht, noch vollſtändiger zu berichtigen.

Der vorzüglich dicke und harte Schädel, den man als charakteriſtiſch für die Negerraçe zu bezeichnen pflegt, iſt ihr nicht ausſchließlich eigen. Wir brauchen uns hier nicht darauf zu berufen daß ein ſolcher bei Geiſteskranken häufig vorkommt (Dumoutier) und daß Herodot ihn den alten Aegyptern zuſchreibt. Aehnliches wird vielfach erwähnt. Die Vandiemensländer zerbrechen Holz meiſt auf dem Kopfe, den ſie dabei als Stützpunkt benutzen (Labillardière, Rel. du voy. à la rech. de La Pérouse. An VIII, II, 54; Melville, The present state of Australia. 1851. p. 348). Die Schädel der Neuholländer ſollen viel dicker ſein als die der Europäer (Dawson, The present state of Austr. 1830. p. 66). Daſſelbe gilt in Süd-America von den Pehuenchen und manchen Indianern Braſiliens (Pöppig, Reiſe. I, 466; Spix und Martius, Reiſe. S. 696). Herrera erwähnt daß die ſpaniſchen Eroberer nicht im Stande waren die Schädel der Eingeborenen von Cuba und Haiti mit einem Schwertſtreiche zu ſpalten. Ulloa (Phyſikal. und hiſt. Nachr. 1781. II, 99) giebt die in alten americaniſchen Gräbern gefundenen Schädel als 6—7‴ dick an, Polack (New-Zeal., being a Narr. of travels. 1838. I, 214) fand daſſelbe

Digitized by Google

an einem Neu-Zealänder Schädel. Die außerordentliche Dicke der Schädel bei den Zulu-Kaffern, die bekanntlich nicht zu den Negern im engern Sinne gehören, ist Delegorgue (Voy. dans l'Afr. australe. 1847. II, 219) geneigt als eine Folge der Sonnenhitze anzusehen, welcher sie den bis auf einen Haarbüschel am Scheitel kahl geschorenen Kopf aussetzen. Auffallend dicke Schädel wurden in Frankreich an vielen Orten ausgegraben (Serres in L'Institut. 1853. II, p. 123), und durch dieselbe Eigenthümlichkeit zeichnen sich auch die Bretagner aus, welche sogar wie die Neger öfters Stirn gegen Stirn kämpfen, und Mangel an Schutz des Kopfes scheint auch hier die Ursache zu sein (Lenormant in Nouv. Ann. des voy. 1848. I, 110).

Schiefstehende prominirende Vorderzähne kommen nach den Abbildungen Sandifort's (Tabulae craniorum Lugd. Bat. 1838) durchaus nicht bei den Negern allein vor, sondern zeigen sich, obwohl in geringerem Grade auch bei den Kaffern, Amboinesen, Cinghalesen, Japanern u. s. f. Auch bei Europäern sind seitlich comprimirte Schädel mit schiefstehenden Schneidezähnen nicht selten (R. Wagner, Naturgesch. des Menschen. 1831. II, 219).

In Bezug auf das Verhältniß unter den Abschnitten des Armes hat Jarrold (a. a. O. S. 62) durch Messungen nachgewiesen, daß der Vorderarm der Schotten (12'' bei 6' Körperlänge) in der Mitte steht zwischen dem der Neger (12½'' bei 6') und dem der Engländer (11½'' bei 6') und daß ebenso die Handlänge bei jenen verhältnißmäßig sehr groß ist: daher denn auch in diesem Punkte die Affenähnlichkeit des Negers nicht als specifisch gelten kann.

Die schlechten oder mangelnden Waden sind in Sennaar und Taka ebenso den Arabern eigen wie den Negern (Werne, Feldzug von Sennaar nach Taka. 1851. S. 58). Dasselbe hat Brehm (a. a. O. I, 176) bei den Nomadenvölkern von Ost-Sudan vielfach beobachtet und findet den Grund dafür darin, daß sie auf den Fersen zu sitzen pflegen, wobei dann der Oberschenkel ganz platt auf dem Unterschenkel aufliege. Außerdem ist jene Eigenthümlichkeit bei den Negern nicht allgemein.

Ferner ist von Burmeister unter Anderm die Bildung des Fußes, der Zehen und ihre Stellung gegeneinander als eine Affenähnlichkeit des Negers hervorgehoben worden. In der That ist vielfach bemerkt worden daß die große Zehe von den Negern häufig fast wie ein Daumen gebraucht wird, aber so verführerisch es auch sein mag diesen

Digitized by Google

Punkt zu betonen, ſo iſt doch leicht zu zeigen wie geringer Grund hierzu vorhanden iſt. Daſſelbe wird nämlich nicht allein von den Neuholländern ebenfalls berichtet (Mitchell, Three expedd. 1838. I, 303; Howitt, Impressions of Austr. felix. 1845. p. 284; Hodgson, Reminisc. of Austr. 1846. p. 245), die häufig ihre Speere zwiſchen den Zehen fortſchleppen um ſie zu verbergen (King, Narr. of a survey of the coasts of Austr. 1827. I, 370), ſondern auch von den Indianern am Orinoco (Gilii, Nachr. vom Lande Guiana. 1785. S. 252) und in Yucatan, welche letzteren ganz gewöhnlich ſogar Geldſtücke mit den Füßen aufheben, Steine umfaſſen und werfen u. dergl. (Waldeck, Voy. dans la prov. d'Yucatan. 1838. p. 65). Die Marqueſasinſulaner, die Malaien von Luzon und Samar wie manche Bewohner von Sumatra, die Indianer von Paraguay und ſelbſt die Bewohner von Corrientes bedienen ſich in gleicher Weiſe der Füße und namentlich der erſten und zweiten Zehe zum Aufheben und Feſthalten nicht allzu ſchwerer Gegenſtände (Langsdorff, Bemerkk. auf einer Reiſe um die Welt. 1812. I, 151; Mallat, Les Philippines. 1846. II, 38; de Pagès, Reiſe um die Welt. 1786. S. 175; Marsden, Sumatra. Berl. 1788. S. 445; Rengger, Naturgeſch. der Säugeth. von Paraguay. S. 11. und 376). Mögen ſolche Thatſachen Bory (L'homme. 1827. I, 45) zu der Behauptung bewogen haben, daß die oppoſiblen Daumen an den unteren Extremitäten des Affen nicht als ein ſpecifiſcher Unterſchied deſſelben vom Menſchen gelten könnten, indem er zugleich anführt daß dieſelbe Eigenthümlichkeit in gleichem oder noch höherem Grade in Folge vielen Kletterns ſich bei den Harzſammlern des Marrensin (Dep. des Landes) auszubilden pflege, ſo erhält dadurch die Sache allerdings eine andere Wendung, jedoch eine ſolche die es zugleich nöthig macht in dieſem Punkte die angebliche Affenähnlichkeit des Negers fallen zu laſſen. In wie hohem Grade der Gebrauch der Glieder von der Uebung abhängig iſt, zeigt ſich vorzüglich an den Bajaderen in Oſtindien. Schon im erſten Lebensjahre biegt die Mutter der künftigen Bajadere auf Java alle Glieder mit Vorſicht rückwärts vorwärts und ſeitwärts. Es wird kein Schmerzenslaut dabei gehört. Die Bajadere vermag das vorderſte Glied jedes Fingers für ſich allein vor- und rückwärts zu ſtrecken, ihre Hand nach außen oder rückwärts eben ſo flach und hohl zu machen wie wir den Handteller, und ſelbſt die ganze Hand rückwärts auf den Vorderarm aufzulegen. Ihre Zehen beſitzen dieſelbe

Digitized by Google

Fertigkeit zum Anfassen wie die Finger und die Wirbelsäule ist nach allen Seiten hin biegsam und gelenkig (Gumprecht, Ztschft. f. allg. Erdk. 1854. II, 118 nach dem Tageb. eines Officiers).

Die unangenehme Hautausdünstung des Negers hat man ebenfalls oft für etwas ihm specifisch Eigenthümliches gehalten. Selbst abgesehen aber davon daß in dieser Beziehung bedeutende Verschiedenheiten unter den Negern selbst vorkommen, verbreitet auch der eingeborene Americaner einen eigenthümlichen, obwohl schwächeren Geruch (catinca), wie dieß schon Blumenbach (De g. h. v. n. p. 163) von den Caraiben und anderen Völkern angeführt hat. Er vererbt sich vom Neger und Americaner auf den Mulatten und Mestizen (Humboldt, Neuspanien. I, 192). Besonders die Araucaner, die fast nur von Fleisch leben, sind von äußerst widrigem Geruch, der unter dem Namen soreno in Chili bekannt ist (Lesson im Complément des Oeuv. de Buffon. II, 163). Dagegen versichert Hearne (R. von Prinz Wallis Fort z. Eismeer. 1797. S. 257) von den Nord-Indianern daß bei gehöriger Reinlichkeit nichts dieser Art an ihnen zu bemerken sei, und Oviedo y Valdes (bei Ternaux, Recueil de docum. sur l'hist. des possess. espagnoles dans l'Am. 1840 p. 130) sagt von den Indianern von Panama nur daß sie übel rechen wie die Neger wenn sie sich einen oder zwei Tage nicht wüschen. Say (bei James, Acc. of an exped. from Pittsburgh to the Rocky mount. Philad. 1823. I, 285) will den Geruch der Hautausdünstung der Indianer hauptsächlich von den Stoffen ableiten mit denen sie sich einreiben, bemerkt aber zugleich daß der Geruch der Weißen ihnen selbst oft widerwärtig sei. Wenn, wie versichert wird, die Eingeborenen von Luzon die Hemden ihrer Herren durch den Geruch von andern zu unterscheiden vermögen (Mallat a. a. O. II, 38) und die Australier Aehnliches leisten (Australia felix Berl. 1849, nach Westgarth. p. 127), so ergiebt sich daraus daß nicht allein auch die Hautausdünstung der weißen Raçe, sondern auch jedes Individuum einen specifischen Geruch besitzt, der ja ohnehin durch die Spürkraft des Hundes sicher steht. Auch soll ein geübter Haarhändler deutsches und französisches Haar, ja selbst irisches schottisches englisches und welsches durch den Geruch voneinander unterscheiden können (Morgenblatt. 1855. No. 110, S. 316). Mag es nun freilich wohl unrichtig sein, daß während die Hottentotten unerträglich übelriechend wären, Buschmänner und Kaffern hiervon

zed by Google

sich ganz frei zeigten (wie Kretzschmar, Südafr. Skizzen. 1853. S. 207 angiebt), so geht doch aus Obigem deutlich genug hervor daß man die übelriechende Hautausdüstung des Negers nicht als etwas Specifisches und ihm ausschließlich Eigenthümliches betrachten darf. Eine gute Autorität (Rengger, R. nach Paraguay. 1835. S. 244) behauptet sogar vielfach an Europäern beobachtet zu haben, daß mit ihrer Acclimatisirung in Paraguay auch ihre Hautausdünstung einen stärkeren, unangenehmeren, etwas negerähnlichen Geruch annehme, und daß sie in Folge dieser Veränderung ihrer Hautthätigkeit wie die Indianer und Neger alsdann weniger von den Moskitos beläſtigt würden. Diese letzteren nämlich greifen zwar (nach Humboldt und Bonpland IV, 91) die Indianer und Europäer auf gleiche Weise an, aber die Folgen ihrer Stiche, die Anschwellungen welche entstehen und vielleicht auch der Schmerz (?) sind bei den ersteren geringer.

Es kann unsre Absicht nicht sein durch diese Bemerkungen die allerdings vorhandene größere Affenähnlichkeit des Negers im Vergleich mit dem Europäer ganz aus dem Wege zu räumen, wohl aber in Rücksicht dieses Punktes zur Vorsicht zu mahnen, den man so oft übertrieben und ausgebeutet hat um theoretisch Unhaltbares und praktisch Verkehrtes zu stützen. Bald hat man Eigenthümlichkeiten die er mit weit höher stehenden Raçen gemein hat und nur in bedeutenderem Grade oder in größerer Allgemeinheit besitzt als diese, als specifische Thierähnlichkeiten an ihm hervorgehoben, bald hat man unsere Unkenntniß der physischen Charaktere der übrigen Raçen benutzt diese auf Kosten des Negers zu erheben; denn es ist noch völlig unausgemacht ob sich nicht etwa bei Völkern von malaiischer, americanischer Raçe u. s. f. gleich ungünstige Beckenformen, Hand-, Armverhältnisse u. dergl. finden wie beim Neger: es fehlt noch an den nöthigen Messungen um dieß beurtheilen zu können fast gänzlich.

Verfolgen wir jetzt die auffallendsten anatomischen Verschiedenheiten weiter die sich unter den einzelnen Völkern und Raçen finden, so ist über die Neger der Südsee (Australneger, Negritos, Negrillos) nur zu bemerken daß sie sich, nach dem Wenigen was man bis jetzt über sie weiß, von den in Africa lebenden nur durch besonders stark ausgeprägte Negerphysiognomie (sie ist bisweilen sogar als übertriebene und karrikirte Negerphysiognomie bezeichnet worden) und durch kleinere Statur unterscheiden: sie sind durchschnittlich nur 4′ 8—9″ engl.

hoch, ohne daß man Grund hätte dieſen geringen Wuchs durch Nahrungsmangel oder ſonſtiges Elend verurſacht zu glauben. Sie ſind, mit Ausnahme der Buſchmänner, die durchſchnittlich kaum 4′ erreichen (Lichtenſtein) wohl die kleinſte Raçe der Erde. Dagegen ſind die Rieſen- und Zwerggeſchlechter, von denen ältere Reiſebeſchreibungen erzählen, verſchwunden und ähnlich wird es wohl mit den bis in die neueſte Zeit und an den verſchiedenſten Orten der Erde immer wieder aufgetauchten geſchwänzten Menſchen gehen (Vgl. Caſtelnau, Renseignements sur l'Afr. centrale. 1851 und darüber beſ. Trémaux im Bullet. soc. géogr. 1855. 1, 139 ff.), deren abnorme Anhängſel ſich gewöhnlich, wie z. B. auf Sumatra, als die Enden hinten herabhängender Kleider von Baumrinde oder Fellen ausgewieſen haben.

Die Hottentotten und Buſchmänner theilen, trotz mancher Abweichungen von den Negern im Einzelnen, namentlich in der Kopfform und Phyſiognomie, die hauptſächlichen Eigenthümlichkeiten derſelben. Heben wir hier nur das Wichtigſte hervor wodurch ſie ſich auszeichnen ſollen, ſo iſt vor Allem zu bemerken, daß Thunberg (R. durch einen Theil v. Eur. Afr. und Aſ. 1792. II, 168) das Rückgrat der Hottentotten als ſehr ſtark einwärts gekrümmt bezeichnet, während anderwärts das Kreuzbein der Weiber als beſonders ſtark nach außen gebogen angegeben wird. Der Oberſchenkelknochen iſt bei den Buſchmännern affenähnlicher geſtaltet als bei Europäern (Vrolik a. a. O. S. 21). Virey hat als beſonders weit getriebene Affenähnlichkeit der Hottentotten und Buſchmänner die höhere Ferſe und geneigtere Fußſohle hervorgehoben, doch ſcheint es dieſer Angabe an Beſtätigung durch neuere zuverläſſige Beobachtungen zu fehlen. Cuvier weiſt in ſeiner ausführlichen Beſchreibung des von ihm unterſuchten Buſchmannweibes, abgeſehen von anderen Charakteren die dem Negertypus überhaupt angehören, auch auf das kleine Ohr mit ſchwach entwickelter Ecke und faſt ganz mangelndem hinteren Theile des äußeren Randes hin zur Vergleichung mit dem Affen, und ſtellt die Fettpolſter die ſich auf den Hüften der Hottentottenweiber oft, durchaus nicht immer (Burchell, R. in das Innere nach Süd-Afr. I, 153) bilden nachdem ſie geboren haben, in Parallele zu ähnlichen Gebilden bei manchen weiblichen Affen, wie Mandrill und Pavian, wogegen Desmoulins (a. a. O. S. 306) dieſe Analogie ſelbſt und nicht minder die größere Affenähnlichkeit dieſer Völker überhaupt zu bekämpfen geſucht hat.

Fettpolſter auf den Hüften kommen auch bei Negerinnen vielfach vor (Pruner, S. 69), in Congo, in Mandara, bei den Makuas und Kaffern, ſelbſt bei den Weibern der ſüdlichen Tuariks, wo ſie mit Schwarzen gemiſcht ſind (Omboni, p. 161; Denham Clapperton and Oudney, Narr. of trav. in Afr. 2d ed. 1826. I, 201; Salt, Voy. to Abyss. 1814. p. 41; Fleming, Kaffraria. 1853. p. 111; Bunbury, Journal of a resid. at the Cape of G. Hope. 1848. p. 159; Barth, R. und Entdeckungen. I, 328 u. 599). Bei manchen Negern gelten ſie ſogar für eine beſondere Schönheit: die Weiber um Cap Coaſt tragen an dieſer Stelle zum Putz ein Polſter (cunka — Huntley, Seven years' service on the Slave coast. 1850. I, 70), was an bekannte europäiſche Moden der neueren Zeit erinnert. Endlich erwähnen wir noch als auffallende Abnormität die viel beſprochene Hottentotten-Schürze, welche indeſſen als eine affenähnliche Bildung nicht in Anſpruch genommen werden kann. Sie beſteht in einer Verlängerung des praeputium clitoridis und der Nymphen, die als den Buſchmannweibern eigenthümlich von Péron und Lesueur zuerſt genau beſchrieben worden ſein ſoll in einem ungedruckt gebliebenen Memoire vom J. 1805. Hiſtoriſche Bemerkungen und eigene Beobachtungen über dieſen Gegenſtand von J. Müller finden ſich in deſſen Archiv. 1834. S. 319. Einen ähnlichen, doch nur einſeitigen Auswuchs hat Sonnini (R. in Ober- und Nieder-Aeg. 1800. I, 300) und vor ihm ſchon Thevenot in Aegypten angegeben und in Abeſſinien vermuthet, weil auch dort die Mädchen beſchnitten würden. Dieſen Grund freilich kann man nicht gelten laſſen, denn obwohl die Beſchneidung der Mädchen in Africa bei vielen Völkern vorkommt, außer in Aegypten nämlich in Sennaar und den umliegenden Ländern (Bellad Sudan), in Congo, bei einigen der Betſchuana-Völker u. ſ. f. (Cailliaud, Voy. à Méroe. 1826. II, 278; Douville, Voy. au Congo, Stuttg. 1832. I, 66, 108; Delegorgue II, 561), ſo iſt dieß doch höchſt wahrſcheinlich nur von der Clitoris zu verſtehen, deren vollſtändige Exſtirpation in Bellad-Sudan von Werne (Feldz. von Sennaar nach Taka. S. 201) berichtet wird. Daß dieſe in Oſt-Africa ausſchließlich bei den Muhammedanern geſchehe (wie ſich in Nouv. Ann. des voy. 1835. III, 172 angegeben findet) iſt bei ihrer weiten Verbreitung über Africa kaum wahrſcheinlich. Auch bei den Suſus und Mandingos im Weſten findet ſie ſtatt (Matthews, R. nach S. Leone. 1784, S. 72). Ungewöhnlich große Clitoris, aber

Digitized by Google

keine Beſchneidung dieſer Art ſoll auch bei den Weibern der Patagonier vorkommen (Foiſſac, S. 100). Ebenſowenig darf man natürlicher Weiſe aus dem Beſchneiden der Nymphen und Zuſammenheilen der Wundränder bis auf eine kleine Oeffnung, das in den Ländern am Nil von der erſten Katarrakte an aufwärts allgemein gebräuchlich iſt, auf eine ähnliche Beſchaffenheit dieſer Theile wie bei den Hottentottenweibern ſchließen. Dagegen erzählt Bosmann (Viaggio in Guinea, trad. dal Franz. Ven. 1752, III, 88) von den Weibern von Wydah, daß ſie beſchnitten werden könnten wie die der Hottentotten, und J. Adams (Remarks on the country east from C. Palmas to the R. Congo. 1823, p. 15, 75) theilt mit daß man in Dahomey eine künſtliche Verlängerung der Nymphen hervorbringe. Auch R. Clarke (S. Leone. 1846, p. 49) bemerkt daß ſich die Weiber von Popo durch ungewöhnlich große Nymphen und Clitoris auszeichnen. Eine ähnliche künſtlich hervorgebrachte Deformität bei den Mandan-Weibern beſchreibt Pr. Max zu Wied (R. in N. Am. II, 107). Bei den Weibern der Buſchmänner kommt ſogar eine Doppelbildung der Schürze vor (zwei Fälle dieſer Art bei v. Meyer, R. in Süd-Afr. 1843. S. 116, 164).

Als eine der bedeutendſten Abweichungen von der normalen menſchlichen Bildung würde das von Tſchudi entdeckte os Incae am Hinterkopfe der Alt-Peruaner zu nennen ſein, welches von der Geſtalt eines rechtwinkligen Dreieckes in ähnlicher Weiſe bei Wiederkäuern und Fleiſchfreſſern vorkommt (Näheres in Müller's Archiv 1844. S. 107), wenn man es für eine feſte Raçeneigenthümlichkeit halten dürfte, die es indeſſen nicht zu ſein ſcheint. Zeune (Ueber Schädelbildung. 1846, S. 15) ſah ein ſolches Zwickelbein auch am Schädel einer erwachſenen Kalmückin und an dem einer Javanerin. Demnach ſcheint dieſe Bildung nur eine individuelle Abnormität zu ſein.

Vor der Zeit der Inkas exiſtirte nach Morton (Cran Am. 102 ff.) in Peru ein halbciviliſirtes Volk mit langen, ſeitlich ſchmalen und thieriſch ungeſtalten Schädeln, die bei niedriger zurücklaufender Stirn und einem Geſichtswinkel von nur 67° eine Capacität von bloß 75 Cubikzoll beſaßen. Zeichnet ſich nun zwar die americaniſche Raçe vor allen andern, auch abgeſehen von der Anwendung künſtlicher Mittel, durch niedergedrückte Stirn aus (A. v. Humboldt, Neu-Spanien. 1809. I, 154 u. not.), ſo würde doch die angeführte Schädelbildung, wenn ſie eine natürliche wäre, wofür ſie Morton urſprünglich hielt, zu den

Digitized by

merkwürdigſten Abnormitäten gehören die es giebt; aber Morton ſelbſt hat ſeine frühere Anſicht über dieſen Gegenſtand ſpäter zurückgenommen (On the Ethnogr. and Archaeology of the Am. Aborigines. New-Haven, 1846. p. 18; und bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes. II, 325 ff.).

Bemerkenswerth iſt ferner daß an den altägyptiſchen Monumenten, wie ſchon Winckelmann hervorgehoben hat, das Ohr etwas höher liegt als gewöhnlich. Dureau de la Malle hat dieſe Eigenthümlichkeit neuerdings an mehreren Mumien, wie an einem in Paris lebenden Kopten beſtätigt gefunden und auch an Juden Aehnliches zu beobachten geglaubt (Revue Encyclopédique und Literary Gazette June 23. 1832). Dagegen fand Czermack (Sitzungsber. d. Wiener Akad. 1852. IX, S. 427 ff.) an den beiden von ihm unterſuchten Mumien nichts dieſer Art. Auch Morton's Unterſuchungen (Cran. Aegypt. p. 26) lieferten ein negatives Reſultat. Er erklärt dieſen Unterſchied für unweſentlich und vermuthet daß nur der Ohrknorpel größer geweſen ſein und weiter hinauf gereicht haben möge. Nach Nott and Gliddon ſoll die Sache ganz auf einem Irrthum beruhen. Erſcheint dieß noch als unſicher, ſo ſteht dagegen feſter daß die abweichende Bildung welche Blumenbach (De g. h. v. n 224) an den Schneidezähnen der ägyptiſchen Mumien zu beobachten geglaubt hat, daß ſie nämlich oben glatt und den Backenzähnen ähnlich geſtaltet ſeien, keine Raceneigenthümlichkeit, ſondern Folge der Lebensweiſe und der ſo oft (u. A. auch in Deutſchland) vorkommenden Abnutzung derſelben iſt.

Endlich verdient hier noch das natürliche Loch eine Erwähnung das am Olekranon der ausgeſtorbenen Bewohner der canariſchen Inſeln (der Guanchen) ſich findet. Es kommt außer bei dieſen auch bei den Hottentotten vor, wie die Verſchmelzung der Naſenbeine, iſt aber kein conſtanter Charakter (J. Müller in ſ. Archiv 1834. S. 336; de Salles, Hist. gén. des races hum. 1849. p. 204: Hollard, De l'homme et des races hum. 1853. p. 251). Man darf daher hierauf keinen ſo hohen Werth legen wie Desmoulins (p. 297, 303) gethan hat, der die Verſchmelzung der Naſenbeine zu einer ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit der Buſchmänner, ſelbſt den Hottentotten gegenüber, hat machen wollen.

Aus der vorſtehenden Zuſammenſtellung der größten Abweichungen, welche ſich in anatomiſcher Rückſicht unter den Menſchen über-

Digitized by Google

haupt finden, ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß es die Vergleichung des affenähnlicheren Negers mit dem Europäer ist auf die wir uns beschränken dürfen, wenn es sich darum handelt das Maximum der unter den einzelnen Menschenstämmen vorkommenden Unterschiede der Körperbildung festzustellen. Etwas anders gestaltet sich die Sache, wenn wir eine ähnliche Vergleichung aus dem physiologischen Gesichtspunkte versuchen.

Fassen wir die physiologischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Menschenstämme in's Auge, so haben wir uns dabei vor Allem an den bekannten Satz zu erinnern, daß bei allen Wesen die zu derselben Art gehören, die Einrichtung der thierischen Oekonomie dieselbe ist. Diese Uebereinstimmung erstreckt sich namentlich auf die Körperwärme und Pulsfrequenz, auf den Eintritt der Geschlechtsreife und die Dauer der Geschlechtsthätigkeit, die Dauer und Häufigkeit der Trächtigkeit und die Anzahl der Jungen, die mittlere Lebensdauer und die periodischen Veränderungen des Organismus überhaupt, die Körperstärke und die Krankheiten. Versuchen wir nun eine Parallele zu ziehen zwischen der weißen Raçe und den übrigen in Rücksicht dieser physiologischen Leistungen und Eigenschaften, so wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß man es hierbei nicht mit bleibenden specifischen, sondern nur mit angebildeten Unterschieden zu thun hat, die in äußeren Verhältnissen oder in wechselnden inneren Zuständen ihre vollständige Erklärung finden: mit solchen, die aus Cultur Halbcultur und Uncultur, aus größerer oder geringerer Abhängigkeit von der unmittelbaren Naturumgebung, aus rohen oder verfeinerten Lebensgewohnheiten, aus dem Vorherrschen bloß natürlicher oder künstlicher Bedürfnisse, aus Mangel an Vorsorge Einsicht und Kraftübung oder dem Gegentheile derselben hervorgehen. Die größere Leistungsfähigkeit, die zähere Ausdauer und höhere Energie des physischen Lebens findet sich im Allgemeinen, wie man schon von vorn herein zu erwarten geneigt sein wird, auf Seiten der Naturvölker, der vollständigere Schutz gegen schädliche Einflüsse aller Art aber, in Verbindung mit besserer Nahrung und regelmäßiger Kraftübung, daher die ausgedehntere Acclimatisationsfähigkeit, die längere mittlere Lebensdauer, die weit geringere Verwüstung des Lebens durch Krankheiten und die größere Muskelkraft auf Seiten des civilisirten Menschen.

Die **mittlere Körperwärme** und die Anzahl der Athemzüge bie-

ten unter den Tropen und in den Polargegenden keine Abweichung von Bedeutung dar. Zwar haben Einige behauptet, daß die erstere in der heißen Zone um 2—3° geringer, Andere (Davy) daß sie in Ceylon um 2° höher sei, dieß ist jedoch unbestätigt geblieben. Gmelin, Roß und Parry fanden unter 74° n. Br. keine Abweichung in dieser Beziehung (Foissac S. 15). Ebenso wenig hat sich neuerdings der angeblich raschere **Puls** der Südländer bestätigt. Bei einigen nordamericanischen Völkern beträgt der Puls nur 64, was vielleicht mit der Seltenheit der Fieber bei manchen derselben (Say bei James a. a. O. I, 260) in Zusammenhang steht. Prichard (I, 133) deutet jenen Umstand auf eine nur geringe Energie der Lebensfunctionen überhaupt, da auch die Menstruation der Weiber bei vielen Indianervölkern nur gering sein soll (Lahontan, Nouv. voy. dans l'Am. sept. La Haye 1703. II, 154 und Rengger, Natgesch. der Säugeth. v. Paraguay. S. 11) und die **Mannbarkeit** der Mädchen erst ziemlich spät eintrete, nämlich um das 18te bis 20ste Jahr, mit 40 Jahren aber die Fähigkeit zu gebären bei ihnen aufhöre. Die letzteren Erscheinungen sind indessen durchaus nicht allgemein bei der americanischen Race; denn der Eintritt der Pubertät beim weiblichen Geschlechte fällt in das 14te Jahr bei den Potowatomis, in das 15te und 16te bei den Sioux (Keating, Narr. of an exped. to the source of St. Peter's R. 1825. I, 434), die Mädchen pflegten mit 14 Jahren bei den Delawares und Irokesen zu heirathen (Loskiel, Gesch. d. Miss. unter den Ind. S. 72), und in der heißen Zone werden die Ehen unter den Eingeborenen in America so früh geschlossen als anderwärts, nämlich in einem Alter der Mädchen von 10— 13 Jahren (d'Orbigny, Strangeways, Sketch of the Mosquito Shore Edinb. 1822), obwohl im alten Mexico die Mädchen erst mit 16—18, die Männer mit 20—22 Jahr zu heirathen pflegten (Clavigero, Hist. of Mex. transl. by Cullen. 1787. VI, 38) und das Gesetz des alten Inkareiches jenen ein Alter von 18—20, diesen ein solches von 24 Jahren vorschrieb (Garcilasso, Hist. des Yncas Amst. 1737. IV, c. 8). Wenn trotz des kalten Klima's bei den Mongolen Kalmücken Samojeden Lappen Kamtschadalen Jakuten Ostiaken u. a. die Pubertät der Mädchen schon in's 12te bis 13te Jahr fällt,* so mag die animalische

* Es würde von Interesse sein zu constatiren wie es sich in dieser Rücksicht mit den Magyaren verhält.

Nahrung dieser Völker und die in ihren Hütten herrschende Hitze hierzu wesentlich mit beitragen. In denen der Eskimos soll sie bis auf 28° steigen (?), während sie draußen bis auf —28° sinkt (Parry, 2. voy. p. 502). Ungewöhnlich spät fällt der Eintritt der Pubertät in der heißen Zone auf den Fidschiinseln, nämlich für die Mädchen um das 14te, für die Knaben um das 17te bis 18te Jahr (Wilkes III, 93). Bei den Eingeborenen von America scheint die Pubertätszeit im Wesentlichen ebenso wie bei andern Menschenstämmen von Klima und Lebensweise abhängig zu sein (s. oben S. 45). Da man indessen unter Andern auch diesen Punkt benutzt hat um die Behauptung zu unterstützen daß sie ein schwächliches Geschlecht seien, dem es an eigner Lebenskraft fehle, das an einem ursprünglichen Mangel der Organisation leide und daher nothwendig von selbst zu Grunde gehe, auch wenn die weißen Einwanderer nichts zu seinem Untergange beigetragen hätten (de Pauw, Rech. sur les Américains; später von Martius und Andere), so macht es sich nöthig auf die Prüfung dieses Satzes, der eine so wesentliche Verschiedenheit der Organisation dieser Race von der der übrigen behauptet, näher einzugehen. Um jedoch den Verlauf unserer Untersuchung nicht zu sehr durch Details zu unterbrechen die sich nur auf einzelne Menschenracen beziehen, werden wir diese und die analoge Frage welche einige Völker der Südsee betrifft, in einem Anhange zu diesem Abschnitt für sich allein behandeln.

Für die europäischen Länder hat man in großer Ausdehnung statistisch nachgewiesen daß das **Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten** = 106 : 100 ist, und es scheint so ziemlich in allen Klimaten ein ähnliches Uebergewicht der Knaben über die Mädchen stattzufinden, wenn nicht besondere Umstände auf eine Aenderung dieses Verhältnisses hinwirken. Hofacker (Ueber die Eigensch. welche s. b. Menschen und Thieren vererben) erklärt dieß aus dem überwiegenden Einfluß des Mannes, der in Europa durchschnittlich 5—6 Jahre älter sei als die Frau. Außerdem sollen auch die männlichen Geburten mit dem höheren Alter beider Eltern zunehmen. Selten ist ein regelmäßiges Uebergewicht der weiblichen Geburten wie es Quetelet (Ueber den Menschen, deutsch v. Riecke. 1838. S. 35 aus dem Journal Asiat. Jul. 1826 und Sadler, The law of population. II, 371) nach Tabellen vom J. 1813—20 von der weißen Bevölkerung am Kap d. g. H. mittheilt, während sich bei ihren Stammverwandten

Digitized by Google

in Europa nichts dieſer Art findet — eine Thatſache die zu beweiſen ſcheint daß man feſte Raçeneigenthümlichkeiten in dieſen Verhältniſſen nicht zu ſuchen habe, ſondern daß ſie ganz von localen oder jedenfalls doch particularen und wechſelnden Einflüſſen abhängen. Stehen bei den Indianern in Central-America die männlichen und weiblichen Geburten einander ungefähr gleich ſo werden dagegen bei den Weißen und Mulatten dieſer Gegenden, bei den Ladinos, die erſteren von den letzteren bedeutend übertroffen, in dem Verhältniß = 2 : 3 oder wenigſtens = 4 : 5 (Galindo im Journal R. geogr. soc. VI, 126). In Yucatan ſoll das Verhältniß der Weiber zu den Männern nach einigen Gewährsmännern = 2 : 1 ſein (Stephens, Begebenh. auf e. R. in Yucatan. 1853, S. 171), in Cochabamba in Süd-America die Zahl der Weiber zu der der Männer ſogar das unglaubliche Verhältniß = 5 : 1 erreichen (Bullet. soc. géogr. 1855. I, 209 nach Gibbon). Häufiger ſcheint der entgegengeſetzte Fall vorzukommen: bei den Juden in Berlin iſt das Verhältniß der weiblichen zu den männlichen Geburten = 100 : 208, bei den Juden in Livorno = 100 : 120, und in den preußiſchen Staaten überhaupt = 100 : 111 (Burdach, Phyſiol. I, 532, Hoffmann bei Quetelet S. 56); ein ähnliches auffallendes Uebergewicht der Knaben = 4 : 3 findet auch in Neu-Rußland ſtatt, in den Gouv. Jekaterinoslaw Cherſon Beſſarabien und Taurien (Fechner's Centralbl. 1853. S. 368). Auf Galega, nordöſtlich von Madagascar, hat die franzöſiſche Regierung ſogar die Polyandrie unter den Negern autoriſirt, weil die Ueberzahl der männlichen Geburten zu groß wurde (Laplace, Voy. aut. du monde. 1833. II, 119). In Tahiti ſoll jetzt ebenfalls ein ſtarkes Uebergewicht der Männer ſtattfinden (Journal R. geogr. soc. III, 174). In Ober-Californien wird eine weit geringere Zahl Mädchen als Knaben geboren, oder die Sterblichkeit unter jenen muß viel größer ſein als unter dieſen, denn das bedeutende Uebergewicht der männlichen über die weibliche Bevölkerung iſt ebenſo unzweifelhaft als die Folge deſſelben, daß nämlich die Volkszahl, mit einziger Ausnahme der Miſſion San Luis Rey im Abnehmen begriffen iſt (Coulter im Journal R. geogr. soc. V, 67). Dieſelbe Urſache ſoll zum Theil der allmählichen Entvölkerung Auſtraliens zu Grunde liegen, wenn ſie auch ſicherlich nicht die einzige iſt und wohl ſchwerlich als Zeichen eines in der Organiſation der Eingeborenen ſelbſt liegenden Mangels an Lebenskraft angeſehen werden darf. Die Zahl

Digitized by Google

der Weiber wird in Auſtralien immer geringer im Verhältniß zu der der Männer (Eyre, Journals of expedd. into Central-Austr. 1845. II, 417). In den bekannten Diſtricten Auſtraliens iſt das Verhältniß der Männer zu den Weibern bei den Eingeborenen = 3 : 2 (1,56 : 1), das der Erwachſenen zu den Kindern nur = 5 : 2 (11 : 5), die Sterblichkeit der Kinder iſt ungeheuer, die große Mehrzahl derſelben überlebt den erſten Monat nicht (Fechner's Centralbl. 1853. S. 29 u. 208 nach Westgarth im Journal of the Ind. Archipel. Dec. 1851). Dagegen bemerkte Sturt (Narr. of an exped. into Central-Austr. 1849. II, 77 u. 136) öfters bei kleineren Stämmen im Innern eine Ueberzahl der Weiber, deren Verhältniß zu den Männern er = 2 : 1 oder ſogar noch größer angiebt. Daſſelbe haben auch Andere behauptet (d'Urville, Voy. de l'Astrolabe. 1830. I, 495 nach dem Australian 14. Oct. 1826).

Angeborene **Deformitäten** ſind bei der großen Mehrzahl der Naturvölker ungleich ſeltener als bei Culturvölkern, und es iſt gegenwärtig als hinreichend conſtatirt zu betrachten, wie unrichtig faſt überall die früher von Ulloa, Robertſon und Anderen gehegte Anſicht iſt, welche dieſer Thatſache den Kindermord als hauptſächlichen Erklärungsgrund unterſchiebt. Capit. Landolphe (Mém. cont. l'hist. de ses voy. p. Quesné. 1823. I. 137. not.) ſah während ſeiner langjährigen Reiſen an den afrikaniſchen Küſten und in America nur einen einzigen mißgeſtalteten Neger. Auch Brehm hat (I, 222) die Seltenheit von Mißbildungen bei den Negern in Oſt-Sudan beſtätigt, ſieht aber ſonderbar genug darin eine größere Thierähnlichkeit, weil verfeinertes Leben und geiſtige Arbeit für civiliſirte Völker eine reiche Quelle von Krankheiten werden. Von Tahiti bemerkt Ellis (Polynes. Researches. 1832, I. 80) daß Deformitäten in früherer Zeit ſelten geweſen, jetzt aber häufiger ſeien; namentlich finden ſich ſehr viele Buckelige auf allen Geſellſchaftsinſeln (Lesson im Compl. des Oeuvr. de Buffon II, 214). Pickering (The races of man. 1849. p. 77) ſpricht ſowohl hier als auch im übrigen Polyneſien von häufigen angeborenen Mängeln und vielen Krankheiten. Neu-Zealand ſcheint indeſſen hiervon eine Ausnahme zu machen (Polack, New-Zeal. 1838. II, 273). Auch in Nord-America, ſeltener in Braſilien, fand man in neuerer Zeit Krüppel in größerer Anzahl (Prinz Max, R. in N.-Am. I. 461; James II. 112, not.) Die Eingeborenen ſollen dort jetzt früher

Digitized by Google

altern und mehreren Krankheiten unterworfen sein als sonst (Heckewelder, Nachr. v. d. Gesch., d. Sitten der ind. Völkersch. 1821, S. 388). Demnach scheint es daß der Gesundheitszustand der Naturvölker durch ihr Zusammentreffen mit civilisirten Menschen sich wesentlich verschlechtert habe, theils wohl in Folge von neuen Krankheiten die ihnen von diesen zugetragen wurden oder die sich durch die Berührung mit diesen neu bei ihnen erzeugten, theils auch in Folge veränderter Kleidung und Lebensweise, die sie im Umgange mit den Ankömmlingen allmählich annahmen, zumal da wo Missionäre auf eine solche Umgestaltung ihrer Lebensgewohnheiten hinwirkten. Wir werden auf diesen Punkt im Anhange zurückkommen.

Die **Zeichen des Alters** treten zum Theil, obwohl nicht sämmtlich, bei uncultivirten Völkern seltener und später ein als bei civilisirten. Da beschwerliches Leben, mangelhafter Schutz gegen die Einwirkung des Klima's, harte Arbeit und Anstrengung die mittlere Lebensdauer herabdrücken und vor der Zeit altern machen, kann man sich nicht wundern daß z. B. die nordamericanischen Indianer meist schon mit 40 Jahren alt aussehen und daß ihre Weiber, auf denen die Hauptlast der Arbeit zu liegen pflegt, noch weit schneller altern (West, Substance of a journal d. a resid. at the Red. R. col. 1824, p. 112.) Aehnliche Beispiele finden sich unter allen Raçen in Menge und bedürfen keiner besonderen Anführung. Um so stärker zeugt es aber für die Kräftigkeit und Lebensenergie der Organisation, daß graues Haar und Kahlköpfigkeit zwar auch bei diesen Völkern vorkommen, jedoch selten und erst in hohem Alter (Keating I, 156; d'Orbigny I. 128, Gilii 247 ff.; Tschudi II, 361 u. A.). Auch die Zähne sind und bleiben meist gut bis in's späte Alter, sie nutzen sich allmählich ab durch den Gebrauch, werden aber selten cariös. So verhält es sich bei den eingeborenen Americanern, bei den Neu-Zealändern und andern Polynesiern (Belegstellen bei d'Urville a. a. O. II. 392), bei den Buschmännern (Burchell II. 221). Auch scheint das Zahnen den Kindern keine Beschwerde zu machen. Schon M. Polo bewunderte die ungeheuere **Ausdauer in körperlichen Anstrengungen** aller Art deren er die Tataren fähig sah. Ganz ähnliche Schilderungen wie die seinigen sind in dieser Rücksicht oft von den Eingeborenen Nord-America's gegeben worden, die auf ihren Kriegs- und Jagdzügen Hunger und Durst, Hitze Kälte und Nässe, die längsten und beschwerlichsten

Digitized by Google

Märsche mit einer beispiellosen Ruhe ertragen. Hierzu befähigt sie freilich eine frühe Abhärtung. Zu dieser gehört namentlich auch ein lange fortgesetztes Fasten und bei manchen Völkern eine äußerst schmerzhafte Selbstpeinigung aus religiösen Gründen, wobei es für den Gequälten ebenso wie für den zu Tode gemarterten Feind ein Ehrenpunkt ist, nicht den geringsten Schmerzenslaut hören zu lassen. Die Weiber, welche, um keinen Feigling zu gebären mit derselben Standhaftigkeit die Wehen ertragen, pflegen sich bei ihnen allein in den Wald zurückzuziehen wenn ihre Zeit gekommen ist, baden sich nachdem sie geboren haben gewöhnlich sogleich in einem Flusse, und gehen dann oft mit dem Kinde auf dem Rücken wieder an ihre Arbeit. So geht es z. B. bei den Sioux, während allerdings die Weiber der Potowatomis sich nach der Geburt noch 10 Tage möglichst vor Kälte zu schützen suchen (Keating, I. 130), doch ist dieß ebenso wie schwere Geburten überhaupt als Ausnahme zu betrachten.

Dieser Fähigkeit zu großen körperlichen Anstrengungen überhaupt, welche wir in Nord-America auf den höchsten Grad gesteigert finden, pflegt eine ähnliche Fähigkeit der **Verdauungsorgane** parallel zu gehen, die durch Gewohnheit und Uebung im Hungern und Entbehren oft nicht minder als in der Gefräßigkeit und Ueberladung eine unter cultivirten Menschen beispiellose Stärke erlangen. Daß wir es hier bloß mit den Folgen der Gewöhnung, nicht mit Raceneigenthümlichkeiten zu thun haben, beweisen die ähnlichen Leistungen der altgriechischen Athleten und mancher Araber: die Kameelführer welche die Reise von Kairo nach Suez machen die 30 und mehrere Stunden währt, essen während derselben gar nicht, mancher Araber rühmt sich aber auch einen ganzen Schöps auf einmal verzehren zu können (d'Escayrac 128; Bay. Taylor, R. n. Centr.-Afr. 1855, S. 369). Auf ihren Wüstenreisen pflegen die Beduinen-Araber täglich nur zwei Schlucke Wasser aus ihrem Schlauche und zwei kleine Klöße zu je 5 Unzen zu genießen, die aus Mehl Kameel- und Ziegenmilch zusammengebacken sind: sechs Beduinen sollen sich an der Mahlzeit eines einzigen Europäers sättigen; wo sie dagegen Vorrath finden, sind sie entsprechend gefräßig (Ritter, Erdk. XIII, 315, 525). Wir begnügen uns mit einigen wenigen Beispielen. Eyre's Begleiter, ein eingeborener Australier Namens Wylie, aß in einer Nacht 6½ Pfund gekochtes Fleisch (die Knochen nicht mit gewogen) und konnte durchschnittlich

jeden Tag 9 Pfund zu ſich nehmen (Eyre II, 34). Noch Außerordentlicheres erzählt Simpson (Narr. of a journey r. the world. 1847, II. 309) von zwei Jakuten. Ein kleines Kalb verzehrt ein Guarani in wenigen Stunden (Dobrizhoffer, Abiponer I. 281). Dagegen lebt ein Arowake im Felde drei Wochen lang oder ſelbſt einen ganzen Monat von zehn Pfund Kaſſavabrod (Hilhouse im Journal R. G. S. II. 232). Von der Eß- und Hungerfähigkeit der Buſchmänner erzählt Lichtenſtein Ungeheures. Einer von ihnen ſoll einſt 14 Tage lang nur von Waſſer und Salz gelebt haben (Thompson, Trav. in S. Afr. 2d ed. 1827, I. 99). Ebenſo wie die Kaffern ſollen ſie ſich aber auch in wenigen Tagen wieder mäſten können, wie von vielen Reiſenden erzählt wird. Wenn Hungersnoth einzutreten droht, iſt es bei den Kaffern gewöhnlich nicht jeden Tag zu eſſen (Delegorgue, I. 134). Von der Fähigkeit der Tibbos lange zu hungern und ſich dann mit kaum genießbarer Nahrung zu begnügen, erzählt Richardson (Narr. of a mission to Central-Afr. 1853, II. 45) Außerordentliches. Auch an das vielbeſprochene Verzehren großer Quantitäten von fetter Erde, wie es bei den Otomaken am Orinoco und ſonſt vielfach vorkommt (Nähere ausführliche Nachweiſungen darüber b. Heuſinger, d. Geophagie) dürfen wir hier erinnern. Wie dieſes Erdeeſſen, ſo geſchieht bei anderen Völkern der Genuß ſelbſt größerer Mengen von faulem Fleiſch, von Fiſchroggen der 2—3 Monate lang in der Erde gefault hat und dergl. ohne Schaden für die Geſundheit; bisweilen ſind, wie z. B. bei den Takhalis oder Carriers in Nordweſt-America, ſolche verdorbene Subſtanzen die eigentliche Lieblingsſpeiſe, welche aufbewahrt wird bis ſie den wünſchenswerthen Grad von Reife erlangt hat. Eine ſolche Depravation des Geſchmackes, die man in ähnlicher Weiſe bisweilen an halbverhungerten Negern beobachtet hat, ſcheint eine tiefe und fortdauernde Störung der Verdauungsthätigkeit vorauszuſetzen, doch hören wir nicht daß das allgemeine Wohlbefinden dieſer Menſchen darunter leide.

Ueber die **Muskelkraft** verſchiedener Völker hat zuerſt Péron Verſuche mit dem Dynamometer und im Ringen angeſtellt. Dieſe ergaben daß die Vandiemensländer hinter den Auſtraliern, dieſe hinter den Timoreſen zurückſtanden, ſie alle aber zeigten ſich bedeutend ſchwächer als die Europäer (Péron, Voy. de découv. aux terres Australes 2de éd. 1824, II. 417 ff.). Er weiſt hierbei darauf hin daß

Digitized by Google

die Timoreſen zwar mit Nahrungsmitteln reich verſorgt ſind, aber in einem heißen Klima unthätig leben und durch Mangel an Uebung körperlich unkräftig werden, während ſich die Schwäche der zuerſt genannten Völker aus ihrer oft nur ſchlechten Nahrung, häufigem Mangel und aufreibendem Wechſel äußerſter Kraftanſtrengung mit apathiſcher Ruhe erkläre. Freycinet (Voy. autour du m. 1827, II. 714) hat die Verſuche mit dem Dynamometer fortgeſetzt und iſt dabei zu folgenden Reſultaten gelangt:

Weiße Creolen von Ile de France heben im Mittel				64,4	Kilogr.
Franzoſen ebendaher	„	„	„	60,3	„
Sandwichinſulaner	„	„	„	66,2 u. 58,3	„
Mozambikneger	„	„	„	57,1	„
Malgaſchen	„	„	„	56,9	„
Eingeborene der Carolinen	„	„	„	54,2	„
Neu Zealänder (20—25 J. alt)	„	„	„	51,4	„
Timoreſen und Papuas	„	„	„	49,0	„
Auſtralier	„	„	„	45,6	„

Hiervon verſchieden ſind die Reſultate welche Buckton (Western Australia 1840. p. 91) mitgetheilt hat:

	mittl. Stärke der Arme	mittl. Stärke der Hüften
12 Taſmanier	50,6 Kilogr.	— Myriagr.
17 Neu Holländer	50,8 „	10,2 „
56 Timoreſen	58,7 „	11,6 „
17 Franzoſen	69,2 „	15,2 „
14 Engländer	71,4 „	16,3 „

Ueber die Neu Zealänder findet ſich anderwärts (Journal R. geogr. soc. XIII, 92) die Angabe daß ſie im Mittel 367 Pfund Avoir du poids zu heben vermöchten. Mit Recht hat Foiſſac (p. 41) in Rückſicht der Beweiskraft ſolcher Verſuche bemerkt, daß ſie nur da für entſcheidend gelten könnten, wo ſie Menſchen von gleicher Natur und gleicher Gewöhnung in phyſiſchen Anſtrengungen beträfen. Dieß zeigt ſich u. A. daran, daß der americaniſche Hercules Cantfield bei den Verſuchen mit dem Dynamometer nur ebenſo große Körperkraft zeigte als ein Ojibbeway-Häuptling (Quetelet a. a. O. p. 155). Man würde (wie Ham. Smith, Nat. hist. of the hum. species. Edinb. 1848, p. 165 erinnert) auch im Laufen Reiten Speerwerfen u. ſ. f. Verſuche anſtellen müſſen um zu einem richtigen Urtheile über die Verhältniſſe der Körperſtärke bei verſchiedenen Völkern zu gelangen. Man würde endlich beſonders auch die Ausdauer in dieſen Thätigkei-

Digitized by Google

ten ebenso prüfen müssen wie die Größe der einzelnen momentanen Leistungen. Reicht das bis jetzt vorhandene Material nicht aus um diese Untersuchung zu einem abschließenden Resultate zu führen, so scheint es doch nicht ohne Interesse das Wichtigste davon zusammenzustellen.

Die Vandiemensländer fand Péron (II, 85) weit schneller im Laufe als die Europäer. Dieß kommt natürlich bei uncultivirten Völkern häufig vor, da ihre Sicherheit und Subsistenz im Kriege und auf der Jagd so oft von der Schnelligkeit ihrer Füße abhängt. Das americanische Elenn (élan) wird auf offener Prärie von manchen, aber freilich nur von wenigen Indianern im Laufe erreicht, seltener noch ist dieß mit dem Musethier und dem Bison der Fall (J. Tanner, Mémoires trad. p. Blosseville 1835, I, 201). Aehnliches wird von der Schnelligkeit der Lappen und Tungusen behauptet. J. E. Alexander (Exped. of discov. into the Interior of Afr. 1838, II, 261) erzählt von zwei Namaquas, Vater und Sohn, die nur mit einem Messer bewaffnet auf Zebras Jagd machten und diese im Laufe einholten. Hottentotten Kaffern und Betschuanas sind zwar minder muskelkräftig als die englischen und selbst die holländischen Kolonisten am Kap, aber ausdauernder als diese (Moodie, Ten years in S. Afr. 1835, I, 43; Burchell, II, 439). Der kleine magere Hottentotte übertrifft (wie Alberti, Descr. des Cafres Amst. 1811 bemerkt) den Kaffern im Lastenheben, und selbst ein durch seine Stärke berühmter weißer Kolonist am Kap stand im Lanzenwerfen und Laufen den Kaffern nach: offenbar eine Folge der größeren oder geringeren Uebung, welche hier allein maßgebend ist, während die Raçeneigenthümlichkeit als solche darauf keinen Einfluß hat.

Für die so vielfach behauptete Körperschwäche der eingeborenen Americaner hat Péron (II, 444 ff.) viele Belegstellen gesammelt. Bei näherer Prüfung dieser so oft ausgesprochenen Meinung zeigt sich indessen, daß sie hauptsächlich auf dem raschen Dahinschwinden der Indianerbevölkerung beruht. Unter dem Drucke der Eroberer gingen sie überall schnell zu Grunde, in Süd-America hauptsächlich durch gezwungene Minenarbeiten. Man hat deshalb Neger herbeigeschafft welche die Arbeit aushielten, und daraus schloß man daß der americanische Indianer, namentlich im Vergleiche mit dem Neger, ein schwächlicher Mensch sei.* Allerdings ist die rüstige und lange ausdauernde

* Das gerade Gegentheil hiervon geben Frezier (Neueste R. nach der

Arbeitskraft des Negers in beiden Geschlechtern unter tropischer Sonne, ohne daß selbst die Fruchtbarkeit desselben sich mindert wenn nicht die Anstrengungen übergroß werden, eine bekannte Thatsache, aber man vergaß bei dem Schlusse den man daraus in Rücksicht der Indianer zog, daß der Neger sich in sein Schicksal als Sklave verhältnißmäßig leicht zu finden pflegt, wogegen der Indianer sich mit wenigen Ausnahmen zum Sklaven untauglich gezeigt hat, weil er durch sie deprimirt in tiefe Schwermuth versinkt die seine Arbeitskraft verzehrt, und mit Gewalt in der Sklaverei oder Gefangenschaft festgehalten gewöhnlich aus psychischen Ursachen zu Grunde geht. Noch neuerdings hat von Sack (Beschr. einer R. nach Surinam. 1821. 1, 87) diese Erfahrung in Surinam wieder bestätigt gefunden. Daß es dem Indianer nicht an physischer Kraft zur schwersten Arbeit fehlt, beweist eine große Summe unbestreitbarer Thatsachen. Insbesondere zeigen die südamericanischen Völker alle Charaktere physischer Stärke, manche derselben sind von athletischem Bau, mehr herkulisch als schön (d'Orbigny). Sogar die Feuerländer haben sich als sehr starke Menschen ausgewiesen, deren einer bisweilen zwei englischen Matrosen viel zu schaffen machte (King and Fitzroy, Narr. of the surv. voy. of the Adv. and Beagle 1839, I, 415). Die in den Bergwerken von Chili arbeitenden Apires (Hapiris), die zwar nach einigen Angaben keine Indianer von reinem Blute zu sein scheinen, von Tschudi (II, 117) indessen durchgängig als solche bezeichnet werden, sind von außerordentlicher Körperkraft: ihre gewöhnliche Last (welche Tschudi auf nur 50—75 Pfd. angiebt), die sie täglich zwölfmal aus einer Tiefe von 240 Fuß heraufschleppen, beträgt mehr als 200 Pfd. (Darwin, Naturwiss. Reisen v. Dieffenbach 1844, II, 113; Andrews, Journey from B. Ayres to the prov. of Cordova etc. 1827, I, p. XXI.) Die indianischen Lastträger in Peru tragen auf der Reise an ihrem Stirnriemen Kisten die weit über einen Centner schwer sind (Pöppig, Reise II, 313; Weddell, Voy. dans le Nord de la Bolivie 1853, p. 305). Den 50 Lieues langen Weg von Pasco nach Lima legt ein Indianer in drei Tagen zu Fuß zurück (Proctor, Narr. of a journey across the Cordillera. 1825, p. 314). Aehnliches erzählt Tschudi (I, 84) von den Märschen der

---

Südsee 1718, S. 353) und Helms (Trav. from B. Ayres to Lima 2d ed. 1807, p. 16, 37) an, daß nämlich nur die Indianer, nicht die Neger die schweren Bergwerksarbeiten zu ertragen vermöchten.

Indianertruppen im Kriege. „Wo man auch den Verſuch gemacht hat, hat ſich gezeigt daß der Indianer als Arbeiter einen ſehr viel höheren Grad körperlicher Anſtrengung zu ertragen vermag als der ſtärkſte Europäer" (W. Parish, B. Ayres and the prov. of the La Plata. 1838, p. 291 und Molina, Essai sur l'hist. nat. du Chili. 1789, p. 314). Die Indianer von Quito können den größten Theil des Tages hindurch ein Gefäß auf dem Rücken tragen, das 12—16 Gallonen Waſſer hält (Stevenſon II, 176). Die Indianer von Caracas tragen auf Reiſen Laſten von etwa 200 Pfd. (Semple, Sketch of the pr. state of Caracas. 1812, p. 79). „In den Minen von Süd-America (ſagt Capt. Head, Rough notes t. during some journeys across the pampas 2d ed. 1826, p. 113 vgl. 225 f.) habe ich die Indianer mit Werkzeugen arbeiten ſehen die unſeren Bergleuten zu ſchwer waren, und Laſten ſie tragen ſehen die niemand in England hätte tragen können. Ich berufe mich auf die Reiſenden die auf ihren Schultern über den Schnee gekommen ſind, ob ſie im Stande wären ihnen das Gleiche zu erweiſen, und wenn nicht, was kann komiſcher ſein als ein civiliſirter Menſch der auf den Schultern eines Mitmenſchen reitet, deſſen phyſiſche Kraft er zu verachten wagt?" Gehen wir weiter nach Norden, ſo hören wir daß die Indianer in Mittel-America mit einer Laſt von 6 Arroben gewöhnlich einen Weg von 5—6 Lieues täglich zurücklegen (Legendre bei d'Urville, Voy. au Pole Sud. 1841, X, 291) und daß die Indianer von Mexico Laſten von 13 bis zu 16½ Arroben auf ihren Schultern aus den Bergwerken zu Tage fördern (Ward, Mexico im J. 1827. Weim. 1828, II, 201). Nach Lahontan (II, 94) und Perrin du Lac (R. in den beiden Louiſianen. 1807, II, 29) ſind die Eingeborenen von Nord-America zwar minder kräftig, aber weit ausdauernder in der Anſtrengung als die Europäer. Daſſelbe giebt Rengger (Naturgeſch. der Säugeth. in Paraguay. 1830, S. 12) von den Indianern von Paraguay an und Weld (R. durch d. Staaten in N.-Am. Magazin XX, S. 470) theilt mit daß Engländer über eingeborene Nordamericaner in kurzem Wettlauf und im Springen ſiegten, in langem Wettlauf dagegen ihnen unterlagen. Indeſſen werden auch bei ihnen einzelne Beiſpiele ſehr großer Körperkraft gefunden (Prinz Max II, 278). Zwei Ojibbeways insbeſondere zeigten ſich bedeutend muskelkräftiger als Belgier von demſelben Alter (Quetelet im Bullet. de l'acad. des sc. de Belg. L'Institut. 1846, II, p. 78). Zu den größ-

Digitized by Google

ten und kräftigsten der Nord-Americaner gehören namentlich die Osagen, die bisweilen 60 engl. Meilen in einem Tage zu Fuße zurücklegen (Nuttal, Journal of trav. into the Arkansa Territory. Philad. 1821, p. 821). Daß der Bartwuchs der Americaner nur spärlich ist, kann nach den angeführten Beispielen gegen die allgemeine Kräftigkeit ihrer Constitution nichts beweisen. Sie theilen diese Eigenthümlichkeit überdieß mit den Mongolen und Negern und selbst mit vielen Süd-Arabern (Pickering, The races of man. 1849, p. 225).

Unter den Völkern mongolischer Raçe, deren kräftige Organisation noch nicht bezweifelt worden zu sein scheint, gehören zu den stärksten die Bewohner der Insel Quelpart, sie vermögen größere Lasten zu heben als englische Matrosen (Belcher, Narr. of the voy. of H. M. S. Samarang. 1848, I, 350). Auch bei den Eskimos kommen Beispiele sehr bedeutender Körperstärke vor, denn es bedurfte um sich eines solchen zu bemächtigen in einem von Beechey (Narr. of a voy. to the Pacific. 1831, p. 553) erzählten Falle so vieler englischen Matrosen als irgend hinzutreten konnten. Was endlich die Malaien und Polynesier betrifft, so hören wir von den Makassaren daß sie mit großen Lasten ohne Mühe täglich einen Weg von 40—50 engl. Meilen zurücklegen (Rel. de la captivité du Cap. Woodard dans l'isle de Célébès. 1805, p. 147). Zwar erzählt Labillardière (II, 176) daß die Bewohner der Freundschaftsinseln den französischen Matrosen im Ringen meist unterlagen, aber Cook fand die Tongainsulaner im Boxen und Ringen gewöhnlich stärker als seine eigene Mannschaft (Vgl. darüber auch Mariner, Tonga Islands. 1818, II, 314). Wilkes (Narr. of the U. S. Expl. Exped. 1845, III, 31 und IV, 45) erzählt von einem Tongainsulaner der vom Nachmittag bis zum andern Morgen auf der See schwamm und sich treiben ließ, und von einer Sandwichinsulanerin, welche sogar 30 Stunden auf dem Wasser zubrachte. Einen ähnlichen Fall von achtzehnstündigem Schwimmen auf der See durch das sich eine Familie vergebens zu retten strebte, erzählt Cheever (Life in the Sandwich Isl. 1851, p. 123). Von der sehr bedeutenden Körperkraft der Häuptlinge auf den Sandwichinseln ist öfter die Rede (Jarves, Hist. of the Sandw. Isl. 1843, p. 77). Die Tahitier können zwar mit einer Last von 50 Pfd. an jeder Seite den ganzen Tag zu Fuße gehen (Darwin, II, 179), zeigten sich aber bedeutend schwächer als englische Matrosen (Forster zu Hamilton, R. um die Welt, im Magaz. der Reisebeschr. XI,

S. 21). Gleichwohl hält sie Moerenhout (II, 162) für sehr kräftige und sogar den Europäern physisch überlegene Menschen. Die Neu-Zealänder zeigten sich im Werfen der Speere wie im Treffen geübten Engländern als nachstehend (Die Neuseeländer, n. d. Engl. Lpz. 1833, S. 316).

Man hat behauptet daß die mittlere **Lebensdauer** in der gemäßigten Zone am längsten sei und namentlich nach der heißen hin abnehme. Da es keine statistischen Berichte über das Verhalten uncultivirter Völker in dieser Rücksicht giebt, müssen wir uns mit einigen zerstreuten Notizen über diesen Gegenstand begnügen, welche zeigen werden daß auch in dieser Hinsicht keine festen Racenunterschiede vorhanden sind. Die mittlere Lebensdauer der Australier mag kürzer sein als die der Europäer, da sie viel mit äußerer Noth zu kämpfen haben, doch werden sie häufig 70 Jahre alt (Grey, Journals of two expedd. in Austr. 1841, II, 247). Daß die americanischen Indianer öfters ein sehr hohes Alter erreichen ist früher häufig in Abrede gestellt worden, jetzt aber durch vielfache Beispiele belegt und zugestanden (Burmeister, R. nach Brasil. 1853, S. 250). Amerigo Vespucci erzählt in einem Briefe bei Bartolozzi (Ricerche storiche sulle scoperte d'Am. Vesp.) daß er Sohn Vater Großvater Ur- und Urur-Großvater zusammengesehen habe. Auch Lery sagt schon von den Eingeborenen Brasiliens (Tupinambas, Tamoyos) sie seien wenigeren Krankheiten unterworfen als die Europäer und würden 100—120 J. alt, und Pigafetta (Premier voy. autour du m. Paris, an IX. p. 16) versichert sie würden 125 und selbst 140 J. Prinz Max (R. nach Brasil. II, 107) sah einen Indianer der sich 107 J. zurückerinnern konnte. Stevenson (R. in Arauco, Chil. 1826, I, 267) hat ähnliche Beispiele in Peru aus den Kirchenbüchern nachgewiesen. (Vgl. auch Tschudi II, 360; Spix und Martius, R. S. 1152; Dobrizhoffer II, 51, 57, 281; Rengger, Naturgesch. der Säugeth. v. Paraguay. S. 12; Azara, a. a. O.; Clavigero, Hist. of Mex. Lond. 1787, Append. V, 1; Sigaud, du Climat et des maladies du Brésil. 1844, p. 448 ff.). Menschen von dunkler Haut, Neger und Indianer — die letzteren trotz ihrer meist ungesunden Lebensweise — sollen unter den Tropen vorzugsweise fähig sein ein hohes Alter zu erreichen (Humboldt und Bonpland, R. III, 86). In Peru erreichen nach Pöppig (R. I, 208) nur die Farbigen und Indianer ein solches. Es erscheint daher als Ausnahme, namentlich in Süd-America, daß die Indianer am

Digitized by Google

Orinoco von Gilii (S. 250) als ſchwächlich, empfindlich gegen alle Luftveränderungen, vielen Krankheiten und oft einem frühen Tode unterworfen geſchildert werden. Was die Malaien betrifft ſo führt Lichtenſtein (I, 79, 98, 269) von ſolchen am Kap d. g. H. Beiſpiele eines Alters von 107 und 120 J. an. Unter den Eingeborenen der Philippinen giebt es viele hundertjährige und man ſieht achtzigjährige faſt mit voller Manneskraft arbeiten (Mallat I, 114). Beiſpiele hohen Alters bei Polyneſiern und Negern hat Foiſſac S. 177 zuſammengeſtellt. Auch von den letzteren ſteht dieß außer Zweifel. Eine Frau in Cap Coaſt Caſtle ſah noch ihre Nachkommen im fünften Gliede (W. J. Müller, Die afric. Landſchaft Fetu. 1676, S. 280). Auf der Inſel St. Thomas wurden Neger 110 J. alt und darüber (Omboni, S. 262 nach einer alten Quelle des 15. Jahrhs.). Nach dem Cenſus der Vereinigten Staaten vom J. 1850 kommen Beiſpiele hohen Alters von 80—100 J. und darüber viel öfter bei den freien Farbigen und noch weit häufiger bei den Negern vor als bei den Weißen: unter 3 Millionen erreichten 1400 ein Alter über 100 J., unter 20 Millionen Weißen kam dieſer Fall nur 800 mal vor (Petermann's Mittheilungen. 1855, S. 134). Bei den Negern auf Cuba, in der Sclaverei, treten graues Haar und die ſonſtigen Zeichen des Alters erſt ſpät ein und einer unter 900 wird 100 J. alt (Graf Görtz, R. um d. Welt. II, 44). Auch unter den Hottentotten kommen Beiſpiele ſehr hohen Alters vor: Moodie (I, 288) erwähnt einen ſolchen der, wie ſich aus den Erinnerungen ergab die er an frühere Gouverneure der Kolonie hatte, nicht weniger als 150 Jahre zählen konnte.

Es kann unſere Abſicht nicht ſein eine Ueberſicht oder Geſchichte der **Krankheiten** zu geben die den verſchiedenen Menſchenſtämmen und Klimaten eigenthümlich ſind — ein Gegenſtand deſſen Bearbeitung eine große Reihe von ſelbſtſtändigen und umfaſſenden mediciniſchen Studien erfordern würde. Für unſern anthropologiſchen Zweck genügt es darauf hinzuweiſen, daß es keine Krankheiten zu geben ſcheint die einer der Menſchenracen ausſchließlich eigen wären, obwohl die Häufigkeit und Tödtlichkeit vieler für die einzelnen Völker, theils nach individueller Diſpoſition, theils nach Nahrung und Lebensweiſe, Klima, Mangel oder Verkehrtheit der ärztlichen Behandlung ſehr verſchieden ſind, ganz in ähnlicher Weiſe wie wir dieß auch an demſelben Volke zu verſchiedenen Zeiten bemerken. Selbſt Nott, der

Alles aufgeboten zu haben scheint um zu beweisen daß die einzelnen Raçen specifisch verschiedene Krankheiten besitzen, hat sich genöthigt gesehen bei der Annahme verschiedener Krankheitsdispositionen stehen zu bleiben. Demgemäß hat er einen Beweis für die specifische Verschiedenheit des Negers vom Europäer namentlich darin finden wollen, daß das gelbe Fieber welches in den südwestlichen Theilen von Nord-America dem unacclimatisirten Weißen so gefährlich ist, die Neger und Farbigen fast verschone. Doch hat er später selbst (Nott and Gliddon, Indigenous races of the earth. Philad. 1857, p. 392) wenigstens einen Theil dieser Behauptung wieder zurücknehmen und zugeben müssen, daß die Indianer und ihre Mischlinge in Neu-Orleans und Florida allerdings dem gelben Fieber ebenso stark ausgesetzt seien als die hellfarbigen Weißen aus den nördlichen europäischen Ländern. Wenn er die Ansicht aber festhält daß das Verhalten des Negers und des Weißen gegen das gelbe Fieber ein wesentlich verschiedenes sei, so ist dagegen zu bemerken, daß dieß gar nicht auf einer Raçeneigenthümlichkeit, sondern auf einer Wirkung des Klima's zu beruhen scheint; denn für die in Westindien acclimatisirten Weißen, z. B. für die französischen Flüchtlinge von Sanct Domingo die nach dem Festlande kamen, hat sich das gelbe Fieber ebenso wie für die Neger verhältnißmäßig nur wenig gefährlich gezeigt (Stanhope Smith, p. 281). Das Gegenbeispiel hierzu liefern die in Nord-America acclimatisirten Neger der zweiten oder dritten Generation, die nach Africa zurückgebracht ganz wie unacclimatisirte Menschen von den dortigen Klimakrankheiten zu leiden haben (de Salles, p. 263). Daß in allen solchen Fällen nur die Acclimatisation in Frage kommt, daß man dagegen nicht an specifische Krankheitsdispositionen der verschiedenen Raçen als solcher zu denken hat, zeigt ferner die große Sterblichkeit unter den Negern welche von den aufgebrachten Sklavenschiffen nach Sierra Leone transportirt und dort, in ihrem Vaterlande, in Freiheit gesetzt werden, und die nicht minder bedeutende Sterblichkeit der Negersoldaten auf Jamaica und in Honduras (Nott and Gliddon a. a. O. p. 375). Von Dyssenterie und intermittirenden Fiebern haben im Süden der Vereinigten Staaten Schwarze und Weiße gleich viel zu leiden (ebendas. 364 not.). Eine dem gelben Fieber sehr ähnliche Krankheit (Matlazahuatl) rafft die Indianer von Mexico in großer Menge hin, während die Weißen und Creolen nicht leicht von ihr zu leiden haben (Foissac 128 f.); aber auch diesen

Digitized by Google

Fall wird man wie die eben angeführten analogen Beispiele eher geneigt sein aus der Lebensweise, Acclimatisation und anderen äußeren Verhältnissen zu erklären als aus einem festen specifischen Unterschiede der Raçen. Daß die Neger und americanischen Indianer den verschiedensten Formen der Geisteskrankheiten nicht weniger ausgesetzt sind als die Europäer, wie man bisweilen behauptet hat, hebt Sigaud (Du climat et des m. du Brésil, p. 347) ausdrücklich hervor.

Daß Naturvölker, abgesehen von den Verheerungen welche durch ansteckende Krankheiten unter ihnen angerichtet werden, im Allgemeinen einer besseren Gesundheit genießen als Culturvölker, ist eine oft ausgesprochene Ansicht. So erzählen namentlich von den nordamericanischen Indianern viele der älteren Reisenden, daß sie häufig an bloßer Altersschwäche stürben, den vollen Gebrauch ihrer Sinne bis in's hohe Alter behielten und daß sich auch bei den ältesten von ihnen keine krankhafte Veränderung der Lebensfunctionen überhaupt zu zeigen pflege. Dasselbe wird von den Arabern in Africa berichtet (M. Wagner, R. in Algier 1841, II, 52). Die Congo-Neger sind nach Cavazzi, (Beschr. der Königr. Congo, Mat. und Angola. 1694, p. 168) seltener krank als die Europäer, ebenso die Kaffern welche als wahre Ideale von Gesundheit geschildert werden (Kretzschmar, p. 188 u. A.); nur eine Art von Faulfieber richtet bisweilen große Verheerungen unter ihnen an (Baseler Missions Mag. 1852, III, 72). Man wird nach solchen Berichten geneigt den bei den Naturvölkern in so großer Allgemeinheit herrschenden Glauben, daß alle Krankheit erst durch Zauberei hervorgebracht werde, daß sie also etwas Wider- oder Uebernatürliches sei, aus der Seltenheit zu erklären mit welcher sie im Naturzustande den Menschen ergreift. Diese größere Seltenheit, die freilich schwer zu beweisen ist, wird ferner daraus wahrscheinlich, daß Naturvölker sich durch ihre Lebensweise von selbst gegen alle äußeren Schädlichkeiten weit stärker abhärten als civilisirte Menschen und daß alle ihre Bestrebungen, wenn auch oft in wenig verständiger und zweckmäßiger Weise, darauf gerichtet sind, in vollständigem Anschluß an die Naturbedingungen unter denen sie leben, die größte mögliche Summe von physischem Wohlbefinden zu erreichen. Mag der Naturmensch auch oft genug aus Unwissenheit und Verkehrtheit dieses Wohlbefinden zerstören, so verfolgt dagegen der civilisirte Mensch eine große Summe von Zwecken die sich mit der Erhaltung einer kräftigen Gesundheit in keiner Weise

Digitized by Google

vertragen, und bleibt dabei meist nur gesund weil er sich verständig schont und vorsichtig haushält mit seiner Kraft.

Auf die größere Lebensenergie und die im Allgemeinen festere Gesundheit der Naturvölker im Vergleiche mit Culturvölkern, weist auch die große Anzahl von Beispielen relativ großer **Naturheilkraft** hin die sich bei den ersteren findet. Die Erfahrungen welche man in dieser Rücksicht gemacht hat, erstrecken sich auf alle Raçen und alle Gegenden der Erde in übereinstimmender Weise. Leigh (Reconnoitering voy. in S. Austr. 1839, p. 173) erzählt von einem Australier, dem durch einen Keulenschlag ein 3'' langer Bruch des Schläfenbeins über der Augenbraue beigebracht und die Schläfenarterie ganz gespalten wurde, und von einem andern dem Ulna und Radius in der Art zersplittert wurden, daß die Splitter tief in die Hand eindrangen: der erste betheiligte sich indessen schon am folgenden Tage sehr eifrig wieder an einer allgemeinen Verhandlung, am Arme des zweiten zeigten sich zwar nach kurzer Zeit viele Würmer, aber die Genesung trat dennoch ohne Operation und ohne Verband von selbst ein. Aehnliche Fälle finden sich bei Barringtон (Hist. of N. S. Wales 1810, p. 250) und Dawson (The pr. state of Austr. 1830, p. 317). Von der Exstirpation des Penis und der Testikeln die vom Sklavenhändler in Ost-Sudan an seiner Waare vorgenommen zu werden pflegt, genest zwar nur einer unter vieren (Brehm I, 202), doch bestätigt sich sowohl hier (ebendas. 222) als auch sonst an den Negern die erwähnte große Naturheilkraft, wie dieß viele Zeugnisse beweisen. Sie erstreckt sich in gleicher Weise auch auf die Völker von weißer Raçe die in Africa leben, obgleich es Russegger (R. in Eur. As. u. Afr. 1843, II, 2, 260 not.) ausdrücklich als eine auffallende und interessante Erscheinung hervorhebt „daß im heißen Klima des tropischen Africa" (an europäischen Reisenden) „Wunden so schwer heilen, und zwar besonders schwer in der Regenzeit", daher es nicht wahrscheinlich ist daß die klimatischen Verhältnisse zu der ungewöhnlich raschen und oft völlig unerwarteten Heilung schwerer Verletzungen günstig mitwirken sollten. Petit (bei Lefèbvre, Voy. en Abyss. 1845, III, 369 ff.) berichtet nach einer ganzen Reihe von eigenen Beobachtungen in Abessinien, daß diejenigen welche durch Hand- oder Fußabschneiden, und zwar im Gelenke, gestraft, so wie die welche als Kinder oder selbst als Erwachsene entmannt werden oder auch die ganzen Geschlechtstheile ver-

Digitized by Google

lieren, meist nicht daran sterben, obwohl die Heilung gänzlich der Natur überlassen bleibt. Aehnliche Fälle erzählt Parkyns (Life in Abyss. 1853, II. 268 u. sonst). Bei den Mauren, denen Chénier (Rech. hist. sur les Maures. 1787, III, 205) ebenfalls eine größere Naturheilkraft und größere Unempfindlichkeit gegen Schmerz zuschreibt, wie man dieß in Rücksicht der eingeborenen Americaner (nach Ulloa, Physik. u. hist. Nachr. v. Am. Lpz. 1781, II, 99) oft behauptet hat,* verhält es sich ohne Zweifel wie bei den Wüstenarabern, denen es als Ehrensache gilt sich unempfindlich selbst gegen den heftigsten Schmerz zu zeigen (d'Escayrac p. 181). Auch die große Abhärtung namentlich gegen klimatische Einflüsse aller Art kommt diesen Völkern zu statten. Was die eingeborenen Americaner betrifft, so ist eine relativ bedeutende Naturheilkraft vorzüglich bei den Schwarzfüßen, den Indianern von Paraguay und den Abiponern beobachtet worden (Pr. Max, R. in N.-Am. I, 581; Rengger, Natgesch. der Säugeth. von Paraguay, p. 12; Dobrizhoffer II, 54), und von den eingeborenen Mexicanern hören wir, daß sie Wunden an denen Europäer sicher sterben würden, mit bloßen Branntweinwaschungen heilen (Heller, R. in Mex. 1853, S. 58). Ebenso genesen Malaien häufig von Verletzungen die für Europäer tödtlich sein würden (Crawfurd, Hist. of the Ind. Archip. Edinb. 1820, I, 31 u. das not.; Harris, Collect. of voy. I, 743). Von zwölf Tongainsulanern denen auf die roheste Weise ein Arm abgehackt wurde, starb nur einer an der Blutung und einer aus Kummer (Mariner, Tonga Isl. II, 251). Aehnliche Beispiele von Marquesasinsulanern hat Marchand (Neueste R. um d. W. Lpz. s. a. I, 144) angeführt.

Diese Beispiele werden hinreichen um zu beweisen daß die Naturheilkraft bei uncultivirten Völkern bedeutender ist als bei den civilisirten. Wir dürfen indessen diese Betrachtungen nicht verlassen ohne noch einen weiteren Umstand zu erwähnen den man benutzt hat um die specifische Verschiedenheit der Menschenracen, namentlich der schwarzen und der weißen Race, zu begründen. Man hat angeführt daß die **Läuse der Neger** nicht allein schwarz sind und kleiner als die der Europäer,

* Selbst Rengger (Naturgesch. d. Säugeth. v. P. S. 12) ist dieser Ansicht, wogegen manche neuere Beobachter wohl mit größerem Rechte den Americanern eine „sehr empfindliche, nervöse Constitution" zugeschrieben haben (Ausland 1857, S. 1146 nach Domenech).

Digitized by Google

ſondern auch auf dieſe nicht übergingen, wogegen die europäiſche Laus unter den Tropen ſterbe (Duttenhofer, D. Emancip. der Neger. 1855. S. 33). Es iſt nicht nöthig ſich hiergegen darauf zu berufen, daß auch das zahme Schwein, obgleich vom wilden nicht artverſchieden, bekanntlich einen Paraſiten beſitzt der dieſem fehlt; denn nicht allein wechſelt die Farbe jener Thiere mit der Farbe der Haut und wird mit dieſer dunkler, weshalb ſchon Sömmering (Ueber die körperl. Verſchht. des Negers v. Eur. S. 8 not.) geneigt war den pediculus nigritarum für nicht verſchieden zu halten von der europäiſchen Laus, ſondern es ſcheint auch feſtzuſtehen daß ſowohl jener als der p. pubis von Negerammen gar nicht ſelten auf weiße Kinder übergeht (Bachman bei Smith, The unity of the hum. races. 1850. p. 184). Jedenfalls unrichtig iſt es, wenn Quandt (Nachr. v. Surinam 1807. S. 221) allgemein behauptet daß die Flöhe und Läuſe der Indianer und Neger nicht bei den Europäern blieben. Ebenſowenig ſcheinen die verſchiedenen Arten der Eingeweidewürmer eine oder mehrere Menſchenracen mit Ausſchluß der übrigen heimzuſuchen, obwohl oft die eine Art derſelben bei dem einen, die andere bei einem anderen Volke überwiegt: ſo herrſcht in England Holland und Deutſchland taenia solium vor, in der Schweiz und in Rußland dagegen bis nach Königsberg herab bothriocephalus latus, im Südoſten von Frankreich finden ſich beide nebeneinander, in Abeſſinien und bei den Hottentotten überwiegend die taenia (Owen, Lect. on comp. anat. of the invertebrate animals).

Hat man als Beweis der phyſiſchen Superiorität der weißen Race über die übrigen wohl auch dieß geltend zu machen geſucht, daß ſie allein der **Acclimatiſation** in allen Zonen fähig ſei, ſo hätte man freilich zuerſt daran denken ſollen daß eine ſolche überhaupt nur von Seiten der Bewohner gemäßigter Klimate ſich erwarten laſſe. Beſtätigt ſich dieſe Erwartung z. B. an den unter 20° n. Br. wohnenden Sandwichinſulanern, die vortreffliche Matroſen werden und auch kaltes Klima, vielleicht ſogar beſſer als Matroſen von Boſton vertragen (wie Duhaut-Cilly, Voy. autour du monde. 1834. II, 302 nach ſeinen Erfahrungen angiebt), ſo erſcheint es dagegen als eine wahrſcheinlich unrichtige, bloß theoretiſche Folgerung, wenn Jarrold (S. 226 ff.) zu zeigen ſucht daß der Neger, durch die Beſchaffenheit ſeiner Haut am ſtärkſten gegen alle klimatiſchen Schädlichkeiten geſchützt, in allen Zonen allein und am beſten fortkomme. Wenn ferner uncultivirte Menſchen einen Wechſel

Digitized by Google

des Klima's nicht in gleicher Weise zu ertragen vermögen wie der civilisirte Europäer, so ist daran zu erinnern daß jene in vielen Fällen dieser Art durch ihren eigenen Unverstand und durch den Mangel an Schutzmitteln gegen äußere Einflüsse unterliegen, während dieser durch wohlüberlegte Accomodation an die veränderten Umstände, durch Vorsorge und Mäßigkeit, durch entsprechende Aenderungen in seiner ganzen Lebenseinrichtung sich gegen Schädlichkeiten sichert, von deren Wirksamkeit der Naturmensch auch nicht einmal die entfernteste Ahnung hat. Daher hat man öfter behauptet daß der Mensch erst in Folge seines Verstandesgebrauches fähig werde in allen Klimaten auszudauern. Es scheint dieß darin eine Bestätigung zu finden daß unter allen europäischen Völkern sich die Engländer, die nirgends von ihrer Fleischkost und den Spirituosen lassen mögen, unter den Tropen am schlechtesten halten, weit besser dagegen namentlich die viel vorsichtigeren Spanier und Portugiesen, deren Constitution, dunklere Haut und heimische Lebensgewohnheiten ebenso wie das Klima aus dem sie stammen, den tropischen Verhältnissen für sich schon besser entsprechen. Wenn Zimmermann (Geogr. Gesch. des Menschen. 1778. I, 53) gegen die Ansicht daß die allgemeine Acclimatisationsfähigkeit des Menschen erst durch seine geistige Begabung möglich werde, angeführt hat daß die Polarvölker in ihren Ländern trotz sehr geringen Schutzes gegen die klimatischen Einflüsse auszudauern vermöchten, so beweist dieß natürlich nichts für ihre Fähigkeit auch andere Klimate ohne Nachtheil ertragen zu können. Endlich ist noch darauf aufmerksam zu machen daß die Unfähigkeit eine rasche Versetzung aus einem Klima in ein wesentlich anderes zu ertragen noch sehr verschieden ist von dem Unvermögen zu einer allmählich fortschreitenden Acclimatisirung, wie diese bei so vielen Völkern in Folge ihrer Wanderungen durch verschiedene Breiten nothwendig eingetreten sein muß.

Tragen die erwähnten Verhältnisse ohne Zweifel in vielen Fällen dazu bei, die Acclimatisationsfähigkeit der Naturvölker geringer erscheinen zu lassen als die der Europäer und überhaupt geringer als sie wirklich ist, so fordert dieß zu besonderer Vorsicht in der Beurtheilung dieses Gegenstandes auf. Wir möchten daher Humboldt (Neu-Spanien, I, 161 f.) nicht unbedingt beistimmen, wenn er dem americanischen Indianer eine geringere Acclimatisationsfähigkeit zuspricht als dem Weißen, am wenigsten aus dem Grunde daß jenem die Minenar-

Digitized by Google

heit, hauptsächlich wohl durch große Temperaturwechsel, verderblich wird — in manchen Minen herrscht nämlich eine um 6° höhere Temperatur als die mittlere von Jamaica und Pondichery, so daß man wohl fragen darf ob Europäer bei harter Arbeit im Stande sein würden diese Hitze und die darauf folgende Abkühlung ohne Schaden zu ertragen. Ueberdieß hören wir merkwürdiger Weise daß die Sterblichkeit unter den Bergleuten in Mexico nicht viel größer ist als unter den übrigen Volksklassen. Neuerdings ist man geneigt geworden jenen der weißen Raçe in Rücksicht der Acclimatisation bisweilen zugesprochenen Vorzug wieder fallen zu lassen und sie den übrigen Raçen in dieser Hinsicht gleichzustellen, indessen ist dieß nur insofern geschehen als man sich zugleich der Ansicht zugewendet hat daß eine allgemeine Fähigkeit sich in allen Zonen zu acclimatisiren überhaupt bei keiner Raçe vorhanden sei. Von den Thatsachen welche dieser Ansicht günstig sind, sollen die wichtigsten hier angeführt werden.

Schon die Erinnerung an die americanische Raçe welche alle Klimate bewohnt, widerlegt den Vorzug welchen man den weißen Menschen vor den übrigen zusprechen zu dürfen geglaubt hat; aber es zeigt sich auch an ihr wie an andern Raçen daß eine plötzliche Versetzung unter andere äußere Bedingungen, wenn nicht die nöthige Vorsicht dabei beobachtet wird, den Tod nach sich zieht, selbst im eigenen Lande, daß es also nicht sowohl die Gebundenheit einer jeden Raçe an ein bestimmtes Klima oder die absolute Unfähigkeit ist sich in einem fremden Klima zu halten, die ihr tödtlich wird, sondern vielmehr nur der plötzliche und schroffe Wechsel der äußeren Lebensbedingungen überhaupt: schon die Uebersiedelung nach Kopenhagen wird für den Isländer verderblich, er stirbt dort an der Schwindsucht (Clemens, in der deutschen Vierteljahrschrift 1849. II, 89); wenn die Indianer des Gebirgslandes von Peru sich an der Küste ansiedeln oder die Bewohner der Küste im Gebirge, so gehen sie zu Grunde (Proctor, Narr. of a journey across the Cordillera. 1825. p. 299). Der Europäer, weit entfernt den plötzlichen Uebergang aus einem Klima in ein anderes ohne Schaden zu ertragen, findet die Tropenländer reichlich so gefährlich für seine Gesundheit als es der Norden für die des Negers ist. Wie er, kränkelt und welkt selbst der Araber und Kopte dahin im östlichen Sudan, während der Schwarze hier seine ganze Lebenskraft voll entfaltet (Werne, Exped. z. Entd. der Q. des w. Nil. 1848. S. 47). Es

giebt viele Landstriche in Africa, wo Fremde und namentlich Europäer sich nur sehr schwer acclimatisiren oder gar nicht leben können, obwohl die Eingeborenen dort vollkommen gesund sind: so in manchen Gegenden Darfur's, im größten Theile von Kordofan, auf Fernando Po und Zanzibar (Mohammed el Tounsy, Voy. au Darfour, Paris 1845. p. 295; Pallme, Beschr. v. Kordofan 1843. S. 7, 117 ff., 122; Guillain, Docum. sur l'hist, la géogr. et le comm. de l'Afr. orient. 1856. II, 1, 93; Allen and Thomson, Narr. of the exped. to the R. Niger 1848. II, 198). In S. Felipe de Benguela abortiren alle weißen Frauen oder gebären schwächliche Kinder die in den ersten Monaten wieder sterben (Spix und Martius, Reise S. 669). Die Gegend am N'gami-See scheint wegen der Fieber unbewohnbar für die Weißen, nur die Eingeborenen scheinen sich dort halten zu können (Livingstone im Journal R. geogr. soc. XXI, 20). Dasselbe was von der Wirkung des africanischen Klima's auf die Gesundheit der Europäer gilt, findet ebenso in Rücksicht mancher andern Tropenländer statt, wenn auch in geringerem Grade: nach Bryson (Report on the climate and princ. diseases of the Afr. station, p. 178) sterben von englischen Seeleuten in Ostindien jährlich 15,1‰, in Westindien 18,1, in Africa 58,4. Von 100 europäischen Soldaten in Ostindien leben bei guter Verpflegung und abgesehen von denen die der Krieg hinwegrafft, nach 5 Jahren noch 70, nach 10 Jahren noch 45, nach 15 J. 25, nach 20 J. noch 10 (Ausland 1855. S. 968). In der Präsidentschaft Bengalen stirbt aus der englischen Armee unter den europäischen Soldaten einer auf 13,55, unter den eingeborenen Soldaten einer auf 56; in der Präsidentschaft Madras unter jenen 1 auf 26, unter diesen 1 auf 47,7 (Dieterici, Ueber d. Sterblichkeitsverhh. in Europa, Abhh. d. Berl. Akad. 1851. S. 732; Vgl. d. Angaben M'Culloch's b. Quetelet, S. 624). Gelingt es dem Europäer in Westindien auch das Leben zu fristen, so ist doch Ruhe und Pflege erforderlich, Anstrengung tödtlich: so in Guiana (Graf Görtz, Reise, II, 290). Die Unfähigkeit französischer Soldaten in heißem Klima mehr als etwa halb so viel körperlich zu arbeiten als zu Hause hat Coulomb auf Martinique in Erfahrung gebracht (Péron, Voy. de découv. aux terres Austr. 1824. II, 427). In Folge der ungeheuren Sterblichkeit unter den Rekruten die vom mexicanischen Plateau an die Küste herabkommen (es starben einmal in 3 Monaten 272 von 300)

entschloß man sich acclimatisirte Neger und Farbige als Besatzung von S. Juan d'Ulloa zu verwenden (Humboldt, Neu-Spanien, IV, 408). So schienen auch A. de St. Hilaire (Voy. au sources du R. S. Francisco 1847. II, 71) Schwarze und Farbige das Klima von Villa Boa besser zu vertragen als Weiße. Daher stellt es Pruner (S. 68) als sicheres Factum hin daß weiße Völker in den meisten Negerländern nicht lebensfähig seien. Ohne Sklaven, sagt auch Köler (Notizen über Bonny 1848. S. 156) würden die fruchtbaren tropischen Niederungen unproductiv und öde liegen müssen, weil weiße Menschen dort nicht im Freien arbeiten können. Weitere Belege hierzu finden sich bei Nott and Gliddon (Indigenous races of the earth. p. 357), welche ebenso die Acclimatisirung der Weißen in allen Malariagegenden, im Süden der Vereinigten Staaten und in Algier wie die der Neger in Westindien ganz leugnen (S. 379, 383 ff.). So hat auch Dowding (Religions Partizanship, Africa in the West. Oxf. 1854) darauf aufmerksam gemacht daß in ganz Westindien die Weißen gegenwärtig nur noch etwa 5% der Bevölkerung ausmachen, daß daher die Schwarzen und Farbigen wahrscheinlich in kurzer Zeit die alleinigen Bewohner der Inseln sein werden. Dennoch glauben wir aus diesen Thatsachen nicht folgern zu dürfen daß absolute Unfähigkeit zur Acclimatisirung unter den Tropen eine Eigenthümlichkeit der weißen Raçe als solcher sei, da es auf der andern Seite, wie wir gesehen haben, eine Reihe von Fällen giebt die beweisen, daß Individuen einer jeden Raçe in Gegenden in denen sie nicht acclimatisirt sind, mögen diese selbst ihrem Stammlande angehören, bisweilen sich nicht lebenskräftig zeigen.

Wirken die verderblichen Einflüsse der tropischen Klimate auf den Neger mit weit geringerer Kraft und, wie es scheint, selbst in anderer Weise als auf den Europäer, so ist er doch den schädlichen Folgen eines Klimawechsels seinerseits nicht weniger ausgesetzt als dieser. In Chartum zwar sollen die Eingeborenen vom Klima ebensoviel und vielleicht noch mehr als die Europäer zu leiden haben (Russegger, Reise, II, 2, 38); dieß ist jedoch ein seltener Ausnahmefall. In Senegambien töden Fieber die für die Eingeborenen meist nicht lebensgefährlich sind, gewöhnlich den Weißen (Raffenel, Voy. dans l'Afr. occ. 1846. p. 322). Einem Regen der in Westindien für den letzteren verderblich wird oder ihn wenigstens fieberkrank macht, setzt sich

Digitized by Google

der Neger ungestraft aus (Day, Five years' resid. in the W. Indies 1852. I, 37). Ebenso verträgt er ohne Kopfbedeckung in heißen Ländern die Einwirkung der Sonnenstrahlen (Werne, Feldz. nach Taka, S. 134), ja er soll sich in seinem Vaterlande gerade während der Regenzeit, die für den Europäer die gefährlichste ist, am besten befinden, während er hauptsächlich in der trockenen Jahreszeit an Krankheiten leidet. Dieß wird versichert von den Negern in Senegambien, in Nuffi und sonst am Niger, von den Ibus und von denen in Ibdah, auf der Prinzen-Insel, St. Thomas und Annabon, am südlichen Theile der Westküste von Africa (Brunner, R. n. Senegambien 1840. S. 111; Schoen and Crowther, Journals of the exped. up the Niger 1842. p. 166; Allen and Thomson, I, 325; Boteler im Journal R. G. S. II, 275; Des Marchais, Voy. en Guinée, 1731, III, 9; Tams, d. portug. Besitz. in Südwest-Afr. 1845. S. 42). Auf der Guineaküste wird nach Römer (Nachr. v. d. Küste Guinea 1769. S. 10) die dem Europäer so sehr gefährliche Regenzeit dem Neger nicht verderblicher als jede andere Jahreszeit. In S. Leone ist der Juli für den Neger, der August für den Weißen der gefährlichste Monat (Fraissinet in Nouv. Ann. des voy. 1855. II, 293). Nur Brehm (I, 218) hat für Ost-Sudan jene Umkehrung in der Wirkung der Jahreszeiten auf die verschiedenen Menschenracen ganz in Abrede gestellt.

Ist es dem Obigen zufolge kaum glaublich daß die Strapazzen eines Feldzuges in heißen Ländern von Negersoldaten minder gut ertragen würden als von weißen, wenn beide übrigens gleich gut gehalten werden, wie Werne behauptet (Feldz. nach Taka, S. 67; er selbst widerspricht sich übrigens S. 168 hierin), so steht es dagegen sicher daß die Versetzung in andere, namentlich in kältere Klimate von Negern nicht ohne große Beschwerde ertragen wird. Selbst schon gegen geringe Temperaturwechsel ist er sehr empfindlich (M. Park, Voy. dans l'Int. de l'Afr. an VIII, I, 55). Caillié und andere Reisende erzählen vielfach davon, daß bei solchen Gelegenheiten sogleich bittere Klagen über Frost laut wurden, bei denen man freilich auch an die geringe Bekleidung zu denken hat deren sie sich zu bedienen pflegen. Dieselbe Rücksicht ist zu nehmen wenn Richardson (Trav. in the gr. desert of Sahara 1848. II, 437) mittheilt daß die Neger auch den glühenden Wüstenwind in der Sahara schlechter als Araber und Mauren zu ertragen scheinen, und es bedarf außerdem dabei noch der Bemerkung,

Digitized by Google

daß die letzteren als Herren, jene dagegen als Sklaven meist in entkräftetem und ausgehungertem Zustande zusammen die Wüste durchziehen, und daß in Nord-Africa nicht allein Temperaturwechsel von sehr bedeutender Größe, sondern auch so niedrige Temperaturen vorkommen, daß französische Soldaten dort erfroren sind. An den Kaffern die sich vor einiger Zeit in Europa sehen ließen, hat man nichts von der großen Empfindlichkeit gegen Kälte bemerkt, die den eigentlichen Negern zuzukommen scheint. Diese letztere ist indessen den Negern nicht ausschließlich eigen: die Bischarihs theilen mit ihnen diese Eigenthümlichkeit (Bay. Taylor, R. nach Central-Afr. 1855. S. 151), und die an eine sehr hohe Temperatur gewöhnten Bewohner von Fezzan sind in demselben Falle, denn sie pflegen die Erkundigung nach dem Befinden eines Andern bei der ersten Begegnung mit den Worten zu schließen: „Ich hoffe daß du nicht friereſt" (Ledyard et Lucas, Voy. en Afriq. pr. Lallemant. 1804. p. 116). In kalten Klimaten soll der Neger oft tobsüchtig werden, doch scheint dieß für ihn auch sonst eine nicht seltene Folge der Versetzung in andere Länder zu sein: auch unter den nach Java gebrachten Aschanti-Negern fand Selberg (Reise nach Java. 1846. S. 45) mehrere geisteskranke. In den Neu-England Staaten in Nord-America sollen die Neger, wenn sie nicht durch neue Zufuhr immer wieder ersetzt werden, aussterben, was Knox (The races of man 1850) selbst von der angelsächsischen Raçe in America behauptet hat.

Die **Fähigkeit zu erröthen** hat man nicht selten dem Weißen als eigenthümlich beigelegt, allen übrigen Raçen aber und namentlich dem Neger abgesprochen. Dasselbe kommt jedoch nicht allein bei Mischlingen, hauptsächlich vom Terzeronen an vor und sonst bei zarten Frauen der schwarzen Raçe (Lawrence, Lectures p. 240), sondern wird außerdem auch bei Negern mehrfach erwähnt (von Dupuy, Journal of a resid. in Ashantee. 1824. p. 149 und sonst; von Golberry, R. durch d. westl. Afr. Lpz. 1803. II, 307). Monrad (Gemälde der K. v. Guinea. 1824. S. 60 not.) giebt an daß Negerinnen dunkler würden, wenn sie sich schämten. Auch die Australier erröthen (Barrington, Hist. of N. S. Wales. 1810. p. 10). Können diese Angaben über dunkelfarbige Völker natürlich nicht genau in demselben Sinne verstanden werden wie die ihnen entsprechenden über hellfarbige, so steht doch eine gewisse Veränderung, eine Vertiefung der Ge-

by Google

sichtsfarbe in Folge von Gemüthsbewegungen auch bei ihnen außer Zweifel. Man muß sich daher wundern daß dieß von Roth (bei A. Wagner, Gesch. der Urwelt. 1845. S. 269) in Rücksicht auf die Abessinier ganz und gar in Abrede gestellt wird. Daß auch die eingeborenen Americaner, obwohl wegen ihres dunklen Teints in weniger auffallender Weise erröthen, hat d'Orbigny (I, 83) bemerkt. Nach Spix und Martius (R. S. 376) beschränkt sich der Farbenwechsel bei Gemüthsbewegungen auf die gebildeteren Indianer die mit den Weißen viel umgehen. Die Kalmücken sollen von Schaam nicht roth, aber von Furcht und Schrecken bläßer werden (Bergmann, II, 54). Die gewöhnlichen Veränderungen der Gesichtsfarbe hat man endlich auch an den Tahitiern Marquesanern und Neu-Zealändern beobachtet (Forster, Bemerkk. auf seiner Reise um d. Welt. 1783. S. 204; Kotzebue, Neue R. um d. W. 1830. I, 73; Melville, Vier Monate auf d. Marquesas. Lpz. 1847. I, 166; Mundy, Our Antipodes or resid. in the Austr. col. 1852. II, 127).

Als eine auffallende Eigenthümlichkeit in der Bildung der **Sprachlaute**, für die es wenigstens nahe liegt nach einer Ursache in der besonderen Beschaffenheit der Organe zu suchen, verdient bemerkt zu werden, daß die Neger kein R, die Australier kein S haben und daß in Polynesien, mit Ausnahme der Fidschi- und Schifferinseln die Zischlaute fast gänzlich fehlen. Der Dialekt von Rimatara Rurutu Tubuai und Raivavai scheint, wenn nicht etwa vorhandene Lautunterschiede übersehen worden sind, die geringste Anzahl von Consonanten zu besitzen die sich in irgend einer Sprache finden; sie hat deren nur sieben: m, n, ng, p, r, t, v (Hale, Ethnogr. and Phil. of the U. S. Expl. Exped. Philad. 1846. p. 142), während die Sprachen der Sahaptinfamilie in Nord-America wenigstens deren neun besitzen: h, k, l, m, n, p, s, t, w. Hueck (De craniis Estonum. 1838. p. 9 not.) hat darauf hingewiesen daß die Esthen ähnlich wie die Hottentotten (nach W. v. Humboldt) durch die Verengerung des harten Gaumens, die wahrscheinlich auch bei den andern finnischen Völkern sich finde, an der Bildung der Zischlaute verhindert sind. Auch das eigenthümliche Zungenschnalzen der Hottentotten, in Folge dessen ältere Reisende ihre Sprache für ein bloßes Gezwitscher hielten, ist hier zu erwähnen. Thunberg (Reise, 1792. II, 61) und Le Vaillant (Erste Reise, 1790. S. 289) haben nur drei, van der Kemp dagegen

Digitized by Google

sechs verschiedene Arten desselben zu unterscheiden gewußt (Lichtenstein, Reise. II, 605). Da jedoch solche Schnalzlaute aus der Sprache der Hottentotten auch in einige Worte bei den Amakosa-Kaffern, ja sogar in die Sprache der Eingeborenen von Port Natal (?) übergegangen sind (Thunberg a. a. O.; Lichtenstein, I, 637; Colenso, Ten weeks in Natal. Cambridge. 1855. p. 60), wird man schwerlich die Ursache dieser Erscheinung auf eine Eigenthümlichkeit der Sprachorgane selbst zurückführen dürfen. Daß man es in diesem Falle nicht mit angeborenen Raçeneigenthümlichkeiten, sondern mit bloß Angewöhntem zu thun habe, scheint auch daraus hervorzugehen, daß Hottentottenkinder die ihre Jugend unter den weißen Kolonisten verleben, nach ihrer Rückkehr zu den Ihrigen ebensowenig wie fast alle Missionäre wegen der Schwierigkeit jener Laute die Sprache ordentlich sprechen lernen (Rheinische Missionsberichte. 1851. S. 54). — Nachrichten über die sonstige Beschaffenheit der Stimme der meisten Völker, abgesehen von der Bildung der Sprachlaute, fehlen fast gänzlich. Doch ist es kaum zweifelhaft daß sich in diesem Punkte ähnliche Unterschiede finden wie diejenigen welche man in neuerer Zeit bei uns bemerkt hat, nämlich daß bei dem Landvolke, auch bei den Männern, sich mehr hohe, in den Städten dagegen mehr tiefe Stimmen finden und daß sich die ersteren immer mehr zu verlieren scheinen. Daß die Stimme der Neger meist schwach und heiser, die der Negerinnen hoch und schrillend ist, wurde früher schon angeführt. Die Kaffern haben gewöhnlich tiefe Baßstimmen, diese sind dagegen bei den Hottentotten selten (Moodie, Ten years in S. Afr. 1835. II, 257).

Was den **Gebrauch der Hände** betrifft, so ist es ein seltener Fall auch bei den Naturvölkern, daß sie sich beider mit gleicher Geschicklichkeit zu bedienen wissen, wie dieß fast bei allen Indianern von Yucatan der Fall ist (Waldeck, Voy. pitt. dans la prov. d'Yucatan 1838, p. 66). Die Rechte hat fast überall, so viel wir wissen, den Vorzug vor der Linken: in Groß Bassam (Guineaküste) wird nur mit jener gegessen, wogegen man an dieser die Nägel lang wachsen läßt und sie allein zu unreinen Beschäftigungen gebraucht (Hecquard, S. 46). Das Wort Molémmi „linkhändig“ kommt als Name bei den Betschuanas vor (Burchell, 1822. II, 368), dasselbe gilt von den Alt-Peruanern (Ausland 1858. S. 205); woraus wir schließen dürfen, daß auch von ihnen die rechte Hand vor der Linken bevorzugt wird. Ebenso entschie-

Digitized by Google

den ist dieß bei den Malaien der Fall, besonders bei den vornehmen: Frauen von hoher Geburt bedienen sich der ersteren nur zum Essen Sticken und Grüßen (Crawfurd). Die Makassaren essen mit der Rechten und waschen sich mit der Linken (Rel. de la captivité du Capit. Woodard dans l'isle de Célébès 1805, p. 150). Aus der Frage der Pelew-Insulaner an Capt. Wilson, welchen Arm er gewöhnlich brauche, scheint hervorzugehen, daß dieß bei ihnen selbst verschieden ist (Keate, Account of the Pelew Isl. 1789, p. 230). Unter den nordamericanischen Indianern sind nur sehr wenige linkhändig (Say bei James, Acc. of an exped. from Pittsburgh to the Rocky Mountains Philad. 1823 I, 284). Hottentotten und Buschmänner wissen sich meist nur einer der beiden Händen mit Geschick zu bedienen (sie sind fast manchot heißt es bei Arbousset et Daumas, Rel. d'un voy. au N. E. du Cap de B. Espérance 1842, p. 479 not.).

In der **Vollkommenheit der Sinne** stehen durchgängig civilisirte Völker Naturvölkern nach, mit einziger Ausnahme des Geschmackssinnes, welcher von den ersteren an mannigfaltigeren und zusammengesetzteren Speisen stärker geübt und mehr dem Genusse dienstbar gemacht wird, während er bei den letzteren nur der einförmigen Befriedigung des Bedürfnisses zu dienen pflegt. In der Regel trifft bei ihnen die Schärfe der sinnlichen Wahrnehmungen mit einer äußerst feinen Deutung und geschickten Benutzung derselben zusammen, z. B. bei Aufspürung des Wildes oder des Feindes. Beides steht miteinander im nächsten Zusammenhange, doch muß man sich hüten es zu verwechseln. Da nämlich die ganze Existenz des Naturmenschen in so vielen Fällen vom Gebrauche seiner Sinne allein abhängt, ist er auf jede sinnliche Einzelnheit höchst aufmerksam die mit einem seiner Interessen in Beziehung steht, faßt sie möglichst genau auf und bemüht sich sie richtig mit andern zu combiniren und zu deuten, obwohl diese Combination selbst eine wesentlich andere Thätigkeit ist als die ursprüngliche Auffassung. Mit der genauen Auffassung und scharfsinnigen Auslegung des Wahrgenommenen pflegt endlich noch bei ihm ein besonders treues Gedächtniß für sinnliche Eindrücke in Verbindung zu treten. So bemerkt z. B. Leichhardt (Tageb. einer Landreise in Austr. 1851, S. 102) von den Australiern: sie haben ein äußerst genaues Localgedächtniß; eigenthümlich gebildete oder gruppirte Bäume, abgebrochene Aeste, leichte Unebenheiten des Bodens scheinen sich gleichsam daguer-

Digitized by Google

reotypiſch ihnen einzuprägen, und daſſelbe gilt von einer großen Menge von andern Einzelnheiten, die nur durch möglichſt concentrirte Aufmerkſamkeit von jenem geübten Reiſenden bemerkt werden konnten. Auch der Europäer lernt indeſſen nach 3—4 Jahren eifrig fortgeſetzter Uebung bisweilen doppelt ſo weit ſehen als vorher, nur kommt es bei ihm gewöhnlich nicht zu der Ausdauer im Spüren welche die Eingeborenen beſitzen (Hodgson, Reminisc. of Austr. 1846, p. 249). Aehnlicher Scharfſinn im Auffinden und Deuten auch der unbedeutendſten Spuren wie die Hottentotten zeigen, wird auch den holländiſchen Bauern am Kap nachgerühmt (Kretzſchmar, Südafr. Skizzen 1853, S. 327). Von den Wüſtenarabern, welche beſtimmte Gegenſtände in viel bedeutenderer Ferne zu erkennen vermögen als die Europäer, werden viele intereſſante Beiſpiele dieſer Art erzählt (Ritter, Erdkunde X, 1099; Riley, Schickſale u. R. an der Weſtk. von Afr. 1818, S. 137; d'Escayrac, d. afr. Wüſte u. d. Land d. Schwarzen 1855, S. 287; Werne, Feldz. nach Taka, S. 122): Die Fußſpuren einzelner Thiere oder Menſchen wußten ſie auf ungepflaſterten Wegen unter Tauſenden mit Sicherheit zu verfolgen. Die Miſchlinge leiſten Aehnliches hierin wie die reinen Naturvölker ſelbſt: die Gauchos in Süd-America erlangen in der Deutung der Spuren dieſelbe Virtuoſität wie die reinen Indianer (Capt. Head, Rough notes 2d ed. p. 257). Ein Baſtaard (Hottentottenmiſchling) entdeckte in einer Entfernung von mehr als 1000 Meter die Kopfbewegung einer Gazelle, die im Graſe von gleicher Farbe wie ſie ſelbſt ſich gelagert hatte (Delegorgue, Voy. dans l'Afr. austr. 1847, 1, 135). Es kann hiernach wohl kaum noch zweifelhaft ſein, ob wir in jenen Fällen eine urſprüngliche höhere Begabung des Naturmenſchen anzunehmen haben oder eine erworbene Cultur der Sinne, zu welcher die Lebensweiſe hinführte. Beides wirkt höchſt wahrſcheinlich überall zuſammen,* wie es ja auch bei Thieren viele Beiſpiele dafür giebt, daß eine durch mehrere Generationen hindurch fortgeſetzte Uebung der Sinne in einer gewiſſen Richtung eine entſprechende höhere Begabung derſelben in dieſer Hinſicht allmählich herbeiführt. Ein Beiſpiel das hierauf mit großer Beſtimmtheit hinweiſt, iſt

* Dieß iſt auch die Anſicht von Rengger (Naturgeſch. der Säugeth. v. Paraguay S. 10), welcher erzählt daß die Indianer die Art des Wildes an dem Geräuſche im Gebüſch und ein berittenes Pferd von einem frei herumlaufenden am Hufſchlage unterſcheiden.

das der Dajaken, unter denen die nomadiſch lebenden außerordentlich ſcharf ſehen hören und riechen, während dieß bei denen die das Land bauen, nicht der Fall iſt (Kessel im Bullet. soc. géogr. 1852, II, 514).

Daß Wüſtenvölker wie ihre Kameele und Pferde und wie die Ochſen am Kap, Waſſer ſchon in beträchtlicher Entfernung wahrnehmen iſt bekannt. Auch Europäer erlangten dieſe Fähigkeit (Burckhardt, R. in Nubien 1820, S. 286; Le Vaillant, erſte R., S. 348), und man wird ſich kaum darüber wundern, daß nach anhaltender großer Trockenheit der Luft ein höherer Feuchtigkeitsgrad derſelben eine eigenthümliche Empfindung verurſacht. In Auſtralien, wo Leichhardt (S. 152) weder an Menſchen noch an Thieren etwas dieſer Art bemerken konnte, hörte Mitchell (Journal of an exped. in Tropical Austr. 1848, p. 264, 375) einen Eingeborenen von einem ſich erhebenden Winde den Ausdruck gebrauchen „er röche nach Waſſer", und fand daß ſeine Hunde leichter als die Eingeborenen, dieſe aber leichter als die europäiſchen Reiſenden Waſſer entdeckten.

Geſicht und Gehör ſind vorzüglich ſcharf bei den Hottentotten und Buſchmännern (Burchell u. A.): die letzteren leiſten mit dem Auge allein was wir mit mäßig guten Fernröhren erreichen (Lichtenſtein II, 320); ferner bei den Auſtraliern (Turnbull, R. um d. Welt im Mag. d. Reiſebeſchr. Berl. 1806, S. 36; Cunningham, Two years in N. S. Wales 1827, II, 13); bei vielen Polyneſiern, den Neu Seeländern, den Bewohnern des Paumotu Archipels, welche Schiffe aus viel bedeutenderer Ferne ſahen als es Europäern möglich war (Moerenhout, Voy. I, 172); bei den meiſten Jägervölkern von mongoliſcher Raçe, z. B. den Tunguſen, deren Geruch und Taſtſinn dagegen nur ſchlecht entwickelt iſt (Tooke, Russia III, 77), den Kalmücken, von denen daſſelbe erzählt wird was wir ſoeben über die Buſchmänner anführten. Auch den Papuas von Neu Guinea wird ein ſehr ſcharfes Auge und Ohr zugeſchrieben (Lesson, Voy. médical 1829, p. 204 not.), wogegen ihr Geſchmacksſinn wohl äußerſt ſtumpf ſein muß, da Freycinet (Voy. aut. du m. 1827, II. 23) von einem derſelben erzählt, daß er den ganzen Inhalt einer dargebotenen Pfefferbüchſe auf einmal verſchlang und nicht allein gar keine Unbequemlichkeit davon ſpürte, ſondern ſogar den Geſchmack vortrefflich fand. In ähnlicher Weiſe erſcheinen oft auch Gehörsempfindungen einem Volke angenehm, die auf ein anderes einen höchſt widrigen Eindruck machen: die Be-

Digitized by

wohner von Bouka (Salomonsinſeln) wurden durch Violinſpiel entzückt, während ſich die Vandiemensländer dabei die Ohren zuhielten (Labillardière II, 50). Auf die Eskimos machten Geigen und Flöten gar keinen Eindruck (Seemann, R. um d. Welt 1853 II, 67).

Auch der Geſichtsſinn der eingeborenen Americaner wird als gut entwickelt geſchildert. Azara (Voy. dans l'Am. mérid. 1809 II, 9) hebt die große Schärfe von Auge und Ohr bei den Charruas hervor und Dobrizhoffer (II, 24) hat Außerordentliches namentlich von dem Geſicht der Abiponer erzählt. Noch allgemeiner aber wird die ausgezeichnete Schärfe des Geruches an dieſer Race gerühmt: ſo z. B. an den Caraiben und Peruanern, welche den Weißen, den Neger und den Americaner durch den Geruch zu unterſcheiden (Labat, Nouv. voy. aux Isles de l'Am. 1724 I, 1, 157; Humboldt, Neu-Spanien I, 245), und ſie, wie die Beduinen verlaufene Kameele durch den Geruch aufzuſpüren wiſſen (Burckhardt, S. 300). Aehnliches haben wir ſchon früher von den Eingeborenen von Luzon und den Auſtraliern anzuführen Gelegenheit gehabt. Die öſtlichen Nachbarn der Botokuden, die Machacares, obgleich keine wilden Indianer mehr, ſondern unterworfene (Indios mansos), unterſcheiden durch den Geruch in verlaſſenen Hütten den Indianerſtamm dem ſie zugehören (Feldner, Reiſen durch Braſil. 1828 II, 146). In Nord-America ſind namentlich in früherer Zeit gefangene Indianer zur Aufſpürung des Feindes oft von den Weißen benutzt worden und ſie pflegten ſich hierzu wie zur Auffindung des Wildes hauptſächlich des Geruches zu bedienen. Oberſt Church, der ſich in den erſten Kriegen der Anſiedler gegen die Indianer durch wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit auszeichnete, ſetzt in ſeiner Geſchichte des Krieges gegen den Indianerkönig Philipp den Geruchsſinn der Eingeborenen dem eines Schweißhundes nur wenig nach (Drake, The book of the Indians, biogr. and hist. 9th ed. Boston 1845). Es erſcheint daher als befremdende Ausnahme daß die Potawatomis in der Schärfe dieſes Sinnes den Weißen nachſtehen (Keating, Narr. of an exped. to the source of S. Peter's R. 1825, I, 136).

Beim Neger ſind nach Pruner (Ztſchft. der d. morgenl. Geſ. I, 132) Geruchs- Geſichtsnerven und Quintus ſtark entwickelt, doch iſt ſein Geſichtsſinn nur ſehr mittelmäßig; Geſchmack und Geruch ſcheinen eben ſo mächtig auf ihn einzuwirken als ſie ungebildet ſind, da-

gegen ist das Gehör in höherem Grade entwickelt, besser als namentlich beim Aegypter. Es liegt hierin eine Warnung dagegen daß man nicht, wie so oft geschehen ist, aus der starken räumlichen Entwickelung eines Sinnesorganes für sich allein eine bedeutende Schärfe des betreffenden Sinnes und eine höhere Begabung desselben bloß theoretisch folgere. So hat man besonders die bedeutende Entwickelung des Siebbeines und des Geruchsorganes überhaupt beim Neger auf überwiegend thierische Anlage desselben deuten wollen, wogegen Jarrold S. 144 mit Recht bemerkt hat daß der Neger seinen Geruchssinn durchaus nicht in größerer Ausdehnung als andere Menschen gebraucht, etwa zur Unterscheidung der verschiedenen Nahrungsmittel u. dergl. Ja der Neger leistet in der Regel trotz der starken Entwickelung des Organes mit dem Geruche bei weitem nicht das was der eingeborene Americaner vermag. Könnte man jene Thierähnlichkeit demnach zwar aus dem Gesichtspunkte der Anatomie zugeben, so wäre sie doch unhaltbar aus dem der Physiologie. Allerdings wissen auch die Bewohner von Kordofan, wenn sie flüchtigen Sklaven nachsetzen, wie Spürhunde aus Tausenden von Fußtritten die Spur Einzelner herauszufinden und zu verfolgen (Russegger, Reise II, 2, 151), Aehnliches wird auch von den Negern in den Kolonieen erzählt, besonders bei Gelegenheit der Kriege mit den Maronen, doch sind diese Leistungen, von denen sich erst noch fragen würde ob das Gesicht oder der Geruch dabei die Hauptrolle spiele, nach dem vorhin Angeführten weder etwas Außerordentliches das aus einer besonderen Begabung erklärt werden müßte, noch scheinen sie in Africa häufiger vorzukommen als anderwärts. B. Edwards (Proceedings of the governor of Jamaica in regard to the Maroon Negroes 1796, p. XXXIX) behauptet daß der Geruch und Geschmack des Negers stumpf, Gesicht und Gehör dagegen scharf seien. Dem ersten Theile dieser Angabe widerspricht indessen Dallas (Gesch. der Maronen Neger auf Jamaica 1805, S. 149) und es mag sich wohl die angebliche Stumpfheit des Geschmackes beim Neger nur darauf gründen daß er ohne Wahl Alles ißt was ihm vorkommt. Auf eine gute Ausbildung des Ohres weist seine große Musikliebe hin, die sich hauptsächlich mit einem sehr richtigen Gefühle für Takt und Rhythmus zu verbinden pflegt, während man seine Fähigkeit zur Auffassung von Melodieen bisweilen nur ziemlich gering geschätzt hat (Hamilton Smith, Nat. hist. of the hum. species 1848,

p. 194). Allerdings ist die Musik der Neger oft nicht viel mehr als ein scheußlicher Lärm, doch wird sich ihnen ein musikalisches Ohr nicht wohl absprechen lassen, da der Gesang wie die Flöten- und Hornmusik in Aschanti, die Musik der Mandingos, namentlich in Kuranko, ebenso die in Benin und in Dahomey mehrfach als angenehm und harmonisch gerühmt werden — in Dahomey versteht man Terzen Quinten und ganze Accorde in der Musik anzuwenden (Bowdich, Mission nach Aschanti 1820, S. 376; Dupuy, Journal of a resid. in Ashantee 1824, p. 106; Hecquard, R. an d. K. v. West-Afr. 1854, S. 121 u. 132; Laing, Voy. dans le Timmani, Kouranko 1826, p. 187 u. 210; Bosmam, Viaggio in Guinea Ven. 1752. III, 278; Dalzel, Gesch. v. Dahomey 1799, p. XXXIV). Auch ist daran zu erinnern daß ein großer Theil der Volksmusik in den Vereinigten Staaten von den Negern stammt (Pickering, The races of man 1849, p. 185) und daß sich dort Sklaven oft ihren Herren abmiethen um durch Musikmachen Geld zu verdienen. Proben von Negerliedern bei Busch (Wanderungen zw. Hudson u. Mississ. I. 254 ff.). Hatten die Maronen-Neger auf Jamaica zum Rufe eines jeden Einzelnen ein bestimmtes Hornsignal (Dallas a. a. O.), so wird am Camerones ein noch weit ausgedehnterer Gebrauch von musikalischen Signalen gemacht: man theilt durch sie Nachrichten mit und führt eine Art von Unterhaltung auf diese Weise (Allen and Thomson II, 307). Dasselbe geschieht auf der Goldküste (Cruickshank, Achtzehnjähr. Aufenthalt auf d. Goldk. S. 283) und auf Bissaux (Bissagos-Archipel) publicirt man königliche Befehle auf diesem Wege (Durand, Voy. au Sénégal, an X, I. 213). — Was endlich den Tastsinn des Negers betrifft, so hat ihn H. Smith (a. a. O.) als vorzüglich fein bezeichnet. Verschiedene Druckempfindungen werden von den Fanti-Negern sehr genau geschätzt: sie gebrauchen den Mittelfinger zur Prüfung des Goldgewichtes und ziehen dieses Verfahren der wirklichen Wägung meist vor (G. A. Robertson, Notes on Africa 1819, p. 168).

Wir glauben uns berechtigt aus den angeführten Beispielen zu schließen daß die verschiedenen Leistungen der Sinne auf nichts weniger als auf einer verschiedenen Begabung der einzelnen Racen beruhen, sondern allein von den verschiedenen Veranlassungen abhängen welche die Lebensgewohnheiten der Menschen für ihre Ausbildung darbieten.

Digitized by Google

Geben wir uns auch am Ende dieſes Abſchnittes Rechenſchaft von dem Reſultate zu welchem uns unſere Erörterung geführt hat, ſo müſſen wir eingeſtehen daß es bis jetzt noch kein vollkommen befriedigendes iſt. Die Vergleichung des Negers mit dem Affen auf der einen, mit dem Europäer auf der anderen Seite, hat gezeigt daß allerdings nicht unerhebliche anatomiſche Unterſchiede innerhalb des Menſchengeſchlechtes vorliegen, und wenn dieſe auch weder ſo zahlreich und beträchtlich ſind als man ſie häufig dargeſtellt hat um dem Neger möglichſt genau eine mittlere Stellung zwiſchen dem Europäer und dem Affen zu geben, noch auch auf ſo ausſchließlichen und ausnahmslos wiederkehrenden Eigenthümlichkeiten der einzelnen Raçen beruhen um als eine unwandelbare feſte Grenze zwiſchen ihnen betrachtet werden zu dürfen, ſo iſt ihre Bedeutung doch groß genug um es für jetzt noch als zweifelhaft erſcheinen zu laſſen, ob ſie innerhalb oder außerhalb des Umfanges zu ſetzen ſeien, den wir unſerer früheren Unterſuchung gemäß den erſt im Laufe der Zeit an dem phyſiſchen Menſchen zu Tage kommenden Veränderungen anweiſen durften. Um dieſe Frage zu entſcheiden, wird es einer weiteren Prüfung derſelben bedürfen, die wir dem vierten Abſchnitte vorbehalten. In Rückſicht der phyſiologiſchen Vergleichung der verſchiedenen Menſchenſtämme dagegen dürfen wir ſchon hier als ſicher hinſtellen, daß ihr Ergebniß für die Behauptung der Arteinheit des Menſchengeſchlechtes entſchieden günſtig iſt, denn überall haben ſich die vielfachen Verſchiedenheiten welche wir namhaft zu machen hatten, nicht als feſte, ſondern als fließende und vom Wechſel der äußeren und inneren Lebenslage abhängige herausgeſtellt.

Anhang.

Ueber die angebliche Lebensunfähigkeit der Americaner Polyneſier und Auſtralier.

Die Thatſachen welche wir zuſammengeſtellt haben, dürften allerdings für ſich ſchon hinreichen zu dem Beweiſe daß es keinem der Naturvölker an Lebenskraft mangelt, doch bleibt noch ein Hauptumſtand übrig

Digitized by Google

auf welchen sich die gegentheilige Behauptung stützen läßt, nämlich das schnelle Hinsterben durch welches in neuerer Zeit mehrere von ihnen ihrem gänzlichen Untergange immer näher gebracht zu werden scheinen. Wir werden daher kurz zu erörtern haben ob die Ursache der ihnen drohenden Vernichtung in einem gewissen Mangel ihrer eigenen Organisation, in einem Mangel an Lebenskraft zu suchen oder aus anderen, ihnen selbst zufälligen Umständen zu erklären ist. Die Menschenstämme um die es sich hierbei handelt, sind die eingeborenen Americaner Polynesier und Australier.

Die rasche Abnahme der eingeborenen Bevölkerung von America ist für den nördlichen Theil gegenwärtig durch den officiellen Census der Vereinigten Staaten so sicher gestellt, daß sie keinen Zweifel mehr zuläßt. Eine bloß scheinbare Verminderung derselben hat allerdings hier und da auch stattgefunden. Wenn z. B. fast alle Völker welche die ersten Einwanderer in dem jetzigen Gebiete von Louisiana und Mississippi vorfanden, selbst bis auf ihre Namen fast gänzlich verschwunden sind, so kann man dieß aus Mißverständniß oder auch aus einem Wechsel dieser Namen selbst erklären. Aus Namen von kleinen Abtheilungen werden von Reisenden, abgesehen von gänzlichen Mißverständnissen, die auch nicht allzu selten sind, oft Völkernamen gemacht oder bloß relative Benennungen werden falsch aufgefaßt. In Süd-America finden sich die Puelches, die Leute von Osten; die Pechuenches, die Leute aus den Araucariawäldern u. s. s. Aehnliche Bedeutung haben alle analogen dort vorkommenden Namen auf che, sie sind oft Bezeichnungen eines kleinen nach seinem Häuptlinge genannten Zweiges von einem Volke (Pöppig, R. I, 461). Man wird sich nicht wundern wenn solche Völker nach kurzer Zeit spurlos verschwinden, so wenig als in den Fällen in welchen die Benennungen bloß relative Ortsnamen sind, wie z. B. auf Madagascar Antatsimon, Volk des Südens; Antavaratch, Volk des Nordens u. s. w. (d'Unienville, Statistique de l'Ile Maurice 1838. III, 242). Eine fernere bloß scheinbare Verminderung der Volkszahl ist ohne Zweifel häufig die natürliche Folge der Uebertreibungen gewesen die ältere Reisende in dieser Rücksicht begangen haben, nicht immer absichtlich, sondern gewiß oft auch unwillkürlich, indem sie, umringt von einer großen Zahl von Eingeborenen die sich von nah und fern auf dem Punkte gesammelt haben mochten, wo sie die wunderbaren Fremdlinge sehen

Digitized by Google

oder die Eindringlinge vertreiben wollten, vorausſetzten daß das ganze umliegende unerforſchte Land ungefähr ebenſo dicht bevölkert ſei als die kleine Strecke die ſie aus eigener Anſicht kennen lernten. In die älteren Schätzungen der eingeborenen Bevölkerung von America und von Polyneſien haben ſich offenbar große Irrthümer eingeſchlichen die aus dieſer Quelle entſprungen ſind. Hier und da iſt eine bloß ſcheinbare Verminderung der Indianerbevölkerung in den Vereinigten Staaten auch dadurch entſtanden, daß man in früherer Zeit bei den Zählungen die ſämmtlichen Miſchlinge zu jener gerechnet, ſpäter aber ſie als Bürger unter die Zahl der Weißen aufgenommen hat. Dieß iſt z. B. in Minneſota geſchehen. Kommen wir indeſſen auf die Urſachen der wirklichen Verminderung, ſo ſind unter dieſen verheerende Krankheiten an erſter Stelle zu nennen.

Mögen die americaniſchen Indianer ſchon vor der Ankunft der Weißen durch peſtartige Krankheiten öfter heimgeſucht worden ſein, wie ſich aus mehreren Andeutungen zu ergeben ſcheint, ſo gleicht doch nichts den ungeheuren Verheerungen die nach dieſer Zeit durch Krankheiten von verſchiedener Art, hauptſächlich aber durch die Blattern unter ihnen angerichtet worden ſind. Keine Race ſcheint in demſelben oder auch nur in ähnlichem Maaße gelitten zu haben und namentlich ſcheinen die Neger von Unglück dieſer Art faſt zu aller Zeit in hohem Grade verſchont geblieben zu ſein. An den Ufern des Golfes von Mexico und auf den Antillen die von den Weißen zuerſt beſucht wurden, traten auch die Blattern zuerſt verwüſtend auf und trugen ſehr viel, vielleicht das Meiſte zu der gänzlichen Entvölkerung bei, welche auf den großen weſtindiſchen Inſeln ſchon nach hundert Jahren eingetreten war. In den nördlicheren Theilen des Continentes ſcheinen ſie erſt einige Jahre nach der Ankunft der erſten Anſiedler in Neu-England, etwa um 1630 mächtig um ſich gegriffen zu haben und die Eingeborenen wußten hier wie anderwärts recht wohl wem ſie dieſes Geſchenk verdankten. Ging in Neu-England unter ihnen die Sage daß die Weißen das Blatterngift auf Flaſchen gezogen bei ſich führten, die ſie nur zu öffnen brauchten um die Indianer maſſenweiſe zu verderben — eine Fabel welche von Anſiedlern ſelbſt fleißig verbreitet, vielleicht ſogar erfunden worden iſt um ſich furchtbar zu machen — ſo kamen in Süd-America Aeußerungen der Indianer wie die von Dobrizhoffer II, 304 mitgetheilte öfter war: „die Weißen ſind doch

gute Menſchen! ſagten ſie, ſie haben uns für das viele Gold und Silber das ſie von uns weggeſchleppt haben einen reichen Erſatz gebracht, die Pockenſeuche.“ Von den Verheerungen welche dieſe unter ihnen angerichtet hat, wird man ſich einen Begriff machen können nach folgenden Angaben, die indeſſen auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch machen. Von den Nordindianern ſtarben an dieſer Krankheit $^9/_{10}$ (Hearne, R. v. Prinz Wallis-Fort bis z. Eismeer 1797. S. 168 not.), die Mandans ſind bis auf wenige einzelne im J. 1837 durch ſie ganz zu Grunde gegangen, die Schwarzfüße ſind von 30—40000 bis auf 1000 zuſammengeſchmolzen; ähnlich waren die Verwüſtungen unter den Krähenindianern Minetarris Cumanchen und Riccaris, namentlich unter den letzteren tödeten ſogar viele der Geneſenen ſich ſelbſt aus Kummer über die Entſtellung die von der Krankheit zurückgeblieben war (Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes I). Von den Omahas wurden $^2/_3$ hingerafft (W. Irving, Aſtoria 1838. S. 119). Nicht beſſer erging es den Indianern in Californien (Schoolcraft ebendaſ. III), in den dortigen Miſſionen ſoll die Hälfte durch die Blattern zu Grunde gegangen ſein (Wilkes, U. St. Expl. Exped. 1845. V, 172). In Süd-America ſcheint das Schickſal der Eingeborenen nicht minder hart geweſen zu ſein. Große Blatternepidemieen haben gewüthet unter den Indianern von Paraguay und Gran Chaco (Pöppig, R. II. 452), unter den Puelchen (d'Orbigny), unter den Corroados, bei den Caraiben, am Marannon (Maynas) und im ganzen nördlichen Theile von Peru (v. Eſchwege, Journal v. Braſil. 1818. I, 206; Labat, Nouv. voy. aux isles de l'Am. 1724. II, 122; Allerhand lehrreiche Brief v. d. Miſſ. d. Geſ. Jeſu od. d. Neue Welt-Bott, Augsb. 1726. I, 60; Ulloa, Voy. hist. de l'Am. mérid. Amst. 1752. I, 349). Nur am oberen Orinoco ſind die Blattern faſt unbekannt (Humboldt u. Bonpland, R. IV, 26). Nach Molina (Essai sur l'hist. nat. du Chili 1789, p. 23) hätten die Indianer von Chili bis dahin noch nichts von den Blattern zu leiden gehabt, doch müſſen ſie ihre Verderblichkeit wohl kennen, da jener Schriftſteller ſelbſt erzählt daß ſie die Hütten in denen ſie einen Blatterkranken vermuthen, ſtets in Brand ſchießen und den Kranken mit verbrennen laſſen; dagegen erzählt der zuverläſſigere Falkner (Beſchr. v. Patagonien 1775) daß die Araucaner von dieſer Seuche allerdings heimgeſucht worden ſeien. In Guiana ſind die Dörfer der

Digitized by Google

Taruma Atorai oder Atoraya und Taurai-Indianer verſchwunden. Blattern Maſern und die Furcht vor Beherung durch die Kanaima haben ſie faſt ganz aufgerieben. Die Zahl der Macuſis ſchmilzt immer mehr zuſammen, wie die der Wapiſiana und der Amaripa, die ſprachlich zu den Atorai gehören (Schomburgk im Journal R. geogr. soc. XV, 26). In Braſilien traten auch ſonſt noch zu den Blattern oft andere Krankheiten, namentlich Rötheln hinzu die den Untergang der Eingeborenen beſchleunigten. ⅔ der Eingeborenen des Oregongebietes ſind an Fiebern und Blattern zu Grunde gegangen (de Smet, Missions de l'Oregon. Gand. 1848, p. 19). Im Mosquitolande haben Blattern und Maſern gewüthet (Bericht über d. Unterſ. des Mosquitol. 1845, S. 21; Young, Narr. of a resid. on the Mosquito shore 2d ed. 1847, p. 24, 73). In großem Maaßſtabe trugen zu dieſer Verderblichkeit, weit mehr noch als der Mangel an Aerzten, die falſchen, oft geradezu tödtlichen Kuren bei, denen die Kranken unterworfen wurden, die Dampfbäder und die auf ſie folgenden raſchen Abkühlungen in den Blattern u. dergl. (John Dunn, Hist. of the Oregon Territory. 1844, p. 115 ff.). Die ſog. oberen Tſchinuks wurden im J. 1823 von 10000 auf 500 durch Wechſelfieber reducirt und zwar, wie dieß öfters bei den nordamericaniſchen Indianern vorgekommen iſt, ſo ſchnell daß die Kräfte der Ueberlebenden nicht hinreichten die Todten zu begraben (Wilkes V, 140, Hale, 215).

Es verdient hierbei beſondere Beachtung daß mehrere Erfahrungen (Darwin, R. deutſch v. Dieffenbach II, 214 hat einige derſelben zuſammengeſtellt) dafür zu ſprechen ſcheinen daß das bloße Zuſammentreffen von Menſchen verſchiedener Raçe, ſelbſt bei vollſtändiger Geſundheit beider, bisweilen verderbliche Krankheiten erzeuge, von denen alsdann vorzugsweiſe die niedere von beiden Raçen oder die der Eingeborenen welche in ihrem Lande von Fremden aufgeſucht werden, zu leiden hat. So weiſt Humboldt (Neu-Spanien, IV) darauf hin daß die großen Epidemieen von Panama und von Callao durch die Ankunft pon europäiſchen Schiffen in Chili „bezeichnet" ſind. So ſind in der Südſee zerſtörende Fieber Ruhr u. dergl. kurze Zeit nach Ankunft der Europäer den Eingeborenen in großer Ausdehnung verderblich geworden. Der Glaube daran daß die Weißen alle Krankheiten bringen, iſt in der Südſee allgemein: auf den Gambierinſeln, wo die Sterblichkeit der Eingeborenen ſeit der Ankunft der Europäer zugenommen hat,

Digitized by Google

auf Rapa, Raivavai, Tubuai, Rurutu, Rarotonga (Moerenhout I, 139, 288 und ſonſt), ſelbſt bei den Bewohnern von Pitcairn (Beechey), in Tahiti (Turnbull, R. um d. Welt. 1806, S. 266). Namentlich iſt in Rarotonga eine verheerende Seuche unmittelbar nach dem Verkehr der Eingeborenen mit einem angeblich völlig geſunden europäiſchen Schiffe ausgebrochen (Williams im Baſeler Miſſions-Magazin. 1838, S. 100). Auch in Celebes herrſcht dieſe Meinung in Folge deren einſt Brooke am Landen gehindert wurde (Brooke, Narr. of events in Borneo and Cel. 2d ed. 1848, I, 48). Freilich wird man ſich, auch wenn die oben ausgeſprochene Anſicht ſich als richtig erweiſen ſollte, darum noch nicht zu der naturwiſſenſchaftlich myſtiſchen, beſonders aber in America aus leicht begreiflichen Gründen ſehr populären Behauptung verſtehen können, daß der Naturmenſch und namentlich der Eingeborene der neuen Welt auch ohne Trunk, Krieg oder ihm zugetragene Krankheit bei Annäherung der Civiliſation „wie von einem giftigen Hauche berührt, ausſterbe," weil er „von der Natur ſelbſt dem Untergange geweiht ſei" (Pöppig, Art. „Indier" b. Erſch und Gruber, gegen Ende), daß er urſprünglich mangelhaft organiſirt, in ſich den Keim des Todes trage (v. Martius, und ähnlich Dieffenbach über die Neu-Zealänder).

Es ſteht nichts der Annahme im Wege daß durch Krankheiten ſchwer heimgeſuchte Völker, wie wir dieß auch in Europa finden, ſich von den erlittenen Verluſten unter günſtigen Umſtänden wieder erholen und an Zahl wieder zunehmen. Von den Crees in Nordamerica wird dieß mit Beſtimmtheit verſichert (Simpson, Narr. of a journey round the w. 1847, I, 87 f.), ebenſo von den Winibegs (Schoolcraft a. a. O. II, 535) von den Apachen, die einen Theil ihres Landes den Mexicanern allmählich wieder abgewonnen haben (Kendall, Narr. of an exped. across the prairies. 1845, II, 67), und in noch viel bedeutenderem Maaße von den Sauks, welche ihre Kriegsgefangenen durch Adoption in ihren Stamm aufzunehmen pflegen (Keating I, 225). So ſehr die Eingeborenen von Guatimala (erzählt Gage, Voy. dans la Nouv. Espagne. Amst. 1771, II, 68) von den Spaniern auch gedrückt werden, vermehren ſie ſich doch ſo ſtark, daß jene ihre Zunahme fürchten. Tſchudi (II, 369) widerſpricht ausdrücklich dem von Weigl und ſpäter von Martius behaupteten Hinſterben der eingeborenen Peruaner bei der Annäherung der Civiliſation, das namentlich für

Digitized by Google

Maynas durch Krankheiten genügend erklärt iſt, und Dobrizhoffer (III, 140 und ſonſt) hebt hervor daß die Volkszahl der Abiponer bedeutend zugenommen habe, nachdem das Verſtoßen der Weiber, der Kindermord und die Polygamie abgeſtellt worden ſeien. Hören wir doch auch bei Völkern anderer Raçen von einer ſehr ſtarken Abnahme ohne daß es deshalb jemandem einfiele daraus auf Unkräftigkeit oder Lebensunfähigkeit derſelben zu ſchließen, weil ſich die Verminderung aus anderen Urſachen und zwar aus ganz ähnlichen wie die in America, in der Südſee und in Auſtralien wirkenden genügend zu erklären ſcheint. Als bekannte Beiſpiele führen wir hier nur an, die unter äußerſt hartem Drucke lebenden Jakuten und Aleuten (Billings, R. nach d. nördl. Gegenden v. ruſſ. Aſ. und Am. 1803, S. 121; Wrangell, Statiſt. und ethnogr. Nachr. über d. ruſſ. Beſ. in Am. 1839, S. 218), die Jukagiren und Kamtſchadalen. Die Aleuten gehen durch Branntwein, häufige Hungersnoth, Ausſchweifungen und eine zu Zeiten faſt ſyſtematiſch betriebene Ausrottung durch die Ruſſen zu Grunde: ohne daß Kindermord ſtattgefunden hätte, trat nur etwa $^1/_{11}$ der unter beſſeren Verhältniſſen bei ihnen zu erwartenden Geburten ein, doch haben dieſe in ſpäterer Zeit ſich verdoppelt. Zum Untergange der im Verſchwinden begriffenen Kamtſchadalen tragen bekanntlich geſchlechtliche Ausſchweifungen und zahlreiche Selbſtmorde viel bei.

Als eine zweite Haupturſache welche die Eingeborenen von America dem Untergange entgegenführt, ſind ihre eigene Lebensweiſe und ihre Verhältniſſe untereinander zu betrachten. Viele dieſer Völker pflegten gar keine Vorräthe für den Winter zu ſammeln, ſondern alle Nahrungsmittel die ſie gerade hatten in kurzer Zeit vollſtändig aufzuzehren, daher ſie denn oft der bitterſten Noth und dem äußerſten Elende preisgegeben waren. Unter den Jagdthieren richteten ſie, wenn ſich die Gelegenheit dazu darbot, oft große Verwüſtungen an und beraubten ſich dadurch ſelbſt ihrer wichtigſten Hülfsquellen für die Zukunft. Lebten die Indianer an der Hudſons-Bai doch ſogar des Glaubens, daß ſich die Hirſche immer um ſo ſtärker vermehrten, eine je größere Anzahl derſelben ſie erlegten (Ellis, R. nach Hudſons-Meerb. Gött. 1750, S. 196). Wie bei vielen aſiatiſchen Völkern kommt es auch in America häufig vor, daß mit dem Todten ſein werthvollſtes Eigenthum begraben oder verbrannt wird; bei den Sioux pflegen die Kurkoſten, das Leichenbegängniß und die Geſchenke an die Leidtragenden das

Vermögen des Verstorbenen aufzuzehren, so daß die Ueberlebenden in Noth gerathen (Schoolcraft II, 194). Fallen in den alten Culturstaaten America's, in Mexico und Peru, zwar diese Ursachen der Bedrängniß hinweg welche die Volkszahl im Ganzen nur herabdrücken können, so forderte dagegen der religiöse Cultus in dem erstern dieser beiden Länder massenhafte Menschenopfer, die in gleicher Menge und Häufigkeit auch bei den Völkern in Uebung waren, welche in Religion und Halbcultur den Azteken verwandt, sich bis nach Panama herab ausbreiteten (Ternaux, Recueil de docum. sur l'hist. des possess. espagnoles dans l'Am. 1840, p. 115 ff.). Ohne uns bei weiteren Details über diese Dinge hier aufzuhalten, erwähnen wir nur noch der vielen und erbitterten inneren Kriege welche die Indianervölker von jeher miteinander geführt zu haben scheinen. Oft um sehr geringer Ursachen willen begonnen, in Folge des Verdachtes einer Bezauberung oder aus Rache eines Einzelnen, der aus einer persönlichen Sache eine allgemeine Angelegenheit zu machen weiß, sind Kriege mit ihren Nachbarn für manche dieser Völker zu einem wahrhaften Bedürfnisse geworden das alljährlich zur bestimmten Zeit seine Befriedigung verlangt; sie sind das Hauptgeschäft und eigentliche Lebenselement Vieler, und wenn es auch wahr ist, daß sie bisweilen nicht sehr blutig waren, so ist doch ebenso gewiß, daß eigentliche Vertilgungskriege nicht gerade seltene Fälle bei ihnen gewesen sind, bald herbeigeführt durch wirklichen Mangel an Subsistenzmitteln, bald durch ein lange genährtes und durch vielfache Wechselfälle des Glückes immer stärker geschürtes Gefühl der Rache auf beiden Seiten. So wurden z. B. die Kupferminen- durch die Hundsrippen-Indianer fast vertilgt (Hearne a. a. O.), die Moquis durch die Navajos in hohem Grade geschwächt (Schoolcraft I, 244), die Osagen durch ihre erstaunlich vielen Feinde innerhalb 10 Jahren auf die Hälfte ihrer früheren Anzahl reducirt (Nuttal, Journal of trav. into the Arkansa Territ. Philad. 1821, p. 172; Gregg, Karawanenzüge durch d. westl. Prärieen. 1845, II, 189). Der kleine Rest des besiegten Volkes wird dann nicht selten von dem siegenden in sich aufgenommen und sein Name verschwindet von da an aus der Geschichte. Auf diese Weise sollen z. B. die Creeks allmählich die Reste von 15 anderen Stämmen verschlungen haben.

An dritter Stelle haben wir die Kämpfe der Indianer mit den

Digitized by Google

Weißen und ihren Verkehr mit dieſen überhaupt hervorzuheben. Es wird hinreichen in Rückſicht auf dieſen Punkt nur einige der ſchlagendſten Thatſachen zuſammenzuſtellen, zumal da wir anderwärts in etwas größerer Ausführlichkeit auf denſelben zurückkommen werden. Man thut wohl daran ihn nicht aus den Augen zu verlieren, wenn es ſich um die Beantwortung der Frage handelt ob dem europäiſchen Menſchen im Gegenſatze zu den anderen Raçen der Charakter der Menſchheit vorzugsweiſe oder in höherem Grade zugeſprochen werden könne als dieſen.

Es iſt ein hiſtoriſch feſtſtehendes Factum daß die Natchez, die Schawanoes, die Delawares, Potowatomis, Seminolen, Kaſkaſkias und mehrere andere einſt mächtige Völker hauptſächlich durch die Kriege welche ſie mit den Weißen führten, entweder vollſtändig vertilgt oder doch dem Untergange ſo nahe gebracht worden ſind, daß ſie als Völker nicht mehr fortbeſtehen. Noch jetzt werden in den Golddiſtricten Californiens die Indianer, wo ſie ſich blicken laſſen, wie wilde Thiere gejagt, und noch in der neueſten Zeit hat man in Mexico Indianer und weiße Americaner gemiethet, denen man jeden von den Apachen eingebrachten Skalp bezahlte; nur erſt in Folge des Verdachtes daß auch Weiße des Blutpreiſes wegen umgebracht würden, hat man die Sache wieder abgeſchafft (Kendall II, 62). Unter den ſog. Helden von Old Kenducky und Virginien gab es bekanntlich Menſchenjäger die ſich dreiſt in Bezug auf Grauſamkeit und Barbarei gegen die Eingeborenen den holländiſchen Bauern am Kap d. g. H. an die Seite ſtellen durften, und ſelbſt Schoolcraft, der officielle Geſchichtſchreiber der Indianer in den Vereinigten Staaten ſieht ſich genöthigt dieß anzuerkennen, wenn er auch gern dieſe und ähnliche Greuel, deren Opfer die Eingeborenen geworden ſind, auf die Expeditionen der Europäer nach America in älterer Zeit zurückſchieben möchte, wo ritterliche Träume von Ruhm und Golddurſt die Chriſten in ferne Länder trieben und wo in mittelalterlicher Weiſe heidniſche Ketzer kaum als Menſchen angeſehen und ſchlechter als das Vieh behandelt wurden. Es genügt an die Züge des Vasquez, d'Ayllon, Narvaez, de Soto, Menendez, Pizarro, Cortez zu erinnern zur Hinweiſung auf die reiche Quelle von Elend und auf die ungeheuren Verluſte an Menſchenleben, welche durch die Weißen über die Eingeborenen von America gekommen ſind. Die Geſchichte der Eroberung von Mexico und Peru, die Aus-

rottung der friedlichen Bevölkerung der westindischen Inseln, der furchtbar lastende Druck der spanischen Gouverneure in Yucatan, wo die Indianer ganz nur als Lastvieh gebraucht wurden, die Aufreibung der Indianer in Popayan Chiquitos u. s. f. durch Minenarbeiten*, die furchtbare Last der Repartimientos und Encomiendas sind von den alten Geschichtschreibern jener Länder (unter denen wir hier der Kürze wegen nur auf Ternaux, Voy. Rel. et Mém. originaux. 1838, p. 312 ff., 415; Recueil, p. 46 und sonst verweisen wollen) in urkundlicher Weise geschildert worden und diese Schilderungen füllen ohne Frage eines der schwärzesten Blätter der gesammten Menschengeschichte.

Brachte der feindliche Zusammenstoß der Indianer mit den Europäern ihnen massenweise den Tod, so hat der friedliche Verkehr mit ihnen, wie es scheint, in dieser Richtung keine anderen Folgen für sie gehabt. Sorglos für die Zukunft wie sie waren, gingen die Eingeborenen in Nord-America fast überall bereitwillig auf den Verkauf großer Länderstrecken ein (Beispiele bei Drake, The book of the Indians 9th ed. 1845. III, 14 und sonst), sehr häufig wurden sie dabei stark betrogen, fast immer aber geriethen sie in Folge davon in die bitterste Noth. Um nur ein Beispiel zu erwähnen so hat man die Creeks in wenig mehr als 40 Jahren zur allmählichen Abtretung eines Gebietes von ungefähr 28 Millionen Acker bewogen und ihnen dafür zwar anderes Land angewiesen, dieses aber gehörte sogleich anfangs schon den Weißen als ihren Gläubigern. Nur die Häuptlinge, wenn sie die Ihrigen tüchtig mitbetrügen halfen, wurden bei solchen Gelegenheiten gut versorgt (Featherstonaugh, Excursion through the Slave States. 1844, II, 306 ff.). Oft wurden die Eingeborenen aus ihren ergiebigen Ländern verdrängt und in sumpfige unfruchtbare Gebiete verwiesen. Seit dem J. 1840 versetzte man sie sämmtlich jenseits des Mississippi an die Westgränze der Vereinigten

* Zu allgemein ist ohne Zweifel die Behauptung Azara's (II. 240) daß die Zahl der Indianer in Süd-America überall, wo es keine Minen gegeben habe und wo sie nur zum Landbau hätten verwendet werden können, zugenommen habe, auch wenn sie sich viel mit den Spaniern gemischt hätten. Derselbe Tadel trifft auch Seemann (R. um die Welt, 1853. I, 211) wenn er angiebt, daß die Volkszahl der Indianer überall gewachsen sei wo sie ihr Blut rein erhalten, überall aber sich vermindert habe wo sie sich mit Weißen oder Negern gemischt hätten, obwohl zu beachten ist daß auch die Mischung vielfach zu der Verringerung der Indianerbevölkerung beigetragen haben mag; denn in dem Maaße in welchem sie fortschreitet, nimmt jedesmal die Zahl der Eingeborenen von reinem Blute ab.

Digitized by Google

Staaten. Viele von ihnen verkamen bei diesen Umzügen in Elend und Noth, in ihrem neuen Vaterlande wurden sie, wie auch sonst oft geschah, auf andere Völker geworfen oder auf zu kleine Landstriche beschränkt. Mangel an Raum verwickelte sie in neue Kriege mit ihren Nachbarn, da Jägervölker zu ihren Streifereien weiter Ländergebiete bedürfen. Ferner führten die Weißen den Branntwein bei ihnen ein. Sehr allgemeine Trunksucht war die nothwendige Folge davon. Viele gingen auf diesem Wege zu Grunde, da sie weder durch Geldgeiz wie die Araber von Algier (M. Wagner, R. II, 32) vor diesem Laster geschützt wurden, noch irgend ein anderes Motiv ihnen hierbei zu Hülfe kam; denn weit entfernt den Trunk für schimpflich oder schädlich zu halten, sahen sie in ihm nur das Mittel sich zeitweise in einen seligen Zustand zu versetzen. Erst als die traurigen Folgen in großem Umfange eingetreten waren, konnten einzelne Häuptlinge (z. B. bei den Kickapoos, Creeks, Cherokees u. s. w.) versuchen dagegen zu wirken. Wenn die Indianer baares Geld für verkauftes Land erhielten, wurde es fast immer sogleich vertrunken. Verbot man zwar von Seiten der Vereinigten Staaten, wenn auch erst in ziemlich später Zeit, den Verkauf von Branntwein an die Indianer, so ging dieser doch sehr ungestört fort, da erst etwa seit dem J. 1848 eine gerichtliche Anzeige von Seiten eines Indianers, die einen Branntweinhändler betraf, Beachtung fand (Schoolcraft II, 190). Selbst in wohlmeinender Absicht haben hier und da die Weißen zum Verderben der Eingeborenen beigetragen: für die spanischen Missionen in Californien wurden sie förmlich eingefangen und von Soldaten bewacht zum Zwecke der Bekehrung. In den Missionen soll dort eine größere Anzahl gestorben sein als geboren wurde: man rekrutirte sie durch fortgesetztes Einfangen und durch Sklavenkäufe aus dem Innern. In neuerer Zeit sind sie abgebrochen worden, viele Indianer kehrten in die Wildniß zurück, wo sie vom Bettel oder Tagelohn bei mexicanischen Ansiedlern leben. Und trotz dem Allen wundert sich wohl der weiße Americaner noch daß die Rothhäute sich nicht civilisiren, und weiß sich dabei zu beruhigen daß sie von der Vorsehung, von einem traurigen Verhängniß das man pathetisch zu beklagen liebt, nun einmal rettungslos der Vernichtung geweiht seien — und was noch mehr ist, deutsche Gelehrte haben dieß gläubig nachgeschrieben!

Endlich hat man noch die geringe Fruchtbarkeit der eingeborenen

Weiber als eine der hauptſächlichſten Urſachen angeführt und darauf die Behauptung gegründet, daß die americaniſche Raçe in Folge eines Mangels ihrer eigenen Organiſation nicht lebenskräftig ſei. Allerdings hat ſchon Lafitau (Moeurs des Sauv. Américains. 1724, I, 590) die geringe Fruchtbarkeit der Weiber in Nord-America hervorgehoben und in neuerer Zeit ſteht ſie für manche Indianervölker feſt: bei den Winibegs hatte im J. 1842 eine Frau durchſchnittlich nur ein Kind,. in Oregon fanden ſich deren meiſt nur zwei (Schoolcraft III, 281, 211). Mangelt in dieſen Fällen eine Angabe darüber, worin die Urſache dieſer Erſcheinung zu ſuchen ſei, ſo werden wir dagegen in anderen über dieſen Punkt aufgeklärt und die Erklärung der Sache iſt zugleich von der Art, daß der Gedanke an einen organiſchen Mangel der Raçe dadurch ausgeſchloſſen wird. Bei den Kniſtenaux ſind Abtreiben der Kinder und Töden namentlich der Mädchen häufig, um ſie vor dem Leben voll Plage und Elend zu ſchützen dem ſie entgegengehen würden (Mackenzie). In Süd-America giebt Azara (Voy. dans l'Am. mérid. 1809, II, 59 u. 179) zwei Kinder als die gewöhnliche Anzahl an, und bemerkt (II, 116) daß ſich die Weiber (obwohl erſt in neuerer Zeit) der übrigen durch Abtreibung zu entledigen pflegen; die Guaycurus und Lenguas, welche ſogar nur ein Kind aufzuziehen pflegen, ſind namentlich in Folge hiervon dem Ausſterben nahe gekommen (ebendaſ. II, 146, 149 und Eſchwege, Journal v. Braſil. 1818, II, 274). Bei den Botokuden, welche bisweilen viele Kinder haben ſollen, obwohl gewöhnlich nur zwei oder drei, ſcheinen Kindermord und Abtreibung ſeltener zu ſein; doch kommt namentlich der erſtere bisweilen vor (Pr. Max, R. n. Braſil. II, 39 ff.). Hat zwar Rengger bei den Guaranis (R. nach Paraguay. 1835, S. 133) nichts dieſer Art bemerkt, wohl aber bei den durch Blattern Trunk und Abtreibung auf 200 geſchmolzenen Payaguas (ebendaſ. 329), ſo ſcheint doch dieſe Urſache nächſt der Syphilis, welche die Unfruchtbarkeit der Weiber ſehr befördert haben ſoll (v. Martius in Buchner's Repertorium XXIV, S. 165) bei ihnen zu den hauptſächlichſten zu gehören. Quandt (Nachr. v. Surinam. 1807, S. 254) ſah in Surinam nur einmal eine Eingeborene mit 5 Kindern, Schomburgk (R. in Guiana. 1841, S. 375) nennt es ein ſeltenes Beiſpiel von Kinderreichthum daß ein Indianer von 3 Weibern 9 Kinder beſaß, und in Braſilien hat eine Indianerin ſelten mehr als 4 Kinder (Eſchwege a. a. O. I, 193,

Digitized by Google

Freyreiß, Beitr. z. Kenntniß v. Braſil. 1824, S. 118). Bei den Potowatomis finden künſtliche Fehlgeburten nicht leicht ſtatt, die Kinder werden aber, wie bei vielen andern Indianervölkern, lange Zeit an der Bruſt genährt, nämlich bis zum 4. oder 5. Lebensjahre, ſelbſt ein zwölfjähriges ſah man noch ſäugen: Unfruchtbarkeit der Weiber iſt häufig (Keating I, 131 ff.). Ferner erzählen Heckewelder und Lahontan (II, 130) daß in älterer Zeit die Eingeborenen erſt ſpät (etwa mit 30 Jahren) zu heirathen pflegten, weil zu früher geſchlechtlicher Umgang ſchwäche und zum Kriege untüchtig mache. Dieß hat ſich jedoch geändert. Zu frühe Heirathen ſcheinen daher ebenfalls dazu beigetragen zu haben, daß die Eingeborenen ſchwächlicher und ihre Ehen unfruchtbarer geworden ſind. Wie nahe dieß beides miteinander zuſammenhängt war ſchon dem Ariſtoteles bekannt (Beiſp. dafür bei Lucas, Traité de l'hérédité. II, 460). So erklärt auch Schomburgk (Journal R. geogr. soc. XV, 45) die Abnahme der Tarumas in Guiana daraus, daß es ihnen an Weibern fehlt* und die Mädchen oft ſchon vor der Pubertätszeit heirathen, weil ſie ſich mit ihren Nachbarn nicht vermiſchen mögen. Für Süd-America überhaupt hat d'Orbigny (I, 40) nachzuweiſen geſucht daß die Weiber, wenn auch faſt nie unfruchtbar, doch gewöhnlich nur 2—3 Kinder hätten, daß aber gleichwohl (abgeſehen von anderen Urſachen) eine durchſchnittlich noch einmal ſo ſtarke Zunahme der Bevölkerung bei den dortigen Eingeborenen erwartet werden müßte als bei uns, weil es dort gar keine ledigen heirathsfähigen Menſchen gebe und alſo die Anzahl der Ehen etwa dreimal ſo groß ſei (?) als in Europa. Trotzdem ſucht Burmeiſter (R. S. 250) die Haupturſache der Verminderung der Volkszahl in frühen Todesfällen und geringer Fruchtbarkeit. In Bezug auf das Erſtere finden wir allerdings die Angabe, daß z. B. die Cholonen am oberen Huallaga im Durchſchnitt kaum 40 Jahre alt werden, ſelten mehr als zwei Kinder haben, oft auch kinderlos bleiben, aber ſie bewohnen ein ungeſundes Land (Pöppig, II, 322) und ſind demnach als Ausnahmefall zu betrachten.

Es ſcheint aus den angeführten Thatſachen hervorzugehen daß die Unfruchtbarkeit der americaniſchen Raçe, wo ſie wirklich vorkommt,

* Daß in Californien daſſelbe Mißverhältniß zwiſchen der männlichen und weiblichen Bevölkerung bei den Eingeborenen ſtattfindet, in Yucatan aber das umgekehrte, iſt oben ſchon erwähnt worden.

ſehr mannigfaltige und bei verſchiedenen Völkern zum Theil ſehr verſchiedene Urſachen hat. Die weite Verbreitung des künſtlichen Abortus macht dieſe Unfruchtbarkeit ohnehin in vielen Fällen zu einer bloß ſcheinbaren. Bei manchen Völkern ſoll die Neigung der Männer zum anderen Geſchlechte verhältnißmäßig gering ſein (ſo bei den Indianern von Paraguay, Rengger, Naturgeſch. der Säugeth. v. P. S. 11), daher die Indianerweiber ſich gern zu den Negern halten, während die Männer es unter ihrer Würde finden mit Negerinnen zu verkehren (Spix und Martius, R. S. 369, 376) — ein Umſtand der mit der geringen Entwickelung der Genitalien bei den Männern in Verbindung zu ſtehen ſcheint (bei den Guaranis, Coroados u. a. Rengger, S. 2; v. Eſchwege, I, 126, 230). Die letztere Erſcheinung iſt indeſſen nicht allgemein, ſie findet z. B. bei den Puris nicht ſtatt (v. Eſchwege, I, 163), und es liegen bis jetzt keine Beobachtungen darüber vor daß ſie auf den Kinderreichthum dieſer Völker von Einfluß ſei. Dagegen dürfen der übermäßige Genuß geiſtiger Getränke, die Noth und das Elend in welche die Eingeborenen in neuerer Zeit ſo vielfach gerathen ſind, der häufige Mangel an Subſiſtenzmitteln und die zu großen Anſtrengungen wo eine ſchwere Dienſtbarkeit gegen die Weißen auf ihnen laſtete, unbedenklich unter den Urſachen aufgezählt werden, deren verſchiedenartiges Zuſammenwirken den Schein einer Unkräftigkeit der Raçe hervorgebracht hat. Wie trügeriſch dieſer Schein iſt, könnte ſchon das eine Beiſpiel lehren, daß es auch in Süd-Arabien viele unfruchtbare Ehen giebt, wo gleichwohl die Polygamie bei der Maſſe der Bevölkerung fehlt (Pickering, S. 252), aus welcher man ebenfalls dieſe Erſcheinung oft hat ableiten wollen. Aber auch in America ſelbſt mangelt es nicht an directen Gegenbeiſpielen zur Widerlegung jener Behauptung. Die Weiber an der Nordweſtküſte von America ſind ſehr fruchtbar (Portlock und Dixon, R. um d. Welt. Berl. 1791. S. 213); bei den Nordindianern werden nur mehr als 5—6 Kinder von einer Frau als eine Seltenheit bezeichnet (Hearne, R. S. 262); bei den Chippeways iſt die mittlere Kinderzahl 4, Unfruchtbarkeit iſt eine Schande, weil ſie als Folge von Unkeuſchheit und künſtlichen Fehlgeburten angeſehen wird (Keating, II, 152, 165); bei den Sioux iſt Unfruchtbarkeit ſelten, drei bis acht Kinder ſind gewöhnlich und niemand bleibt unverheirathet (Schoolcraft, III, 238); die Mandans haben oft viele, bisweilen zehn Kinder, wegen

Digitized by Google

langen Säugens und Ueberbürdung der Weiber mit Arbeit ſind aber auch minder fruchtbare Ehen häufig (Prinz Max, R. in N.-Am. II, 129 und derſ. Braſilien, Nachträge und Zuſätze, S. 99). Say bei James (Acc. of an exped. from Pittsburgh to the R. mountains. 1823. I, 124) fand bei den Kanſas Drillinge und in einer Familie bis zu 13 Kindern. Ein Beiſpiel von 14 Kindern eines nordamericaniſchen Indianers von einer Frau ſ. im Ausland 1857. S. 997. Heckewelder (Nachr. v. d. Geſch. der ind. Völkerſch. 1821. S. 389) kannte unter den Eingeborenen ein chriſtliches Ehepaar mit 13, andere mit 6 bis 9 Kindern, die gewöhnliche Kinderzahl war 4—5. Bei den Omahaws, die meiſt 4—6 Kinder haben, bisweilen ſelbſt 10—12, iſt Unfruchtbarkeit ſelten und geht, wo ſie vorkommt, wahrſcheinlich vom Manne aus, da die Weiber mit andern Männern oft fruchtbar ſind (Say bei James a. a. O. I, 237). Daſſelbe hat ſchon Gumilla (Hist. nat. de l'Orénoque 1758 ch. 52) über die ſüdamericaniſchen Weiber bemerkt. Ein Oſagenhäuptling hatte 37 Kinder von 4 Weibern (ebendaſ. II, 251). A. Veſpucci fand im J. 1497 Venezuela in der Gegend von Kap Paria dicht bevölkert und die Weiber ſehr fruchtbar (Colleccion de los viages y descubrimientos 1829. III, 209), auch Labat (Nouv. voy. aux Isles de l'Am. 1724. II, 109) ſpricht von großer Fruchtbarkeit der Caraiben, Humboldt und Bonpland (R. in d. Aequinoctialg. I, 469 und IV, 31) heben die außerordentliche Fruchtbarkeit der Guaraunos und der Indianer in den vom Orinoco entfernten Miſſionen hervor. Von einigen andern Völkerſchaften iſt ſchon vorhin bemerkt worden daß ſie neuerdings nicht ab-, ſondern zunehmen. Schließlich führen wir noch an daß Jefferſon (Beſchr. v. Virginien in Sprengel's Beitr. VIII, S. 263), deſſen gewichtige Stimme die Eingeborenen von America gegen Buffon vertheidigt hat, die Mittheilung macht, daß Indianerinnen die ſich mit europäiſchen Handelsleuten verheirathen, ihrer ſchweren Arbeit enthoben, an einem feſten Wohnort anſäſſig und gut genährt werden, eben ſo viele Kinder zur Welt bringen als Europäerinnen; in einzelnen Fällen haben ſie deren ſechs bis zwölf groß gezogen. Ganz Aehnliches bemerkt Rengger (R. nach Paraguay. 1835. S. 133) von den Guaraniweibern und West (Subst. of a journal during a resid. at the Red. R. 1824. p. 54) beſtätigt dieß durch die Bemerkung, daß Indianerinnen mit Europäern verheirathet, oft mehrere Kinder be-

Digitized by Google

kommen als bei den Eingeborenen ihres Stammes ſonſt gewöhnlich iſt, ſelbſt aber dabei oft kränklicher werden und ſchwerer gebären. Es kann wohl kaum zweifelhaft ſein, daß für dieſe Verhältniſſe der hauptſächlichſte Grund in der veränderten Lebensweiſe und Pflege zu ſuchen iſt. So iſt auch bei den Beduinen-Arabern die Fruchtbarkeit geringer als bei den feſtſäſſigen, 5 Kinder gelten bei den Towaras auf der Sinaihalbinſel ſchon für eine ſtarke Familie (Ritter, Erdkunde XIV, S. 953 f.) und bei den Lappen und Tunguſen ſind mehr als 3—4 Kinder ſelten (Scheffer, Lappland. S. 334; Georgi, S. 266).

In mancher Beziehung räthſelhafter als das allmähliche Hinſterben der eingeborenen Bevölkerung von America iſt die analoge Erſcheinung in der Südſee und in Auſtralien. Man wird hier eher geneigt als im erſteren Falle an eine gewiſſe Lebensunfähigkeit der Raçe ſelbſt zu denken, weil eine Haupturſache der Entvölkerung die wir in America wirkſam fanden, in Polyneſien ſo gut als ganz wegfällt, in Auſtralien aber wenigſtens keine ſehr weitgehenden Verwüſtungen unter den Eingeborenen angerichtet hat, nämlich der Druck derſelben durch die Weißen und der Verkehr mit dieſen überhaupt, wogegen in dieſen Ländern ein neuer Umſtand in Wirkſamkeit tritt, der in America zu fehlen ſcheint, hier aber ſich ſehr folgenreich zeigt, nämlich die große Sterblichkeit unter den Kindern. Begreiflicher Weiſe iſt das Ausſterben eines Volkes das früher kräftig und geſund geweſen iſt, nicht damit erklärt daß man ihm die Lebenskraft abſpricht oder einen urſprünglichen Mangel der Organiſation zuſchreibt, und es hat an ſich ſchon etwas ſehr Unbefriedigendes für eine ſo ſeltene und abnorme Erſcheinung einen geheimnißvollen Zuſammenhang anzunehmen dem ſie ihre Entſtehung verdanke; man wird vielmehr hier wie überall nach dem natürlichen Zuſammenhange der Sache zu ſuchen haben, wenn man ſich auch ſchließlich zu dem Geſtändniſſe genöthigt finden ſollte daß es bis jetzt nicht gelingen will denſelben vollſtändig aufzuklären.

Die Abnahme der Bevölkerung in Polyneſien (über welche Meinicke, D. Südſeevölker und d. Chriſtenth. 1844. S. 111 ff. eine lehrreiche ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung geliefert hat) ſchreitet nicht auf allen Inſeln gleichmäßig fort, ja es ſcheinen nicht einmal alle von ihr betroffen zu werden. Die heiteren fröhlichen Bewohner der Tonga- und

Digitized by Google

Freundſchaftsinſeln haben viele Kinder, ihre Anzahl iſt im Wachſen begriffen (Pickering, p. 83; Quarterly Review 1853 Dec. nach Lawry; Erskine, Journal of a cruise among the isl of the W. Pacific 1853. p. 161) und in Tikopia hat jede Familie 3—8 Kinder (Gaimard bei d'Urville, Voy. de l'Astrolabe. 1830. V, 309). Dagegen nimmt die Bevölkerung ab auf den Inſeln des Samoa-Archipels (Erſkine, S. 10, 104) und, wie ſchon früher erwähnt, auf den Gambierinſeln, ferner auf Neu-Zealand, wo Crozet (R. Reiſe durch d. Südſee. 1783. S. 27) im J. 1771 in der Inſelbai zwanzig Dörfer fand, deren jedem er ungefähr 400 Einwohner giebt. Möchten dieſe auch nun fortgezogen ſein in's Innere, wo die Eingeborenen in Folge der Beibehaltung ihrer früheren Sitten weit weniger von Krankheiten zu leiden haben ſollen (Dieffenbach, Trav. in New-Zeal. 1843. II, 14), ſo erſcheint es doch als ein vergeblicher Verſuch Shortland's (The southern districts of New-Zeal. 1851. p. 40 ff.) nachzuweiſen daß die Abnahme der Volkszahl in Neu-Zealand eine bloß ſcheinbare ſei; denn wenn ſich in dem Dorfe Te Aro das 70 Männer und 42 Weiber zählte, nur 24 Kinder fanden (On the British colonization of New-Zeal. by the Commitee of the Aborig. Protect. Soc. 1846. p. 52) und ähnliche Verhältniſſe, wie wir hören auch anderwärts vorkommen, ſo erſcheint es als völlig gerechtfertigt, daß Fox (The six colonies of N.-Z. 1851. p. 53) eine jährliche Verminderung von wenigſtens 4% behauptet und Power (Sketches in N.-Z. 1849. p. 119) die Anſicht ausſpricht daß bei gleich ſtarker Fortdauer derſelben etwa bis zum J. 1870 die gänzliche Entvölkerung des Landes eingetreten ſein werde.

Für Tahiti, wo nach Ausſage der Eingeborenen ſchon vor der erſten Ankunft der Weißen die Abnahme der Bevölkerung begonnen hat* (Virgin, Erdumſegelung der Eugenie, überſ. v. Etzel. 1856. II, 41), haben Vincendon-Dumoulin et Desgraz (Iles Taiti. 1844. p. 288) nachzuweiſen geſucht, daß ſie vom J. 1770—1797 etwa ⅓ der Geſammtzahl, bis 1814 ½ betragen habe, 1814—1825 ſei die Volksmenge ſich gleich geblieben. Will man für die ältere Zeit die wahrſcheinlichſte Angabe feſtſtellen, ſo wird man vor Allem nicht

* Wohl mit Unrecht behaupten dagegen King and Fitzroy (Narr. of the surv. voy. of the Adv. and Beagle 1839. II, 520) daß verheerende Krankheiten erſt nach Cook's Anweſenheit auf Tahiti ausgebrochen ſeien.

Digitized by Google

die Nachricht Forster's (Samml. d. Rbschr. XXI, 328 ff.) zur Grundlage machen dürfen, der auf Tahiti eine Flotte von 159 großen Doppelkanoes und 70 kleineren vorfand, manche der ersteren mit 144 Ruderern, denn es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen daß die Mannschaft dieser Flotte nur zum kleineren Theile Tahiti selbst angehörte, zum größeren den mit ihm verbündeten Inseln in der Nachbarschaft. Die im J. 1778 an R. Forster gelangte spanische Beschreibung von Tahiti schätzt dessen Bevölkerung nur auf 15—16000 Menschen (G. Forster's, Sämmtl. Schriften. IV, 211). Die im Jahre 1772 anwesenden Spanier schätzten sie „nicht unter 8000" (Bratring, d. R. der Sp. nach d. Südsee. 1802. S. 104). Die erstere Angabe gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn wir uns erinnern wie ungeheuer man fast überall in früherer Zeit die Volkszahlen neu entdeckter, wenig bekannter Länder überschätzt hat; sie gewinnt noch mehr wenn wir bei Wilson (Missionsreise in d. stille Meer, Magz. v. R. XXI, 1800. S. 333) lesen daß die Volkszahl im J. 1797 nach mäßiger (indessen doch wohl etwas zu hoch gegriffener) Schätzung 16000 betragen habe. Erst nach dieser Zeit hören wir von einem wahrhaft erschreckenden Zusammenschmelzen der Bevölkerung bis auf nur 5000 Einwohner im J. 1804 (Turnbull, R. um. d. W. 1806. S. 259), wahrscheinlich eine ziemlich starke Uebertreibung, die dadurch veranlaßt sein mag, daß man in jener Zeit die Eingeborenen in großer Zahl im Jünglingsalter hinsterben sah, und insofern wenigstens scheint Moerenhout (Voy. II, 161) mit seinem dagegen eingelegten Widerspruche im Rechte zu sein. Nach dem freilich sonst nicht zuverlässigen Kotzebue betrug die Volksmenge im J. 1824 8000 Menschen (Kotzebue, Neue R. 1830. I, 97), dieselbe Zahl welche sich im J. 1813 bei der genauen Zählung ergab die von den Missionären angestellt wurde. Hiermit würde es ferner wohl zusammenstimmen daß Wilkes (U. St. Expl. Exped. II, 49) die Einwohnerzahl für 1839 auf 9000 angiebt mit der Bemerkung, daß sich seit 30 Jahren Geburten und Todesfälle immer fast gleich gestellt hätten. Wenn nun auch Lesson (im Compl. des Oeuv. de Buffon. II, 281) anführt daß nur sehr wenige alte Leute auf Tahiti zu finden seien, so wird doch dieß so wenig als die Angabe im Journal R. geogr. soc. III, 174 daß die Volkszahl im J. 1830 nur 5000 betragen habe, uns von dem Schlusse zurückhalten können welcher aus dem Obigen hervorgeht,

Digitized by Google

daß nämlich um den Anfang dieses Jahrhunderts, hauptsächlich seitdem Europäer sich in Tahiti fest niedergelassen haben, etwa 10 Jahre lang eine sehr starke Verminderung der Bevölkerung (von 15—16000 bis auf 8—9000) stattgefunden habe, dann aber die Volkszahl wieder ziemlich stationär geblieben sei. Anders scheint es sich auf den übrigen Inseln desselben Archipels zu verhalten. Auf Borabora, wo jährlich eine Geburt auf 32 Einwohner kommt, ist das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen = 5 : 6 (Steen Bille, Bericht über d. R. der Galathea. 1852. II, 363). Auf Raiatea dagegen, dessen Bevölkerung von 1700 Menschen im J. 1830 in sittlicher und materieller Cultur höher stand als die von Tahiti, hat die Volksmenge stark zugenommen (Journal R. geogr. soc. III, 179).

Am bestimmtesten und genauesten ist die fortschreitende Entvölkerung für die Sandwichinseln nachgewiesen, von denen schon Vancouver (R. nach der Südsee, Berl. 1799. I, 139) im J. 1792 versichert daß eine merkliche Abnahme der Bevölkerung seit Cook's Anwesenheit stattgefunden habe. Die genauen Angaben stammen auch hier erst aus der neuesten Zeit, sie beweisen aber auch eine noch jetzt fortschreitende Verminderung in bündiger Weise. Die jährliche Verminderung der Volkszahl im Ganzen wird auf 8% angeschlagen (Morning Chronicle, 1. May. 1850). Der Census ergab für das J. 1832 die Zahl 130313, für 1836: 108579, für 1850: 84165. Im J. 1848 kamen 7943 Todesfälle und 1478 Geburten vor, im J. 1849: 4320 Todesfälle und 1422 Geburten (die detaillirten Angaben über die einzelnen Inseln bei Virgin, I, 267). Im J. 1853 betrug die Einwohnerzahl nur noch 71019 und auf 1513 Geburten kamen 8026 Todesfälle, darunter starben 5—6000 allein an den Pocken (Baseler Miss. Mag. 1854. IV, 98), daher es eine offenbar falsche Behauptung Bennet's ist (Narr. of a whaling voy. round the globe 1840. I, 242) daß die Sandwichinsulaner ein sehr gesundes Volk und frei von den schweren Krankheiten seien an denen die Bewohner der Gesellschaftsinseln zu leiden hätten. Merkwürdig ist daß bei diesem Schwinden der Bevölkerung im Ganzen die Verluste auf die einzelnen Inseln so sehr verschieden vertheilt zu sein scheinen, ja daß selbst die einzelnen Distrikte derselben Insel sich in dieser Rücksicht oft ganz verschieden verhalten, wodurch es sehr wahrscheinlich wird, daß die Hauptursachen der fortschreitenden Entvölkerung in localen Verhältnissen, kei-

Digitized by Google

neswegs aber in einer organiſch begründeten Lebensunfähigkeit der Raçe zu ſuchen ſind. Iſt für die Hauptaufenthaltsorte der im Archipele angeſiedelten weißen Menſchen für Hawaii und Oahu, wo z. B. im J. 1840 auf 61 Geburten 132 Todesfälle kamen, die Abnahme der Bevölkerung ſicher und bedeutend, ſo iſt ſie dagegen auf Maui wahrſcheinlich nur ſcheinbar (Wilkes, IV, 218, 220; 77; 252, 259). Auf Atowai oder Kauai, wo ſich allerdings unter 5541 Erwachſenen nur 65 Weiber fanden die mehr als zwei Kinder hatten, ergab ſich bei der Zählung eines Miſſionäres in einem Diſtrikt das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten = 3 : 1, in andern Diſtrikten zeigte ſich theils eine Abnahme der Bevölkerung von nur 1%, theils ein ſtationäres Verhältniß, theils eine, wenn auch nicht bedeutende Zunahme; auf Onihau oder Niihau erreichte die Zunahme ſogar das Verhältniß = 4 : 3 (ebendaſ. S. 72, 68; 64).

Indem wir zur Erörterung der Urſachen übergehen die den angeführten Erſcheinungen zu Grunde liegen und zugleich nochmals an die Epidemieen erinnern, welche häufig bei wenig cultivirten Völkern in Folge ihrer bloßen Berührung mit höher entwickelten auszubrechen ſcheinen, glauben wir es dem Urtheile Anderer überlaſſen zu dürfen, ob es zur Erklärung des Hinſterbens ſo mancher Südſeevölker — denn es ſcheint dieß durchaus nicht von allen zu gelten, auch nicht von allen Völkern des polyneſiſchen Stammes — noch nöthig ſei die an ſich ſchon etwas abenteuerliche Annahme eines urſprünglichen Mangels ihrer Organiſation zu machen.

In älterer Zeit und zum Theil ſchon vor der erſten Ankunft der Europäer in der Südſee haben die eigenen Lebensgewohnheiten und Sitten der Polyneſier, über die wir anderwärts ausführlicher ſprechen werden, auf mannigfaltige Weiſe dazu beigetragen die Volksmenge zu verringern. Trunkſucht und Völlerei waren bei den höheren, Kindermord hauptſächlich bei den niederen Klaſſen der Geſellſchaft auf vielen Inſeln Polyneſiens in großer Ausdehnung verbreitet. Nur diejenigen Völker welche ſelbſt keine berauſchenden Getränke zu bereiten verſtanden, wie namentlich die Neu-Zealänder, zeigten ſich den von den Europäern ſpäter eingeführten Spirituoſen wenigſtens anfangs abgeneigt, die übrigen richteten ſich durch ſie in großer Menge zu Grunde, beſonders nachdem ſie in der Kunſt der Deſtillation von den Weißen unterrichtet worden waren. Kindermord, Abtreibung der Kin-

Digitized by Google

der und geschlechtliche Ausschweifungen in hohem Grade und in großer Allgemeinheit, sämmtlich ohne das Bewußtsein des Unrechtes ausgeübt, scheinen besonders viel dazu beigetragen zu haben die Volkszahl zu mindern und ein schwächliches Geschlecht zu erzeugen. Auf den Sandwichinseln pflegte jede Familie nur 2—3 Kinder aufzuziehen, die übrigen wurden erwürgt oder lebendig begraben (Ellis, Polynes. Res. 1832. IV, 327), ⅔ aller Kinder sollen in früherer Zeit dort umgebracht worden sein (Stewart, Journal of a resid. in the Sandw. Isl. 1828. p. 250). Indessen versichert Wilkes, IV, 63 ausdrücklich daß keine der bisher angeführten Ursachen in dem ungünstigsten Falle mitwirkte, den wir vorhin von der Insel Atowai nach seiner Angabe mitgetheilt haben. Als fernere Ursachen der Abnahme der Bevölkerung in älterer Zeit sind häufige innere Kriege in Verbindung mit ziemlich weit ausgebreitetem Cannibalismus und die Sitte der Menschenopfer zu erwähnen, die mit jenem gewöhnlich in nahem Zusammenhange steht, denn wo die Menschen einander auffressen, da dürsten auch die Götter nach Blut und erhalten ihr Theil. Was die Verwüstungen durch Krieg betrifft, so begnügen wir uns hier nur an die eine Thatsache zu erinnern, daß bei der Eroberung des westlichen Theiles der Paumotu-Inseln von Anaa (Chain Island) aus 38 Inseln entvölkert und deren Bewohner zum Theil als Sklaven fortgeschleppt worden sind (Wilkes, I, 343; Hale, 35). Endlich stürzten sich selbst diejenigen welche die fruchtbarsten Inseln Polynesiens inne hatten, nicht selten durch gänzliche Vernachlässigung des Landbaues und durch eine unerhörte Verschwendung der Vorräthe bei ihren großen Festen in Noth und Elend, so daß das niedere Volk in Menge Hungers starb.

Es ist anzuerkennen daß mit Einführung des Christenthums auf den Südsee-Inseln viele der groben Laster, die wir bisher als Quellen des Verderbens für ihre Bewohner namhaft gemacht haben, ganz verbannt, viele andere wenigstens in nicht unbedeutendem Grade gebessert wurden, so daß der fortschreitenden Entvölkerung dadurch in gewissem Maaße Einhalt geschah. Die blutigen Kriege, der Cannibalismus, die Menschenopfer und der Kindermord verschwanden fast gänzlich, und es muß als eine grobe, vom Parteigeist eingegebene Verleumdung bezeichnet werden, wenn namentlich französische Seefahrer um dem Interesse ihrer Regierung und ihres Glaubens zu dienen die Ansicht zu verbreiten gestrebt haben, daß die erschreckende Entvölkerung

der Sandwichinſeln aus den ſtrengen Geſetzen und dem Einſchüchterungsſyſteme erklärt werden müſſe, welche unter dem Einfluſſe proteſtantiſcher Miſſionäre entſtanden und gehandhabt worden ſeien: die Weiber flöhen davor in die Berge und mordeten ihre unehelichen Kinder um den unerträglich harten Strafen zu entgehen welche ſie ſonſt treffen würden (Laplace, Campagne de circumnavigation 1841, V, 470; Du Petit-Thouars, Voy. autour du m. 1840. I, 389; de la Salle, Voy. autour du m. sur la Bonite. 1845. II, 198). Vielmehr wird man um gerecht zu ſein anerkennen müſſen, daß außer den genannten ſegensreichen Wirkungen der Miſſionäre für das materielle Wohl der Inſulaner, auch ihre Bemühungen um die Abſtellung des Trunkes und der Ausſchweifungen aller Art und um die Hebung des Fleißes alles Lob verdienen, wenn auch der Erfolg ihrer guten Abſicht nicht überall entſprochen hat und ihre Wirkſamkeit keineswegs in jeder Rückſicht eine wohlthätige genannt werden kann; denn ihre Strenge ſcheint die Verheimlichung mancher Laſter und Verbrechen herbeigeführt zu haben und die plötzliche Veränderung ſo vieler Lebensgewohnheiten, die von ihnen in kurzſichtiger Weiſe, wenn auch oft um edler Zwecke willen, hier und da jedoch nicht ohne Herrſchſucht erzwungen wurde, iſt dem phyſiſchen wie dem moraliſchen Gedeihen ihrer Zöglinge nicht ſelten verderblich geworden. Indeſſen leidet es wohl keinen Zweifel, daß im Ganzen die Thätigkeit der Miſſionäre das leibliche Wohl der Südſeevölker, mit dem wir es hier allein zu thun haben, ſtärker gefördert hat als ſie ihm nachtheilig geworden iſt, und hierin liegt eine neue Schwierigkeit für die Erklärung der zunehmenden Entvölkerung.

Um die Urſachen dieſer letzteren zu verſtehen iſt darauf aufmerkſam zu machen, daß zur Zeit der Ankunft der Europäer in der Südſee (wie dieß Moerenhout und namentlich Meinicke durch genaue Nachweiſungen wahrſcheinlich gemacht haben) ein bereits ſehr weit fortgeſchrittener Verfall der Religion, der ſocialen Verfaſſung und der Sitten bei den Hauptvölkern Polyneſiens eingetreten war. In dieſer Zeit der allgemeinen ſittlichen Auflöſung der Geſellſchaft ſcheinen die verderblichen Wirkungen lange fortgeſetzter Ausſchweifungen von jeder Art endlich in ausgedehnter Weiſe hervorgetreten und mit der Ankunft der Weißen noch in hohem Grade geſteigert worden zu ſein. Dem entnervten Geſchlechte der Tahitier insbeſondere und dem durch

Digitized by Google

ſchweren Druck entkräfteten Volke der Sandwichinſeln wurden die von den Weißen ihnen zugebrachten Krankheiten zu einer Quelle allgemeinen Unglückes. Die nachläſſige oder verkehrte Behandlung derſelben trug das Ihrige dazu bei ihre Tödtlichkeit noch zu vermehren. Nächſt der Influenza richtete namentlich die Syphilis ungeheure Verwüſtungen an, die von den 15—20000 jährlich in Honolulu und Lahaina landenden Seeleuten, meiſt Walfiſchfängern, ſtets neu importirt wurde (Virgin I, 269). Wurden manche dieſer Krankheiten lebensgefährlich durch den geringen Schutz den ihre ſchlecht beſtellte Kleidung und Wohnung den Eingeborenen gewährte, ſo wurden andere gerade dadurch erſt erzeugt daß die Inſulaner jetzt anfingen ſich mit wärmerer europäiſcher Kleidung zu verſehen, die von ihnen zuerſt nur als Putz und daher auch in der Hitze oft getragen, Hautkrankheiten verurſachte, wogegen ſie in der Kälte wohl auch ganz abgeworfen wurde. Auf Neu-Zealand, deſſen fortſchreitende Entvölkerung Dieffenbach II, 14 hauptſächlich aus veränderter Lebensweiſe Nahrung und Kleidung erklärt, ſollen ſkrophulöſer Habitus und die damit zuſammenhängenden Krankheiten in der neueren Zeit immermehr bei den Kindern überhand genommen haben (Fox a. a. O. S. 55). Daſſelbe gilt unter den Geſellſchaftsinſeln von Raiatea (Bennet I, 149).

Mit den eben erwähnten Urſachen der Abnahme der Bevölkerung ſteht ferner wohl die Unfruchtbarkeit der Weiber und die große Sterblichkeit der kleinen Kinder in nahem Zuſammenhang. Beide Erſcheinungen ſind auf den Sandwichinſeln ſehr gewöhnlich (Wilkes IV. 77, 94 f.). Nach Angabe der Miſſionäre iſt hier nur etwa die Hälfte der Ehen fruchtbar (Hines, Oregon, its hist. Buffalo 1851. p. 210). Die große Sterblichkeit der Kinder ſoll auf den Geſellſchaftsinſeln, wo (wie auch anderwärts wohl öfter) die Kinderabtreibung an die Stelle des früher gebräuchlichen Mordes der Neugeborenen trat, hauptſächlich durch ungeeignete Ernährung der Kinder verurſacht ſein (Bennett I, 148). Die Kinderzahl welche in Tahiti überhaupt nicht groß iſt, überſteigt auf den Marqueſas bei einer Frau nur ſelten die Zahl von zwei (Kruſenſtern, R. um d. Welt 1810. I, 198; Melville, vier Monate auf d. Marq. 1847. II, 125 — nur Langsdorff I, 152 giebt an daß Zwillingsgeburten hier nichts Seltenes ſeien). In Samoa wird die Kinderzahl durch langes, oft bis zum

ſechſten Jahre fortgeſetztes Säugen beſchränkt, bisweilen werden dort ſogar mehrere Kinder zugleich an der Bruſt genährt (Wilkes II, 138). Auf Neu-Zealand, wo die Zahl der Weiber im Verhältniß zu der der Männer überhaupt zu gering ſein ſoll, weil viele Mädchen bald nach der Geburt umgebracht werden, hat eine Frau meiſt nur zwei oder drei Kinder (Dieffenbach II. 33; Pickering 82); auch mag hier der eine Zeit lang ſehr lebhaft von den Eingeborenen betriebene Verkauf von aufgeputzten Menſchenſchädeln an Europäer etwas zur Verminderung der Bevölkerung beigetragen haben (Quarterly Review 1854, June p. 192). Auch pſychiſche Urſachen in Verbindung mit den eben erwähnten Verhältniſſen ſcheinen in Neu-Zealand in nachtheiliger Weiſe auf das phyſiſche Gedeihen des Volkes zurückgewirkt zu haben und noch zu wirken. Dahin gehört das Gefühl der Machtloſigkeit und des ſicheren Unterliegens den weißen Einwanderern gegenüber, die Desorganiſation der ſocialen Ordnung und die Verringerung oder gänzliche Vernichtung des Anſehens der Häuptlinge ſelbſt bei ihren eigenen Sklaven (Fox 56) — ein Umſtand deſſen Wirkſamkeit man auch bei dem Hinſchwinden der eingeborenen Bevölkerung von America ziemlich hoch anſchlagen wird, wenn man ſich an das erinnert was wir früher über das melancholiſche Temperament des americaniſchen Indianers und über ſeine Untauglichkeit zum Sklaven geſagt haben.

Auf den Sandwichinſeln hat das Volk in früherer Zeit einen furchtbaren Druck von Seiten ſeiner eigenen Häuptlinge erfahren durch unerſchwinglich hohe Abgaben und ſchwer laſtende Frohnen. Es ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt den Landbau ganz zu vernachläſſigen über das Fällen des Sandelholzes und andere Arbeiten. Viele Arbeitsfähige ſind entflohen, Kindermord und Hungersnoth haben in ſchrecklichem Grade gewüthet (Jarves, Hist. of the Sandw. Isl. 1813, p. 368 ff.), und noch in neuerer Zeit hat die progreſſive Kopfſteuer welche beſtand, ungünſtig auf das Wachsthum der Bevölkerung gewirkt (Walpole, Four years in the Pacific. 2d ed. 1850. II, 245). Jährlich ſollen dort etwa 1000 Männer ihr Vaterland zum Theil auf immer verlaſſen. Sie gehen nach Californien Columbia und einigen anderen Gegenden von Süd-America (Simpson, Narr. of a journey round the world 1847. II, 15).

Die Eingeborenen von Auſtralien, wenigſtens die Bewohner der bekannteren Theile dieſes Continentes, gehen ebenfalls einem raſchen Untergange entgegen. Ein Stamm von 300 Köpfen ſoll in dem Zeitraume von 6 Jahren bis auf 4 Individuen zuſammengeſchmolzen ſein (Baſeler Miſſ. Mag. 1854. IV, 96). Die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind auch hier ähnliche wie diejenigen welche wir im Vorhergehenden kennen gelernt haben. Die hauptſächlichſten derſelben ſind Krankheiten die ihnen großentheils von den europäiſchen Anſiedlern zugebracht worden ſind, Bedrängniß durch dieſe letzteren, Kindermord und große Sterblichkeit der Kinder, hier und da (wie wir ſchon früher erwähnt haben) die verhältnißmäßig zu geringe Anzahl der Weiber und in der Nähe der Kolonieen der Trunk. Auch geſchlechtliche Ausſchweifungen vom Eintritt der Pubertät an ſind nicht ſelten (Eyre, Journals of expedd. into Central. Austr. 1845. II, 320).

Die Blattern haben in manchen Gegenden, namentlich in Neu-Süd-Wales nicht lange nach dem J. 1788 den ſechſten bis dritten Theil der Eingeborenen hinweggerafft, obwohl dieſe ihnen keineswegs immer dieſelbe verderbliche Kur des Kaltwaſſerbades entgegenſetzten die ſie anfangs verſuchten, ſondern durch Erfahrung belehrt von ihr abließen und zweckmäßigere Mittel anwendeten (Wilkes II, 184; Baker, Sydney and Melbourne 1845, p. 148; Bennett, Wanderings in N. S. Wales 1834. I. 154). Auch im Innern haben ſie große Verwüſtungen angerichtet (Mitchell, Three expedd. 1838. I, 216 u. ſonſt). Daſſelbe gilt von den Maſern und von der Syphilis (Darwin, Naturwiſſſ. R. 1844. II, 213; Eyre II, 380). Auch die Gewöhnung an beſſere Bekleidung die ihnen durch den Verkehr mit den Anſiedlern geboten wurde, iſt ihnen oft ſchädlich geworden, da ſie an wollene Decken gewöhnt, zeitweiſe wieder Mangel an ihnen leiden mußten.

Kindermord iſt häufig, beſonders viele Mädchen werden umgebracht, woraus man die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Weiber hat erklären wollen (Austr. felix, Berl. 1849 S. 131). Er geſchieht bald aus mancherlei Aberglauben, bald bloß um der Mühe der Verpflegung überhoben zu ſein, bald aus Rache gegen den treuloſen Vater des Kindes, beſonders wenn dieſer ein Europäer iſt, oder aus Eiferſucht. Abgeſehen hiervon ſcheint die große Sterblichkeit der Kinder hauptſächlich in der Nachläſſigkeit der Eltern und in ungeeigneter

Digitized by Google

Nahrung und Lebensweise ihre Ursache zu haben. Turnbull S. 43 behauptet daß ¾ der Kinder nicht das vierte Lebensjahr erreichten; Grey (Journals of two expedd. in Austr. 1841. II, 251) giebt die Sterblichkeit derselben nicht als so groß an, doch hält er sie für größer als in Europa. Der letztgenannte Reisende bemerkt daß das Säugen 2—3 Jahre fortgesetzt werde. Er kannte 41 Weiber die zusammen 188 Kinder hatten. Die mittlere Kinderzahl soll ungefähr 5 sein, von denen gewöhnlich aber nur zwei aufgezogen werden (Eyre II, 323), doch kommen auch Beispiele von 9 Kindern bei einer Frau vor (Austr. felix, p. 130), woraus wir berechtigt sind zu schließen daß Unfruchtbarkeit oder Kindermangel auch hier nicht in einer Eigenthümlichkeit der Raçe, sondern in äußeren zufälligen Umständen begründet sind, unter denen namentlich die schlechte Nahrung, das Elend und die Noth der Eingeborenen in vielen Landestheilen hervorzuheben sein dürften.

Was die Eingeborenen abgesehen von allen Unbilden durch die bloße Niederlassung der Europäer in ihrem Lande litten, hat einer von ihnen einfach und wahr in die an einen Weißen gerichteten Worte zusammengefaßt: „Ihr solltet uns Schwarzen Milch Kühe und Schafe geben, denn ihr seid hergekommen und habt die Opossums und Kängurus vertilgt. Wir haben nichts mehr zu leben und sind hungrig“ (Bennet I, 327). Wenn sie auch in manchen Gegenden durchaus nicht vorzugsweise von der Jagd auf Kängurus leben (Hodgkinson, Austr. from P. Macquarie to Moreton B. 1845, p. 223), so ist dieß doch in anderen ihr wesentlichstes Subsistenzmittel. Sie pflegen dort das Gras alljährlich abzubrennen, damit neues wächst zur Weide dieser Thiere, die natürlich vor den Viehheerden der Kolonisten verschwinden müssen und mit ihnen die Eingeborenen selbst (Mitchell, Journal of an exped. into Tropical Austr. 1848, p. 412). Sie haben jetzt kein Recht auf ihr Land mehr, oder vielmehr sie haben niemals ein solches gehabt, England wenigstens hat ein solches Recht nie anerkannt. Das Land gehört der Krone und die Eingeborenen genießen die Wohlthat unter englischem Gesetz zu stehen, was in der Praxis so viel heißt als daß sie für ihre Verbrechen gehörig gestraft werden, während die Weißen für die an ihnen begangenen von der nur aus Weißen zusammengesetzten Jury in der Regel freigesprochen werden. (Beispiele dafür bei Eyre II, 176 und bei Du Petit-Thouars

Digitized by Google

III, 204 ff. die Geschichte des Prozesses vom J. 1838 in welchem sich die Geschworenen lange Zeit weigerten die Sträflinge zu verurtheilen welche sich eines greulichen unprovocirten Mordes an 28 Eingeborenen schuldig gemacht hatten). Man wird dieß verständlich finden, wenn man hört daß die Eingeborenen, durch das englische Gesetz geschützt, kein gültiges Zeugniß vor Gericht ablegen können, so wenig als sie Feuerwaffen führen dürfen (Howitt, Impressions of Austr. felix 1845, p. 199 ff.) Neuerdings hat man sie wenigstens in Südaustralien für zeugnißfähig erklärt, aber noch jetzt ist ihre Aussage dort von so beschränkter Gültigkeit, daß der aus dem früheren Verhältniß für sie entspringenden Unterdrückung nur scheinbar dadurch abgeholfen ist (Eyre II. 493, Austr. felix p. 143).

Man hat die schreiende Ungerechtigkeit der Maßregel welche man gegen die Eingeborenen ergriffen hat, durch den Blutdurst derselben rechtfertigen wollen, aber dieser ist großentheils Fabel: nach den Papers on Aborigines of Austral. colonies pr. for the House of Commons, Aug. 1844, p. 318 wurden in dem Distrikte von Port Philipp seit dessen erster Occupation 8 Weiße von Eingeborenen und 43 Eingeborene von Weißen getödet (Eyre II, 156). Wollen jene bei ihrer früheren Lebensweise bleiben, so müssen sie ihr Land verlassen, sich auf andere Stämme werfen, Bettler oder Räuber werden. Letzteres sind sie in der That vielfach geworden. Ein allgemeiner Kriegszustand zwischen ihnen und den Weißen z. B. in Portland Bay und einigen anderen Distrikten war die nothwendige Folge davon (Baker 154 ff.). Daß es aber unmöglich wäre neben und mit ihnen in Frieden zu leben, wie man oft behauptet hat, ist durch mehrere Beispiele widerlegt worden. Selbst in einer für die Weißen gefährlichen Gegend ist es bisweilen einem Ansiedler gelungen durch Freundlichkeit und kleine Geschenke die Eingeborenen so zu gewinnen, daß er auch unter schwierigen Verhältnissen und in bedenklicher Zeit nie von ihnen zu leiden hatte (Hodgson, Reminiscences of Austr. 1846, p. 81). Dasselbe beweist in größerem Maßstabe der gute Erfolg den die Gründung des Postens von Moorunde am Murray im J. 1841 hatte: die Eingeborenen, die sich vorher feindlich gezeigt hatten, wurden in Folge freundlicher Behandlung von Seiten der Ansiedler durchaus friedlich und dienstwillig (Eyre II, 461 ff.). Eyre gewann bei dieser Gelegenheit eine fast unbedingte Autorität über sie und erst dadurch

Digitized by Google

wurde die von Sturt unternommene Expedition in's Innere geſichert. Ebenſo leicht und ſicher hat ſie in Port Stephens Dawſon zu gewinnen gewußt, der ſie als ſehr hülfreich und friedlich ſchildert. Nur mit einem einzigen Manne gelang es ihm nicht ſich in freundliches Vernehmen zu ſetzen (Dawson, The present state of Austr. 1830 p. 265). Alle übrigen zeigten ſich ſehr lenkſam bei gütiger Behandlung und bei Einhaltung des Grundſatzes, deſſen Befolgung in ſolchen Fällen höchſt weſentlich iſt, daß nämlich nirgends eine ſtärkere Beſchränkung der Freiheit der Einzelnen verlangt werde als durchaus nöthig iſt um Ruhe und Sicherheit aufrecht zu erhalten. (Man vgl. noch über dieſen Gegenſtand den Auszug aus dem Australian, Oct. 14. 1826 bei Dumont d'Urville, Voy. de l'Astrolabe I, 489 ff.).

Weit entfernt ſich mit den urſprünglichen Eigenthümern des Bodens in ein ähnliches Verhältniß zu ſetzen wie wir es in den zuletzt angeführten Fällen fanden, hielten es die meiſten Anſiedler für vortheilhafter und der Würde ihrer Hautfarbe angemeſſener ſich als die Stärkeren jenen faſt überall feindlich gegenüberzuſtellen, wie in America, wie allerwärts wohin ſie kamen. Die Eingeborenen wurden von den Weißen vielfach ohne Bedenken niedergeſchoſſen wo ſie ſich blicken ließen, Grauſamkeiten von Seiten jener ſelbſt gegen Weiber und Kinder ſtehen außer Zweifel (Wilkes II. 186, 256; Lang, Account of N. S. Wales, 3d ed. 1840 I, 37; Clutterbuck, Port Philipp in 1849, p. 62; Byrne, Twelve years' wanderings in the Brit. colonies 1848, I, 368). Am meiſten hatten ſie natürlich von entlaufenen Sträflingen zu leiden — und man bedenke nur was eine Verbrecherkolonie für die eingeborene Bevölkerung in deren Lande ſie angelegt wird, zu bedeuten hat! Neu-Süd-Wales war eine ſolche bis zum J. 1843, Vandiemensland bis 1852 (?), Weſt-Auſtralien iſt es neuerdings geworden. Die engliſche Regierung ſelbſt hat das den Eingeborenen von Auſtralien durch die Koloniſten angethane ſchwere Unrecht wiederholt in officiellen Schriftſtücken anerkannt (S. u. A. das Document in Tegg's N. S Wales Pocket Almanac for 1841. Sydney. p. 147) und ſich verpflichtet gefühlt es ſo viel als möglich wieder auszugleichen und für die Zukunft zu verhüten. Das officielle Protectorat für die Eingeborenen, das freilich nur geringe Früchte getragen zu haben ſcheint, iſt von ihr erſt in Folge der Frevel entſtanden welche die Koloniſten an jenen begingen, und man wird auf die

Natur und Ausdehnung dieser letzteren leicht einen Schluß machen können aus der bloßen Existenz dieses Protectorates, wenn man bedenkt daß es nie die schwache Seite englischer Staatsmänner gewesen ist ein übertriebenes Zartgefühl für die eingeborene Bevölkerung der englischen Kolonieen an den Tag zu legen. An mehreren Orten Australiens soll eine größere Anzahl von Eingeborenen von den Weißen vergiftet worden sein, als bekannt geworden war daß jene in Zukunft durch das Gesetz gegen Unterdrückung und willkürliche Angriffe geschützt sein sollten (Eyre II, 176 not.); in vielen Gegenden von Neu-Süd-Wales hat man, wie Byrne I, 275 aus eigener Erfahrung versichert, nicht einmal ein Geheimniß daraus gemacht, oft sogar sich gerühmt daß man sie mit Arsenik aus dem Wege geräumt habe.

III. Die Resultate der Vermischung verschiedener Typen und die Eigenthümlichkeiten der Mischlinge.

Ehe wir zu dem eigentlichen Hauptgegenstande unserer ganzen Untersuchung übergehen können, zu dem Versuche die Frage über die Arteinheit des Menschengeschlechtes nach Anleitung der bisher von uns angeführten und besprochenen Thatsachen zu beantworten, haben wir noch eine Reihe von Erscheinungen zu betrachten, die obwohl nicht von so entscheidender Wichtigkeit für jene Frage als man früher geglaubt hat, doch von mehr als bloß secundärer Bedeutung für sie sind. Es sind dieß die Ergebnisse der Vermischung verschiedener Menschentypen und die Charaktere der aus ihr hervorgehenden Mischlinge. Allerdings ist die Beweiskraft dieser Ergebnisse für die Arteinheit des Menschengeschlechtes aus früher angeführten Gründen eine bestrittene, während der Beweis für Artverschiedenheit als vollständig geliefert anzusehen sein würde, wenn sie für dieselbe sprächen; aber dennoch ist die Untersuchung über das Verhalten der Mischlinge von Wichtigkeit nicht allein in Rücksicht auf jene Hauptfrage im Allgemeinen, weil sie zeigen wird daß weder beschränkte Fruchtbarkeit noch Rückfall uns nöthigen einen specifischen Unterschied unter den einzelnen Menschenstämmen anzunehmen, sondern auch insofern als sie uns eine Anzahl

Digitized by Google

von Thatſachen kennen lehren wird welche für die Naturgeſchichte des Menſchen aus mehr als einem Geſichtspunkte ein ſpecielles Intereſſe in Anſpruch nehmen. Nicht unerheblich iſt freilich die Größe der praktiſchen Schwierigkeiten die es hat die Reſultate der Miſchung verſchiedener Typen mit Sicherheit feſtzuſtellen. Wir müſſen deshalb von vornherein darauf gefaßt ſein hier und da widerſprechenden Angaben zu begegnen, deren Vereinigung nicht immer in befriedigender Weiſe gelingen will; indeſſen wird dieß doch der Begründung der Hauptſätze nur geringen Eintrag thun.

Die Mühe welche man ſich gegeben hat die Art und Weiſe der Abhängigkeit zu erkennen in welcher die eigenthümliche leibliche Begabung der Nachkommen von der ihrer Eltern ſteht, ſcheint bis jetzt faſt ganz vergeblich geweſen zu ſein. Zwar hat es nicht an einer Menge von meiſt weit auseinandergehenden Sätzen gefehlt die man über dieſen Gegenſtand aufgeſtellt hat, aber als feſte und ausnahmsloſe Regel hat ſich noch keiner von allen bewährt. Es iſt z. B. bei Thieren und Menſchen ein häufiger Fall daß die Nachkommen dem Vater nacharten im Haar und in der Farbe, in der Bildung des Stammes und der Glieder, namentlich bei den Hausthieren iſt dieß gewöhnlich in Rückſicht auf Kopf und Ohren, Gliederbau Conſtitution und Temperament, Fruchtbarkeit Lebensdauer Krankheiten Mißbildungen und Indioſynkraſieen. Nicht minder aber kann auch die Mutter dieß Alles vererben. Da auch Seitenverwandte (Vettern Couſinen Onkel und Neffe) häufig dieſelben Eigenthümlichkeiten zeigen ohne ſie direct von ihren eigenen Eltern überkommen zu haben, ſo ſcheint man (auch wenn es gelingen ſollte dieſe Fälle überall aus Rückſchlag * zu erklären) annehmen zu müſſen, daß dieſe Erſcheinungen unter einem Geſetze ſtehen welches ſich durch bloß vergleichende Beobachtung äußerer Aehnlichkeiten überhaupt nicht erkennen läßt, und nur einer weit tieferen Einſicht in die Abhängigkeitsverhältniſſe der einzelnen Körperformen von der Entwickelung des Keimes und deren Bedingungen zugänglich iſt als wir bis jetzt beſitzen.

Bald hat man dem Vater oder der Mutter einen ausſchließlichen Einfluß auf die Eigenſchaften der Kinder zugeſchrieben, bald einen aus-

---

* Den ſog. Rückſchlag, d. h. die Reproduction der Eigenthümlichkeiten weiter zurückliegender Aſcendenten in den Deſcendenten, hat Giron zum allgemeinen Geſetze erheben und alle Verſchiedenheiten der Kinder von ihren Eltern aus ihm erklären wollen.

Digitized by Google

ſchließlichen Einfluß des Vaters auf die pſychiſche, der Mutter auf die phyſiſche Begabung angenommen oder einen ſolchen für jedes von beiden Eltern auf gewiſſe Syſteme des Körpers behauptet. So folgt z. B. nach Sturm und Girou bei Hausthieren das Junge dem Vater vorzüglich in der Bildung des Kopfes und der Bruſt, der Mutter in der Geſtaltung des Beckens und des Hintertheiles, eine Anſicht die Blumenbach obwohl nicht ohne Widerſpruch Anderer, auch in Bezug auf den Menſchen feſtzuhalten geneigt war. Einige waren der Meinung daß wo ein Kind einem ſeiner beiden Eltern nachſchlage, dieß ſtets in pſychiſcher und phyſiſcher Rückſicht zugleich ſtattfinde, Andere, daß ſich die Einflüſſe auf Leibliches und Geiſtiges an beide Eltern zu vertheilen pflegten; Einige ſchätzten den Einfluß des Vaters, Andere den der Mutter als bedeutender und zwar entweder überhaupt oder ſpeciell nach dem Geſchlechte, nämlich entweder auf die Nachartung der männlichen Nachkommen oder auf die der weiblichen, ſo daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter folgten — allerdings ein häufiger Fall, obwohl auch der Gegenfall nicht eben ſelten iſt. So blieb faſt keine mögliche Anſicht von der Sache übrig die nicht ihren Vertreter gefunden hätte, ohne daß irgend eine von allen ſich als feſte Regel bezeichnen läßt (Ausführliches darüber bei Lucas, Traité de l'hérédité, vol. II). Als eine intereſſante und beachtenswerthe Bemerkung über dieſen Gegenſtand führen wir nur noch die folgende Beobachtung Burmeiſter's (G. B. II, 162) an. „In der Regel, ſagt er, zeigt ſich daß das älteſte Kind körperlich das feingebauteſte zu ſein pflegt und geiſtig mehr als die andern entweder die Eigenſchaften des Vaters oder der Mutter beſitzt, wobei es intereſſant bleibt daß die erſtgeborenen Söhne mehr nach der Mutter oder ihrem Vater, die erſtgeborenen Töchter mehr nach dem Vater oder ſeiner Mutter ſchlachten. Nach und nach werden die Kinder ſolider, körperlich kräftiger, häufig auch häßlicher, weil plumper; die Eigenſchaften beider Eltern treten gemiſchter an ihnen auf und die entſchiedene Wiederholung der Eltern oder Großeltern pflegt ſeltener zu werden".

So wenig es gelingen will innerhalb deſſelben Volkes an den Kindern eine beſtimmte Weiſe der Nachartung nach Vater oder Mutter aufzuzeigen, ebenſo vergeblich ſcheint es für die Charaktere der Miſchlinge verſchiedener Völker in dieſer Rückſicht nach feſten Geſetzen zu ſuchen; indeſſen verdient es Beachtung daß die Fälle in denen der Einfluß des Vaters überwiegt, nicht ſo häufig zu ſein ſcheinen als die entgegengeſetz-

Digitized by Google

ten. Ein überwiegender Einfluß der Mutter auf die geistigen Gaben kommt in so vielen Beispielen vor, daß ihn Buffon sogar für einen ausschließlichen erklären zu dürfen glaubte — unser Sprachgebrauch erkennt einen Mutterwitz an, nicht einen Vaterwitz — namentlich der Kopf des Mischlings artet indessen oft dem Vater nach (Beispiele bei Heusinger, Vgl. Physiol. S. 250). Die körperlichen Eigenschaften des Vaters sollen überhaupt bei Mischlingen vorwalten nach Spix und Martius (R. S. 1183): dieß ist der Fall bei den Mestizen auf den Philippinen, sei der Vater nun Europäer oder Chinese (Mallat II, 134), bei den Mischlingen auf den Sandwichinseln (Bennett, Narr. of a whaling voy. 1840. I, 240). Der Neger erzeugt mit einer weißen Frau ein mehr negerähnliches Kind als der Weiße mit der Negerin (Nott and Gliddon, Types of mankind. 1854, p. 373 nach eigenen Beobachtungen). Bei Kindern von Mulatten, die selbst bekanntlich mit nur wenigen Ausnahmen von weißen Vätern und Negermüttern stammen, herrscht (nach Lyell, zweite R. I, 352) das weiße Blut gewöhnlich vor, so daß sogar die Kinder einer Mulattin von einem Neger meist die Farbe ihrer Mutter besitzen. Diesen Beobachtungen entgegen, welche für ein Uebergewicht des Vaters sprechen, behaupten Burmeister (a. a. O.) und Pruner (S. 71 f.) daß sich gerade in den zuletzt angeführten Fällen das weibliche Element als das stärker bestimmende zeige: Pruner nämlich giebt an daß die Nachkommen eines Negers und einer weißen Frau obwohl nur selten lebenskräftig, sich schneller dem europäischen Typus nähern als die einer Negerin und eines weißen Mannes, wie auch bei Kindern von Arabern und Negerinnen die Negerähnlichkeit überwiegend sei. So erklärt auch Burmeister bei den Mulatten (Mischlingen von Weißen und Negerweibern) die Negercharaktere für vorherrschend: bei den Knaben sei das Haar öfter kraus und dann völlig negerartig, bei den Mädchen öfter schlicht und großlockig; die Kopfbildung überhaupt mehr die des Negers als die des Europäers, sie zeige nämlich niedrige Stirn, wenig gewölbten Scheitel, kurzen Hinterkopf; der Schädel sei überhaupt klein, die Augen größer, die Nase unten schmaler als beim Neger, obwohl wie die meist braun bleibenden Lippen sehr verschieden je nach dem besonderen Negerstamme dem die Mutter angehörte, das Kinn kurz, der Bart stärker als beim Neger, der Körperbau im Ganzen zierlich, namentlich die Hände und Füße klein, welche letzteren jedoch

Digitized by Google

noch etwas vom Plattfuße haben sollen. Dahin gehört auch daß bei den von Negern und Indianerweibern stammenden Mischlingen am Rio das Pedras (Paranahyba) die Indianercharaktere vorwalten: dunkle bis schwärzliche Farbe, breite Brust und Schultern, kurzer Hals, großer eckiger Kopf, starker Bart, hartes buschiges Haar, nicht dicke Lippen, langgeschlitzte Augen, wohlgebildete Beine (A. de St. Hilaire, Voy. aux sources du R. S. Francisco 1847. II, 253). Pöppig (I, 201) schildert den Mestizen, fast immer das Kind eines Indianerweibes von einem Weißen, als sehr indianerähnlich. Stevenson (R. in Arauco I, 180) hat durch eine aus eigener Beobachtung entworfene Tabelle zu beweisen gesucht daß der Vater namentlich die Farbe bei Mischlingen stärker bestimme als die Mutter. Er führt außerdem an daß nach dem Sprachgebrauche der Peruaner die Kinder einer weißen Frau die von einem Neger Mulatten Quarteronen u. s. f. stammen, die Namen Zambo Mulatte Quarterone u. s. f. führten, wogegen die eines Weißen von einer Negerin, Mulattin oder Quarterone als Mulatten Quarterone Quinterone bezeichnet würden, worin die Ansicht ausgesprochen liegen würde daß die Mischlings-Kinder eines weißen Mannes vor denen einer weißen Frau in ihrer Annäherung an den europäischen Typus einen Vorsprung von einer ganzen Generation hätten. Indessen ist jene Angabe Stevenson's von Tschudi (Peru 1846. I, 161) für einen Irrthum erklärt worden, denn es bleibe sich vielmehr die Benennung für alle Mischlinge verschiedener Raçen und ihrer Abstufungen gleich, welcher von ihnen auch der Vater oder die Mutter angehören möge.

Daß in unbeständiger Weise bei Mischlingen bald die Charaktere des Vaters bald die der Mutter überwiegen, hat Lucas (II, 111 ff.) durch mehrere Beispiele nachzuweisen gesucht: die Dänen zeugen mit Hindu-Weibern Kinder von europäischem Typus und europäischer Kraft, doch gilt nicht dasselbe von andern europäischen Völkern (Rush); die Mischlinge von Europäern und Mongolen folgen stets dem Typus der Mutter (Klaproth); die von Europäern und Hottentotten zeigen immer das Naturell des Vaters (Le Vaillant). In Bezug auf letztere findet sich bei Burchell (II, 185) die Angabe daß die Kinder einer weißen Frau von einem Hottentotten größer weißer und von mehr europäischen Zügen seien als die der Hottentottenweiber von Europäern. Diese letzteren (die sog. Bastaards) sind braune mittelgroße und

Digitized by Google

ſtämmige Menſchen mit minder krauſen Haaren als die Neger, platter Naſe, hohlen Wangen und vorſtehenden Backenknochen, kleinen tiefliegenden Augen, platter Stirn, ohne Bart oder mit nur wenigem Haar auf der Oberlippe (Arbousset et Daumas, Rel. d'un. voy. au N. E. du Cap de B. Espérance 1842, p. 20). Nach Sparrmann (R. nach d. K. d. g. H. 1784, S. 264) wäre ihr Knochenbau und ihre Muskeln ſtärker entwickelt als bei den Hottentotten ſelbſt.

Ergiebt ſich demnach aus dem Geſichtspunkte der Nachartung nach Vater oder Mutter wenigſtens nach den bis jetzt vorliegenden Thatſachen keine beſtimmte Regel nach welcher ſich die Eigenthümlichkeiten der Miſchlinge richteten, ſo fragt ſich weiter ob es vielleicht aus anderen Geſichtspunkten beſſer gelingt eine ſolche zu finden. Die größere oder geringere Verſchiedenheit der ſich miſchenden Typen hat dafür einigen Schriftſtellern einen Anhaltspunkt dargeboten. Iſt nämlich dieſe Verſchiedenheit bedeutend, ſo ſoll nach Edwards (Des caractères phys. des races humaines 1829, p. 21) der Miſchling ſelbſt ſich als ein Mittleres zwiſchen den Stammtypen darſtellen und zwar ſoll (wie Iſid. Geoffroy St. Hilaire behauptet) dieſe mittlere Form des Miſchlings conſtant ſein, wogegen, wenn die Stammtypen einander ähnlicher ſeien, der Miſchling ſich in conſtanter Weiſe einem derſelben zu näheren pflege und ſeine einzelnen Charaktere oft theils dem einen theils dem andern von beiden Eltern entſprächen. Bei Kreuzung der ſog. Menſchenraçen insbeſondere des Negers und Europäers, die er für artverſchieden hält, liegt nach Geoffroy der erſtere Fall vor und es entſtehen daher conſtante mittlere Typen. Nott und Gliddon (S. 401) ſtimmen ihnen hierin bei, jedoch mit dem beſtimmt ausgeſprochenen Zuſatze daß die Miſchlingsproducte der verſchiedenen Menſchenſpecies in Rückſicht ihrer Charaktere nicht alle unter denſelben Geſetzen ſtänden, da manche jener Species (Europäer und Neger) mit einander einen mittleren Typus producirten, während andere bei der Kreuzung vielmehr einen der elterlichen Typen zu reproduciren ſtrebten (z. B. Europäer und Americaner).

Was die Thiere betrifft ſo arten z. B. Miſchlinge von zahmen und wilden Schweinen, von verſchiedenen Raçen von Hunden Katzen Vögeln, bald der einen bald der andern Seite nach (Beiſpiele bei Lucas I, 463); es ſcheint ſich für ſie nur der Satz aufſtellen zu laſſen, daß der Miſchling bisweilen mehr oder weniger entſchieden dem einen von

Digitized by Google

beiden Stammtypen folgt, sei es auf nur einigen oder auf allen Gebieten des äußeren oder inneren Lebens, bisweilen beiden zugleich, indem er entweder ohne Vermischung die Charaktere beider nebeneinander zeigt oder eine Mischung derselben darstellt (ebendas. II, 195 ff.). In Rücksicht des Menschen ist allerdings zuzugeben daß der Mulattentypus, wenn auch nicht ein ausnahmslos gleichmäßiger, doch im Ganzen ziemlich constanter Typus zu sein scheint — indessen gilt auch dieß meist nur von der ersten Generation, während bei fortgesetzter Beimischung neuer Elemente der weißen oder schwarzen Race mannigfaltige und ungleichmäßige Formen auftreten, wie folgende Beispiele beweisen. Das dritte Kind eines zu $^3/_4$ weißen Weibes von einem Mulatten (half-breed) hatte die Farbe des Vaters, die andern Kinder waren noch heller als die Mutter selbst. Eine Mulattin gebar einem Neger zwei Kinder von ihrer eigenen Farbe und elf andere die schwärzer waren als selbst der Vater. Eine Negerin gebar von einem Mulatten 9 oder 10 ganz schwarze und 2 oder 3 Kinder von der Farbe des Vaters (Nott und Gliddon a. a. O. S. 401). In derselben Ehe kommen bei Mulatten ganz gewöhnlich Kinder mit krausem neben solchen mit schlichtem hell- und dunkelbraunem Haare vor (Burmeister a. a. O.) wie auch Koster (R. in Brasil. 1817, S. 238) in Pernambuco fand. Aehnliche Unbeständigkeit hat man auch mehrfach an Mulatten selbst beobachtet. Ein Neger in Berlin hatte von einer weißen Frau 7 Mulattenmädchen und 4 weiße Knaben (Siebold, Journal f. Geburtsh. VII, S. 2). Drei ähnliche Fälle erzählt Lucas (I, 213): eine weiße Frau hatte von einem Neger ein schwarzes Kind, ein Mulattenkind und einen weißen Sohn u. s. f. Ein schwarzes Kind von einer Weißen geboren erwähnt auch Campbell (R. in Süd-Afr. 1816, S. 360), und Omboni (Viaggi nell' Afr. occ. 1845) sah auf den Cap Verd Inseln eine Mulattin die er wegen ihrer vollkommen weißen Farbe für eine Europäerin hielt. Wenn nun d'Abbadie (Bullet. soc. géogr. 1855. II, 45) angiebt daß sich bei der rothen Race in Abessinien oft schwarze Kinder fänden und daß bei den Negervölkern jener Gegenden rothe und schwarze Individuen ohne Stammverschiedenheit nebeneinander vorkämen, so wird man dabei nur an Mischlinge denken können, deren Typus sich inconstant zeigt.

Fassen wir die Mischlinge der americanischen Race in's Auge, so bemerken wir auch an ihnen eine große Mannigfaltigkeit der äußeren Er-

ſcheinung. Die Meſtizen (Miſchlinge von Weißen und eingeborenen Americanern) haben in Quito kleine Stirn und grobes Haar, kleine ſpitzige Naſe und gute Bärte, manche von ihnen beſitzen weiße Haut und blondes Haar, andere ſind ſo dunkel als die Indianer ſelbſt (Ulloa, Voy. I, 228 f.), ſie ſind meiſt ſehr ſchöne Leute, doch an niedriger Stirn und großer Magerkeit erkennbar (Stevenſon II, 177). In Chile ſind ſie oft größer aber minder gedrungen gebaut als die Indianer, doch breitſchulterig mit kurzem Hals, kurzen Armen, kleinen Händen und Füßen und hierin, wie im Haar, den vorſtehenden Jochbeinen und der etwas platten Naſe mit großen Löchern den Indianern ähnlich (Pöppig I, 201). In Concepcion ſind ſie ſo weiß als die Spanier, kaum von den Weißen zu unterſcheiden (derſ. I, 64), manche von ihnen blond (Ulloa II, 34). Bei den Sertanejos von Pernambuco ſind die Kinder deſſelben Elternpaares nur ſelten von gleicher Farbe, der Unterſchied iſt in manchen Fällen ſo groß daß er an der Aechtheit der Kinder zweifeln laſſen würde, wenn dieſe Erſcheinung weniger allgemein wäre (Koſter S. 238). In Paraguay wo die Miſchung von Spaniern und Indianern am vollſtändigſten vor ſich gegangen iſt, zeigen ſich nur noch wenige Merkmale von Indianerblut an den höheren wie an den niederen Ständen; die Geſichtszüge gleichen mehr den engliſchen als in irgend einem anderen Theile des ſpaniſchen America. In armen Hütten findet man ſehr häufig Kinder von langem Geſicht und blonden oft röthlichem Haar ganz wie bei den Schotten (Ausland 1856, S. 977 nach Mansfield, Paraguay, Brazil and the Plate). — Die Zambos oder Cabourets (Miſchlinge von Negern und eingeborenen Americanern, Chinos in Peru genannt) ſind von dunkler Bronzefarbe, krauſem Haar und ſchiefgeſtellten Augen (Caſtelnau), wogegen ſie anderwärts weniger gekräuſeltes Haar als ſelbſt die Mulatten beſitzen, vom Neger die Naſe und den Mund, vom Indianer die Stirn Wangen und Augen haben (Tſchudi I, 169). Zu ihnen gehören auch die Cafuſos deren ungeheure Perrücken Spix u. Martius (R. S. 215) beſchrieben haben. Dieſe ſtehen 1—1½′ empor und das Haar derſelben iſt beſonders gegen das Ende hin halb gekräuſelt. Das Geſicht der Cafuſos gleicht mehr dem Neger als dem Americaner, doch ſind die dicken Lippen nicht aufgeworfen, die Beine ſind ſchwach, Bruſt- und Armmuskeln kräftig entwickelt. Ein ähnlicher koloſſaler Haarwuchs findet ſich ferner bei den Cocamas am unteren Huallaga (Pöppig, R. II, 450), die

Digitized by Google

man deshalb wohl für eine Zamborace halten darf; er zeigt sich bei den Fidschiinsulanern, die aus anderen Gründen für Mischlinge von Polynesiern und Australnegern gelten, und es wird dadurch weiter die Vermuthung wahrscheinlich daß auch der Araberstamm in Taka, bei welchem Werne (Feldz. nach Taka, S. 89) dieselbe Eigenthümlichkeit fand, eine Beimischung von Negerblut erfahren habe.

Blicken wir zurück auf die angeführten Beispiele, so sehen wir durch sie vor Allem den Satz bestätigt daß die reineren Racen gleichmäßigeren, die gemischten mannigfaltigeren Typus zeigen und zwar scheint die Mannigfaltigkeit und Unbeständigkeit der Formen um so stärker zuzunehmen, je weiter die Mischung fortschreitet. Wenn wir daher von einem Volke hören daß trotz eines niedrigen Standes der geistigen Cultur die Gesichtsbildung im Ganzen, die Augen Nasen Lippen bei den Einzelnen sehr verschieden seien, wie dieß z. B. bei den Tschuwaschen der Fall ist (Kornheim in Erman's Archiv III, 74), so werden wir nicht irre gehen, wenn wir ein solches Volk für gemischten Ursprungs erklären. Was aber weiter den oben angeführten Satz Geoffroy's betrifft, so kann nur zugegeben werden daß bei Kreuzung des schwarzen und des weißen Menschen das Mischlingsproduct allerdings gewöhnlich ein Mittleres von ziemlich constanter Bildung ist, während Mannigfaltigkeit und Unbeständigkeit der Körperformen sowohl in den späteren Generationen dieser Mischlinge selbst als auch bei der Kreuzung derjenigen Typen welche innerhalb jener beiden Extreme der menschlichen Bildung liegen, sich in höherem Grade zeigt. Die einzelnen Haupttypen des Menschengeschlechts scheinen sich bei Mischungen mit verschiedenen Graden der Zähigkeit zu behaupten: nächst dem Negertypus scheint namentlich der mongolische in dieser Rücksicht eine sehr bedeutende Selbstständigkeit zu besitzen (Ritter, Erdkunde III, 386).

Als eine bemerkenswerthe Erscheinung welche auf die Körperbildung der Mischlinge bei Thieren und Menschen von Einfluß sein soll, ist ferner die erste Befruchtung zu nennen. Eine Stute die ein Maulthier geboren hat, giebt später nur schlechte Pferdefüllen; eine Sau, zuerst mit einem wilden Eber, eine Hündin zuerst mit einem Hunde von fremder Race gepaart, werfen später Junge die dahin einschlagende Aehnlichkeiten zeigen. So hat man in analoger Weise öfters Aehnlichkeiten der Kinder zweiter Ehe mit dem ersten Manne bemerkt. (Bei-

Digitized by Google

spiele dieser Art bei Lucas II, 58 ff., welcher zugleich darauf hinweist wie große Vorsicht in dieser Rücksicht erforderlich sei. Drei neuere Fälle bei Latham, Man and his migrations p. 65). Namentlich werden, was die Mischlinge verschiedener Raçen betrifft, einige Negerinnen angeführt die zuerst Mulattenkinder, später aber Kinder von einem Neger hatten welche dem Vater der ersteren glichen (Harvey bei Nott and Gliddon p. 396). Daß Negerinnen, nachdem sie Mulattenkinder geboren haben, von Negern nicht mehr empfingen, wie man bisweilen behauptet hat, ist ein Irrthum. Dasselbe gilt von der noch größeren Ausdehnung die Strzelecki (Descript. of N. S. Wales. 1842, p. 347) diesem Satze gegeben hat, indem er sagt daß auch die eingeborenen Weiber eines großen Theiles von Nord-America, wie die von Polynesien Australien und Vandiemensland unfruchtbar mit ihren Stammverwandten würden, wenn sie vorher von einem Europäer geboren hätten. Daß es insbesondere von den australischen Weibern unrichtig ist, und wo es stattfindet wahrscheinlich von dem Rum- und Tabaksgenuß der Weiber im Zusammenleben mit Europäern herrührt, hat Thompson gezeigt (Fechner's Centralbl. 1853, S. 13 nach Todd, Cyclop. XLII, p. 1365 und Münch. Gel. Anzz. 1852 S. 197).

Gehen wir jetzt zu der Hauptfrage über die uns hier beschäftigen soll, zu der Frage wie sich die Mischlinge verschiedener Raçen in Bezug auf unbeschränkte Fruchtbarkeit und Rückfall zu den Stammtypen verhalten, so dürfen wir es sogleich von vornherein als eine bekannte und hinreichend constatirte Thatsache aufstellen, daß, wie viele und welche typischen Hauptstämme des Menschengeschlechtes man auch annehmen mag, alle (so weit die angestellten Beobachtungen bis jetzt reichen) untereinander fruchtbar sind und durch Mischung gewisse mittlere Producte erzeugen die an den beiderseitigen Charakteren der elterlichen Typen in verschiedenen Graden theilhaben. Es tritt daher durch Kreuzung — dieß läßt sich wenigstens im Allgemeinen behaupten — eine Veredelung des niederen Stammes durch den höherstehenden ein, z. B. des Negers im Mulatten, des americanischen Indianers im Mestizen, und diese Veredelung schreitet weiter fort, wenn die Verbindung des Mischlings mit Individuen der höheren Raçe fortgesetzt wird: von Mulatten entspringen auf diese Weise die Terzeronen Quarteronen Quinteronen. Dieser Verbesserung der Raçe entspricht die Verschlechte-

Digitized by Google

rung derſelben welche durch Paarung des Miſchlings mit der niederen Raçe eintritt, z. B. in dem Zambo, dem Abkömmling des Negers und Mulatten. (Bisweilen wird mit dieſem Namen auch der Nachkomme des Negers und des eingeborenen Indianers bezeichnet). Die Ueberführung der Miſchlinge niederer Raçen in höhere oder umgekehrt gelingt natürlich in einer um ſo geringeren Anzahl von Generationen je näher die Stammtypen ſelbſt einander ſtehen. Auf den Geſellſchaftsinſeln, wo es freilich nur ſehr wenige Miſchlinge giebt, ſollen dieſe ſchon mit der zweiten und dritten Generation vollſtändig in den europäiſchen Typus übergehen (Bennett, Narr. of a whaling voy. 1840. I, 149). Der americaniſche Indianer erzeugt mit einer Zambo-Frau (Cabourette) in der zweiten Generation einen Miſchling der dem reinen Indianer gleich gilt; der Weiße mit der Meſtize einen ſolchen, deſſen dritte Generation in den Typus des Weißen übergehen kann; durch vier Generationen hindurch können Mulatten zu Weißen, in fünf Generationen können ſie zu Schwarzen werden * (Fechner's Centralbl. 1853, S. 288 nach Caſtelnau). Dem entſpricht daß der Quinterone in den Vereinigten Staaten auch vor dem Geſetze als Weißer gilt. Im holländiſchen Guiana iſt dieß dagegen ſchon mit dem Quarteronen der Fall (v. Sack, Beſchr. e. R. nach Surinam 1821. I, 84). Der Meſtize iſt dem Weißen ſchon ſo ähnlich, daß er dem Neger-Terzeronen gleich gehalten wird, daher auf ihn ſchon der Quarterone folgt. Es bedarf kaum der Bemerkung daß ſich dieſe Angaben nur auf die körperliche Bildung, nicht zugleich auf die geiſtige Begabung der Miſchlinge beziehen, mit welcher es ſich, wie wir ſehen werden, zum Theil weſentlich anders verhält, und daß ſie ſämmtlich unter der Vorausſetzung gemacht ſind daß der Miſchling um deſſen Ueberführung in eine andere Raçe es ſich handelt, ununterbrochen nur mit Individuen dieſer Raçe ſelbſt ſich verbinde.

Vergleichen wir die angeführten Reſultate der Miſchung verſchiedener Typen des Menſchen mit denen der Kreuzung verſchiedener Thier-

---

* Wenn Serres behauptet daß bei Vermiſchung einer höheren und niederen Raçe die erſtere mindeſtens ⅔ ihrer Natur an den Miſchling abgebe, ſo iſt dieß bis jetzt eine bloße Verſicherung der die Beſtätigung durch Thatſachen fehlt, und dieſe Behauptung hat zu ſehr den Anſchein einer Folgerung aus der Theorie, daß die höheren Raçen die niederen zu abſorbiren, ſich über die ganze Erde auszubreiten und — ſie zu beherrſchen beſtimmt ſeien, als daß ſie Zutrauen verdiente.

Digitized by Google

raçen, so ergiebt sich eine ziemlich vollständige Analogie zwischen beiden. In einigen Fällen sollen bei diesen drei Generationen hinreichend gewesen sein um die neue Raçe an die Stelle der alten zu setzen und von der vierten an befürchtet man, bei unterlassener Auffrischung des Blutes, keinen Rückschlag mehr. Nach Burdach bedarf es bei Pferden und Schaafen sechsmaliger ununterbrochener Befruchtung der schlechteren Raçe durch die edlere, nach Anderen zwölfmaliger, nach Morel und Vindé unausgesetzter (Chambon, Traité de l'éducation des moutons II, 278). Nach Elysée Lefèbvre und Girou muß man die Paarung mit der niederen Raçe immer vermeiden, wenn keine Wiederverschlechterung eintreten soll. Diesen Verhältnissen entspricht es daß auch beim Uebergang des Negermischlings in den Typus des Weißen sich einige geringe Zeichen der Negerabstammung noch lange Zeit hindurch forterhalten. Bis auf den Quinteronen selbst soll der eigenthümliche Geruch übergehen den die Hautausdünstung des Negers besitzt. Die Hornhaut des Auges ist bei Terzeronen Mestizen und wahrscheinlich auch noch in späteren Generationen etwas gelbbraun gefärbt (Labat, Nouv. voy. aux isles de l'Am. 1724. I, 2, 40). Am längsten soll sich die violette Farbe der Nägel, namentlich an ihrer Insertionsstelle, und ein bläulicher Ring um die Augen erhalten (Foissac S. 74), auch die eigenthümliche Bildung der Ferse und des Fußes bleibt den Negermischlingen sehr lange (Day, Five gears' resid. in the W. Indies I, 51). Das Nachdunkeln der Haut in späteren Jahren bei den Hindu-Mischlingen, die dunkle Farbe der Geschlechtstheile bei jenen wie bei den americanischen Mestizen ist eine Eigenthümlichkeit die noch nach vielen Generationen auf den Stamm hinweist dem sie entsprossen sind (d'Orbigny u. Troyer im Bullet. soc. ethnol. mai 22, 1846). Und wenn sich Nott als ächter Americaner eine Beimischung von Negerblut in allen Fällen in denen sie vorliegen mag, noch zu erkennen getraut und daher das gänzliche Verschwinden der Negercharaktere beim Quinteronen leugnet oder höchstens für solche zugeben will die von dunkelfarbigen Europäern stammen (Nott and Gliddon p. 398), so kann man ihm dieß Alles leicht zugeben, ohne sich darum zu seiner sonderbaren Erklärung dieses Umstandes zu bekennen daß nämlich die Mulatten sämmtlich nach wenigen Generationen ausstürben, ehe sie in den Typus des Weißen vollständig übergehen könnten.

In den Vereinigten Staaten iſt man im höchſten Grade ſcharfſichtig in der Erkennung jener Unterſchiede, denn die Sitte, im Streit mit dem Ausſpruche des Geſetzes, ächtet dort bekanntlich einen jeden in deſſen Adern ein Tropfen Negerblut fließt, als einen Verworfenen, während in Braſilien gemiſchter Abſtammung kein Makel anhängt. Wer jene Raçenvorurtheile der Nord-Americaner theilt, dem muß es freilich darum zu thun ſein das Menſchengeſchlecht durch feſte Artunterſchiede zu trennen und man kann die leider auch in Deutſchland nachgeſprochene, den Americanern geläufige Albernheit nur natürlich finden welche ohne allen Beweis mit höchſter Entſchiedenheit behauptet daß jede auch noch ſo geringe Spur von Negerblut in den Adern eines Menſchen ihn in moraliſcher und intellectueller Rückſicht unfehlbar auf einer niedrigeren Stufe der Bildung zurückhalte als den reinen Weißen. Haben doch umgekehrt Nott and Gliddon p. 68 auch daraus daß Neger und Mulatten von Neu-Orleans vom gelben Fieber nichts die Weißen Alles zu fürchten haben, gefolgert, daß ein paar Tropfen europäiſches Blut „eine ſehr entſchiedene Modification im moraliſchen und phyſiſchen Charakter“ beim Neger hervorbringe. Wiſſenſchaftlich gebildeten Leuten vor Allem muß man ihren Aberglauben laſſen. Allerdings darf man die höhere Begabung des Mulatten im Vergleiche mit dem Neger als feſtſtehend betrachten, obwohl gute und unparteiiſche Beobachter es noch für zweifelhaft gehalten haben, ob das beſſere und intelligentere Ausſehen der Miſchlinge, die man deshalb in den Sklavenſtaaten zum Hausdienſte den reinen Negern vorzieht, die unmittelbare Folge der Raçenveredelung ſelbſt ſei oder von beſſerer Erziehung, namentlich von häufigerem Verkehr mit den Weißen in der Jugend herrühre (Lyell, Zweite R. I, 266). Im franzöſiſchen Weſtindien (Guadeloupe) ſind faſt alle Handwerke ganz in den Händen der Mulatten, und wenigſtens manche von ihnen ſind reich und betriebſam (Granier de Cassagnac, Voy. aux Antilles, 1843. I, 255 ff.). Hier haben ſie ſeit dem J. 1830 die bürgerlichen Rechte zum Theil wiedererhalten, die ihnen der Code noir vom J. 1685 gegeben, ſpätere Verordnungen aber wieder entzogen hatten; bei dem Verſtande und der Thätigkeit die ſie beſitzen, fürchten daher die Creolen von ihnen überflügelt zu werden, und es liegt hierin einer der Gründe des tiefen Haſſes derſelben gegen ſie (Oelsner-Montmerqué, d. Creole, e. Vorleſ. 1848. S. 23). In Peru ſtudiren in neuerer Zeit viele Mulatten Theo-

Digitized by Google

logie, die meiſten, freilich größtentheils unwiſſenden Aerzte in Lima, gehören dieſer Kaſte an (Tſchudi, I, 167). Im nördlichen Theile von Braſilien (Bahia, Pernambuco, Maranham) bilden ſie einen ſehr großen und thätigen Theil der Bevölkerung (Rendu, Etudes sur le Brésil, 1848. p. 30). In allen höheren Berufsarten, unter den Juriſten, Aerzten, Staatsmännern, Gelehrten in Braſilien giebt es Mulatten die durch Talent Geiſt Scharfſinn und Bildung hervorragen; ganz vorzüglich befähigt zeigen ſie ſich für die ſchönen Künſte und eine große Zahl von Farbigen iſt in der beſten Geſellſchaft von Rio aufgenommen. Viele Mulatten und Farbige gelten dort für Weiße und nehmen ganz deren Stellung ein, ſobald ſie durch ihre Papiere für ſolche erklärt werden (de Lisboa im Bullet. soc. ethnol. 1847. janv. p. 58). A. de St. Hilaire (a. a. O. II, 52 ff.) iſt der Anſicht daß die Mulatten in Braſilien den dortigen Weißen an geiſtiger Lebendigkeit und Talenten eher überlegen ſind, als daß ſie ihnen nachſtehen ſollten, obwohl ſie eine minder edle Denkungsart beſitzen und die Unbeſtändigkeit des Charakters zum Theil mit der africaniſchen Raçe gemein haben. In den Maurenländern, wo die Neger und Mulatten überhaupt eine große Rolle ſpielen, ſoll ſogar der Menſchenſchlag um ſo ſchöner werden und der Charakter der Männer deſto größere Entſchiedenheit gewinnen, je mehr ſich die Hautfarbe durch Beimiſchung von Negerblut dem Schwarzen nähert (Graberg von Hemſo, Das Sultanat Mogh'rib-ul-Akſà, 1833. S. 54).

Dem Meſtizen, der dem Weißen um eine Generation näher ſteht, gilt der Mulatte allgemein als überlegen, er iſt namentlich regſamer und thätiger als jener; ſo in Braſilien und Peru wie in Mexico (Spix und Martius, S. 607; Tſchudi, I, 165 und vorzüglich Humboldt, Neu-Spanien, I, 184). Nur Koſter (R. in Braſilien, 1817. S. 553), der die Meſtizen in Braſilien weit vortheilhafter ſchildert als Pöppig in Peru — zum Theil wohl eine Folge der ſocialen Verhältniſſe — behauptet daß ſie größeren Muth und bedeutenderes Selbſtgefühl beſäßen als die Mulatten und ſich deshalb den Weißen weniger allgemein unterordneten als dieſe. Der Meſtize iſt minder kräftig, oft indolent und faſt willenlos, daher gering geachtet, doch rühmt man ihm in Peru viele guten Eigenſchaften nach, er iſt ſanft, mitleidig, leicht erregbar, aber voll Wankelmuth und ohne Tapferkeit. Indeſſen macht Tſchudi mit Recht darauf aufmerkſam, daß große

Digitized by Google

Talente die unter den Indianern und Miſchlingen bisweilen auftauchen zu keiner Ausbildung und Wirkſamkeit gelangen, weil es den Farbigen an aller ſocialen Organiſation fehlt und die Unterdrückung von Seiten der Weißen ſie niederhält. Nach Pöppig (I, 193) iſt die Miſchlingsbevölkerung mit ihren „angeborenen“ Laſtern und mit ihrem Haß gegen die reinen Raçen aus denen ſie entſprungen ſind, der ewige Krebsſchaden der Geſellſchaft und des Staatslebens in Süd-America: ſie wird ſich nie zu einer brauchbaren Staatskraft geſtalten laſſen, da alle Schattirungen der Miſchlinge ſich voneinander und von den reinen Raçen feindlich ſcheiden. Wie der Mulatte gilt der Meſtize als Erbe aller Laſter ſeiner Eltern ohne eine einzige ihrer Tugenden: mit dem Stolze des Weißen, der bei ihm bis zur Thorheit geht, verbindet er die Faulheit und Apathie, den Leichtſinn und die Unbeſtändigkeit des Indianers; er iſt ausſchweifend, ehrgeizig und feig, äußerſt tyranniſch gegen den Indianer, wie es der Mulatte gegen den Neger iſt; für mechaniſche Dinge beſitzt er großes Nachahmungstalent (ebendaſ. II, 146 ff.) — Der Zambo übertrifft an Energie und geiſtiger Begabung, an kräftigem Wuchs und Stärke den Neger Indianer und Meſtizen, wie Lavayſſé (R. nach Trinidad, 1816. S. 357) von denen in Caracas verſichert, aber nur ſelten begegnen wir einer günſtigen Schilderung ihres Charakters, wie ſie A. de St. Hilaire (Voy. aux sources du R. S. Francisco, 1847. II, 254 ff.) von denen am Paranahyba entwirft: ſie ſind friedliche Ackerbauer, ſorgen für alle ihre Bedürfniſſe ſelbſt, ſpinnen und weben, verfertigen ihre Töpfe, ſind gut gekleidet und leben in guten Verhältniſſen. Er hofft ſogar (S. 271) von dieſen Zambos eine fortſchreitende Annäherung zur Civiliſation und ſpricht daher die Anſicht aus, daß man wohl daran thun würde die Vermiſchung von Negern mit Indianerweibern auf alle Weiſe weiter auszubreiten. Außer ihm ſcheint bis jetzt nur noch Sarmiento (Nouv. Ann. des voy. 1853. p. 302) den Zambos, nämlich denen der Argentiniſchen Republik, nicht allein Talente ſondern auch Neigung und Streben zum Fortſchritt in der Cultur zuzuſchreiben. Anderwärts ſind ſie überall verrufen wegen der bisweilen ganz ausgeſuchten Schlechtigkeit ihres Charakters, wobei man freilich zu bedenken hat, daß ſie, wie die Mehrzahl der Mulatten, faſt lauter außereheliche Kinder ſind. Die früher erwähnten Cocamas ſollen ſehr bildungsfähig, muthig und kriegeriſch ſein, von großer Freiheitsliebe

Digitized by Google

(Pöppig, II, 401). Die ſog. „ſchwarzen Caraiben“ von St. Vincent, welche einſt die Koloniſten dieſer Inſel, wie es heißt, ganz unprovocirt ermordeten, waren Zambos. In Lima ſollen ⅘ aller ſchweren Verbrecher Zambos ſein (Tſchudi). In Caracas gelten ſie ebenfalls für die ſchlechteſte Klaſſe der Bevölkerung (Lavayſſé). Unter allen Miſchlingen in Peru bei weitem die verworfenſten ſind die von Neger und Meſtizen oder von Neger und Mulatten (Stevenſon, R. I, 200). — Wie die Miſchlinge von Holländern und malaiiſchen Weibern in Batavia ſind auch die Hindu-Miſchlinge der Europäer faſt alle von ſchlaffem Weſen und ſchlechter Begabung (Graf Görtz, R. um d. Welt, III, 405). — Die Miſchlinge von Europäern und Neu-Zealändern werden ein ſehr ſchönes geſundes und muskelkräftiges Geſchlecht genannt (Polack, New-Zeal. 1838. II, 276), doch ſcheinen ſie weder leiblich noch geiſtig den Kindern der Eingeborenen überlegen zu ſein, letztere ſind zutraulich gegen den Fremden und von offenem Blick, Miſchlingskinder dagegen ſind verſchämt und verkriechen ſich bei der Mutter (Savage, Some account of New-Zeal. 1807. p. 92).

Man hat auf die Thatſachen welche die Kreuzung verſchiedener Typen an die Hand giebt, in neuerer Zeit mancherlei Theorieen gebaut, die ſich jedoch ſchon durch den directen Gegenſatz in welchem ſie zu einander ſtehen der Voreiligkeit verdächtig machen. Gobineau hat nachzuweiſen geſucht daß die Miſchung der verſchiedenen Typen durchgängig eine phyſiſche und moraliſche Verſchlechterung herbeiführe und den Völkern die Keime ihres ſicheren Unterganges einpflanze; Serres dagegen ſieht in ihr eben ſo allgemein ein weſentliches Mittel das Geſchlecht zu verbeſſern und durch Auffriſchung mit dem Blute eines fremden Stammes kräftig zu erhalten, ja er iſt geneigt in der vollſtändigen Miſchung aller verſchiedenen Hauptſtämme das eigentliche phyſiſche Entwickelungsziel der Menſchheit zu erblicken. Rott, welcher dargethan zu haben glaubt daß es eine große Menge verſchiedener Menſchenſpecies gebe, deren Fruchtbarkeit unter einander dieſer Auffaſſung nicht entgegenſtehe, ſucht, um auf alle Fälle ſich wohl vorzuſehen, auch noch den Beweis zu führen, daß Miſchlinge lebensunkräftig und nur in beſchränktem Maaße fruchtbar unter ſich, einen neuen Typus zu begründen nicht fähig ſeien, weil ſie ohne beſtändige Auffriſchung des Blutes aus einer der Stammraçen gar nicht ſelbſtſtändig fortzuleben vermöchten. Erweckt ein ſolches Verfahren an ſich ſchon ein nur geringes Zu-

Digitized by Google

trauen zu der Solidität der Beweisführung, so wird sich leicht auch zeigen lassen daß diese Theorie sich so wenig als die andern eben angeführten Ansichten mit den Thatsachen verträgt.

Auf welche von beiden Seiten man sich in der Frage nach der Arteinheit des Menschengeschlechtes auch neigen mag, man wird von vornherein bei einiger Besinnung gar nicht erwarten können daß die Mischlinge aller verschiedenen Typen gleich lebenskräftig sein und gleich gut gedeihen sollten, da ja auch Völker bei denen eine Mischung vorauszusetzen kein Grund vorliegt, sich schwächlich oder kräftig zeigen je nach ihrer besonderen Constitution und Lebenweise so wie nach dem Klima in welchem sie leben. Entsprechende Unterschiede zeigen sich dann auch an den einzelnen Mischlingsraçen. In manchen Fällen sollen die Mischlinge verschiedener Stämme lebenskräftiger und fruchtbarer sein als die Stammraçen selbst aus denen sie hervorgegangen sind. Die Kuruglis (Mischlinge der Türken und Mauren) übertreffen ihre türkischen Väter an Kraft und Schönheit der Formen (M. Wagner, R. in Algier, 1841. III, 293). Araber und Aethiopen (Abessinier und ihre Verwandten) erzeugen zusammen ein sehr schönes, in allen warmen Klimaten lebensfähiges Geschlecht (Pruner, S. 71). Aus der Mischung der Europäer mit den Eingeborenen der Philippinen gehen oft schönere Kinder hervor als aus den Ehen der ersteren unter sich (Mallat, II, 40). D'Orbigny ist der Ansicht daß die Vermischung verschiedener Indianervölker von Süd-America schönere und begabtere Menschen hervorbringt, doch hält er dasselbe Resultat für minder sicher bei der Verbindung von Europäern mit den dortigen Eingeborenen. Die Mischlingsbevölkerung von Paraguay, die sich in gleicher Schönheit auch in Cochabamba und einigen andern Gegenden findet und die dortigen Spanier nach einigen Generationen übertreffen soll (Brackenridge, R. nach Süd-Am. 1821. II, 74, 152 nach Azara, Funes und Passos) ist früher schon erwähnt worden. In Peru, wo überhaupt nur die Farbigen und die Indianer ein hohes Alter erreichen (Pöppig, R. I, 208), sollen namentlich die Cholos, Mischlinge von Mestizen und Indianern, an Körperkraft Thätigkeit und natürlichen Anlagen den andern Klassen der Bevölkerung überlegen sein und den ersten Rang einnehmen, doch erhalten sie nur schlechte Erziehung (Brackenridge, ebendas. II, 167). Andere Beispiele von kräftigen und wohlgebildeten Mischlingen haben wir schon angeführt. Ihnen

Digitized by Google

gegenüber steht eine Reihe von anderen Fällen in denen das Gegentheil stattfindet. Die Mischlinge von Europäern und Eingeborenen des nördlichen Australiens um Port Essington scheinen nicht zu gedeihen (Macgillivray, Narr. of the voy. of H. M. S. Rattlesnake, 1852. I. 151) — sollten sie vielleicht, wie dieß anderwärts in Australien mit Mischlingskindern gewöhnlich ist, umgebracht werden? Im Lande der Fulahs in Africa sind die Toucouleurs, die Nachkommen der eingewanderten Pulen (Peuls) und der von ihnen vorgefundenen Neger, zwar leiblich und geistig besser begabt als diese letzteren, aber es finden sich bei ihnen, namentlich in Futatorro, viele Stammelnde, Blinde, Buckelige, Blödsinnige u. s. f. (Mollien, R. in d. Innere v. Africa, 1820. S. 174; Raffenel, Voy. dans l'Afr. occ. 1846. p. 51 f.). Die von Arabern mit Weibern von Darfur erzeugten Kinder sind schwächlich und meist wenig lebenskräftig (Mohammed-el-Tounsy, Voy. au Darf. p. Jomard, 1845. p. 277). Daß die Kinder einer weißen Frau von einem Neger nur selten lebenskräftig sind, wurde schon angegeben; Serres ist sogar soweit gegangen zu behaupten daß beide meist unfruchtbar mit einander seien.

Durch die Aehnlichkeit des Resultates, wenn auch nicht durch die Analogie der zusammenwirkenden Factoren, erinnern einige der zuletzt beigebrachten Fälle an den bekannten Satz Buffon's, daß aus der Verbindung naher Verwandten besonders häufig krankhafte Bildungen, Idioten, Blinde, Taubstumme u. s. f. hervorgehen. Wie es sich in dieser Rücksicht bei den Hausthieren verhalte, scheint noch nicht vollkommen festgestellt. Bei der Erzielung von Vollblutpferden gilt es als Regel, daß derselbe Hengst von edler Race gerade immer mit seinen eigenen Descendenten gepaart werde und die Inzucht hat in neuerer Zeit überhaupt immer mehrere Anhänger gewonnen. Auf der anderen Seite aber wird versichert daß alle Thierracen durch Paarung der nächsten Blutsverwandten von der zweiten oder dritten Generation an vollständig verdorben würden und ausgingen, und daß es sich ebenso bei den Menschen verhalte (Beispiele bei Lucas, II, 904). Von vielen Völkern alter und neuer Zeit wissen wir zwar daß eheliche Verbindungen unter Geschwistern, selbst unter Eltern und Kindern bei ihnen häufig waren, ohne daß sich eine Verschlechterung der Race daraus ergeben zu haben scheint. Dahin gehören die Assyrer, Aegypter, Athener, Perser, manche Völker von Hinterindien vor und selbst noch nach der Ein-

Digitized by Google

führung des Buddhismus, die Druſen, Mingrelier, die königliche Familie der Sandwichinſeln. Daſſelbe geht aus den Legenden mancher americaniſchen Indianer und anderer Völker hervor. Garcilasso (Hist. des Yncas, I, c. 25) erzählt daß die Kinder des Manco Capac unter einander heiratheten und daß dieß in der königlichen Familie von Peru ſtets geſchehen ſei um das Blut der Sonne rein zu halten von der ſie ſtammten. Sie rechtfertigten dieſe Sitte damit, daß auch der Mond die Schweſter und zugleich das Weib der Sonne ſei. Der Inka heirathete von jeher ſeine älteſte Schweſter (ebend. V, c. 9), nach Acosta (Hist. nat. e morale delle Indie Venet. 1596. VI, c. 12 u. 18) geſchah dieß nur von Seiten der letzten Inkas. Bei den Coroados kommen Ehen ſelbſt unter den nächſten Verwandten öfters vor (von Eſchwege, Journal v. Braſil. 1818. I, 121). Als Belege der Verderblichkeit ſolcher Verbindungen werden dagegen die Irländer in Süd-Carolina angeführt, die ſich ſeit langer Zeit immer nur unter einander verheirathet haben (Nott and Gliddon, p. 408). In demſelben Falle ſind die holländiſchen Koloniſten des Kaplandes (Kretzſchmar, Südafr. Skizzen, 1853. S. 163), in Rückſicht auf welche ſchon Lichtenſtein's Bemerkungen (Reiſen, 1811. I, 101, 211, 346) auf das Vorkommen vieler Taubſtummen und Blödſinnigen hinzudeuten ſcheinen.

Wir glauben uns berechtigt aus den vorſtehenden Thatſachen den Schluß zu ziehen, daß es im Betreff der geſchlechtlichen Verbindung und der Beſchaffenheit der aus ihr entſpringenden Kinder, wie zwiſchen gewiſſen demſelben Stamme angehörigen Individuen, ebenſo auch zwiſchen manchen Völkern, wenn nicht Antipathieen, doch Incompatibilitäten giebt, welche zwar in Rückſicht ihrer Urſachen noch nicht aufgeklärt, doch ſelbſt hinreichend conſtatirt ſind, daß es aber trotz dieſer Incompatibilitäten unſtatthaft ſei aus dem Mangel an Lebenskraft, aus der Unfruchtbarkeit oder dem Ausſterben mancher Miſchlingsraçen eine Artverſchiedenheit der Stammtypen zu folgern denen ſie ihren Urſprung verdanken. Es kann nämlich eine ſolche Folgerung insbeſondere deshalb nicht zugegeben werden, weil es neben den nicht lebenskräftigen Miſchlingsbevölkerungen auch noch andere in nicht geringer Anzahl giebt, die obgleich aus denſelben Stammtypen entſprungen, ſich doch in voller Kraft und Geſundheit fortpflanzen.

Aus dieſem Geſichtspunkte werden wir vor Allem die neuerdings

Digitized by Google

mehrfach bestrittene Fruchtbarkeit der Mulatten* aufzufassen haben, so weit nämlich überhaupt der Zweifel an derselben durch Thatsachen wirklich begründet ist. Man hat behauptet daß die Mulatten verschwinden würden wenn man ihnen die Zufuhr frischen Blutes aus den Stammracen abschneiden könnte (Van Amringe, Investigation of the theories of the nat. hist. of man; Knox, The races of man 1850; Ham. Smith, Nat. hist. of the human species 1848), Mulatten desselben Grades sollen selten miteinander fruchtbar sein (Day, Five years' resid. in the W. Indies. 1852, I, 294). Namentlich hat Nott in einer Schrift On Hybridity vom J. 1842 über die Mulatten noch außer der Behauptung ihrer geringen Fruchtbarkeit unter sich, die namentlich von Etwick und Long (Hist. of Jamaica) schon früher hervorgehoben worden war, eine ganze Reihe von Sätzen aufgestellt die den Zweck hatten ihre Lebensunfähigkeit zu begründen. Die Ansicht daß sie unter allen Menschen die kürzeste mittlere Lebensdauer hätten, ist freilich von ihm wieder aufgegeben worden, da er sich später im Süden der Vereinigten Staaten, in Neu-Orleans und Florida, vom Gegentheil überzeugte, und er glaubt in dieser Rücksicht nur daran festhalten zu müssen, daß die von Engländern stammenden Mulatten im Norden der Vereinigten Staaten geringere Lebenskraft besäßen als die von dunkelfarbigen Europäern, von Franzosen Spaniern Portugiesen entsprungenen im Süden (Nott and Gliddon, p. 373). Seine jetzige Lehre über die Mulatten läßt sich dahin zusammenfassen, daß sie körperliche Anstrengungen weniger vertragen als Europäer und Neger, daß namentlich die Weiber sehr zart sind, viele chronische Krankheiten und Fehlgeburten haben, meist nur wenige, jung wieder sterbende Kinder gebären und sie schlecht nähren, daß endlich die Mulatten wie die Neger vom gelben Fieber in den südlichen Staaten meist frei bleiben. Ueber den letzteren Punkt haben wir schon früher gesprochen und gezeigt daß er hauptsächlich auf der Acclimatisation, nicht auf einer Raceneigenthümlichkeit beruht. Was die Schwächlichkeit und Sterblichkeit der Mulattenkinder betrifft, so ist wenigstens völlig unbewiesen

* Mit Rücksicht auf den oben angeführten Satz Geoffroy's und Nott's würde es zur Unfruchtbarkeit der Mulatten, wenn sie sich vollkommen bestätigte, eine interessante Parallele sein, daß bei Pflanzen (nach Wiegmann) Bastarde unfruchtbar sind welche einen mittleren Typus zwischen ihren Stammarten einhalten, während sich diejenigen welche mehr der einen oder der andern Species nachschlagen, gewöhnlich durch Samen fortpflanzen können.

Digitized by Google

daß sie in diesem Falle Folge der Race allein oder auch nur vorzugsweise sei, ja die Thatsache selbst steht noch nicht außer Zweifel. Bachman (bei Smyth, Unity of the human races. 1830, p. 196) kannte Mulattenfamilien in Carolina und in New-York, die, wie er versichert, ohne Auffrischung des Blutes aus den Stammracen fünf Generationen hindurch fruchtbar waren und es noch jetzt sind, und Lewis, (Journal of a resid. among the negroes in the W. Indies. 1845, p. 55, 58) leugnet ausdrücklich die Unfruchtbarkeit der Mulatten unter sich in Jamaica und sagt, sie seien ebenso fruchtbar als Schwarze und Weiße selbst, aber meist weichlich und schwächlich, daher zeigten ihre Kinder keine große Lebenskraft; auch verheiratheten sich Mulattenweiber lieber und öfter mit Weißen als mit Mulatten, weshalb den letzteren nur übrig bleibe schwarze Weiber zu nehmen. Hombron (Zoologie zu d'Urville Voy. au Pole Sud. I, p. 266) macht in Rücksicht der Fruchtbarkeit verschiedener Racen miteinander die Bemerkung daß der Weiße und die eingeborene Americanerin die größte Fruchtbarkeit miteinander zeigen, dann folge der Neger mit der Negerin, dann der Neger mit der Americanerin, Weiße und Negerinnen seien in den französischen Kolonieen nur mittelmäßig, Mulatten mit weißen Frauen dagegen ebenso wie Mulatten mit Mulattinnen sehr fruchtbar. Ferner bilden die Mulatten, wie schon erwähnt wurde, in manchen, namentlich den nördlichen Provinzen Brasiliens einen so überwiegenden Theil der Bevölkerung, daß sich ihre unbeschränkte Fruchtbarkeit untereinander nicht wohl in Abrede stellen läßt. Ebenso weisen sich die äußerst lebenskräftigen Bewohner der Fidschiinseln durch ihre Sprache und Körperbildung als ein Mischvolk von Polynesiern und Austral-Negern aus. Das Volk der Griquas in Süd-Afrika ist aus der Mischung von Holländern mit Hottentotten und zum Theil mit Negern hervorgegangen (Arbousset et Daumas bei Napier, Excursions in S. Afr. 1850, I, 141). Die Mischlinge der Holländer und Hottentotten am Kap verheirathen sich gewöhnlich untereinander, nur selten mit Individuen der Stammrace (Barrington, Account of a voy. to N. S. Wales 2d ed. 1810, p 189), aber wir hören nichts davon daß sie unfruchtbar wären, vielmehr werden die sog. Bastaards als höchst lebenskräftige Menschen geschildert. Die Rheinischen Missionsb. (1850. S. 296) erwähnen einen solchen der 24 Kinder von einer Frau hatte. In ähnlicher Weise sind gewiß Ehen von Mischlingen allerwärts häufig, weil

der Miſchling die niedere Raçe, der er ſeinen Urſprung verdankt, zu verachten pflegt, zu einer Verbindung mit einer Frau der höheren Raçe aber oft nicht ohne Schwierigkeit gelangt, ſo daß die Auffriſchung des Blutes einer Miſchlingsbevölkerung großentheils nur durch Verbindungen des männlichen Geſchlechtes der höheren Raçe mit Miſchlingsweibern zu geſchehen pflegt.

Natürlich iſt es leichter die Unfruchtbarkeit der Mulatten und anderer Miſchlinge ſchlechtweg zu behaupten als durch die geringe Anzahl von ſicheren Beobachtungen, die wir über dieſen Gegenſtand beſitzen, eine ſolche Behauptung zu widerlegen. Indeſſen ſcheint jene Unfruchtbarkeit, wo ſie wirklich vorkommt, ein vereinzeltes Factum zu ſein, deſſen bloß locale Natur nicht zu dem Schluſſe auf einen allgemeinen Satz berechtigt, zumal da es nicht an analogen Thatſachen fehlt. Als eine ſolche bloß durch locale Urſachen bedingte Erſcheinung iſt es zu betrachten, daß die Miſchlinge von Negern Indianern und Weißen in Panama unter ſich zwar ſehr fruchtbar ſind, ihre Kinder aber nicht leicht aufbringen, während Familien von ungemiſchtem Blute zwar wenigere, aber wohl gedeihende Kinder beſitzen (Seemann, R. um d. Welt. 1853, I, 314). So ſollen ferner die Nachkommen der Chineſen von malaiiſchen Weibern im oſtindiſchen Archipel ziemlich ſchnell ausſterben (Ztſchft. der d. morgenl. Geſ. VI, 573), womit freilich die andere Angabe im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint (ebendaſ. IX, 809. not.), daß es reine Chineſen auf Java nur ſehr wenige gebe, aber Miſchlinge an 200,000. Dahin gehört weiter daß ſich die mit Malaienfrauen in Java erzeugten Kinder der Holländer (Lipplappen) nach Dr. Yvan nur bis zur dritten Generation reproduciren. Harmlos ſchlaff und ſchwach von Gaben, entwickeln ſie ſich gut bis zum 15. Jahre, bleiben aber dann ſtehen, in der dritten Generation erzeugen manche von ihnen nur noch Töchter und dieſe bleiben kinderlos (Graf Görtz, R. III, 288). Dieß iſt aber eine ausnahmsweiſe, local beſchränkte Erfahrung, denn anderwärts zeigen ſich eben dieſe Miſchlinge unbeſchränkt fruchtbar (Quatrefages in Revue des deux mondes. 1857. Mars, p. 162). Als Gegenbeiſpiel zu ihrer Unfruchtbarkeit auf Java iſt anzuführen daß dieſe von manchen ſchon für die zweite Generation der Kinder von Europäern in Batavia behauptet wird, wenn das Blut rein erhalten bleibt: die Kinder werden alsdann faſt immer ſchwach und elend (Steen Bille, Bericht über d. R. der Galathea. 1852, I, 376) —

indessen ist die letztere Angabe nicht frei von dem Verdachte, daß sie der Vertheidignng des Concubinates, in welchem die dortigen Europäer leben, zu dienen bestimmt sei.

Auch abgesehen von den Mulatten hat man schon oft darauf hingewiesen, daß Mischlinge sich wahrscheinlich nur durch Auffrischung des Blutes aus ihren Stammracen auf die Dauer zu erhalten vermöchten, unter sich aber keine unbegrenzte Fruchtbarkeit besäßen. Daß Kinder von Mischlingen derselben Stufe in größerer Anzahl erzeugt werden, beweist schon die bloße Existenz der verschiedenen Namen mit denen man sie in Süd-America unterschieden hat: Cholen, Kinder von Zambos; Kasken, Kinder von Mulatten; Tente en el ayre, Kinder von Mischlingen derselben Stufe überhaupt (Ulloa, Voy. 1752. I, 28) u. s. f. Ihre verschiedene Bedeutung und ihren großentheils ziemlich verwirrten Gebrauch* haben u. A. Blumenbach (De g. h. v. n. p. 142 ff.) und Vollgraff (Ethnognosie und Ethnologie I, 233 f.) ausführlich angegeben. Eine stets fortgesetzte Auffrischung des Blutes von der einen ohne fortdauernde entsprechende Zufuhr neuer Elemente von der anderen Seite würde das sichere Mittel sein den Typus der Mischlingsbevölkerung ganz verschwinden zu machen und ihn endlich in den Stammtypus ganz zurückzuführen durch welchen die Auffrischung überwiegend geschähe, d. h. der Charakter der Mischlinge könnte sich unter dieser Voraussetzung am allerwenigsten erhalten, er müßte durch Rückkehr zu seinem Ursprunge untergehen. Daher sind diejenigen welche eine Auffrischung des Blutes für unerläßlich halten, genöthigt die Fähigkeit selbstständiger Forteristenz Mischvölkern ganz abzu-

---

* Als Beispiel dieser Verwirrung mag Folgendes dienen. Creolen werden in Westindien nur die dort geborenen Weißen, in Brasilien auch die im Lande selbst geborenen Schwarzen genannt, nach Steen Bille II, 493 führen sogar nur die Schwarzen in Brasilien diesen Namen. In Peru erstreckt sich diese Benennung auch auf die Kinder von Weißen mit Mestizen oder von Mestizen unter sich. Im russischen America werden die Mestizen überhaupt Creolen genannt (Erman's Archiv II, 461 not.) und in Ostindien scheint das Wort in analogem Sinne gebraucht zu werden (Pfeiffer, Skizzen v. d. Insel Java. 1829. S. 67). Pardo heißt in Brasilien der Mulatte, in Buenos Ayres der Mestize, welcher in Brasilien Mamaluco genannt wird. Als Zambo wird in Peru und in Westindien das Kind von Neger und Mulatten bezeichnet (Stevenson I, 180; Tschudi I, 162; Bryan Edwards, Hist. des col. anglaises. Paris 1801, p 179), anderwärts der Mischling der americanischen und Negerrace, welcher in Peru den Namen Chino führt, in Surinam Caboglo, in Brasilien Cariboco genannt wird (A. de St. Hilaire. II, 271).

Digitized by Google

sprechen — eine Ansicht die indessen mit vielen sicherstehenden Thatsachen unvereinbar ist. Außer den vorhin beigebrachten Fällen von gemischten Bevölkerungen die selbstständig für sich allein fortleben, wollen wir hier nur noch hinweisen auf Mexico und die Philippinen, die zum Theil eine unzweifelhaft gemischte Bevölkerung aus Spaniern und Eingeborenen besitzen; auf Nicaragua das neben 10000 Weißen, 15000 Negern und 80000 Indianern eine Mestizenbevölkerung von 145000 Seelen hat (Scherzer, Wanderungen durch d. mittelam. Freist. 1857, S. 125); auf die Provinz S. Paulo mit einer durch und durch gemischten Bevölkerung und auf Paraguay wo sich die Mestizen (Mischlinge von Spaniern und Guaranis) meist untereinander verheirathet und wo deren Nachkommen die Hauptmasse der sogenannten spanischen Bevölkerung gebildet haben (Azara, Voy. dans l'Am. mérid. ed. Walckenaer 1809. II, 265. Ausführlich darüber Demersay im Bullet. soc. géogr. 1854. I, 5 ff.); auf Neu-Granada, in dessen Mischlingsbevölkerung von Spaniern Indianern und Negern die ersteren zwar das Uebergewicht erlangt haben, aber trotz ihrer Bezeichnung als Weiße meist nicht frei sind von Indianer- und Negerblut (Mollien, Voy. dans la républ. de Colombia 1824. I, 150 ff. II, 160); auf Caracas wo ebenfalls die gemischte Bevölkerung bereits überwiegt (Semple, Sketch of the pres. state of Caracas 1812, p. 53, 105 u. sonst) ohne daß von Unkräftigkeit, Verminderung oder Ausartung irgendwo in diesen Ländern die Rede wäre. Im Gegentheile hören wir daß sich die Mestizen in Neu-Granada sehr stark vermehren (Mollien II, 176) wie sie auch in Chile, dessen Südgrenze fast nur von Mischlingen bewohnt ist, während sie sonst in diesem Lande fast ganz fehlen, von Pöppig (R. I, 189 u. 202) als sehr fruchtbar geschildert werden. Da aber hier wie auch sonst so vielfach zwischen Mischlingen verschiedener Stufen gegenseitige Verachtung zu herrschen pflegt, so sind Verbindungen dieser untereinander jedenfalls bedeutend seltener als die von Mischlingen gleicher Stufe, deren Fruchtbarkeit sich demnach nicht wohl bezweifeln läßt.

Das Vorstehende dürfte hinreichen um den Beweis für die specifische Verschiedenheit der großen Hauptstämme der Menschheit zu entkräften welchen man aus der angeblichen Unfruchtbarkeit ihrer Mischlinge zu führen versucht hat. Dieselben Thatsachen welche wir zusammengestellt haben, widerlegen aber auch zugleich die Ansicht daß die

Miſchlinge durch Rückfall in die allein unveränderlich fortbeſtehenden Stammtypen von ſelbſt wieder ausgingen.

Daß Miſchlingsfamilien durch fortgeſetzte Kreuzung mit Individuen eines der Stammtypen aus denen ſie ſelbſt hervorgegangen ſind, in dieſen letzteren nach einigen Generationen wieder übergehen, kann natürlich nicht als ein Grund für die Unveränderlichkeit der Stammtypen ſelbſt geltend gemacht werden; denn wie überall, ſo verſchwinden auch in dieſem Falle nur wenige beigemiſchte Elemente von fremder Raçe in der Stammraçe ohne an dieſer irgend welche Veränderungen hervorzubringen. Dagegen nennt es Pöppig (Art. „Indier" bei Erſch und Gruber S. 359) eine in den americaniſchen Kolonieen allgemein bekannte Thatſache daß Miſchlingsfamilien ſich ſelbſt überlaſſen nach wenigen Generationen zum Stammtypus (zu welchem von beiden?) wieder zurückkehrten und zwar gewöhnlich durch Rückfall. Wenn dieß gegründet iſt, ſo kann es doch bei der großen Anzahl faſt in allen Erdtheilen kräftig fortbeſtehender Miſchlingsbevölkerungen nur als ein Ausnahmefall betrachtet werden den man ſich hüten muß zu einer allgemeinen Regel zu erheben. Wenn ferner W. F. Edwards (Mém. de la soc. ethnol. I. et II) an den gemiſchten Bevölkerungen Frankreichs Italiens und der Schweiz die ſich immer noch gleichmäßig wieder reproducirenden Typen der Ur-Raçen zu erkennen geglaubt und dieſe Beobachtung mit Serres für die Behauptung der abſoluten Feſtigkeit der urſprünglichen und ungemiſchten Raçentypen ausgebeutet hat, ſo iſt daran zu erinnern daß der Nachweis dafür bis jetzt nur aus der ſubjectiven Anſchauung und Verſicherung eines Einzelnen heraus verſucht worden iſt, daß anatomiſche Meſſungen dabei gänzlich fehlen, wie dieß bei unſerer Unbekanntſchaft mit den urſprünglichen Typen in dieſem Falle nicht anders ſein kann, und daß gerade jene Länder in Rückſicht ihrer ſchwer feſtzuſtellenden anthropologiſchen Verhältniſſe in ſehr großem Umfange zu einem Felde bloß ſubjectiver Meinungen geworden ſind. Am weiteſten ſind in dieſer Richtung Nott and Gliddon (p. 96) gegangen, welche nicht allein der Anſicht ſind daß alle alten urſprünglichen Typen der Völker ſich auch noch jetzt auffinden laſſen müſſen, wenn auch neue gemiſchte zu ihnen hinzugetreten ſeien, ſondern ſogar behaupten daß der Schädeltypus eines Volkes deſſen Geſchichte Sprache und Cultur lange Zeit zu überleben im Stande ſei, denn weder vermiſche er ſich mit anderen Formen noch

könne er irgendwie umgebildet werden, ſondern komme immer wieder zum Vorſchein und gewinne wieder die Oberhand; daher wir wohl darauf gefaßt ſein müſſen von ihnen z. B. über die jetzige Miſchlingsbevölkerung von Paraguay, die den Engländern ſo ähnlich ſein ſoll, etwa den Satz aufſtellen zu hören daß ſie keinen neuen Miſchlingstypus darſtelle, ſondern vielmehr die ächte altiberiſche Bildung, einen Typus der in den Spaniern verborgen geweſen, jetzt aber in Süd-America wieder zum Vorſchein gekommen ſei. Beſonnene Beobachter (wie z. B. R. Schomburgk im Bullet. soc. géogr. 1851. II, 63) beſchränken ſich dagegen auf die ſchon oben von uns gemachte Angabe daß manche Völkerſtämme bei Kreuzung mit anderen ihre Eigenthümlichkeiten zäher feſthalten, manche ſie leichter aufgeben. Verſchwinden ſie bei einigen nach einer kleinen Anzahl von Generationen, ſo erhalten ſie ſich bei andern noch nach einer langen Reihe. Letzteres gilt z. B. von den ſog. „Indiern“ auf Haiti, beſonders von den Weibern. Sie haben ſymmetriſche Formen, eine olivenfarbige zarte Haut, große ſchwarze Augen und ſehr reichen Haarwuchs. Es erinnert dieß an den bekannten, u. A. auch von J. Geoffroy St. Hilaire vertretenen allgemeinen Satz daß die Charaktere einer Thierraçe ſich um ſo conſtanter fortpflanzen und um ſo feſter zeigen, je älter, um ſo leichter veränderlich, je jünger die Raçe ſelbſt iſt.

Die Miſchung der verſchiedenen Typen iſt ein weiterer Factor der als eine der mächtigſten Urſachen der Veränderungen des äußeren Menſchen ſich geltend macht. Wer die großen Hauptſtämme der Menſchheit als artverſchieden zu betrachten geneigt iſt, wird einerſeits die Lebenskraft und unbeſchränkte Fruchtbarkeit der Miſchlinge gern bezweifeln, anderſeits aber gleichwohl wo möglich alle Veränderungen der Typen die ſich nachweiſen laſſen aus Miſchung allein erklären, weil die behauptete ſpecifiſche Verſchiedenheit unhaltbar werden würde, wenn Klima Lebensweiſe und Cultur verändernd auf ſie einwirken können. In Rückſicht dieſes ſchwierigen Dilemma's in das ſich die Vertheidiger von Artverſchiedenheiten innerhalb des Menſchengeſchlechtes verwickeln, bemerken wir hier nur noch daß es ganz beſonders für diejenigen welche ſolche Artunterſchiede annehmen, als unſtatthaft erſcheint alle Veränderungen der Typen aus Miſchung allein abzuleiten, weil ſie

damit zugleich genöthigt ſein würden der Bildung von Miſchvölkern die auch ohne Ergänzung aus den Stammtypen lebensfähig wären, eine Ausdehnung, und den Miſchlingstypen einen Grad von Feſtigkeit zuzuſchreiben wie ſie ſich in keinem analogen Falle nachweiſen laſſen: die behauptete Unveränderlichkeit der Artcharaktere würde wie man leicht ſieht, unter ſolchen Umſtänden im Grunde nur noch in der Einbildung beſtehen. Von welchem Geſichtspunkte aus wir alſo auch die Ergebniſſe der Vermiſchung verſchiedener Typen betrachten mögen, ſo dürfen wir behaupten daß ſie für ſich genommen im Ganzen ſtärker für die Arteinheit des Menſchengeſchlechtes ſprechen als für die gegentheilige Anſicht.

IV. Prüfung der verſchiedenen Hauptanſichten über die Einheit des Menſchengeſchlechtes.

Wir ſind bisher damit beſchäftigt geweſen die wichtigſten Thatſachen kennen zu lernen von denen die Entſcheidung der Frage über die Arteinheit des Menſchengeſchlechtes abhängt und ihre Tragweite in Bezug auf dieſe zu erörtern. Suchen wir uns nun zunächſt unparteiiſche Rechenſchaft von den Folgerungen zu geben zu denen wir in Rückſicht auf den Hauptgegenſtand unſerer Unterſuchung durch die angeführten Thatſachen und die bisherigen Erörterungen berechtigt ſind, ſo hat ſich zuerſt eine bemerkenswerthe allmähliche Veränderlichkeit der leiblichen Bildung des Menſchen herausgeſtellt, welche wir theils auf äußere theils auf innere Urſachen zurückführen konnten; die Größe und Art dieſer nachweisbaren Veränderlichkeit iſt aber, obwohl an ſich nichts weniger als unerheblich, doch im Vergleich mit den an den einzelnen Menſchenſtämmen vorkommenden größten Verſchiedenheiten noch nicht bedeutend genug um den Streit darüber, ob dieſe letzteren ſelbſt als bloße Raçenunterſchiede zu betrachten ſeien oder nicht, zu voller Entſcheidung bringen zu können. Indeſſen dürfen wir behaupten daß die Anſicht welche abſolut feſte Artunterſchiede unter den Menſchen annimmt, gegen die ihr entgegengeſetzte Lehre für uns an Wahrſcheinlichkeit verloren hat, denn

Digitized by Google

die Existenz unveränderlich feststehender Typen menschlicher Körperbildung dürfen wir mit Bestimmtheit in Abrede stellen, sie ist ein bloßer Schein der nur da entsteht, wo die in gleichförmiger Weise lange Zeit fortdauernde Wirksamkeit des Klima's, der Lebensweise, der äußeren Verhältnisse überhaupt und namentlich des Mangels geistiger Cultur den einmal fixirten Habitus durch Erblichkeit einförmig forterhält.

Ein wesentlicher Unterschied des Menschen von den Thieren scheint gerade darin zu liegen daß der Veränderlichkeit seiner leiblichen Gestalt ein größerer Spielraum gegeben ist als diesen. Man wird dagegen nicht einwenden dürfen daß er nach seiner Organisation zu den Thieren gehöre und daß die Analogie mit diesen jene Annahme verbiete, weil dieselben Naturgesetze für die Bildung und die Veränderungen des thierischen und des menschlichen Organismus maßgebend seien; denn — selbst abgesehen von der Unerweislichkeit dieser Analogie im Allgemeinen — ist es unleugbar daß dieselben Menschenstämme successiv in sehr verschiedenen Klimaten leben können und zum Theil wirklich gelebt haben, bei weitem die meisten Thiere nicht; daß ferner die ganze Lebensweise und die sämmtlichen äußeren Verhältnisse denen derselbe Menschenstamm unterworfen ist, sich in der durchgreifendsten Weise ändern können und oft wirklich ändern, die der Thiere nicht; daß endlich derselbe Menschenstamm weit verschiedene Stufen geistiger Cultur durchlaufen kann und wirklich durchläuft, die Thiere nicht. Ist demnach der Spielraum welcher dem Menschen in Bezug auf alle diese Verhältnisse gegönnt ist, ein viel weiterer als der den Thieren zugewiesene, so wird man keinen Mangel an Uebereinstimmung mit den sonst herrschenden Naturgesetzen darin finden können, wenn auch der Variabilität seiner äußeren Bildung minder enge Grenzen gezogen sind als der der Thiere. Konnten wir zwar dem Beweise für die Arteinheit des Menschengeschlechtes nicht beistimmen, den Blumenbach, Prichard und viele Andere aus der Analogie führen zu dürfen glaubten, nämlich durch den Nachweis daß die Verschiedenheiten der Menschenstämme im Aeußeren bei weitem weniger beträchtlich seien als diejenigen welche sich an Thieren finden, die unbezweifelt zu derselben Art gehören (s. oben S. 35), so dürfen wir uns doch mit dem zuletzt genannten Forscher da vollkommen einverstanden erklären, wo er die Ansicht ausspricht daß die Unterschiede welche sich an den Menschen im Aeußeren zeigen, bei weitem noch nicht so bedeutend sind als man sie mit Rücksicht auf die großen Verschie-

Digitized by Google

denheiten der klimatischen und culturhistorischen Verhältnisse zu finden erwarten müßte.

Diesen Ansichten sind in neuerer Zeit andere mit großer Entschiedenheit entgegengetreten welche gegenwärtig größerer Popularität genießen, nicht sowohl in Folge ihrer Neuheit selbst als vielmehr in Folge der größeren theoretischen Consequenz die sie im Ganzen nicht ohne einen gewissen Schein des Rechtes für sich in Anspruch nehmen, und ganz vorzüglich in Folge des bewußten oder unbewußten Zusammenhanges in welchem sie mit einer materialistischen Weltanschauung überhaupt stehen. Sie stützen sich nämlich auf die von uns soeben zurückgewiesene Ansicht daß der Mensch als physisches Wesen sich in Rücksicht seiner Körperbildung und deren Veränderungen ganz ebenso verhalten müsse wie die Thiere, und behaupten daß es eine handgreifliche Verkehrtheit und eine nur aus idealistischer Träumerei erklärliche Inconsequenz sei seine vollkommene Gleichstellung mit den Thieren als physisches Wesen zu leugnen und ihn anderen Gesetzen unterworfen zu glauben als diese. Wie die Thiere durch Einwirkung klimatischer Verhältnisse nur unerhebliche, durchaus unwesentliche Veränderungen erführen, so auch der Mensch; wie jene nur durch Mischung umgebildet würden, so auch dieser; und wie im Thierreiche (so fügen wenigstens Einige hinzu) ohne daß wir die Hand des Schöpfers in die Entwickelung des Naturlaufes eingreifen sähen, stets neue Arten entständen, nämlich durch Bastardzeugung der schon vorhandenen, so auch innerhalb des Menschengeschlechts durch die Paarung der verschiedenen Menschenspecies miteinander.

Zu den extremsten Männern dieser Richtung gehört Hamilton Smith (Nat. hist. of the hum. species. Edinb. 1848). Hatte schon Lawrence (Lectures p. 448 ff.) behauptet daß sich die Typen der Menschenracen in allen Klimaten gleichmäßig forterhielten und nur durch Mischung änderten, so fügt jener zu dieser Lehre noch die weiteren wesentlichen Modificationen hinzu, daß sich jede der Hauptracen in ihrem ursprünglichen Vaterlande unvertilgbar erhalte, während Ankömmlinge von anderen Racen ohne Vermischung mit ihnen dort nothwendig zu Grunde gingen, daß aber aus der Vermischung derselben, ebenso wie aus der von vielen Thieren verschiedener Species, unbeschränkt fruchtbare neue mittlere Typen hervorgingen, unter Voraussetzung fortgesetzter Auffrischung des Blutes aus den Stamm-

Digitized by Google

arten. Er weist hin auf die ausgestorbenen Paltas am Titicaca See mit natürlich platten, nach hinten gerichteten Schädeln, auf die Reste sehr tiefstehender Menschenstämme von abnormer Bildung, wie die Cagots, Tschuwaschen und einige andere, auf die von allen ihren Nachbarn zu Sklaven gemachten Cumbrie-Neger am Niger, auf die ausgestorbenen Guanchen der Canarischen Inseln und die Ompizen (Bazimbern?) von Madagascar um den Satz zu rechtfertigen, daß es noch Reste eines älteren Menschengeschlechtes als das jetzige auf der Erde gebe, eines Geschlechtes das einst von einer anderen Flora und Fauna umgeben gewesen sei als das unsrige und das sich schon vor dem Untergange einiger jetzt nicht mehr lebenden Thierarten über die Erde ausgebreitet habe. Namentlich sollen die Papuas (die Austral-Neger?) dieser ältesten Bevölkerung der Erde angehören und vielleicht aus einer früheren Periode der Geschichte unseres Planeten herstammen. Diesen letzteren Punkt hat namentlich Hombron (d'Urville, Voy. au Pole Sud. Zoologie I, 184) noch weiter ausgemalt: er nimmt in jedem Erdtheile mehrere Schöpfungsmittelpunkte an und läßt den Menschen successiv in drei Schöpfungsperioden das Licht der Welt erblicken. In der Bestimmung der letzteren freilich und der Auswahl der Völker ist er sehr unglücklich: zuerst sollen nämlich die Samojeden Lappen und alle schwarzen Völker, dann die Mongolen Americaner Aegypter und Berbern, an letzter Stelle die europäische Menschheit erschaffen worden sein. Wer die Entstehung der verschiedenen Haupttypen in verschiedene Zeiten zu verlegen geneigt ist und zu ihrer Erklärung mächtigere Ursachen als die jetzt auf der Erde wirkenden voraussetzen zu müssen glaubt, der wird leicht den Neger als den unvollkommensten zugleich für den ältesten Menschen halten dürfen und seine Farbe mit dem größeren Kohlenstoffreichthum der Luft in früherer Zeit in Beziehung setzen können.

Entkleiden wir diese schon durch ihre Kühnheit allein leicht bestechenden Theorieen ihres Glanzes, so müssen wir zuerst darauf aufmerksam machen daß es unter allen Umständen sehr schwierig ist zu ermitteln, ob leiblich und geistig verkommene Menschenstämme als tief gesunkene oder als ursprünglich schlechter organisirte zu betrachten seien, daß aber vollends nach ihrem Aussterben die Entscheidung dieser Frage fast immer unmöglich wird. Wo es an näheren Angaben fehlt, sind beide Ansichten offenbar gleich statthaft. Unter den von Smith angeführten

Völkern ſind die Cumbries allerdings ein allgemein verachteter und unterdrückter Negerſtamm, aber nichts weiſt darauf hin daß ſie von andern Negern durch bedeutendere, geſchweige denn durch ſpecifiſche Verſchiedenheiten getrennt wären; unter den Paltas iſt wahrſcheinlich das ſchon früher erwähnte altperuaniſche Volk mit ungeſtalten Schädeln zu verſtehen, deſſen Kopfform urſprünglich von Morton für angeboren gehalten, ſpäter aber von ihm ſelbſt als eine künſtlich hervorgebrachte Deformität erkannt worden iſt; die Guanchen, deren Schädel Aehnlichkeit mit dem der alten Aegypter beſitzt, gehörten wahrſcheinlich zur ſog. kaukaſiſchen Raçe, waren ein halb civiliſirtes Volk von einfachen Sitten, bei dem ſich Adel und Volk ſcharf von einander ſchieden, ſogar Monotheismus und einige aſtronomiſche Kenntniſſe werden ihnen von älteren ſpaniſchen Schriftſtellern zugeſchrieben (Humboldt und Bonpland, R. in die Aequinoctial-Gegenden I. 153, 283 ff.; Golberry, R. durch d. weſtl. Afr. 1803. I, 35 ff.; Webb et Berthelot, Hist. nat. des Iles Canaries; Berthelot in Mém. de la soc. ethnol. I. et II; Hodgkin in Nouv. Ann. des voy. 1848. III, 375 ff.). Ueber die meiſten der übrigen genannten Völker fehlen genauere Nachrichten mit Ausnahme der Papuas, die man nicht den geringſten Grund hat für älter zu halten als andere Menſchen.

Die zu verſchiedenen Zeiten aufgetauchten, neuerdings namentlich in America wieder hervorgetretenen Behauptungen daß man Menſchenknochen in tertiären Gebilden und in Begleitung von foſſilen Reſten gefunden habe, welche den Schluß auf die Exiſtenz von Menſchen zu einer Zeit rechtfertigten in welcher die Erdrinde noch nicht ihre jetzige Geſtalt angenommen hatte*, ſind bis jetzt ohne Beſtätigung geblieben

---

* A. Maury, Des ossemens humains enfouis dans les roches 1852, Spring in L'Institut 1854. II, p. 41. Ausführlich darüber Nott and Gliddon, Indigenous races of the earth. Philad. 1857. p. 496 ff., welche zu erweiſen ſuchen daß die Auffindung foſſiler Menſchenknochen und Gerathe in vielen Beiſpielen feſtſtehe, wogegen der Vrf. des Aufſatzes in der deutſchen Vierteljahrſchrift 1858, II, 213 ff. ſich darauf beſchränkt hat dieß nur als ſehr wahrſcheinlich darzuſtellen. Ueber die älteren hierher gehörigen Thatſachen und namentlich über die auf Guadeloupe im Tuffſtein eingeſchloſſenen Menſchenſkelette vgl Cuvier, D. Umwälzungen der Erdrinde, deutſch v. Roggerath, 1830. I, 118; II, 158 ff. In Folge rein localer Verhältniſſe geht auf dieſer Inſel der Proceß der Verſteinerung außerordentlich ſchnell vor ſich, und es können daher die hier gefundenen Skelette nicht als Beweis für eine ältere Exiſtenz des Menſchengeſchlechtes in Anſpruch genommen werden; ebenſowenig darf dieß mit dem Umſtande geſchehen daß in Begleitung des Mammuth, das ſelbſt nur wenig foſſil iſt, bisweilen Pfeil-

Digitized by Google

und werden von den Geologen durchgängig nur mit großem Zweifel aufgenommen. Dr. Lund (Nouv. Ann. des voy. 1845. I, 363), der an nicht weniger als acht verſchiedenen Orten foſſile Menſchenknochen entdeckt haben ſoll (u. A. in Minas Geraës) ſchließt daraus daß die Bevölkerung von America von höherem Alter ſei als die der alten Welt. Uſher erzählt (bei Nott and Gliddon. p. 338 ff.) daß man bei den für die Gaswerke von Neu Orleans gemachten Ausgrabungen in dem vierten Lager der dort verſunkenen Cypreſſenwälder in 16' Tiefe verbranntes Holz und ein männliches Skelett gefunden habe, deſſen Schädel er ſelbſt als der americaniſchen Raçe angehörig bezeichnet und deſſen Alter er auf 57000 Jahre berechnet hat. Aehnliche unbezweifelbare Fälle ſoll es noch mehrere geben. Boucher de Perthes (Antiquités Celtiques et Antédiluviennes. Paris 1849) hat ſogar antediluvianiſche Alterthümer ausgegraben, namentlich ſteinerne Aexte die mit Reſten jetzt ausgeſtorbener foſſiler Thiere zuſammen gefunden worden ſind. Wie Nilsson (Report of the British Assoc. for the advancement of sc. 1847. p. 31) drei alte Raçen in Skandinavien unterſchieden hat, deren eine wenigſtens ſicher vorhiſtoriſch ſein ſoll, ſo haben Wilde (Lecture on the ethnology of the ancient Irish. 1844, vgl. auch Davis, Crania Britannica) in Irland und Wilson (Archaeological and prehistorical Annals of Scotland. Edinb. 1851) in Schottland mehrere Arten vorceltiſcher Schädel unterſchieden. Können wir hier denjenigen Theil dieſer Angaben welcher die Exiſtenz des Menſchen auf der Erde in früheren geologiſchen Perioden zu begründen ſucht, hier übergehen und der Geologie zur Kritik überlaſſen, deren Ergebniß bis jetzt ein durchaus negatives geweſen iſt, ſo dürfen wir nicht unterlaſſen auf der anderen Seite darauf hinzuweiſen, daß ein ſehr hohes Alter des Menſchengeſchlechtes auf der Erde aus ſpäter zu erwähnenden Gründen ebenſo bereitwillig zugeſtanden werden mag, wie ein mannigfaltiger Wechſel der Wohnplätze ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit, während wir zugleich dennoch behaupten müſſen

---

ſpitzen und dergl. gefunden worden ſind. Auch ein neuerer Artikel von Littré (Rev. des deux mondes 1858. p. 5 ff.) bleibt bei dem Satze ſtehen, daß die Exiſtenz des Menſchen auf der Erde in einer früheren geologiſchen Epoche in der neueſten Zeit etwas weniger unwahrſcheinlich geworden ſei als ſie früher war, und hebt namentlich hervor daß die Reſultate der von B. de Perthes veranſtalteten Ausgrabungen (S. oben) bei urtheilsfähigen Leuten hier und da angefangen hätten Glauben zu gewinnen.

Digitized by Google

daß es bis jetzt wenigstens an jedem Beweise selbst für die bloße Wahrscheinlichkeit der früheren Existenz jetzt ausgestorbener Menschenracen und der Existenz des Menschengeschlechtes vor dem Schlusse der gegenwärtigen geologischen Epoche überhaupt fehlt. Wenn sich nämlich auch beweisen lassen sollte daß Schottland vor der Einwanderung der Celten schon andere Bewohner besaß oder daß die americanische Race schon vor 57000 Jahren existirte, so würde für die Behauptungen H. Smith's damit im Grunde noch nichts gewonnen sein.

Auch die Reste von alten Bauwerken deren Zweck und Entstehung den jetzt in ihrer Nähe lebenden Völkern unbekannt sind, können jenen Ansichten nicht zur Stütze dienen, denn es ist nicht nur nicht befremdend, sondern vielmehr eine ganz gewöhnliche und natürliche Erscheinung daß uncultivirte Völker die sich eines Landes bemächtigen, von dessen älteren Bewohnern und deren Geschichte ebensowenig auch nur eine Spur von Erinnerung bewahren als von ihrer eigenen. Und so bleibt denn für die Behauptung daß es ein älteres affenähnlicher organisirtes Menschengeschlecht vor dem jetzigen auf der Erde gegeben habe, außer etwa der nicht hinreichend begründeten und naturwissenschaftlich mystischen Lehre vom spontanen Aussterben der niederen Menschenracen im Contact mit den höheren, kein Grund weiter übrig, jedenfalls kein thatsächlicher. Dagegen verlangen die beiden anderen Sätze Smith's noch eine nähere Prüfung, nämlich die, daß jeder der Haupttypen des Menschengeschlechtes (insbesondere die von G. Cuvier angenommenen drei: der Europäer Mongole und Neger) sich nur in seinem Stammlande halten könne, und zwar mit Ausschluß der übrigen, und daß jeder derselben als eine besondere Menschenspecies zu betrachten sei, aus welcher neue Typen nur durch Mischung mit andern hervorgehen könnten. Wir werden diese Prüfung am besten vornehmen, indem wir die verwandte Ansicht eines anderen Naturforschers darlegen und einer kurzen Kritik unterwerfen.

Agassiz hat der Lehre von der Geschiedenheit der Haupttypen durch das Klima und von der specifischen Verschiedenheit derselben die weiteste Ausdehnung und eine eigenthümliche Begründung zu geben versucht (Christian Examiner. Boston, July 1850 und daraus bei Nott and Gliddon 72 ff.). In der Haupsache ist freilich seine Behandlungsweise des Gegenstandes nicht originell, sondern lehnt sich an Swainson an (Treatise on the geogr. and classif. of animals. Lond.

Digitized by Google

1835), welcher ohne (wie es scheint) über die Frage der Arteinheit des Menschengeschlechts selbst eine Entscheidung geben zu wollen, sechs zoologische Hauptprovinzen aufstellt mit denen im Wesentlichen die Gebiete zusammenfallen sollen welche die verschiedenen Menschenracen inne haben. Sie sind folgende: 1. Europa mit Klein-Asien und den Küstenländern des Mittelmeeres, 2. Asien jenseits des Ural, 3. America, (alle drei mit je drei, das letztere mit einer vierten problematischen Unterabtheilung im äußersten Süden) 4. Africa südlich von der Sahara, dessen dritte Unterabtheilung (Südafrica und namentlich Madagascar) seinem Charakter nach übergeht in 5. Australien (mit Neu-Holland als Mittelpunkt). 6. Der Norden der alten und neuen Welt. Die entsprechenden Menschenracen würden sein: die kaukasische, mongolische, americanische, die Negerrace, die malaiische, die sog. hyperboräische. Agassiz nun knüpft an diese Lehre folgende Betrachtungen.

Die Grenzen der zoologischen und botanischen Provinzen in welche sich die Erde theilt, fallen im Allgemeinen mit der Vertheilung der sog. Menschenracen zusammen. Die Thier- und Pflanzenarten aber die eine jede dieser Provinzen besitzt, sind ursprünglich verschieden, und es läßt sich selbst für solche unter ihnen deren Unterschiede nur gering sind, keine gemeinsame Abstammung annehmen wenn sie verschiedenen Provinzen angehören, weil keine Art jemals aus einem dieser begrenzten und gegeneinander abgeschlossenen Gebiete in ein anderes wandert, sondern (wie sich an bestimmten Beispielen nachweisen läßt) jede sich auf dem heimischen Boden hält innerhalb der festen Grenzen die ihr gezogen sind. Daher muß man nicht einen, sondern viele Schöpfungsmittelpunkte auf der Erde annehmen, von denen aus sich die Geschöpfe verbreitet haben, nämlich so viele als es verschiedene zoologische und botanische Provinzen giebt, und es gilt für das Menschengeschlecht nach der Analogie ganz dasselbe Gesetz wie für die übrigen Wesen.

Den Hauptgedanken auf welchen sich diese Betrachtung stützt hat vor Agassiz schon Desmoulins (Hist. nat. des races hum. 1826) geltend gemacht, den Gedanken nämlich daß man für die Thiere der verschiedenen Welttheile, selbst für sehr ähnliche Arten, nothwendig verschiedene Schöpfungscentren annehmen müsse, da Wanderungen derselben über Gebiete undenkbar sind in denen sie entweder gar nicht hätten leben können oder ihre Natur hätten wesentlich ändern müssen.

Digitized by Google

Beſitzt nun zwar der Menſch eine Fähigkeit zu ſo weit ausgedehnten und faſt unbeſchränkten Wanderungen, welche die unmittelbare Anwendung deſſelben Schluſſes auf ihn ſelbſt verbietet, ſo wird es doch durch ſeine allgemeine Analogie mit den übrigen organiſchen Weſen ſehr wahrſcheinlich daß er mit ihnen zugleich entſtanden und wie ſie von verſchiedenen Schöpfungsmittelpunkten urſprünglich ausgegangen iſt.

Wir werden Zoologen und Botanikern von Fach die ſchwierige Unterſuchung darüber zu überlaſſen haben, ob die Lehre von der ſcharfen natürlichen Abgrenzung jener Provinzen ſich ſo ſtreng durchführen läßt als Agaſſiz behauptet, oder ob in dieſer Strenge ſich vielleicht ein allgemeiner Schematismus ausſpricht, der, wie in ſo vielen anderen Fällen, nicht ohne eine gewiſſe Gewaltſamkeit in der Behandlung der Thatſachen zu ſeinen glänzenden und intereſſanten Conſequenzen gelangt. Es iſt aber leicht erſichtlich, daß, wenn es keine vollkommen ſcharfe Scheidung der zoologiſchen und botaniſchen Hauptprovinzen giebt, d. h. wenn für einzelne, mit größerer Wanderungsfähigkeit begabte Thiere zugeſtanden werden muß, daß ſie aus einer in die andere übergewandert ſeien, damit für den Menſchen, welcher ohne Frage das größte Vermögen der Locomotion und die meiſten Veranlaſſungen zur Veränderung ſeines Wohnplatzes hat, jene Analogie hinwegfällt oder wenigſtens ſehr viel von ihrer Bedeutung verliert. Hören wir nun daß ſelbſt manche europäiſche Reptilien ſich durch ganz Aſien hindurch bis nach Japan hin erſtrecken, wogegen alle Reptilien der neuen Welt völlig verſchieden ſind von denen der alten (Schlegel, Essai sur la physiog. des serpens 1837), ſo wird man ſich darüber kaum wundern; hören wir weiter daß die ächt typiſchen Formen der Thierwelt von America ebenſo verſchieden ſind von denen der alten Welt als die auſtraliſchen, ſo mag man geneigt werden daraus nach der Analogie auf einen geſonderten Urſprung des europäiſchen americaniſchen und auſtraliſchen Menſchen zu ſchließen; nimmt man aber hinzu daß viele Vögel und Säugethiere der alten Welt ſich auch in Nord-America finden, ſo wird dadurch dieſe Wahrſcheinlichkeit in Rückſicht des Menſchen ſo gut als vollſtändig wiederaufgehoben. Indeſſen wollen wir, um der neuen Lehre möglichſt große Zugeſtändniſſe zu machen, hiervon ganz abſehen und die Prüfung derſelben von einer andern Seite her aufnehmen. Stellen wir uns alſo die Frage ob die vorhandenen Haupttypen des Menſchengeſchlechtes den von

Agaſſiz aufgeſtellten zoologiſchen und botaniſchen Provinzen in der Anzahl und den Localitäten die ſie innehaben, wenigſtens mit einem gewiſſen Grade von Genauigkeit entſprechen.

Wir begegnen bei dem Verſuche dieſe Frage zu beantworten der eigenthümlichen Schwierigkeit die es hat der Behauptungen Agaſſiz's habhaft zu werden, denn er iſt ſich in ihnen ſehr wenig gleich geblieben.* Hat er (wie Smyth, Unity of the hum. races New Y. 1850, p. 349 nachweiſt) noch im J. 1845 die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art behauptet, ſo wurden von ihm im J. 1850 elf bis zwölf, im J. 1853 (bei Nott and Gliddon p. LVIII ff.) acht Menſchenſpecies in eben ſo viele zoologiſche und botaniſche Hauptprovinzen der Erde vertheilt, und es gewinnt ſehr den Anſchein als ob er die zuletzt erwähnte Veränderung hauptſächlich gemacht habe um jene Provinzen mit den vorhandenen Haupttypen des Menſchengeſchlechtes in beſſere Uebereinſtimmung zu bringen. Die zwölf Provinzen vom J. 1850 ſind folgende: eine arktiſche; drei der gemäßigten Zone in Europa Aſien und America, deren letztere ſich wieder in zwei Abtheilungen gliedert, die eine öſtlich, die andere weſtlich vom Felſengebirge; drei tropiſche Provinzen, die eine in Africa ſüdlich vom Atlas und mit Ausſchluß des Nilthales wie des Kaps der guten Hoffnung, die zweite in Aſien ſüdlich vom Himalaya und mit Einſchluß der großen Sundainſeln, die dritte in America; die achte Provinz bildet Neu-Holland mit Vandiemensland; dann folgt als eine Provinz von zweifelhafter Selbſtſtändigkeit Polyneſien; die drei übrigen gehören der gemäßigten Zone von Süd-America, dem Kap der guten Hoffnung und dem Südpolarkreis. Im J. 1853 macht er dagegen

* Vergebens bemüht er ſich in dem angeführten Aufſatze im Christian Examiner zu zeigen daß ſeine Behauptung der Einheit der Art mit ſeiner Lehre von der Verſchiedenheit des Urſprunges der Menſchen nicht ſtreite; denn ſo ſehr wir hierin ſowohl ihm ſelbſt als Meigs (bei Nott and Gliddon Indigenous races of the earth 1857. p. 350 not.) beiſtimmen möchten daß die Frage nach der Einheit der Art ganz zu trennen ſei von der nach der Einheit des Urſprunges, ſo iſt dieſe Trennung doch bisher von Seiten der Zoologen ſo wenig gemacht worden, daß dieſen vielmehr die Bejahung der zweiten Frage als ſelbſtverſtändlich gegolten hat und noch gilt nach Bejahung der erſteren. In Deutſchland ſcheint zuerſt E. F. Eberhard (Die Menſchenracen. Koburg 1842. S. 36) darauf hingewieſen zu haben daß man die Frage nach der Einheit des Urſprunges, nach der Abſtammung von einem Urpaare, ganz zu trennen habe von der nach der Einheit der Species: er ſelbſt iſt der Anſicht daß jede Species ſogleich urſprünglich in verſchiedenen Variatäten aufgetreten ſei.

Digitized by Google

folgende Angaben: 1. arktisches Reich, 2. Asien, 3. Europa bis in den Norden des Caspischen Meeres, im Süden bis zum Indus und einschließlich des Nordrandes von Africa, 4. America, 5. Africa, 6. Vorder- und Hinterindien, 7. Australien und Neu Guinea, 8. Polynesien. Halten wir uns hauptsächlich an die erstere Vertheilung, so sind über sie aus dem anthropologischen Gesichtspunkte hauptsächlich folgende Bemerkungen zu machen.

Die nördlichen Polarvölker sind zwar schon häufig als eine besondere Raçe betrachtet worden; diese Ansicht läßt sich aber nur so lange festhalten, als man die Körperbildung derselben und die Eigenthümlichkeiten der Sitten und Lebensweise allein in's Auge faßt. Schon G. Forster hat in seiner Geschichte der seit Cook nach Nordwest-America unternommenen Reisen (Berl. 1791. III, 60) auf die Unzulässigkeit hingewiesen die es in sich schließt die Lappen und Samojeden mit den Eskimos als Stammverwandte zusammenzugruppiren. Wie noch jetzt eine große abgesonderte Gruppe von Samojedenvölkern in den Süden bis über die Quellen des Jenissei hinaufreicht, so weist auch ihre unzweifelhafte Verwandtschaft zu andern asiatischen Völkern sehr bestimmt auf ihren Ursprung aus Mittelasien hin — und wer wollte auch annehmen daß sie in ihrem kalten Lande hätten ursprünglich entstehen können, wenn ihnen der Schöpfer nicht einen dicken Winterpelz hätte wachsen lassen gleich dem des Eisbären, damit sie nicht erfrören ehe sie Jagd und Hüttenbau und vieles Andere lernten? Läßt sich dagegen zwar einwenden daß das Klima der Polarländer in früherer Zeit wärmer war als jetzt, so müßte doch für den Fall daß es in jener Zeit schon Menschen dort gegeben hätte, eine allmähliche Acclimatisation derselben mit der fortschreitenden Abkühlung der Erdrinde in einem Grade angenommen werden, in welchem sie theils überhaupt, theils besonders gerade von denen geleugnet wird und geleugnet werden muß, die wie Agassiz u. A. die verschiedenen Hauptstämme der Menschheit an die klimatischen Verhältnisse und Zonen unabänderlich gebunden glauben in denen sie ihnen für entstanden gelten. Demnach gehören die Polarvölker offenbar nicht ihren jetzigen Wohnsitzen ursprünglich an, wie dieß in Bezug auf die Thiere und Pflanzen möglich und wahrscheinlich ist.

Dasselbe steht in gleicher Weise aus bekannten historischen und sprachlichen Gründen von den indogermanischen Völkern in Europa

Digitized by Google

feſt. Auch ſie ſind nicht in ihrem jetzigen Gebiete entſtanden, ſondern ſie ſind Einwanderer aus Südweſt-Aſien. Läßt man die Mongolen Tunguſen und ihre Verwandten als die Völkerfamilie gelten deren Urheimath der gemäßigte Theil von Aſien war, ſo reicht das Gebiet derſelben doch im Süden über die Quellen der beiden großen chineſiſchen Ströme hinaus und im Norden erſtreckt es ſich faſt bis an's Eismeer. Wo bleibt da die klimatiſche Beſchränkung der einzelnen Menſchenſpecies? Wo bleibt ſie in America, deſſen Trennung in drei Hauptgebiete nach den Zonen ethnographiſch völlig willkürlich iſt und gar nichts für ſich hat? Ferner gehören Neuholland und Vandiemensland anthropologiſch betrachtet nicht zuſammen, die Provinz des Südpoles aber iſt menſchenleer. Dazu kommt noch daß in Polyneſien die Auſtralneger und Papuas in unmittelbarer Nachbarſchaft von Völkern wohnen die den Malaien verwandt ſind, während die letzteren ſich ihrerſeits bis nach Madagascar erſtrecken, und daß die tropiſche Provinz von Aſien die vier verſchiedenſten Menſchenſtämme zugleich enthält die auf der Erde überhaupt vorkommen (kaukaſiſche, mongoliſche, malaiiſche und Negrito-Raçe) und mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſogar als ihr Stammland angeſehen wird. Es kann alſo von einer ſolchen Sonderung der Völkerfamilien nach zoologiſchen und botaniſchen Provinzen überhaupt nicht die Rede ſein; dieſe paßt genauer beſehen nur auf Africa, deſſen nördliche Uferländer ſich in ihrer Flora und Fauna weſentlich von den Ländern im Süden des Atlas unterſcheiden, während zugleich das Nilthal und das Kapland ebenfalls ſolche Unterſchiede darbieten: dieſen Gebieten entſprechen als große ethnographiſche Abtheilungen die Berbern, die zur kaukaſiſchen Raçe gerechnet zu werden pflegen, die Negervölker, die Aegypter und Abeſſinier, die Hottentotten. In allen andern Erdtheilen dagegen — und wir brauchen dieß wohl kaum beſonders hervorzuheben — findet gar keine Correſpondenz der zahlreichen Unterabtheilungen in ſpecielle Faunen und Floren, die Agaſſiz für alle ſeine großen Hauptprovinzen gemacht hat, mit den einzelnen Völkergruppen ſtatt welche dieſe Gebiete bewohnen: ſeine Unterabtheilungen ſind ohne alle anthropologiſche Bedeutung.

Was der ganzen von Agaſſiz vertretenen Hypotheſe über die Menſchenraçen aber noch weiter im Wege ſteht und deren Annahme von vornherein hätte verbieten ſollen, das iſt der Umſtand, daß man

Digitized by Google

die Entstehung des Menschen überhaupt nur in die heiße Zone verlegen kann, weil er ohne vorher erworbene Fertigkeiten in jedem Lande hätte zu Grunde gehen müssen, in welchem es eines künstlichen Schutzes gegen die Schädlichkeit des Klima's und gewisser Erfahrungen und Kenntnisse bedurft hätte um die geeignete Nahrung in hinreichender Menge zu erlangen. Dazu kommt noch die große Unwahrscheinlichkeit die darin liegt daß bei den so großen Mitteln der Locomotion die der Mensch besitzt, und bei der vielfachen Noth von der er namentlich im Naturzustande bedrängt wird, dennoch wenigstens der große Grundstock einer jeden sog. Menschenspecies von Anbeginn seiner Existenz bis zum Anfang der historischen Zeiten — jedenfalls ein ungeheurer Zeitraum! — in seiner Urheimath festsässig geblieben sein sollte! Stehen spätere sehr weit ausgebreitete Wanderungen der Völker außer Zweifel, die ein solches Festsitzen im Stammlande widerlegen, so finden wir anderseits auch in vielen Gegenden der Erde Menschen von völlig verschiedenem Typus in unmittelbarster Nachbarschaft beieinander — lauter Thatsachen die jener Theorie so ungünstig als möglich sind. Wäre diese letztere richtig, so würde man nur wenig ausgedehnte oder vielmehr fast gar keine Wanderungen der Völker anzunehmen haben, so etwa wie Desmoulins die Indogermanen als autochthon in den Ländern von Skandinavien bis zum Caspischen Meere und zum Indus, die Finnen als autochthon zu beiden Seiten des Ural, die Türken als autochthon am Altai und im Nordwesten von Tübet betrachtet.

So unzulässig aus bekannten Gründen solche Ansichten sind, so ist doch nicht minder vor dem entgegengesetzten Fehler zu warnen, in welchen alle diejenigen zu verfallen pflegen, welche die sämmtlichen Menschenstämme von einem Punkte, aus dem gewöhnlich nach Südwest-Asien verlegten Paradiese, ableiten und ihre ursprünglichen Wanderungen nachweisen zu können glauben, während vielmehr in allen Fällen nur von relativ ältesten Wanderungen die Rede sein kann, nämlich von solchen, im Vergleich mit denen wir keine früheren kennen, ohne daß wir jedoch wissen ob vor ihnen das betreffende Land noch unbevölkert oder schon von anderen Stämmen besetzt war. Lüken (D. Einheit des Menschengeschl. 1845) hat diesen Fehler begangen, auch Latham hat sich, so besonnen er auch gewöhnlich verfährt, von ihm nicht ganz freizuhalten gewußt, denn nur aus dem

Digitized by Google

Einfluß ſolcher Vorſtellungen erklärt es ſich, wenn er in älteſter Zeit die Auſtralneger und Papuas ihr jetziges Gebiet beſetzen und die Auſtralier über Timor aus Südaſien nach Neuholland einwandern, in ſpäterer Zeit die Polyneſier und Mikroneſier aus den jetzigen Malaienländern in die Südſee jenen nachfolgen läßt, und ſehr geneigt iſt alle dieſe ſo verſchiedenen und einander, wie es ſcheint, in jeder Hinſicht ſo fernſtehenden Völkerſtämme ihrem erſten Urſprunge nach für identiſch zu erklären. Dagegen verdient es Berückſichtigung wenn er bemerke (Man and his migrations 1851, p. 157) daß primäre Wanderungen von Völkern überall da wahrſcheinlich ſeien, wo wir wie z. B. bei den Hottentotten, Lappen, Celten in Irland extreme Localitäten vor uns haben, welche von dem muthmaßlichen Centrum und Ausgangspunkte des ganzen Wanderungszuges am weiteſten abſtehen — ähnlich aber wie die genannten Völker, ſetzt er hinzu, verhalte ſich America und Oceanien überhaupt zu Aſien.

Hatte man früher mit großer Sicherheit und, wie es mit traditionellen Anſichten zu geſchehen pflegt, gewiſſermaßen als ſelbſtverſtändlich angenommen daß es mit der Abſtammung des Menſchengeſchlechtes von einem einzigen Paare und daher auch mit der Arteinheit desſelben ſeine Richtigkeit habe, ſo war es eine natürliche und naheliegende Frage, wo der Urſitz der geſammten Menſchheit zu ſuchen ſei, in welche Hauptſtämme ſie ſich geſpalten habe und auf welchen Wegen dieſe zuerſt ihr Stammland verlaſſen und neue Wohnſitze aufgeſucht hätten. In neuerer Zeit haben Viele nach einem poſitiven Gegenbeweiſe gegen dieſe Anſicht geſucht. Rudolphi (Beiträge zur Anthropol. 1812, S. 150) hat an die Schwierigkeiten erinnert welche der Annahme im Wege ſtehen ſollen, daß eine Ausbreitung der Menſchen über die ganze Erde von einem Orte allein ſtattgefunden habe. Dieſe Schwierigkeiten ſind offenbar nirgends auf der Erde größer oder auch nur ebenſo groß als in der Südſee, und doch läßt ſich gerade hier in genügender Weiſe zeigen, nicht allein daß ſie nicht unüberwindlich ſind, ſondern auch daß durch ſie weder Einwanderungen von auswärts noch auch die Ausbreitung der Menſchen von einer Inſelgruppe zur andern gehindert worden ſind. Um nicht zu weitläufig zu werden bemerken wir hier nur daß beſonders Japaneſen häufig erwähnt werden die in die Südſee verſchlagen wurden: es kamen ſolche durch eine große unwillkürliche Seereiſe im J. 1690 nach Manilla (G. Careri, Voy. du

tour du monde 1719. V, 64), 1832 und öfter nach Oahu (Bennet, Narr. of a whaling voy. I, 242; Jarves, Hist. of the Sandwich Isl. p. 27; Wilkes V, 260), 1833 ſelbſt nach Point Grenaille, 1½° nördlich von der Mündung des Columbia (Wilkes IV, 295), und Humboldt hat hervorgehoben daß von Aſien nach America zu kommen ſei ohne den 55. Grad nördl. Breite zu überſchreiten und ohne jemals eine mehr als 24—36ſtündige Seereiſe zu machen. (Neuſpanien II, 273 not. Vgl. Hist. de la géogr. du nouveau continent 1836. II, 607). Völlig entſcheidend aber iſt der Umſtand daß die große Uebereinſtimmung welche in Sprache Sitte Sage und Religion in Polyneſien von den Sandwichinſeln bis nach Neu-Zealand hin herrſcht, die Annahme verſchiedener Abſtammung dieſer Inſelvölker gar nicht einmal zuläßt. Es können daher die Schwierigkeiten der Wanderungen nicht als Grund gegen die Anſicht geltend gemacht werden, daß die Menſchen urſprünglich von einem Orte der Erde allein ausgegangen ſeien.

Dagegen ſteht es auch auf der andern Seite übel genug um die poſitiven Gründe die man für die Abſtammung der Menſchen von einem einzigen Paare vorgebracht hat, wenn überhaupt von ſolchen im wiſſenſchaftlichem Sinne die Rede ſein kann. Ohne mit denen ſtreiten zu wollen für welche der Glaube an die altteſtamentliche Erzählung die Stelle ſolcher Gründe vertritt, können wir die Annahme eines einzigen Urpaares doch nur unwahrſcheinlich finden, da wir die Natur nirgends eine ähnliche Unzweckmäßigkeit begehen ſehen wie die ſein würde, daß das Auftreten und die Erhaltung einer Art oder Gattung zu irgend einer Zeit an ſo ſchwachen Fäden hinge wie die Exiſtenz eines einzigen Menſchenlebens — allerdings ein Grund gegen einpaarige Abſtammung des Menſchengeſchlechtes welcher nur auf einer teleologiſchen, nicht auf einer phyſikaliſchen oder phyſiologiſchen Betrachtung ruht und deſſen Tragweite wir nicht allzu hoch anſchlagen dürfen; doch ſcheint er ſo ziemlich den einzigen Anhaltspunkt zu bezeichnen den dieſer Gegenſtand unſerer Ueberlegung darbietet. Kann allerdings die bloße Möglichkeit der Abſtammung aller Menſchen von einem Paare im Allgemeinen zugegeben werden nach der Analogie mancher der nach America importirten Hausthiere, die ſich ebenfalls von einem oder einigen wenigen urſprünglichen Exemplaren in's Ungeheure vermehrt haben (wie Giebel, Tagesfr. aus d. Natgeſch. 1857,

S. 65 bemerkt), ſo iſt doch damit für den Beweis der Wirklichkeit noch nichts gewonnen. Wenn ferner Smyth und Andere hervorgehoben haben daß die einpaarige Abſtammung der gegentheiligen Annahme vorgezogen zu werden verdiene, weil man die Urſachen die man der Naturerklärung zu Grunde lege, nicht ohne Noth vervielfältigen müſſe und weil ein Wunder annehmbarer ſei als viele, ſo liegt am Tage daß eine numeriſche Vervielfältigung der wirkenden Agentien oder Producte ganz etwas Anderes iſt als eine größere Complication der wirkenden Urſachen, und daß es ſich bei Wundern vom Standpunkte der wiſſenſchaftlichen Naturerklärung gar nicht um Grade der Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit handelt, ſondern um eine Aufhebung des natürlichen Zuſammenhanges der Dinge überhaupt, welche dem Princip der Naturforſchung als ſolchem und darum in gleicher Weiſe widerſpricht, man möge ſie nun einmal oder tauſendmal geſtatten, denn das Wunder hat keine Grade. Dagegen dürfte aber auch bereitwillig zuzugeſtehen ſein, daß es ein ſehr ſchwacher Beweis iſt wenn Agaſſiz von den Bienen und anderen niedrig ſtehenden Thieren die in Schwärmen leben, nach der Analogie auf den Menſchen ſchließen und daraus den Urſprung deſſelben von einem Paare unwahrſcheinlich machen will; denn (wie Smyth S. 356 mit Recht dagegen erinnert) dieſe Analogie läßt ſich weder auf alle Thiere ausdehnen, noch iſt ſie insbeſondere für die am höchſten organiſirten allgemeingültig.

Gänzlich irregegangen ſind ohne Zweifel diejenigen welche einer Richtung ſich anſchließend die der von Agaſſiz vertretenen verwandt iſt, ſo viele urſprüngliche Typen des Menſchengeſchlechtes aufſtellen möchten als es typiſch verſchiedene Völker auf der Erde giebt. Allerdings iſt es ſtatthaft anzunehmen, daß in verſchiedenen Schöpfungsmittelpunkten auf der Erde auch die Menſchen in Maſſe entſtanden ſind, und daß die Völker der Erde entweder von einzelnen oder auch von mehreren Stammpaaren, zum Theil auch wohl durch Vermiſchung die unter den Nachkommen verſchiedener Paare eintrat, ihren Urſprung genommen haben. Es dürfte ſogar ſchwer ſein nach Berückſichtigung aller bis jetzt bekannten Thatſachen die Wahrſcheinlichkeit dieſer Annahme zu leugnen und noch ſchwerer ſie bündig zu widerlegen, aber eben deshalb iſt dringend zu warnen vor der allzugroßen Bequemlichkeit, die eine ungebührliche Ausdehnung derſelben in dem bezeichneten Sinne der Löſung der ſchwierigen Frage über den Urſprung des Menſchen bereitet oder

Digitized by Google

vielmehr nur zu bereiten scheint: man entläuft mit Hülfe einer solchen Voraussetzung allerdings allen Schwierigkeiten, aber man löst auch keine einzige, besonders auch insofern, als sich kaum entscheiden lassen würde ob die Menschenpaare welche man sich in demselben Schöpfungscentrum gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten entstanden dächte, zu derselben Art zu rechnen oder als verschiedene Arten anzusehen wären. Eine Vervielfältigung der Menschenarten in's Unbestimmte und Maaßlose zeigt sich überdieß leicht als völlig unstatthaft um des vielen Gemeinsamen willen, das sich bei vielen und oft sehr weit entlegenen Völkern findet und für dessen Erklärung man entweder nur zu paradoxen Zufälligkeiten oder zu gemeinsamer Abstammung seine Zuflucht nehmen kann. Gemeinsamer Sprachbau und eine große Menge gemeinsamer Wurzelwörter setzen, um nur an dieß eine aber große Beispiel zu erinnern, für die indogermanischen Völker die Einheit ihres Ursprunges außer Zweifel. Ferner darf als bewiesen betrachtet werden daß mit dem Uebergange eines Volkes aus dem Zustande der Rohheit in den der Cultur die frühere typische Einförmigkeit der leiblichen Bildung sich allmählich verliert und einer größeren Mannigfaltigkeit Platz macht: man hat daher alle Ursache wenigere ursprüngliche Typen anzunehmen als sich gegenwärtig finden. Endlich sind viele Wanderungen der Völker auf's Bestimmteste nachweisbar: man kann sich also die Menschen nicht sämmtlich auf dem Boden entstanden denken auf dem sie jetzt leben, wenn man nicht selbst den Boden der Thatsachen verlassen und sich auf den der freien Phantasie stellen will, auf welchem freilich Alles möglich ist. Der Satz aber, daß nur in der heißen Zone überhaupt Menschen entstehen oder wenigstens dort allein die Bedingungen zu ihrer Fortexistenz finden konnten, weist für sich schon einen großen Theil der unnützen Vervielfältigung die man sich in Rücksicht der Urheimath der Menschen erlaubt hat, von vornherein zurück, wenigstens so lange noch unbewiesen ist daß das Alter des Menschengeschlechts über die gegenwärtige geologische Epoche hinaufreicht.

Fassen wir kurz zusammen was unsere Kritik ergeben hat, so muß zugestanden werden, daß für die besonnene Prüfung ein Theil von Agassiz's Ansicht unangefochten zurückbleibt, wenn sie auch als Ganzes betrachtet für viel zu speciell und schematisch, überhaupt für unannehmbar erklärt werden muß. Jener Theil besteht in dem Satze, daß es in der heißen Zone vielleicht mehrere Punkte gegeben hat, an welchen

Digitized by Google

einſt Menſchen entſtanden und von denen ſie ausgingen. Berückſichtigen wir insbeſondere den Umſtand daß weder der africaniſche noch der Auſtral-Neger und Neu-Holländer die See befahren, daß ſie faſt alle nur elende Kähne beſitzen die ſelbſt zur Fluß- und Küſtenfahrt bloß in geringem Umfange taugen, daß nichts bei ihnen auf eine höhere Ausbildung der Schifffahrt und des Verkehres überhaupt in älterer Zeit hinweiſt, ſo wird man wenig geneigt ſein ſich etwa die ſchwarzen Völker der Südſee aus Africa eingewandert zu denken. Wer gleichwohl nur eine einzige Urheimath des geſammten Menſchengeſchlechtes annehmen zu dürfen glaubt, wird dieſe nur in Südaſien ſuchen können, von wo die Negerraçen in ſüdöſtlicher und ſüdweſtlicher, und etwa ſpäterhin die hellen Raçen in nordöſtlicher und nordweſtlicher Richtung ausgegangen wären; wer dagegen mehrere Stammländer vorauszuſetzen ſich genöthigt findet, wird vorzüglich wegen der ſo wenig entwickelten Wanderungsfähigkeit der negerartigen Völker hauptſächlich Süd-Aſien Africa und Neu-Guinea in dieſer Rückſicht in's Auge faſſen. Dieſer letzteren Anſicht, der Annahme einer Mehrheit von Stammländern, kommen, ſo wenig auch von einem ſtrengen Beweiſe derſelben die Rede ſein kann, namentlich zwei Thatſachen ſehr zu Hülfe, welche überhaupt als die einzigen weſentlichen Stützen zu betrachten ſind, die ſich der Behauptung einer Mehrheit von Menſchenarten geben laſſen, nämlich die Geſchiedenheit der Haupttypen durch das Klima und die Affenähnlichkeit des Negers, des africaniſchen wie des auſtraliſchen.

Die Tragweite der erſteren Thatſache, der klimatiſchen Sonderung der großen Hauptſtämme, richtig zu beſtimmen iſt vorzüglich deshalb ſchwierig, weil ſie ſelbſt noch nicht als hinreichend conſtatirt gelten kann; denn Völker von weſentlich verſchiedenem Typus leben nicht ſelten in demſelben Klima dicht nebeneinander (vgl. die ſpäter anzuführenden Beiſpiele), und ſo ſicher es auch iſt daß ſich namentlich die Weißen als Volk nicht in allen Negerländern zu halten vermögen und daß überhaupt die Acclimatiſation bei dem Verſuche eines plötzlichen Ueberganges aus einem Klima in das andere zu mißlingen pflegt, ſo gewagt iſt die Behauptung daß die Europäer in keinem Lande fortzukommen vermöchten wo der Neger gedeiht, und es muß als höchſt unwahrſcheinlich bezeichnet werden, daß auch eine allmähliche Acclimatiſation eines weißen Volkes, das von Jahrhundert zu Jahrhun-

Digitized by Google

dert von Norden nach Süden bis in das eigentliche Negerland fortrückte, nicht möglich sein sollte. Die Strenge in welcher namentlich Knox (The races of man. 1851) die Geschiedenheit der Racen durch das Klima vertheidigt, läßt sich nicht rechtfertigen: er geht so weit von allen Einwanderern in ein fremdes Klima zu behaupten daß sie sich in ihrem neuen Vaterlande immer nur durch fortdauernde Zufuhr von Stammverwandten aus der Heimath zu halten vermöchten. Wir hören indessen durchaus von keinem so raschen und so vollständigen Aussterben der Creolen in den tropischen Kolonieen, wie es erwartet werden müßte, wenn jene Annahme begründet wäre; die Beschränkung der Thiere auf bestimmte Klimate aber, auf welche man sich berufen hat um daraus eine gültige Analogie zu gewinnen, findet nicht in solcher Allgemeinheit statt, daß man sie auch für den Menschen als gültig voraussetzen dürfte, denn die meisten Hausthiere vertragen bekanntlich fast alle Klimate, wenn sie auch nicht in allen zu derselben Größe und Kraft sich entwickeln. Der Fuchs lebt im kalten Norden wie im warmen Süden, die Heimath des Tigers erstreckt sich von Indien bis nach Sibirien hinauf. Der Mensch scheint sich bei der Uebersiedelung in verschiedene Klimate in der That den Hausthieren sehr ähnlich zu verhalten, mit dem einzigen Unterschiede daß er aus früher angeführten Gründen eine solche Uebersiedelung in dem Maaße besser verträgt, in welchem er in seiner Cultur höher steht. Wie in fremdem Klima Thierracen ausarten und sich den einheimischen verähnlichen auch ohne Vermischung mit ihnen (Lucas II, 311 ff.), so auch der Mensch, außer insoweit wesentliche Verschiedenheiten der Nahrung Lebensweise und Cultur bei Eingewanderten und Eingeborenen dieß verhindern. Wie die einem Klima fremde Thierracе sich gegen die einheimische nicht auf die Dauer erhalten kann ohne beständige Auffrischung des Blutes aus der Stammracе, sondern von dieser absorbirt wird, weil die Masse der sich mischenden Elemente in letzter Instanz allein entscheidet über den Typus der Mischlinge und das Klima überdieß die fremden Individuen den einheimischen zu verähnlichen strebt, so geht auch eine verhältnißmäßig geringe Anzahl fremder Ankömmlinge in der einheimischen Bevölkerung unter durch Mischung mit ihr, sie bleibt ohne Einfluß auf den Typus der Mischlinge, eine hinreichend große Anzahl dagegen erzeugt eine Mischlingsracе deren Typus sie mit bestimmen hilft.

Digitized by Google

Der zweite der erwähnten Punkte, die Affenähnlichkeit des Negers, ist eine noch wichtigere Thatsache, deren Würdigung freilich je nach dem Standpunkte des Beurtheilers sehr verschieden auszufallen pflegt. Von der einen Seite hat man sie in Verbindung gebracht mit den Ansichten über die Entstehung des Menschen und sie namentlich so benutzt, daß man den Affen zum Stammvater des Menschen gemacht hat — die bekannte Lehre derer welche eine Entwickelung der verschiedenen Thier-Species auseinander annehmen, sei es daß sie diese Umbildung auf die Zeiten großer geologischer Veränderungen beschränkt, oder im Laufe der Zeit durch fortwährende Accomodation an die äußeren Umstände immer, wenn auch sehr langsam weiter schreitend sich denken (Lamarck und seine Nachfolger, neuerdings namentlich J. Geoffroy St. Hilaire).

Mag man geneigt sein diesem Gedanken der vorausgesetzten Festigkeit der Arten gegenüber keinen höheren Werth beizulegen als den eines geistreichen Einfalles, so erscheint er doch als beachtenswerth durch die Analogieen, in denen er zu der wissenschaftlich begründeten Gesammtansicht der Natur und des Menschenlebens steht: die allmähliche stetige Entwickelung der Erde selbst und der höheren Gebilde die sie trägt aus den niederen, und zwar ohne immer erneute Eingriffe schöpferischer Thätigkeit, scheint uns jene Ansicht von dem Ursprunge des Menschen ebenso aufdrängen zu wollen wie die teleologische Betrachtung sie uns nahe legt, daß insbesondere in der Geschichte des Menschengeschlechtes selbst die höheren Formen und Bildungen des äußeren wie des inneren Lebens überall erst aus den niederen hervorgegangen, diese im Laufe der Zeit zu verdrängen bestimmt seien. So gewiß es ist daß die Menschen irgendwo und irgendwann auf der Erde entstanden sind, so gewiß ist es auch daß alle Analogieen wissenschaftlicher Vorstellungsweisen für die Annahme einer Entstehung des Menschen auf natürlichem Wege sprechen. Indessen muß ebenso offen zugestanden werden daß alle Analogieen zur Transformation des Affen in einen Menschen der empirischen Naturforschung so gut als vollständig fehlen und daß die Tragweite der angeführten allgemeinen Gründe für dieselbe nicht größer ist als die des Satzes, daß wir uns von der natürlichen Entstehung des Menschen, welche zu behaupten wir allerdings wissenschaftlich berechtigt sind, eine nähere und bestimmtere Vorstellung auf wissenschaftliche Weise nicht zu machen vermögen.

Digitized by Google

Was nöthigt aber den Forscher sich bestimmte Ansichten zu bilden für welche es an jeder Begründung durch Thatsachen fehlt? Nicht nur gar nichts, vielmehr verbietet es ihm die Liebe zur Wahrheit auf das Entschiedenste. Freilich scheint es für Viele schwer oder unmöglich zu sein an irgend einem Punkte zu dem Eingeständniß zu kommen, daß sie mit ihrer Weisheit zu Ende sind, dieß hält aber die Logik und das rein wissenschaftliche Interesse nicht ab auf dieser Forderung überall zu beharren wo die Folgerungen aus Thatsachen zu Ende sind. Vermag man einen Satz nur durch eine allgemeine Analogie zu einer größeren Gesammtansicht, nicht durch bestimmte positive Gründe zu unterstützen, während man ihm gegenüber ein unabsehbares Feld gegentheiliger Möglichkeiten offen lassen muß, so ist seine Begründung so schwach als sie irgend sein kann, denn aus der eingestandenen Unwissenheit darüber wie es sich mit einer Sache verhalte, ergiebt sich kaum eine geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie sich so verhalte wie wir bei dem dermaligen Stande unseres Wissens zu erwarten geneigt sind.

Die Frage nach der Stammverwandtschaft des Affen mit dem Menschen erscheint demnach wenigstens gegenwärtig als eine ebenso müßige wie die nach der Farbe des Urpaares, welche Lacépède (Ages de la nature. 1830. I, 255) wegen der größeren Erdwärme in alter Zeit mit Hunter und Link als schwarz, Buffon und Blumenbach als weiß, de Salles u. A. als braunroth annehmen zu müssen geglaubt haben. Nur daran wollen wir noch erinnern, daß die Behauptung jener Stammverwandtschaft für denjenigen, welcher eine entsprechende, stetig fortschreitende Umbildung der Leiblichkeit mit dem Fortschritt der Culturentwickelung und geistigen Begabung innerhalb des Menschengeschlechtes annimmt, immerhin wenigstens eine interessante Hypothese bleibt, wogegen derjenige welcher sich für die Unveränderlichkeit der einzelnen Menschentypen wie der verschiedenen Thierspecies in Rücksicht ihrer äußeren und inneren Begabung entscheidet, der Wirksamkeit äußerer Einflüsse am wenigsten eine so unbegrenzte Macht zusprechen darf als zu einer Ueberführung des Affen in den Menschen erforderlich sein würde. Sehr richtig sagt in dieser Beziehung de Salles (Hist. générale des races hum. 1849. p. 31): Affirmer la force créatrice des milieux pour un type primitif, c'est à plus forte raison admettre la modification secondaire de ce type quand l'expatriation a changé les milieux, c'est-à-dire l'air, la lumi-

ère, l'humidité ou sècheresse, la nourriture, l'élévation au-dessus du niveau de la mer. Freilich hat dieß nicht gehindert daß dieſe grobe Inconſequenz mehrfach begangen worden iſt: die ſog. Menſchenraçen ſollen feſte, durch Klima Lebensweiſe und Geiſtescultur nur wenig oder gar nicht veränderbare Typen darſtellen und doch ſoll man ſie ſich zugleich als entſtanden denken in Folge der Umwandlung der äußeren Verhältniſſe welche in den verſchiedenen Perioden der Geſchichte der Erde eingetreten iſt. (Als Beiſpiel ſolcher Inconſequenz vgl. den Aufſatz über die Menſchenraçen in der deutſchen Vierteljahrſchrift 1838. II, 170 ff.). Endlich bemerken wir noch, daß es ſich für den Menſchen, wenn er vom Affen abſtammt, von ſelbſt zu verſtehen ſcheint, daß er urſprünglich ebenſo wie dieſer nur dem tropiſchen oder ſubtropiſchen Klima angehören konnte. Wenn ſich auch foſſile Affen in Gegenden gefunden haben die jetzt ein gemäßigtes Klima beſitzen, z. B. in der Gascogne, ſo iſt doch die gleichzeitige Exiſtenz des Menſchen unerwieſen; wäre ſie aber erwieſen, ſo würde ſich dadurch die Annahme nothwendig machen daß der Menſch auf der Erde älter wäre als die Vollendung der jetzt auf ihr beſtehenden Scheidung der Klimate. Jedenfalls muß eingeräumt werden daß durch die Entdeckung foſſiler Affen die Exiſtenz foſſiler Menſchenknochen minder unwahrſcheinlich geworden iſt als ſie früher war.

In entgegengeſetzter Weiſe — und vermöge der angedeuteten Inconſequenz bisweilen ſelbſt von Seiten derer die den Menſchen vom Affen abſtammen laſſen — pflegt die Thatſache der Affenähnlichkeit des Negers benutzt zu werden, wenn es ſich darum handelt zu beweiſen daß das Menſchengeſchlecht in mehrere Arten zu theilen ſei: der Neger liefert alsdann nicht allein das augenfälligſte Beiſpiel einer leiblichen Bildung die von der europäiſchen bedeutend abweicht, ſondern auch das eines Typus der ſich vollkommen conſtant zu erhalten ſcheint. Man hätte es darum, ebenſo wie bei der Frage nach dem Stammbaume des Menſchen, gern geſehen wenn der Neger noch affenähnlicher wäre als er wirklich iſt: daher hat man ſich nicht immer vor Uebertreibung und Ueberſchätzung dieſer Aehnlichkeit hinreichend gehütet. Daß er künſtliche Werkzeuge macht und aus Erfahrung lernend die Natur ſeinen Zwecken unterwirft, daß er hier und da ein zweckmäßig und feſt geordnetes Gemeinweſen gebildet hat, daß er eine Sprache von kunſtvoll gegliedertem Baue und religiöſe Vorſtellungen

beſitzt, auch darin hätte man bei ihm gern nur eine entfernte Annäherung an den civiliſirten Europäer geſehen. So verkehrt dieß aber auch ſein mag, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß, wenn überhaupt Artverſchiedenheiten innerhalb des Menſchengeſchlechtes angenommen werden dürfen, der Neger und der Weiße in dieſer Rückſicht ganz vorzugsweiſe in Betracht kommen. Virey namentlich hat dieſe beiden in der That allein als ſpecifiſch verſchieden bezeichnet. Es wird daher der Mühe lohnen dieſen Satz etwas genauer zu prüfen: wir wollen zu dieſem Zwecke den Negertypus in empiriſcher Weiſe etwas näher betrachten um die einzelnen Modificationen kennen zu lernen die er darbietet.

Faſſen wir die Völker in's Auge welche in Africa zwiſchen den Wendekreiſen wohnen, ſo iſt früher ſchon bemerkt worden daß ſich der eigentliche Negertypus nur in dem Lande zwiſchen Senegal und Niger und in einigen Theilen von Sennaar Kordofan und Darfur findet. Zuerſt nämlich zeigt die ganze große Familie der ſüdafricaniſchen Völker welche vom Aequator bis zu den Hottentotten hinabreicht, dieſen Typus nicht in ſeiner Reinheit, obgleich Prichard (II, 322 ff.) mit Recht ſchließt daß die allmählichen Uebergänge, die ſich in der Körperbildung von den eigentlichen Kaffern an der Nordoſt-Grenze der Kap-Kolonie zu den Eingeborenen von Mozambique und von dieſen zu denen weiter nach Norden hin finden, dazu nöthigen dieſe Völker für ſtammverwandt mit den Negern zu halten. Die eigentlichen Kaffern beſitzen gewölbteren, mehr europäiſch gebildeten Schädel und weniger vorſtehenden Unterkiefer als die Neger, das Haar iſt kurz, grob und büſchelig (Annäherung an den Hottentotten, Barrow, R. durch d. ſüdl. Afr. 1801. I, 210), minder wollig als beim Neger, die Backenknochen ſind mehr nach außen als abwärts gewölbt, ſo daß Stirn und Kinn ſpitzig zulaufen (Le Vaillant, Erſte R. 1790. S. 356), die Lippen ſind nur dicklich, nicht denen des Negers entſprechend (Kay, Trav. in Kaffraria 1833. p. 110), die Naſe wenig oder gar nicht zuſammengedrückt, oft ſogar gebogen, die Hautfarbe von hellbraun bis ſchwarz: von letzterer abgeſehen meint daher Barrow (I, 203) könnte man die Kaffern für Europäer halten. Außer in Mozambique kommen in ganz Africa ſüdlich vom Aequator, wie es ſcheint, wahrhaft negerartige Menſchen nur noch in Congo vor, nämlich im Innern dieſes Landes, wo die Naſen faſt ganz platt ſind und

Digitized by

die Lippen ungeheuer hervorſtehen (Omboni, Viaggi nell' Afr. occ. 1845. p. 161), während in der Gegend der Mündung des gleichnamigen Fluſſes dieſe Negereigenthümlichkeiten gemildert erſcheinen (Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr. 1833. II, 283). Dringt man am Gaboon aufwärts vor, ſo ſieht man die Körperbildung mehr und mehr dem kaukaſiſchen Typus ſich nähern, (Hecquard, R. an d. K. u. in d. Innere v. Weſt-Afr. 1854. S. 7). Nach den Nachrichten die der portugieſiſche Gouverneur Saldanha erhielt, ſollen namentlich die Muluas tief im Innern des Landes weit ſchöner und civiliſirter ſein als die Küſtenbewohner (Bowdich, Account of the discov. of the Portuguese. p. 17).

Die großen Hauptvölker von Oſt-Africa im Norden des Aequators ſtellen ebenſo wenig den eigentlichen Negertypus dar, ſie weichen großentheils von ihm noch weiter ab als die Süd-Africaner. Sehen wir zuerſt von den Abeſſiniern und ihren Verwandten ganz ab, ſo werden die Tibbos als ſchlank gebaut und nicht völlig ſchwarz von Farbe geſchildert, ſie haben lebhafte Augen, etwas ſtarke Lippen, kleine aber nicht aufgeworfene Naſen, kurzes nicht krauſes Haar (Hornemann, Tageb. ſeiner R. 1802, S. 125 ff.), bei denen von Kisby iſt die Naſe dick und fleiſchig mit ſehr weiten Löchern, in Gunda an der Grenze von Bornu haben ſie ſcharfe intelligente Züge, hohe Stirn, vorliegende Augen, platte Naſe und großen Mund (Denham, Clapperton and Oudney, Narr. of trav. 2d ed. 1826. I. 25, 52). Die Bewohner von Hauſſa haben zwar wolliges Haar und ſchwarze Farbe, aber ihre Züge ſind regelmäßig und denen der Europäer im Ganzen ähnlich. Von den Hauſſaua unterſcheiden ſich die Kanori durch breite Geſichter mit offenen Naſenlöchern und derben Knochen (Barth, Reiſen und Entdeck. II, 183). Unter den einheimiſchen Völkern von Adamaua ſind die Batta die zahlreichſten, welche nur wenig aufgeworfene Lippen, regelmäßige Züge beſitzen und ſchön gebaut ſind (ebendaſ. II, 613). Die Bornueſen ſind minder ſchwarz als die Bewohner von Hauſſa und haben hohe Stirnen, aber dicke Negernaſen und ausdrucksloſe, runde lachende Geſichter mit feiſten Backen (Denham a. a. O. II, 140; Richardson, Trav. in the great desert of Sahara 1848. I, 264). Die Mandaraner haben weniger platte Geſichter als jene, krauslockiges Haar, große funkelnde Augen, hohe aber platte Stirnen und etwas gebogene Naſe (Denham, Cl. and

Digitized by Google

Oud. I, 201). In der Landſchaft Marghi findet ſich der eigentliche Negertypus nicht: Geſtalt und Geſichtszüge ſind ſchön und regelmäßig, das Haar zwar kraus, aber die Lippen nur dicklich, die Stirn hoch und die Hautfarbe theils glänzend ſchwarz theils kupferig (Barth a. a. O. II, 465). Dagegen ſind die ſchmutzig ſchwarzen und knochigen Mußgu bis auf den hohen Vorderkopf, die gerade Geſichtslinie und die buſchigen Augenbrauen ganz negerartig (III, 176). Die Bewohner von Baghirmi ſind gut gewachſen, muskulöſer als die Bornueſen, die Naſenlöcher ſtehen nicht weit offen und die Weiber haben auffallend regelmäßige Züge (ebendaſ. III. 305, 284). In Wadai, wo Mohammed-el-Tounsy (Voy. au Ouaday 1851, p. 245, 253) eine große Anzahl verſchiedener Völkerſchaften, obwohl ohne nähere Charakteriſtik anführt, deren jede ihre beſondere Phyſiognomie und Sprache habe, wohnen nach Barth (III, 500 ff.) theils Neger- theils Araberſtämme, deren erſtere von ihm ebenfalls ohne nähere Beſchreibung aufgezählt werden. Die Ruba, wie ſich die Bewohner von Kordofan nennen, beſitzen zwar wolliges Haar und ziemlich ſtark aufgeworfene Lippen, aber nicht die kleinen ſtumpfen Naſen, wie ſie ſich nur bei den Bewohnern der ſüdlichen Berge jenes Landes finden, ſondern die Naſen ſind wohl proportionirt (Rüppell, Reiſ. in Nubien 1829. S. 141 f., 153). Die Bergbewohner haben weniger hervortretende Backenknochen als die eigentlichen Neger, oft kaſtanienbraune Haut und ſind durchaus wohlgebildet (Pruner S. 68). Die älteren arabiſchen Schriftſteller (Içthakri, Idriſi) unterſcheiden die Nubier ausdrücklich von den Negern, während die ſpäteren ſie mit dieſen zuſammenwerfen, und ſchildern ſie, namentlich die Frauen, als glatthaarig mit kleinen Lippen und kleinem Munde, was im Weſentlichen mit den Angaben neuerer Reiſenden über die Nubier außerhalb Kordofan übereinſtimmt. Die Körperbildung der Gallas neigt ſich bald mehr dem europäiſchen bald mehr dem Negertypus zu und läßt es unentſchieden, auf welche von beiden Seiten ſie eigentlich zu ſtellen ſind (Rochet d'Héricourt, Voy. dans le royaume de Choa 1841, p.269; Pruner S.63; Lefèbvre, Petit et Quartin-Dillon, Voy. en Abyssinie 1845. III, 289). In ihrem Gebiete aber und in dem der Abeſſinier finden ſich einige kleine Völker von wahrhaftem Negertypus: die Schangallas (Bruce, R. 1790. II. 537, 433), die Doba (Salt, Voy. to Abyssinia 1814, p. 275) und die zweifelhaften Doko (Har-

Digitized by Google

ris, The highlands of Aethiopia 2d ed. 1844. III, 63 ff., vgl. Johnston, Trav. in S. Abyssinia 1844. II, 383 und d'Abbadie in Nouv. Ann. des voy. 1845. I, 261). Das ganze Gebirgsland am Tumat und blauen Nil von Faßokl ſüdlich bis zu den Gallas iſt von Negern bewohnt, die jedoch von den Schilluk und Dinka am weißen Nil verſchieden und von ſchönerem Schlage als dieſe ſind (Ruſſegger, R. II. 2, S. 562, 762). Am weißen Nil verſchwindet von 6—7° n. B. an der Negertypus nach Süden hin immer mehr, und ſchon bei den ſüdlichen Dinkavölkern iſt er ſo wenig prononcirt „daß der größte Theil der Europäer, wollte man ſie ſchwarz anſtreichen, dieſen Völkern gleichen würde" (Werne, Exped. zur Entd. der Q. des weißen Nil 1848. S. 241). Demnach beſchränkt ſich der Negertypus in Oſt-Africa auf einige wenige kleine Völkerſchaften.

Wenden wir uns jetzt zu den eigentlichen Negerländern zwiſchen Senegal und Niger, ſo herrſcht hier ſo wenig als in den bisher betrachteten Theilen von Africa derſelbe leibliche Typus in unterſchiedsloſer Einförmigkeit, wenn im Ganzen genommen auch die typiſchen Formen der Negerraçe hier überwiegend auftreten. Die Jolofs zwiſchen dem Senegal und Gambia ſind zwar von vollkommen dunkel ſchwarzer glänzender Farbe, Haar Lippen und Naſe ſind negerartig, doch in nicht ſehr prononcirter Weiſe (Golberry, R. durch d. weſtl. Afr. 1803. I, 51), die Naſe iſt nur mäßig platt, die Lippen nur mäßig dick (M. Park, Voy. dans l'Int. de l'Afr. an VIII. I, 24), Geſtalt und Geſichtszüge ſind oft edel und regelmäßig (Mollien, R. in d. Innere v. Afr. 1820. S. 41). Die braunſchwarzen Mandingos haben ovalere Geſichtsbildung als die eigentlichen Neger, die Stirn liegt weniger vor, iſt größer und mehr zurücklaufend gebildet als namentlich bei den Fulahs, der Kopf läuft nach oben ſpitzig zu, die Naſe iſt ſehr breit und der Zwiſchenraum zwiſchen dieſer und dem Munde vorzüglich groß (Golberry II, 114; Duncan, R. in Weſt. Afr. 1848. I, 15; Raffenel, Voy. dans l'Afr. occ. 1846, p. 394). Manche der Mandingovölker ſind minder wohlgeſtaltet, haben dickere Lippen und plattere Naſen als die anderen: dieß gilt z. B. von den Suſus im Vergleich mit den Bullams und Timanis (Matthews, R. nach S. Leone 1789, S. 94). Die Fulahs, welche die Neger tief unter ſich ſehen (M. Park I, 92) und ſich ihnen gegenüber als Weiße betrachten (Lander, R. z. Erforſch. des Niger 1833. II, 278) zeigen nicht

Digitized by Google

überall dieſelbe Farbe und denſelben Typus; im Weſten ſind ſie gewöhnlich rothbraun, haben platte Naſen, aber weniger wolliges Haar, breitere Stirn und größeren Geſichtswinkel als die eigentlichen Neger, kleine Lippen und ovales Geſicht (M. Park I. 26, 91 f., Raffenel 263 ff.). Barth (R. u. Entdeck. II, 505 u. 544) bezeichnet ſie als eine Mittelrace zwiſchen Negern auf der einen, Arabern und Berbern auf der andern Seite, und bemerkt daß die Männer bis zum Alter von 20 Jahren oft ſehr hübſch, dann einen affenartigen Ausdruck der Phyſiognomie erhielten der die kaukaſiſchen Züge zerſtöre. Die Jamburen in der Gegend der portugieſiſchen Niederlaſſungen am S. Domingo, der Caſamanza und dem R. Grande ſind vollkommen ſchwarz, haben aber weder Plattnaſen noch dicke Lippen, ihre Züge nähern ſich denen der Europäer (Bullet. soc. géogr. 1846. I, 152 nach Lopes de Lima). Die Bewohner von Cazegut (Biſſagos Archipel) ſind von angenehmen Zügen und haben weder platte Naſen noch dicke Lippen (Durand, Voy. au Sénégal an X. I, 185). Die Krus und Grebos haben beſonders wohlgebildetes Kinn, der Geſichtswinkel iſt größer, der Kopf mehr oval und oben nicht ſo hoch gewölbt als ſonſt bei den Negern (Allen and Thomson, Narr. of the exp. to the R. Niger 1848. I, 124). Gefällige Rundung der Züge bei länglichem Geſichte ſind den Odſchis charakteriſtiſch, ſpitzige und gebogene Naſen kommen zwar nicht bei ihnen vor, aber ſelten ſind platte Naſen und wulſtige Lippen (Baſeler Miſſ. Mag. 1856. I, 53). Letzteres wird auch an den Eingeborenen von Apollonia hervorgehoben (Meredith, Account of the Gold Coast 1812, p. 61). In Aquapim findet ſich theils runder Kopf mit breiter Naſe und wulſtigen Lippen, theils langer Kopf mit ſpitziger Naſe und kleinen, faſt europäiſchen Lippen; die letztere Form beſonders bei den Aſchantis (Baſeler Miſſ. Mag. 1852. IV, 241), bei denen in den höheren Ständen nicht nur ſchöne Frauengeſtalten, ſondern auch regelmäßige griechiſche Geſichtsbildung häufig vorkommen (Bowdich, Miſſion nach Aſchantee 1820, S. 422). Daſſelbe gilt von den höheren Ständen in Dahomey, wo namentlich manche Glieder der Herrſcherfamilie „von faſt mauriſcher Geſichtsbildung und nicht ſo ſchwarz wie ächte Neger ſind“ (Duncan I, 238; Forbes, Dahomey and the Dahomans. Paris 1851, p. 17, 50). Die Mahis im Norden von Dahomey haben lange, nach hinten und oben ausgezogene Köpfe, wie dieß für den ausgeprägten Negertypus

Digitized by Google

charakteriſtiſch iſt, kürzeres Kinn, aber minder dicke Lippen als die Dahomeyer und ganz europäiſche Naſe (Duncan II, 273 f.). Die Neger von Yarriba beſitzen nur mäßig dicke Lippen und ihre Naſe nähert ſich etwas der Adlernaſe (Clapperton, Tageb. der zweiten R. 1830, S. 382); die von Iddah am Niger haben mehr gerundete Züge und weniger dicke Lippen als die Ibus, und große, zurücklaufende Stirn (Allen and Thomson I, 325). Schon die Eingeborenen von Acoono-Coono unter 6° 30′ haben nicht ſo grobe Negerzüge, ſind hübſcher und ſehen intelligenter aus als die ſüdlicheren von Omun, ſie gleichen in dieſer Beziehung denen von Iddah (Becroft im Journal R. G. S. XIV, 272). In gleicher Weiſe hören wir faſt überall daß die ſcharfe Ausprägung des Negertypus in dieſen Gegenden ſich von der Küſte aus landeinwärts mehr und mehr verliert. Die Edeeyahs (Adiahs) von Fernando Po haben längeres, mehr ſeidenartiges als wolliges Haar, rundliches Geſicht, minder hohe Backenknochen, nicht ſo weite Naſenlöcher, dünnere Lippen und beſſeren Mund als ihre Nachbarn auf dem Continent, die Hautfarbe wechſelt von dunkelſchwarz bis kupferfarbig, aber die Phyſiognomie iſt bei allen die nämliche (Allen and Thomson II, 194; Nouv. Ann. des voy. 1845. II, 281; Boteler, Narr. of a voy. to Afr. and Arabia 1835. II, 423).

Die vorſtehende, freilich ſehr trockene Aufzählung einer großen Summe von beträchtlichen Verſchiedenheiten der Bildung, welche ſich leicht noch weiter in's Einzelne fortführen ließe, war unumgänglich nöthig um zu zeigen, wie es um die angebliche Feſtigkeit des Negertypus eigentlich ſteht: in der Allgemeinheit, in welcher ſie behauptet zu werden pflegt, beruht ſie faſt ganz in der Einbildung; denn dieſer Typus beſchränkt ſich in ſeiner Reinheit auf verhältnißmäßig wenige Völker und neben ihm kommt eine ſehr große Anzahl von anderen Typen vor, die ſich zum Theil als Uebergänge zu der europäiſchen Form betrachten laſſen, zum Theil aber auch nur Abweichungen von den Negereigenthümlichkeiten und Milderungen derſelben darſtellen, ohne daß ſich eine Annäherung an andere Raçen in ihnen finden ließe. Daß es an ſolchen Uebergängen namentlich zwiſchen dem ſog. kaukaſiſchen und dem Negertypus nicht fehlt, geht aus den angeführten Beiſpielen zur Genüge hervor und iſt von vielen Reiſenden hervorgehoben worden. Wer von Cairo den Nil hinauf reiſt nach Nubien und Sennaar, findet ſich wegen der unmerklichen Abſtufungen durch

Digitized by Google

die der Aegypter in den Neger übergeht, in Verlegenheit zu beſtimmen wo die weiße Raçe aufhört und die ſchwarze beginnt (d'Escayrac, d. afr. Wüſte und d. Land der Schwarzen 1855. S. 184). Die Uebergänge ſind unmerklich, nur bei Aſſuan geſchieht ein ſolcher ſprungweiſe vom Aegypter zum Nubier (Dandolo, Viaggio in Egitto 1854, p. 182). Dringt man von Tunis gegen Süden vor, ſo macht ſich ebenfalls ein allmählicher Uebergang der Züge und der Farbe in den Negertypus bemerklich, namentlich in Tozar, und „wenn es möglich wäre eine ethnologiſche Sammlung aus dieſen Gegenden nach Europa zu bringen, ſo würde auch der größte Skeptiker überzeugt werden, daß Zeit und Ort allein die Urſachen jener fließenden Verſchiedenheiten ſind" (Davis, Evenings in my tent 1854. II, 3). Indeſſen wollen wir gerade auf dieſes allmähliche Ineinanderfließen der beiden Typen, das ſich dem Beobachter darſtellt wenn er in Africa von Norden nach Süden fortgeht, nur geringes Gewicht legen, weil es kaum noch bezweifelt werden kann, daß Nord- und Mittel-Africa eine große Summe von Miſchlingsvölkern beſitzt. Weit wichtiger erſcheint es dagegen, daß die ganze große ſüdafricaniſche Völkerfamilie, bei welcher man keinen Grund hat eine hinreichende Beimiſchung nordiſcher Elemente vorauszuſetzen, in Rückſicht ihrer Schädelform gleichwohl ein deutlich ausgeprägtes Mittelglied zwiſchen der weißen und ſchwarzen Raçe darſtellt.

Giebt man nun auch ohne Weiteres zu daß eine nicht unbedeutende Anzahl der africaniſchen Völker überhaupt und ſelbſt der zwiſchen Senegal und Niger wohnenden ihre Abweichungen vom reinen Negertypus einer Beimiſchung ſtammfremder Elemente aus höherſtehenden Raçen verdanken, ſo iſt doch ſo viel klar, daß einerſeits dieſe Miſchlingsvölker weder ausſterben, wie dieß bei den Baſtarden verſchiedener Thierſpecies wenigſtens der gewöhnliche Fall iſt, noch auch den einmal erworbenen Raçentypus, etwa wie Azara von den in den ſüdamericaniſchen Llanos wieder verwilderten Pferden erzählt, von ſelbſt wieder ablegen durch Rückfall, ſondern ihn in relativer Selbſtſtändigkeit bewahren, und daß anderſeits der Verſuch alle beträchtlicheren Abweichungen vom eigentlichen Negertypus die bei africaniſchen Völkern überhaupt vorkommen, aus Miſchung zu erklären ſich wohl durch vorgefaßte theoretiſche Meinungen ſtützen, nicht aber durch Thatſachen begründen läßt. Ueberhaupt wird man kaum geneigt

Digitized by Google

ſein Miſchvölker in ſehr großer Anzahl, nämlich in ſo großer Anzahl ohne thatſächlichen Beweis anzunehmen als erforderlich ſein würde um den eigentlichen Negertypus als alleinige feſte Raçenform in Mittel- und Süd-Africa erſcheinen zu laſſen; denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß namentlich im Zuſtande gänzlicher Uncultur ſo durchgreifende Veränderungen mit der Maſſe eines Volkes ſehr häufig vorgehen wie ſie zur Erzeugung eines wirklichen Miſchvolkes vorausgeſetzt werden müſſen, da alsdann, wie viele bekannte Beiſpiele lehren, ein ganzer Stamm weit leichter vernichtet als in einen anderen aufgenommen und mit ihm zu einem neuen Volke verſchmolzen wird. Erſt wo es wenigſtens einige Anfänge der Cultur giebt, ſcheinen ſich Miſchvölker in größerer Anzahl zu bilden.

Es würde nicht ſchwer ſein eine eben ſo große Menge verſchiedener Typen wie in Africa auch in den übrigen Erdtheilen nachzuweiſen. Wir wollen uns indeſſen hier darauf beſchränken nur einige Beiſpiele herauszuheben welche beſonders deutlich zeigen, daß dieſe Typen nirgends ſo ſcharf gegeneinander abgegrenzt ſind wie es der Fall ſein müßte, wenn ſie für artverſchieden gelten ſollten. Allerdings wohnen an vielen Orten ſcharf geſchiedene Raçen in gleichem Klima dicht nebeneinander, z. B. am Senegal Mauren und Neger, auf vielen der oſtindiſchen Inſeln und in der Südſee Malaien und Polyneſier neben negerartigen Menſchen, in Europa Lappen und Skandinavier u. ſ. f. Es geht daraus hervor daß das Klima für ſich allein ſchwerlich im Stande iſt den Typus eines Volkes in hohem Grade umzubilden, daß es hierbei ein mitbeſtimmender Factor ſein mag, jedoch ein ſolcher dem für ſich allein keine ſehr durchgreifende Wirkſamkeit zugeſprochen werden kann. Trotz jener ſcharfen Scheidung der Hauptformen aber, die uns an mehreren Punkten der Erde in frappanter Weiſe entgegentritt, geht nicht allein jede dieſer Hauptformen die mit einer andern zuſammengrenzt, durch eine Reihe von Mittelſtufen in ſie über, ſondern es trägt auch jede dieſer letzteren ein eigenthümlich locales Gepräge, ganz wie wir erwarten müſſen wenn außer der Abſtammung ſelbſt namentlich noch die beſonderen äußeren und inneren Verhältniſſe unter denen die einzelnen Völker leben, einen mitbeſtimmenden Einfluß in dieſer Rückſicht ausüben. Die finniſchen Völker ſind nach ihrer Körperbildung ein ſolches Mittelglied zwiſchen der kaukaſiſchen und mongoliſchen Raçe; anderſeits ſind die Hindus häufig als Verbin-

Digitized by Google

dungsglied zwischen jener und der malaiischen Raçe bezeichnet worden. Die Tschuktschen und Korjäken, die Eskimos und einige andere westamericanische Völker, deren Schädelform der mongolischen nahe kommt, stehen zwischen Asiaten und Americanern in der Mitte, und die Eskimos selbst, welche am atlantischen Meere leicht unterscheidbar und von den americanischen Indianern scharf abgegrenzt sind, gehen an der Küste des stillen Meeres allmählich in diese über. Botokuden wurden beim Anblick von Chinesen durch deren Aehnlichkeit so überrascht, daß sie diese ihre Onkel nannten (Hollard S. 197 nach A. St. Hilaire). Von den Mongolen und den Tungusen zu den Samojeden (sagt Neumann bei A. Wagner, Gesch. der Urwelt. 1845. S. 311) findet sich in sprachlicher physikalischer und geographischer Beziehung ein natürlicher Uebergang, und dasselbe gilt von den Samojeden zu den Ainos und von diesen zu den Eskimos.

Daß von scharfer Abgrenzung einiger wenigen Hauptformen gegeneinander überhaupt keine Rede sein kann, zeigt sich außerdem an solchen Völkern, die räumlich weit getrennt und offenbar ohne wirklichen Zusammenhang untereinander, gleichwohl bedeutendere Aehnlichkeiten besitzen: die Californier gleichen in Kopfform und Gesicht am stärksten den Negern von Guinea, von Neu Guinea und den Neuen Hebriden, nur ist ihr Haar nicht wollig; wie gering die Unterschiede im Aeußeren zwischen den Marquesas-Insulanern und den Europäern sind, ist allen Reisenden aufgefallen. Der Kopf der Tahitier würde europäisch sein ohne die weiten Nasenlöcher und die zu starken Lippen (Lesson im Complément des Ouevres de Buffon II, 206); manche Neu-Seeländer haben ganz europäische Schädel (Dieffenbach), während sie sich in der Gesichtsbildung sehr den nordamericanischen Indianern nähern. Die Hottentotten sind von Vielen wegen ihrer Hautfarbe Schädel- und Gesichtsbildung zur mongolischen Raçe gerechnet worden, obwohl sie das wollige in einzelnen kleinen Büscheln wachsende Haar wieder von dieser trennt. Die Georgier und Tscherkessen besitzen vollkommen griechische Schädelbildung, doch verbietet die Sprache an eine Stammverwandtschaft derselben mit den indogermanischen Völkern zu denken. Der Schädel der Aymaras kommt nach Tschudi (Müller's Archiv 1844. S. 98) mit dem der Guanchen nahe überein.

Einen ferneren Einwurf von großem Gewichte gegen die feste Scheidung der Hauptformen und damit gegen die Annahme von Artverschie-

Digitized by Google

denheiten innerhalb des Menschengeschlechtes liefert die Thatsache, daß Individuen die in ihren äußeren Charakteren von ihren Stammverwandten beträchtlich abweichen und auch ohne annehmbare Mischung mit einer fremden Raçe dennoch deren Typus zeigen, so ziemlich überall auf der Erde vorzukommen scheinen. Daß seitlich comprimirter Schädel und schiefstehende Schneidezähne öfters bei Europäern sich finden, wurde schon erwähnt. Schief geschlitzte Augen, vorstehender Unterkiefer, kleine viereckige oder wulstige Stirnen, nach hinten und oben ausgezogener Schädel, stark vortretende Backenknochen, kommen in Familien vor deren rein deutschen Ursprung zu bezweifeln man keine Ursache hat. Reine Araber sind bisweilen in ihrem Vaterlande ganz schwarz, die prognathische Gesichtsbildung erscheint bei ganz heller Haut vereinzelt in Aegypten, dickliche Lippen und selbst platte Nasen kommen bei europäischen Völkern vor, z. B. bei den Slawen, sogar wolliges Haar findet sich in einzelnen Beispielen an Individuen des Nordens, wie Pruner S. 72 bemerkt; aber ein einzelnes Merkmal, setzt er hinzu, bildet kein Unterscheidungszeichen der Raçe, sondern nur alle zusammen. So sehr man ihm hierin beistimmen mag, so kann man doch nicht umhin zugleich darin das Zugeständniß zu erblicken daß die Raçencharaktere selbst keine specifischen festen Unterschiede sind, daher es als eine Inconsequenz erscheint, wenn er fortfährt, es sei „unmöglich daß ohne Vermischung der eine Raçencharakter in einen andern übergehe". Eine andere Art der Auskunft hat Giebel (Tagesfr. a. d. Natgesch. 1857. S. 55) ergriffen um die Lehre von der specifischen Verschiedenheit der Raçen zu retten: er behauptet nämlich, die Negerähnlichkeiten und sonstigen Abweichungen von der kaukasischen Form die sich bisweilen an Europäern zeigten, seien von so oberflächlicher Art, daß durch sie der kaukasische Typus nicht einmal verdunkelt werde. Indessen überhebt er uns selbst der Widerlegung, da er später (S. 105) den hiermit streitenden Satz aufstellt, daß solche Analogieen der Form überall wo sie aufträten, sich durchgreifend zeigten und alle Formverhältnisse berührten.

Fernere individuelle Abweichungen vom Stammtypus haben Lüken (D. Einheit des Menschengeschl. 1845. S. 15) und Weerth (D. Entw. der Menschenrassen. 1842. S. 17) angeführt: sie betreffen die Bewohner von Kärnthen und Steiermark; ferner die Chinesen und Südseeinsulaner, die sich beide in manchen Beispielen den europäischen Formen nähern, wogegen chinesische Physiognomieen nament-

Digitized by Google

lich in Polen häufig vorkommen ſollen (Schadow, Polyklet); die Tataren welche durch vorragenden Unterkiefer, ſpitziges Kinn und lange, voneinander abſtehende Zähne ſich vom mongoliſchen Typus beträchtlich entfernen, wie dieß nicht minder mit den Kalmücken der Fall iſt in Rückſicht ihrer niedrigen platten, aber raſch nach hinten aufſteigenden Stirn. Unter den letzteren bemerkte Pallas angenehme Geſtalten und Einzelne mit blondem Haar. Auch unter den Tunguſen, die ſonſt ſo entſchieden die mongoliſche Form repräſentiren, finden ſich ſolche mit europäiſcher Phyſiognomie, lichtblauen Augen, gerader oder gebogener Naſe, braunem Haar und ſtarkem Bart (Prichard IV, 410). Einen Eskimo vom Stamm der Hotham-Bai fand Seemann (R. um d. Welt 1853. II, 53) täuſchend negerähnlich und einen anderen der eine auffallende jüdiſche Höckernaſe beſaß. Ein bemerkenswerthes Beiſpiel größerer Verſchiedenheit unter näheren als unter entfernteren Stammverwandten liefern die Slawen: ſie ſind im Südoſten ihres Gebietes dunkel, die Polen von verſchiedenem Ausſehen, die ruſſiſchen Bauern haben oft lichtbraunes, blondes oder rothes Haar, ſo daß dieſe Völker im Aeußeren oft ſtärker voneinander abweichen als von manchen anderen indogermaniſchen Völkern (Prichard III, 442).

Beſonders zahlreich ſind die Einzelabweichungen welche die Farbe der Haut und der Augen, die Farbe und Beſchaffenheit des Haares betreffen. Manche Beiſpiele dieſer Art ſind allerdings als Krankheitserſcheinungen zu betrachten (von den Albinos war ſchon früher die Rede), bei vielen anderen iſt dieß dagegen nicht der Fall. Ohne die ſchon früher angeführten Thatſachen welche hierher gehören zu wiederholen, erwähnen wir nur noch folgende. Rothes Haar wird bei Negern und Mulatten oft erwähnt (Marcgrav, Lopez, Winterbottom u. A.), ebenſo bei den Papuas (Sonnerat), in der Südſee auf Tahiti Neu-Zealand und ſonſt (Forſter, Wallis, Marion et Duclesmeur), auf Timor (van Hogendorp), bei den Eskimos (Charlevoix), bei den Eſthen und Wotjaken (Gmelin), bei den Hindus und den Arabern von Yembo, ſeltener in Ceylon Cochinchina und Tonkin (Blumenbach, De gen. hum. v. n. p. 165 u. 169 not.; de Salles, Hist. gén. des races hum. 1849, p. 246 nach Desmoulins). Merkwürdig ſind namentlich die großen Verſchiedenheiten welche die Bevölkerung des Tafellandes oberhalb Dilli (Timor) in dieſer Rückſicht zeigt: manche der Eingeborenen haben dunkelgelbe

Digitized by Google

Hautfarbe, die der Sonne ausgeſetzten Körpertheile ſind mit lichtbraunen Flecken bedeckt, das Haar iſt ſchlicht und zart, ſeine natürliche Farbe röthlich oder dunkel kaſtanienbraun; es finden ſich auf Timor aber auch alle mittleren Schattirungen der Haut von dunkel gelb bis ſchwarz oder dunkel chokoladebraun und des Haares von röthlich und ſchlicht bis zum kurzen Wollhaar der Papuas (W. Earl, The native races of the Ind. Archipelago. 1853, p. 179). Wie rothes Haar ſo kommen auch verſchiedenfarbige Augen bei den Congo-Negern und den Buſchmännern vor (Lopez, Wahrh. Beſchr. des K. Congo 1597 ed. de Bry p. 5; Burchell II, 225). Braune Augen ſind in Bonny gewöhnlich (Köler S. 89). Bei den Akoos (Yarriba) iſt die Iris hellbraun oder dunkel kaſtanienbraun, bisweilen auch dunkel ſeegrün (R. Clarke, Sierra Leone 1846, p. 149). In Peru ſah Scarlett (South Am. and the Pacific 1838. II, 166) einen ganz ſchwarzen Negerknaben mit ſehr hellblauen Augen, deſſen Mutter ein ſchwarzes und ein blaues Auge hatte. Kabylen mit rothem Haar und blauen Augen werden von Bruce (I, 27) und Anderen erwähnt und Blumenbach (zu Bruce V, 240) führt noch andere Fälle dieſer Art an, unter denen wir nur herausheben, daß Barbot bei den Weibern der Galibis (Caraiben) in Guiana meiſt blaue Augen fand und Wallis auf Tahiti Leute mit braunem und rothem, auch mit Flachshaar. In Nutka giebt es Menſchen mit braunem und mit blondem Haar (Roquefueil, Journal d'un voy. aut. du monde 1823. II, 189). Pickering (The races of man 1849, p. 225) hat demnach Unrecht wenn er allgemein behauptet, daß abgeſehen von Albinos, Flachshaar, rothes Haar und blaue Augen nur in der weißen Raçe vorkämen. Was die Hautfarbe betrifft, ſo giebt es unter den Pehuenches auffallend weiße Indianer, die ganz die Farbe eines deutſchen Landmannes haben (Pöppig, R. I, 463) und zu den Araucanern gehören auch die viel weißeren Boroanos die zwiſchen den Flüſſen Imperial und Tolten leben, 38½—39° ſ. B. (ebendaſ.) und von Molina (Essai sur l'hist. nat. du Chili 1789, p. 313) an Geſtalt und Farbe den nördlichen Europäern gleichgeſetzt worden ſind.

Wir dürfen nach dieſen Beiſpielen von genauerer Kenntniß der einzelnen Völker jedenfalls erwarten, daß ſie noch gar manche bedeutenderen Abweichungen ſowohl der Einzelnen als auch der kleineren Abtheilungen von dem Typus des Volkes dem ſie angehören, an den

Digitized by Google

Tag bringen wird, bedeutendere namentlich als diejenigen zu glauben geneigt sind welche einem jeden Volke eine feste, specifisch bestimmte Körperform zuschreiben möchten. Gleichwohl scheint der einzige, freilich an sich schon bedenkliche Ausweg für die Lehre von der Vielheit der Menschenarten im Angesichte der obigen Thatsachen der zu sein, daß man sie bedeutend vervielfältigt. Haben wir auf die Schwierigkeiten in welche diese Ausflucht verwickelt — denn im Grunde ist es nur eine solche — schon oben hingewiesen, so wollen wir hier nur noch hinzufügen, daß im Wesentlichen ganz dieselben Gründe gegen die Annahme von hundert oder noch mehreren wie gegen die von zwei verschiedenen Arten sprechen. Es treten nämlich nicht selten an Gliedern derselben Familie so große Verschiedenheiten auf, wie sie sich gewöhnlich nur an Individuen von verschiedenen Stämmen zeigen, und an Individuen desselben Stammes, ohne daß wir eine Mischung nachzuweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen im Stande wären, solche Verschiedenheiten, wie sie sonst nur bei verschiedenen Völkern oder Völkerfamilien vorzukommen pflegen. Wie wenige Völker man also auch miteinander zu einer Menschenspecies vereinigen möchte, es werden sich innerhalb dieser letzteren immer Differenzen unter den Stämmen Familien und Individuen finden, die ebenso groß sind als die Unterschiede der aufgestellten Arten selbst, die als feste specifische Unterschiede deßhalb nicht gelten können.

Wer nur so viele Menschenarten annimmt als es Hauptformen der Schädel- und Körperbildung giebt, also höchstens etwa fünf bis sieben, der muß den Grund aus welchem er sich bewogen findet dieß zu thun, bei genauerer Betrachtung der Sache am Ende selbst als unhaltbar wieder aufgeben; denn es wird für ihn (wie aus den oben beigebrachten Beispielen zur Genüge hervorgeht) der Abstand zwischen den äußersten oder unähnlichsten Gliedern innerhalb einer jeden Art ebenso groß als der zwischen seinen einzelnen Arten selbst: er erhält Artcharaktere die zwischen ebenso weiten Grenzen schwanken als die Artcharaktere dessen der die Arteinheit des Menschengeschlechtes behauptet, und muß darum die Macht der äußeren Einflüsse ebenso hoch anschlagen als dieser. Jedenfalls erscheint es als bloße Willkür gewisse Hauptformen für specifisch verschieden zu erklären, die theils extreme Formen sind (wie z. B. der Negertypus), theils nur ungefähre mittlere Werthe (z. B. der americanische Typus) aus einer Menge von beson-

Digitized by Google

deren, ihnen untergeordneten Typen, welche ihrerſeits zum Theil voneinander ſo weit verſchieden ſind als jene ſelbſt. „Das Zerfallen einer Hauptform in körperlich und geiſtig ſo verſchiedene Völkergebilde erſcheint am Ende nicht viel erklärlicher als die Raçen ſelbſt“ (Deutſche Vierteljahrſchrift 1838. II, S. 247). Hält man es für jene für möglich daß ſie ſich im Laufe der Zeit in Folge der Wirkſamkeit äußerer und innerer Mächte entwickelten, ſo iſt kein Grund vorhanden es für dieſe zu leugnen. Konnten kleine Unterſchiede jeder Art auf dieſem Wege entſtehen, ſo wird es nur hinreichend langer Zeiträume und geeigneter Verhältniſſe bedürfen um größere herbeizuführen, und es iſt dazu nicht einmal nöthig die oft ausgeſprochene Annahme zu machen, daß es einſt eine jugendliche Zeit größerer Biegſamkeit und Bildſamkeit der Organiſation durch äußere Einflüſſe für das Menſchengeſchlecht gegeben habe, wie auch jedes Individuum und jedes Volk vor ſeinem Uebergange aus dem Naturzuſtande zur Cultur eine jugendliche Zeit durchlebe, in welcher es ſich bildſamer zeige als ſpäterhin.

Wir ſchließen demnach daß es einige wenige feſt und ſcharf begrenzte typiſche Formen, die ſich als artverſchieden anſehen ließen, überhaupt nicht giebt, ſondern daß, wenn man das Menſchengeſchlecht aus dem zoologiſchen Geſichtspunkte in einige große Hauptabtheilungen bringt, dieß nur die Bedeutung und den Werth einer überſichtlichen Gruppirung hat, wie ſie uns von den hervorſtechendſten Analogieen an die Hand gegeben wird. Sehr richtig ſagt Lesson (Voy. médical autour du m. 1829, p. 156): On ne devrait en effet adopter les distinctions de races ou d'espèces * que comme des moyens artificiels destinés à préciser nos idées dans l'étude de l'homme et à la rendre plus facile. In ähnlichem Sinne und mit derſelben Beſtimmtheit hat ſich J. Müller (Handbuch der Phyſiol. II, 774 f.) ausgeſprochen: „Eine ſcharfe Eintheilung der Menſchenraçen iſt unmöglich. Die gegebenen Formen ſind ſich ungleich in typi-

* Von den Arten iſt dieß freilich, wie wir ſchon früher bemerkt haben, ebenſo falſch als es von den Raçen wahr und treffend iſt. Schief geſtellt und verſchoben hat man die Frage in Rückſicht der erſteren, wenn man ſich darum geſtritten hat, ob ſie geſchaffen oder von uns bloß hinzugedacht und in die Natur hineingetragen worden ſeien: objective wirkliche Natureinrichtungen ſind die Arten ohne Zweifel, wenn auch weder wirkliche Dinge noch auch Gedanken oder Muſterbilder nach denen ſich die Natur in ihrer Wirkſamkeit richtete.

Digitized by Google

ſcher Schärfe und Eigenthümlichkeit, und ein ſicheres wiſſenſchaftliches inneres Princip der Abgrenzung liegt nicht wie bei den Arten vor ... Es würde unſtreitig weit zweckmäßiger ſein dieſe Raçen als conſtante und extreme Formen der Variationen (einander) entgegenzuſtellen als alle jene Völker in dieſe Raçen vertheilen zu wollen. Dieß iſt unmöglich und die Wiſſenſchaft erfordert auch keine ſolche Vertheilung. Der Verſuch dazu führt aber unvermeidlich zum Willkürlichen": Tataren und Finnen werden ſtets eine unbekannte Stellung zwiſchen mongoliſcher und kaukaſiſcher Raçe, Papuas und Alfurus zwiſchen Malaien und Negern einnehmen u. ſ. f. Die Unmöglichkeit ſolcher ſtrengen Scheidung beſtätigt ſich beim empiriſchen Studium der Raçencharaktere namentlich auch dadurch, daß nur kleine Sammlungen von Raçenſchädeln ſtreng geſchiedene Formen zeigen, während reichhaltige die ſcheinbaren Lücken zwiſchen ihnen ausfüllen und continuirliche Uebergänge von jeder Form zu jeder anderen aufweiſen.

Nimmt man nun freilich um der Beweiskraft der früher angeführten Thatſachen zu begegnen, etwa ſogleich ein halbes oder ganzes Dutzend urſprünglich verſchiedener Menſchenarten in dem Theile von Africa an der zwiſchen den Wendekreiſen liegt, ſo iſt man auf einmal mit allen Schwierigkeiten fertig, um ſo mehr als ſich ſolche Anſichten gar nicht beſtreiten laſſen, ſo lange man nicht beſtimmt angiebt welche Stämme dieſe Arten ſein ſollen. Die an Morton ſich anſchließende americaniſche Schule, die ſich die Menſchen in ganzen Völkern geſchaffen denkt, hegt in der That dieſe Meinung und möchte am liebſten den äußeren Einflüſſen gar keine Wirkſamkeit auf die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten des Menſchen zugeſtehen: es ſoll überhaupt gar keine Raçen, es ſoll nur eine unbeſtimmbar große Anzahl von verſchiedenen Menſchenarten geben. Vogt, der dieſe Anſicht in Deutſchland reproducirt hat, iſt ſogar der Meinung daß man die einzelnen Völker ſelbſt nicht für gemiſchten Urſprunges halten dürfe, weil ſich die bekannten Miſchlingstypen des Mulatten Meſtizen u. ſ. f. nicht an ihnen genau wiederfänden, man habe alſo Hunderte von urſprünglich verſchiedenen Stämmen anzunehmen — dieß Alles gilt aber freilich nur unter der unrichtigen Vorausſetzung daß die Typen durch äußere Einflüſſe völlig unveränderlich ſeien. Sehen wir von den früher beigebrachten Gegenbeweiſen einmal ab um die Thatſachen etwas näher in's Auge zu faſſen

auf welche jene Männer ihre Behauptung der absoluten Unveränderlichkeit der Racentypen gründen.

Ihre hauptsächlichsten, wenn nicht ihre einzigen Beweise, nehmen sie von den altägyptischen Denkmälern und von den Juden her. Schon Blumenbach (De gen. hum. v. nat. p. 188) erkannte auf den ersteren drei verschiedene Menschentypen, den des Negers, einen andern den er den indischen nennt, und einen dritten welcher durch den Einfluß des ägyptischen Klima's producirt sein soll, schlaffe schwammige Formen, kurzes Kinn und vorliegende Augen zeigt. Später hat namentlich Morton (Crania Aegyptiaca) pelasgische semitische und Negerschädel unter denen der alten Aegypter mit Sicherheit nachzuweisen gewußt, B. Taylor (R. nach Central-Afr. 1853. S. 97, 447) bezeichnet noch bestimmter die auf den altägyptischen Denkmälern unterscheidbaren Formen als Neger Perser und Juden. Andere, namentlich Mariotte, glaubten an Bildwerken die über 5000 Jahre alt seien, den Typus der heutigen Fellahs mit Sicherheit wiederzuerkennen. (Die verschiedenen Ansichten und Resultate der Untersuchungen über die anthropologischen Verhältnisse des alten Aegyptens hat Courtet de Lisle zusammengestellt in Nouv. Ann. des voy. 1847. II, 299). Besonders haben Nott and Gliddon (Types of mankind. 1854) auf diesem Wege die völlige Unveränderlichkeit einiger Haupttypen zu erweisen gesucht und glauben damit die Unveränderlichkeit aller dargethan zu haben: so weit die Geschichte reiche, folgern sie daraus, seien immer dieselben Formen vorhanden gewesen. Während de Salles nach Lepsius angiebt, daß Schädel aus einer früheren Zeit als 5—6 Jahrhunderte v. Ch. in Aegypten nicht mehr existirten, und treffend bemerkt, daß die heutigen Fellahs den altägyptischen Typus gewiß nicht zeigen dürften, wenn es mit der Constanz der Typen seine Richtigkeit habe, da in Aegypten so viele Mischungen vorgegangen seien (L'Institut 1846. II, 40), beweisen jene unter Andern daß die Nubier schon vor 3500 Jahren in ihren jetzigen Ländern ansässig waren — aus Bildern, welche die Contouren des Gesichts mit ihren Bärten darstellen. Von Schädelmessungen ist keine Rede dabei; wie verschieden aber veränderter Kopfputz, veränderte äußere Ausstattung überhaupt dieselben Menschen erscheinen läßt, kann jeder Zeichner leicht genug anschaulich machen, auch aus den Bildern derselben Feuerländer bei King and Fitzroy (Narr. of the voy. of the Adventure and Beagle.

Digitized by Google

1839. II, 324) ist es ersichtlich. Es ist kaum nöthig über die Beweiskraft solcher Schlüsse noch etwas Weiteres zu sagen. Was sich aus den altägyptischen Denkmälern mit Recht folgern läßt, scheint sich darauf zu beschränken daß die hervorstechendsten Racencharaktere seit sehr langer Zeit im Wesentlichen so bestanden haben wie wir sie heute bestehen sehen und daß sie sich unter ähnlichen äußeren Verhältnissen unverändert erhalten. Auch für den der an die Macht der äußeren Einflüsse glaubt, würde es höchst wunderbar sein, wenn sich in africanischen Ländern wo es in ältester Zeit Neger gab, keine Schädel fänden die den jetzigen Negerschädeln glichen, und es wird schwerlich einen denkenden Menschen geben der behauptete daß vor 3—4000 Jahren die Culturvölker der ältesten Zeit und die Neger, welche von jeher und überall nur als Sklaven ihnen gegenübertreten, den Schädeltypus noch nicht besessen hätten den sie jetzt zeigen.

Um die Unveränderlichkeit der Typen und die Ohnmacht der Einflüsse des Klima's zu beweisen beruft man sich ferner auf die Juden. Ihre nationale Physiognomie findet sich auf den altägyptischen Monumenten. Auch in Malabar, wo man früher glaubte daß sie im Laufe der Zeit in den Typus der Hindus übergegangen seien, sind sie im Wesentlichen (nach Buchanan und anderen Reisenden) unverändert geblieben, denn nur die dortigen sog. weißen Juden sind von reinem Blute, die schwarzen Juden dagegen sind Hindus oder doch Hindu-Mischlinge (Näheres darüber bei Nott and Gliddon p. 118 ff). Um diese Thatsache richtig zu würdigen muß man sich vor Allem daran erinnern, daß gerade von diesem Volke in allen Welttheilen Religion und Sitten mit einer beispiellosen Zähigkeit von jeher festgehalten worden sind und meist noch jetzt festgehalten werden, daß eben deshalb die gesammte Lebenseinrichtung und der Bildungsgrad bei ihnen sich lange Zeit hindurch und an den verschiedensten Orten der Erde gleich geblieben sind, daß sie fast überall in derselben Weise unter einem schweren socialen Drucke gestanden haben, der sie genöthigt hat um so fester unter sich zusammenzuhalten, ihr Blut und ihre sämmtlichen Eigenthümlichkeiten rein zu bewahren, denn wohin sie auch gekommen sind, in Europa unter den Christen, in Africa unter den Mauren u. s. f., war ihr Schicksal dasselbe, sie lebten als ausgeschlossene Kaste, der nur übrig blieb durch Handel sich Reichthum zu verschaffen und auf diesem Wege wenigstens eine gewisse Geltung und Macht sich zu

Digitized by Google

ſichern. Kein Wunder daher wenn ihr Schädeltypus wie ihr Charakter überall derſelbe blieb. Wie weit aber dieſe Gleichmäßigkeit der Form bei ihnen wirklich geht, iſt bis jetzt noch nicht genau ermittelt (vgl. oben S. 52). Sandifort (Tabulae craniorum) giebt die Verhältniſſe der Länge Höhe und Breite zweier Judenſchädel an = 190 : 226 : 148 und = 190 : 190 : 130, was auf beträchtliche Variationen auch innerhalb dieſes Volkes hinweiſt, das ſonſt allgemein als Beiſpiel der Conſtanz und Gleichmäßigkeit der Kopfbildung angeführt wird.

Ueberhaupt fehlt es nicht an Beiſpielen welche deutlich zeigen daß der Variationskreis einzelner Völker oder Raçen genau beſehen, ſo groß iſt als der des ganzen Menſchengeſchlechtes, und die Beweiſe dafür haben gerade diejenigen geliefert, welche ſich mit der Unterſuchung der Raçenſchädel am eindringendſten beſchäftigt haben. M. J. Weber (Die Lehre von den Ur- und Raçenformen der Schädel und Becken des Menſchen. 1830) hat vier Haupttypen der Schädel, denen die Beckenformen natürlich entſprechen, unterſchieden; den ovalen Schädel des Europäers, den rundlichen des Americaners, den vierſeitigen mongoliſchen, den keilförmigen des Negers. Unter den Beiſpielen für die zweite Form führt er auch einen Europäer, einen Juden und einen Kalmücken auf, unter denen für die dritte einen Europäer und einen Bugis, die letzte fand er auch bei Europäern und Kaffern. Demnach kommen innerhalb einer jeden Raçe Schädelformen vor die ihr fremd ſind und es giebt alſo gar keine vollkommen feſtſtehenden Raçezeichen. Von den Beckenformen gilt ganz daſſelbe (a. a. O. 25 ff., 36 ff.). Sogar alle Kalmückenſchädel die Weber unterſuchen konnte, hatten nicht die vierſeitige mongoliſche, ſondern eine mehr runde Form. Auch Blumenbach (Decas craniorum III, p. 6) erwähnt den Schädel eines Litthauers der dem eines Congo-Negers durchaus glich, und Godron (De l'espèce et des races. Nancy. 1848. p. 106) einen Negerſchädel von völlig europäiſcher Form. Daß Retzius (Müller's Archiv 1845. S. 94) die alten ſchwediſchen Schädel den jetzigen entſprechend fand, beweiſt für die Conſtanz der Formen nur wenig, wenn man bedenkt daß innerhalb eines Volkes gleichzeitig bedeutende Verſchiedenheiten der Kopfbildung vorkommen. „Ich habe ganze Reihen von Mandan-Schädeln miteinander verglichen (ſagt Prinz Max., R. in R. Am. I, 235), die ſämmtlich ächt waren, und darin, beſonders was das Zurückweichen der Stirn und die Abplattung des Kopfes betrifft, ſehr

Digitized by Google

große Verſchiedenheit gefunden.“ Manche haben gerade aufſteigende, manche mehr zurückweichende Stirn (ebendaſ. II, 106). Engel (Unterſ. über Schädelformen. 1851), welcher 12 verſchiedene Haupttypen annimmt, ſcheint durch ſeine genauen Maaßbeſtimmungen die erwähnten Sätze Weber's lediglich zu beſtätigen: zu ſeiner 3. Hauptform zählt er außer Tſchechen und Deutſchen auch Magyaren, einen Javaneſen, einen Guanchen, einen Beduinen; zur 6. außer Tſchechen und Deutſchen die Schädel mehrerer Neger, einen Hottentotten, einen Malabaren, einen Bengaleſen, einen Neu-Zealänder; zur 10. Hauptform einen kindlichen Negerſchädel, einen americaniſchen Indianer u. ſ. f. Wenn Engel (S. 120 ff.) gleichwohl der Anſicht iſt, daß es Raçen- und Stammtypen, ſogar Kaſtentypen der Schädel giebt, daß dieſe jedoch nicht angeerbt, ſondern, wie er bewieſen habe, hauptſächlich von den Ernährungsverhältniſſen, von der Härte des Knochens, d. h. von dem Zuſchuß an Knochenerde abhängig ſeien den der Schädel erhalte, ſo müßte man freilich erwarten daß die Dichtigkeitsgrade der Schädelknochen in ausnahmsloſer Analogie zu den Schädelformen ſelbſt ſtänden, was früher angeführte Thatſachen nicht zu beſtätigen ſcheinen.

Die Verſuche einer naturhiſtoriſchen Eintheilung des Menſchengeſchlechtes ruhen großentheils auf der Vorausſetzung, daß die typiſchen Hauptformen einen hohen Grad der Conſtanz beſitzen und uns eben deshalb wenigſtens in einigen großen Zügen die Verwandtſchaft der umfangreichen Völkerfamilien kennen zu lehren im Stande ſeien, welche die Hauptabtheilungen des Menſchengeſchlechtes ausmachen*. Indeſſen kommt die Schwäche der Grundlage auf welcher alle dieſe Verſuche ruhen, ſogleich zu Tage, wenn man ſie ſelbſt miteinander vergleicht, denn man findet alsdann eine ſehr verſchiedene Anzahl von Gliedern und eine ebenſo verſchiedene Art der Eintheilung bei den einzelnen Schriftſtellern, ſo daß man nicht umhin kann Hollard beizuſtimmen

* Um vieles verſtändiger als wir es ſonſt innerhalb der americaniſchen Schule zu finden gewohnt ſind, lehrt Meigs (bei Nott and Gliddon, Indig. races of the earth. p. 223, 349 f.) daß nicht allein jeder Schädeltypus gewiſſen Veränderungen durch das Klima unterworfen ſei, ſondern daß auch große Aehnlichkeit ſeines Typus ſo wenig gemeinſamen, als große Verſchiedenheit deſſelben verſchiedenen Urſprung beweiſe — nur fragt man ſich dabei mit Verwunderung, wofür denn dieſe Schule eigentlich ſtreitet, wenn ſie zugiebt daß der Schädel kein untrügliches Zeichen der Abſtammung iſt? Lohnt es dann noch der Mühe auf ſolche Spiegelfechterei einzugehen?

Digitized by Google

(De l'homme et des races hum. 1853. p. 263), der es ſehr bezeichnend nennt, daß die Zoologen über die Arten der Thiere und deren Charaktere verhältnißmäßig leicht einſtimmig werden, während ſie ſtreiten über die Zahl und die Typen der Menſchenracen, die ſie bisweilen für beſondere Arten wollen gelten laſſen. Was insbeſondere beweiſt daß man nach dem äußeren Habitus allein, wenn es ſich um Völkerverwandtſchaften handelt, gar nicht claſſificiren darf, das iſt der Umſtand, daß diejenigen Schriftſteller welche im Vertrauen auf deſſen Conſtanz dieß gewagt haben, in die gröbſten Irrthümer verfallen ſind. So wird z. B. bei Desmoulins die erſte Menſchenſpecies aus den Indo-Germanen Finnen und Türken gebildet, die ſechzehnte ſind die Semiten, als deren erſter Stamm die Araber mit den Perſern Kurden Juden Mauren und Abeſſiniern bezeichnet werden, während die Etrusco-Pelasger der zweite, die Celten der dritte Stamm der Semiten ſein ſollen. In America ſoll es zwei Species geben: zu der einen gehören die Caraiben, zu der andern die Guaranis. Broc, der ebenfalls nur nach den phyſiſchen Charakteren claſſificirt, ſtellt die Hindus zu den Mongolen und Malaien. Bory (L'homme 2. éd. 1827) nach demſelben Princip verfahrend vereinigt in ſeiner erſten Menſchenſpecies die Georgier im Kaukaſus, die Pelasger Celten Germanen Slawen; in Rückſicht der Azteken (I, 264, 275) ſcheint er es zweifelhaft zu laſſen ob ſie zur hyperboräiſchen oder zur mongoliſchen Species zu zählen ſeien, die Zigeuner in Spanien giebt er für Malaien aus (I, 297), die Americaner unterſcheidet er in drei Arten, deren erſte vom Lande der Eskimos bis nach Guiana herabreicht, während die dritte nur die Patagonier umfaßt. Dergleichen Lächerlichkeiten zeigen auf indirectem Wege beſſer als alles Andere das ſich über dieſen Gegenſtand ſagen ließe, was man von der angeblichen Feſtigkeit des leiblichen Typus als Kriterium von Völkerverwandtſchaften zu halten hat.

Doch man wird uns vielleicht vorwerfen daß wir im Obigen nicht gerade die ſolideſten Gewährsmänner ausgewählt hätten um aus der Verkehrtheit ihrer Behauptungen das Reſultat zu gewinnen um welches es uns hier zu thun iſt. Laſſen wir alſo jene bei Seite, ſehen wir auch ab von den excentriſchen Anſichten H. Smith's und Anderer, um uns nur an ſolche zu halten die als ebenſo ſorgfältige Beobachter wie als beſonnene Forſcher bekannt, im Vertrauen auf die völlige Conſtanz der Schädelbildung, aus dieſer letzteren allein auf Völker-

verwandtſchaften ſchließen zu dürfen geglaubt haben. Lesson (Voy. méd. p. 157 f., 163, 185) erklärt nicht nur die Malaien für ein Miſchvolk von Hindus und Mongolen, die Mikroneſier für Mongolen die ſpäter nach der Südſee gekommen ſeien als die Polyneſier, ſondern auch dieſe letzteren für offenbare Abkömmlinge der Hindus, die Auſtralneger und Papuas aber für Nachkommen africaniſcher Neger. Junghuhn (Die Battaländer 1847. S. 282) hält, nur nach dem Schädel urtheilend, die Balineſen für ächte Battas, denen ebenſo die Alfurus des oſtindiſchen Archipels wie die Bugis und Makaſſaren ſtammverwandt ſeien, während er die eigentlichen Malaien dieſen durchaus fremd glaubt und für eine beſondere Race ausgiebt. Pickering (S. 134, 105 ff.) ſtellt die Malaien mit den Siameſen Burmeſen Cochinchineſen und Japanern in eine Völkergruppe zuſammen, mit welcher er auch die Californier Mexicaner Creeks und Cherokees zu vereinigen kein Bedenken trägt. Retzius (Müller's Archiv 1848. S. 392 ff.) glaubt wegen der Aehnlichkeit der Schädelbildung an eine Stammverwandtſchaft „turaniſcher ſcythiſcher und ſarmatiſcher Völkerſchaften mit den Pelasgern," die finniſch ſprechenden Karelen aber iſt er geneigt aus demſelben Grunde für Verwandte der Araber zu halten. Hat nun zwar Haartmann (Abhh. der K. G. der Wiſſ. v. Stockholm 1847) wahrſcheinlich zu machen geſucht daß die Karelen keine Finnen, ſondern ein dieſen ſtammfremdes Volk ſeien das früher am Ladoga-See gewohnt habe, ſo ſind ſie doch ſicher keine Araber. Omalius d'Halloy (L'Institut 1840. II, p. 5) zählt die Lappen wegen ihrer Schädelbildung zu den Samojeden. W. F. Edwards (Des caract. phys. des races hum. 1829 in Mém. de la soc. ethnol. I, p. 71 ff.) erklärt die Magyaren theils für Slawen theils für Hunnen.

Nichts kann deutlicher beweiſen als dieſe Ungeheuerlichkeiten daß Körper- und Schädelbildung bei ſtammfremden Völkern einander gleichen, während ſie bei unzweifelhaft ſtammverwandten häufig ſo verſchieden ſind, daß ſelbſt ein tüchtiger Beobachter die Zuſammengehörigkeit derſelben nicht mehr zu erkennen vermag. Anders urtheilen freilich diejenigen welche an die abſolute Permanenz der Typen unter allen Umſtänden glauben, ſo daß ſelbſt durch Völkermiſchungen jene Urformen nicht ſollen verwiſcht werden können. Dieſe Leute zeigen daher auch in der Erkennung von Miſchlingstypen oft eine bewundernswerthe Scharfſichtigkeit. So erkennt Bory (I, 274) in Mexico trotz

Digitized by Google

der vielen vorgegangenen Mischungen noch den Typus der Americaner und die Verschiedenheit der Bewohner der Westküste von den übrigen eingeborenen Americanern, und Nott and Gliddon (p. 233) können nicht umhin „auf einigen der ältesten Monumente (Aegyptens) bereits ein sehr gemischtes Volk zu erkennen.“ Fast ist man versucht sie zu fragen, woher sie denn wissen daß Gott nicht ursprünglich einige Mischlingstypen geschaffen hat.

Der Bestimmung der physischen Charaktere der Racen und Völker fehlt leider noch sehr viel an mathematischer Schärfe. Das Auge des Geübten pflegt auf diesem Felde über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit meist noch allein zu entscheiden. Deshalb hat sich auf diesem Gebiete nicht selten eine Art von mysteriöser Augurenweisheit in die Wissenschaft eingemischt, eine Weisheit die mehr auf Gefühl und einer Art von künstlerischer Anschauung als auf festen Bestimmungen ruht, auf einem undefinirbaren Etwas das nur der Kennerblick zu finden vermag. Hiermit war der Charlatanerie das Thor geöffnet und sie unterläßt nicht sich breit zu machen. Die Erörterung der Thatsachen führt uns dagegen zu dem Satze, daß so gewiß es keinem Ethnographen einfallen kann z. B. in den Maurenländern nach der Schädelform die berberischen gothischen phönizischen römischen griechischen Elemente u. s. f. voneinander zu sondern, oder in Griechenland die slawischen und hellenischen Elemente zu scheiden, daß ebenso gewiß die absolute Unveränderlichkeit des leiblichen Typus nichts ist als sein Vorurtheil und daß es deshalb an jeder wissenschaftlichen Berechtigung fehlt die Annahme einer Vielheit von Menschenspecies auf sie zu gründen.

Wie viele Hauptformen innerhalb des Menschengeschlechtes auch angenommen werden mögen —, wenn man sie als verschiedene Arten betrachtet und ihre Anzahl, wie sich uns als unvermeidlich gezeigt hat, sehr beträchtlich kleiner setzt als die der Völker der Erde, so wird man immer genöthigt sein in Rücksicht der Völker die man den angenommenen Arten unterordnet, entweder eine relativ bedeutende Veränderlichkeit des Typus durch äußere und innere Einflüsse zuzugeben, da jedes Volk seine besonderen Eigenthümlichkeiten hat oder eine Mischung der Arten zu behaupten. Im ersten Falle hat man der Macht jener Einflüsse

Digitized by Google

durch die Aufstellung von Arten, die doch nur scheinbar unveränderlich sind, eine feste Grenze gezogen, deren Bestimmung eine rein willkürliche ist und sich nirgends durch Thatsachen als in der Natur begründet nachweisen läßt; im anderen Falle dagegen, in welchem alle Veränderungen auf Mischung allein zurückgeführt werden sollen, fügt man zu der großen Unwahrscheinlichkeit die schon in der Behauptung selbst liegt, daß fast alle Völker der Erde durch und durch gemischte Bastardraçen darstellen, noch die zweite, daß diese sämmtlichen Mischlingstypen ohne Auffrischung des Blutes aus den Stämmen aus denen sie entsprungen sein sollen, nicht nur für sich allein lebenskräftig fortbestehen, sondern auch ihre eigenen Typen ohne Rückkehr zu denen der Stammeltern selbstständig forterhalten, wodurch die vorher angenommenen Artunterschiede offenbar wieder aufgehoben und rein illusorisch werden.

Unter den Ursachen welche bleibende Veränderungen der Typen herbeiführen, ist ohne Frage die Mischung der wirksamste Factor, so daß im Vergleich mit ihr der Einfluß aller übrigen verändernden Mächte nur als gering angeschlagen werden kann. Macht auch dieser Umstand die Annahme daß es mehrere ursprünglich verschiedene Menschenstämme gegeben habe, einigermaßen wahrscheinlich, so bleibt doch in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unbestimmbar, ob überhaupt eine Mischung verschiedener Elemente stattgefunden habe und wie weit sie vorgeschritten sei. Ueberdieß ist sie, wie wir gesehen haben, nicht der einzige wirkende Factor. Wir können daher kaum weiter gehen als bis zu der Behauptung, daß überall und ganz hauptsächlich im Zustande der Uncultur eine Menschenmenge, welche bei gleichen Sitten, gleicher Lebensweise und immer weiter fortgesetzten Mischungen der Individuen unter sich, eine längere Reihe von Generationen hindurch unter ähnliche äußere Verhältnisse gestellt bleibt und durch eine ihren Nachbarn unverständliche Sprache von diesen abgeschlossen und in sich vereinigt lebt, im Laufe der Zeit einen gemeinsamen und annähernd gleichförmigen äußeren Typus annimmt, *welches auch die Elemente sein mögen aus denen sie ursprünglich bestand.*

Demnach dürfen wir das Gesammtergebniß der vorstehenden Untersuchung dahin zusammenfassen, daß die bekannten Thatsachen nicht nur die Annahme der Arteinheit des Menschengeschlechtes erlauben, sondern daß diese Ansicht auch mit geringeren Schwierigkeiten verbun-

Digitized by Google

den ist und die größere innere Consequenz für sich hat als die entgegengesetzte der Artverschiedenheit, weil jede Anzahl von Arten die man aufstellen möchte, als gleich willkürlich erscheint. Da indessen die Hauptgründe welche für die Arteinheit sprechen, auf dem Nachweis der Veränderlichkeit der menschlichen Organisation durch äußere und innere Einflüsse beruhen, und wir bei unserer Unbekanntschaft mit den Grenzen der Macht welche diese letzteren besitzen, und bei dem Mangel genauer thatsächlicher Angaben die sich über lange Zeiträume und annähernd vollständig über alle Theile der Erde erstrecken, nicht mit Sicherheit zu entscheiden im Stande sind, ob wir die Wirksamkeit jener Einflüsse so hoch anschlagen dürfen als zur Production der bestehenden Verschiedenheiten erforderlich wäre, so ist und bleibt die Frage nach der Arteinheit des Menschengeschlechtes eine offene Frage. Selbst dann aber wenn vollständig erwiesen wäre, daß die Größe der Veränderungen die mit demselben Menschenstamm im Laufe der Zeit vor sich gehen können, der Größe der Unterschiede zwischen dem Neger und dem Europäer gleichkommt, bliebe es noch ungewiß ob factisch der eine vom anderen abstamme. Die Frage nach der Einheit der Art wäre dann zwar beantwortet, aber damit noch nicht die nach der Einheit der Abstammung. Für die Lösung der letzteren scheint es an der erforderlichen thatsächlichen Grundlage so gut als ganz zu fehlen, und wie man sie daher auch entscheiden möge, die Entscheidung scheint in jedem Falle nur einen sehr geringen Grad von Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen zu können. —

Digitized by Google

V. Ueber die Eintheilung des Menschengeschlechtes und deren Begründung.

Es wird keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen, wenn wir hier, an der Stelle des Ueberganges von unserer naturhistorischen zur psychologischen Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes, den verschiedenen Gesichtspunkten eine kurze Betrachtung widmen aus denen man eine Eintheilung desselben versucht hat. Kann es uns zwar nicht einfallen den Streit schlichten zu wollen der über diesen Gegenstand, insbesondere über das verhältnißmäßige Gewicht der einzelnen Eintheilungsgründe zwischen den Naturkundigen und den Sprachforschern obwaltet, so können doch vielleicht die nachfolgenden Bemerkungen zur Orientirung und namentlich zur Beseitigung einiger Vorurtheile etwas beitragen, die auf eine zu einseitige Auffassung der Sache gegründet, nicht selten eine richtige Würdigung der wichtigsten Momente gehindert haben.

Bei den verschiedenen Versuchen die gemacht worden sind eine Eintheilung des Menschengeschlechtes zu gewinnen, hat man nicht sowohl den Zweck einer bloß übersichtlichen Gruppirung der Menschenstämme nach ihrer Aehnlichkeit vor Augen gehabt, als vielmehr den einer Anordnung der Völker nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, nach ihrer Stammverwandtschaft. Auch wo der naturhistorische Gesichtspunkt ausschließlich geltend gemacht wurde, hat man diesen Zweck verfolgt, und zwar mit um so größerer Entschiedenheit als die Möglichkeit gemeinsamer Abstammung die stillschweigend oder ausdrücklich gemachte Voraussetzung war, die man bei allen naturhistorischen Classificationen überhaupt in Rücksicht der letzten Unterabtheilungen welche man annahm, festzuhalten pflegte. Eine solche Eintheilung nun welche der Stammverwandtschaft gilt, läßt sich in Bezug auf das Menschengeschlecht aus drei verschiedenen Hauptgesichtspunkten entwerfen, die wir kurz als den naturhistorischen, den linguistischen und den geschichtlichen bezeichnen können. Die Ausdehnung des Feldes auf denen diese Gesichtspunkte ihre Anwendung gefunden haben, ist von sehr verschie-

Digitized by Google

dener Größe; die Resultate welche sich bei den Versuchen ihrer Durchführung ergeben haben, sind oft nichts weniger als übereinstimmend. Namentlich streiten die Ergebnisse welche der naturhistorische und der linguistische Eintheilungsgrund liefern, mehrfach miteinander, und es ist nur zu gewöhnlich daß der eine dem andern in sehr unmotivirter, geradezu parteiischer Weise an Wichtigkeit nachgesetzt wird, eine Einseitigkeit der wir namentlich bei Naturforschern häufig begegnen, da diese es zuerst waren und auch jetzt noch vorzugsweise sind die sich mit der Lehre von den Menschenracen zu beschäftigen pflegen.

Auf vollkommen sicherer Grundlage ruht eine Eintheilung der Völker nach ihrer Stammverwandtschaft da, wo sie sich aus geschichtlich feststehenden Thatsachen ableiten läßt; aber die beglaubigte Geschichte reicht in der Zeit nicht so weit zurück als die Schlüsse welche sich aus linguistischen und anatomischen Daten ziehen lassen, und sie erstreckt sich nur über einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Erde. Der historische Gesichtspunkt tritt daher für die Versuche einer Eintheilung des Menschengeschlechtes sehr in den Hintergrund, obwohl er hier und da wenigstens subsidiär geltend zu machen ist, wo sich nämlich auffallende Uebereinstimmungen in Sitte, Sage, Bauart, Werkzeugen u. s. f. finden, Uebereinstimmungen die nicht zufällig sein können.

Verhältnißmäßig sichere Aufschlüsse vermag für sich allein schon das Studium der Sprachen zu liefern: wenn der grammatische Bau mit Inbegriff der Lautgesetze und eine größere Anzahl von Wurzeln in den Sprachen zweier oder mehrerer Völker übereinstimmen, so darf deren Verwandtschaft als erwiesen betrachtet werden. Es bleibt gegen diesen Beweis nur der einzige allerdings mögliche, aber ziemlich seltene Fall als Einwurf zurück, daß eine Bevölkerung ihre eigene Sprache verliert und mit einer anderen vertauscht, ein Fall der ohne besondere Motivirung durch triftige Gründe niemals angenommen werden darf. Aus der Verschiedenheit der Sprachen in den angegebenen Beziehungen läßt sich dagegen zwar nicht auf eine ursprüngliche Stammverschiedenheit der betreffenden Völker schließen, aber jede annehmbare Verwandtschaft derselben wird dadurch allerdings in eine unvordenkliche Zeit hinaufgerückt.

Hat sich der anatomische Gesichtspunkt ohne große Schwierigkeit zu Eintheilungen benutzen lassen die sich auf das ganze Menschengeschlecht erstreckten, so können diese doch, etwa abgesehen von den um-

Digitized by Google

faſſendſten Hauptabtheilungen, kaum einen Anſpruch darauf machen mehr zu ſein als bloß überſichtliche Gruppirungen nach äußeren Aehnlichkeiten. Die Nachweiſung von Völkerverwandtſchaften aus anatomiſchen Gründen bleibt für ſich allein, wie früher angeführte Beiſpiele zur Genüge darthun, eine ziemlich unzuverläſſige, theils ſchon deshalb weil die Methoden der Schädelmeſſung noch nicht den wünſchenswerthen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, theils und vorzüglich aber weil es überhaupt noch zweifelhaft iſt, in wie weit es beſtändige anatomiſche Unterſchiede nicht bloß zwiſchen den Mittelwerthen giebt welche großen Völkergruppen entſprechen, ſondern auch zwiſchen denen welche einzelnen Völkern innerhalb derſelben zukommen.

Gehen wir indeſſen auf die ſpecielle Erwägung der erwähnten drei Hauptgeſichtspunkte etwas näher ein

Die älteren Verſuche einer naturhiſtoriſchen Eintheilung des Menſchengeſchlechtes (S. Blumenbach, De gen. hum. var. nat. 3. ed. p. 296) hielten ſich vorzüglich an die augenfälligen Unterſchiede, welche die Hautfarbe und die Beſchaffenheit des Haares darbieten. Indeſſen fand ſich bald daß dieſe einer zu großen Veränderlichkeit unterworfen ſind, als daß ſich ihnen ein ſo bedeutendes Gewicht beilegen ließe. Die Hautfarbe namentlich zeigt ſich ſogar bei demſelben Volke nicht hinreichend conſtant und die Uebergänge welche ſie von einer Völkerfamilie zur andern darbietet, ſind durchaus fließende. Beſtändig miteinander verbunden kommen dunkle Hautfarbe und ſchwarzes Haar vor bei ſchwarzer, bisweilen brauner Iris; anderſeits heller zarter Teint und lichtes bisweilen rothes Haar bei hell brauner, blauer oder grünlicher Iris: die zweite Combination gehört bekanntlich vorzugsweiſe dem Norden und der weißen Raçe an, wenn ſie auch weder dieſe ganz umfaßt noch auch ihr in ſolcher Ausſchließlichkeit eigen iſt, daß ſich ſonſt nirgends Individuen von dieſer Complexion fänden. Nimmt man noch hinzu daß das Haar des Negers ſich kräuſelt, in Folge der elliptiſchen Form ſeines Durchſchnittes, ſo erhält man eine Eintheilung der Menſchen in Stämme von hellem Teint und ſchlichtem Haar, in ſolche von dunklem Teint und ſchlichtem Haar, endlich in ſolche von dunklem Teint und krauſem Haar.

Neuerdings iſt man mehr und mehr davon zurückgekommen Hautfarbe und Haar zur Grundlage der Eintheilung zu machen. Nur d'Omalius d'Halloy (L'Institut 1844. II, 86 ff.) hat namentlich

die erstere als festes Raçezeichen noch in Anspruch nehmen zu müssen geglaubt: er rechnet daher zur weißen Raçe auch die Finnen und Türken, zur braunen (malaiischen) auch die Hindus als ein Mischvolk von weißen Ariern und schwarzen Aboriginern, die Abessinier und Fellahs (Fulahs?), im Uebrigen sich Blumenbach anschließend. Mag er auch darin Unrecht haben, daß er der Hautfarbe größere Beständigkeit zuschreibt als selbst den Eigenthümlichkeiten des Skelettes, so dürfte ihm doch zuzugeben sein daß für gar manche Individuen die Völkerfamilie zu der sie gehören, uns sehr zweifelhaft bleiben würde, wenn nicht Hautfarbe und Haar uns sichere Anhaltspunkte gewährten um sie zu bestimmen. Einen höheren Grad von Constanz als den erwähnten Merkmalen legt man jetzt allgemein der Schädelform bei, obwohl auch ihrer Variabilität innerhalb desselben Volkes ein bedeutender Spielraum gegeben ist; man ist darüber einverstanden daß sie allen Erfordernissen entspreche von denen die Brauchbarkeit eines naturhistorischen Eintheilungsgrundes abhängt, ja diese Brauchbarkeit scheint noch dadurch bedeutend erhöht zu werden, daß gerade dieses Merkmal vielfach erlaubt auch in die Vergangenheit zurückzugreifen.

Fragt man zunächst nach den hervorstechendsten Schädeltypen um und zwischen welche sich alle übrigen als geringere Abweichungen gruppiren lassen, so findet man von Blumenbach, dem Begründer dieser Lehre, die äthiopische* und mongolische Form als die Extreme bezeichnet zwischen denen die kaukasische in der Mitte liegt (Decas quinta craniorum p. 4), während die americanische zwischen der letzteren und der mongolischen (Decas quarta p. 14), die malaiische aber zwischen der äthiopischen und kaukasischen ihren Platz erhält. Somit gewinnt man die von Blumenbach unterschiedenen Raçen in folgender Ordnung: Neger Malaie Kaukasier Americaner Mongole, so daß also der Weiße zwischen den größten Verschiedenheiten welche überhaupt vorkommen, in der Mitte stände und insofern, die Arteinheit des Menschengeschlechtes vorausgesetzt, als der mittlere oder normale Typus für den Menschen überhaupt gelten könnte. Zieht man dagegen nicht

* Es braucht kaum erinnert zu werden daß der Ausdruck „äthiopisch" hier ebenso ungeschickt ist als die Bezeichnung „kaukasisch," die von Blumenbach deshalb gewählt wurde, weil ihm sein Schädel einer Georgierin als bester Repräsentant dieses Typus galt, ohne daß er dem von ihm gewählten Namen eine Beziehung auf die muthmaßliche Urheimath dieser Völker gegeben hätte. Wir behalten diese Ausdrücke hier bei, weil ihre Bedeutung bekannt und daher kein Mißverständniß derselben zu fürchten ist.

Digitized by Google

die Schädelform allein, sondern die Gesammtheit der anatomischen Unterschiede in Betracht die sich vorfinden, so unterliegt es keinem Zweifel daß der Weiße und der Neger, letzterer in Folge seiner Affenähnlichkeit, die beim Weißen am vollständigsten verschwindet, als diese Extreme anzusehen sind.

Die Blumenbach'sche Fünfzahl der Raçen ist jedenfalls, so viele Anerkennung sie auch gefunden hat, entweder zu groß oder zu klein, und sie hat schon von vornherein dieß gegen sich, daß sie offenbar dem geographischen Schematismus der fünf Erdtheile entsprechen soll, deren jeder eine Raçe zugewiesen erhält. Eine sechste, die sog. hyperboräische Raçe, welche die sämmtlichen, zum Theil einander so fernstehenden Polarvölker in sich umfassen sollte, wurde von Lacépède und Duméril hinzugefügt, wogegen Virey (Hist. nat. du genre hum. 1834. I, 318) als sechste Hauptabtheilung die Hottentotten und Papuas aufstellte, zugleich aber den Neger und den Weißen als zwei verschiedene Species betrachtete. Auch dieß genügt den Thatsachen nach keiner Seite hin. Die letzteren erlauben nur entweder mit G. Cuvier drei Haupttypen anzunehmen, die des Mongolen, des Negers und Kaukasiers, welche man von manchen Schriftstellern nach Sem Ham und Japhet benannt findet, oder eine beträchtlich größere Anzahl hinzustellen, die man alsdann bis jetzt noch gar nicht für geschlossen erklären kann. Prichard, H. Smith, Latham u. A. haben sich trotz mancher wesentlichen Abweichungen für die erstere Ansicht erklärt, wogegen Pickering nur auf eigene Anschauung sich stützend 11 große Hauptabtheilungen macht, Bory aber 15, Desmoulins 16 verschiedene Menschenspecies angiebt u. s. f., bis endlich bei Agassiz, Nott u. A. die Vervielfältigung dieser letzteren ganz in's Unbestimmte und Maaßlose gegangen ist. Hombron (Zoologie I, 312 und 319 zu d'Urville Voy. au P. Sud) nimmt selbst in Australien, dessen Bevölkerung bisher von allen Ethnographen nur als ein einziger großer Stamm betrachtet worden ist, mehrere Menschenspecies an und erklärt auch die Vandiemensländer für eine besondere Art.

Will man neben jene drei Hauptformen Cuvier's noch den Malaien und Americaner als ihnen gleichberechtigt stellen, so kann man nicht umhin mit Pickering auch noch die Australier, die Australneger (Negrillos), die Papuas und die Hottentotten hinzuzufügen. Auch hierbei wird man noch nicht stehen bleiben können: vor Allem ver-

Digitized by Google

langen die Mittelstufen die sich zwischen dem Neger und dem Weißen finden, namentlich die Kaffern Nubier Gallas Abessinier Berbern, eine ebenso starke Berücksichtigung als sie Blumenbach den Zwischengliedern zwischen dem Kaukasier und Mongolen schenkte. Dasselbe gilt aber auch von den Battas, deren Schädelform zwischen der europäischen und malaiischen in der Mitte steht (Junghuhn, D. Battaländer II, 6 f.). Zu dem mongolischen Typus wird sich ferner der sog. hyperboräische als eine nicht unbeträchtliche Abweichung gesellen, am wenigsten aber wird man die eingeborenen Americaner alle in eine einzige Hauptabtheilung vereinigen können; denn was auch Morton und seine Schule von einer Gleichartigkeit des Schädeltypus fabeln, die trotz aller speciellen Verschiedenheiten durch Nord- und Süd-America hindurchgehe, so steht doch und zwar zum Theil durch ihre eigenen Untersuchungen fest, daß die Unterschiede der Formen hier so beträchtlich sind als anderwärts wo man sich nicht gescheut hat sie für fundamental zu erklären: einige sind langköpfig, andere kurzköpfig (Retzius in Müller's Archiv 1855, S. 503), wieder andere rundköpfig, die jetzigen Peruaner aber besitzen kleine viereckige, seitlich aufgeschwollene Schädel mit stark zusammengedrücktem Hinterhaupte (Morton, Cran. Am. p. 65, 115); hat doch Tschudi (Müller's Archiv 1844, S. 98) drei wesentlich verschiedene Schädelformen allein bei den Urbewohnern von Peru nachgewiesen. Es würde sich leicht zeigen lassen daß man in der Sonderung der Hauptformen auch hier nicht stehen bleiben kann, wenn man einmal so weit gegangen ist, sondern daß man nach den gethanen Schritten in gleicher Weise genöthigt ist eine unbestimmte und wahrscheinlich auch unbestimmbare Menge von verschiedenen Typen anzunehmen. Man würde dabei, wie dieß im Obigen schon hier und da der Fall war, feste Unterschiede zwischen Völkern aufstellen müssen, denen aus historischen und linguistischen Gründen eine gesonderte Abstammung nicht zugeschrieben werden kann: man überzeugt sich dadurch daß aus anatomischen Gesichtspunkten allein über Stammverwandtschaft kaum irgend etwas geschlossen werden kann, und daß es in jeder Beziehung rathsam ist bei den genannten drei Hauptformen als obersten Abtheilungen stehen zu bleiben. Es empfiehlt sich dieß, wie wir früher gesehen haben, auch noch dadurch daß diese drei Typen bei Mischung mit anderen die relativ bedeutendste Selbstständigkeit zeigen.

Digitized by Google

Um die Begründung einer ethnographiſchen Kraniologie hat ſich in neuerer Zeit hauptſächlich Retzius Verdienſte erworben. Ausgehend von dem Satze, daß die pſychiſche Individualität eines jeden Volksſtammes ſich beſonders in der Bildung des Gehirns ausprägen und daher am Schädel zu erkennen geben müſſe, unterſcheidet er zunächſt dolichocephaliſche und brachycephaliſche Schädelformen: jene beruhen auf einer bedeutenderen Entwickelung der hinteren Gehirnlappen in die Länge, die bei dieſen kürzer, dafür aber bisweilen mehr in die Breite entwickelt ſind. Aus Gründen der Entwickelungsgeſchichte und der vergleichenden Anatomie hält Retzius die Function der hinteren Lappen für ganz beſonders wichtig. Zu jenem erſten Eintheilungsgrunde kommt ein zweiter, der ſich auf die Bildung des Geſichts bezieht; er erhält dadurch:

1) gentes dolichocephalae orthognathae,
2) g. brachycephalae orthognathae,
3) g. dolichocephalae prognathae,
4) g. brachycephalae prognathae.

In Europa finden ſich nur die beiden erſten, in Aſien alle vier Hauptformen, und zwar, wie es ſcheint, in ziemlich gleicher Menge; in der Südſee ſind die dritte und vierte die herrſchenden Typen, in Africa die dritte, während zugleich, obwohl in geringerer Verbreitung, auf dem letzteren Continente die erſte, in der Südſee die zweite ebenfalls vorkommt; in America endlich wechſeln die dritte und vierte vielfach miteinander ab und ſchließen die zweite, die ſich hier in geringerer Ausdehnung findet, unter ſich ein, es herrſchen hier die größten Verſchiedenheiten der Form und die Typen liegen vielfach zerſtreut durcheinander.

Aus den Einzelangaben die Retzius gemacht hat (Müller's Archiv 1848, S. 271 ff.) geht deutlich hervor, daß auf eine Stammverwandtſchaft der denſelben Haupttypen untergeordneten Völker nicht geſchloſſen werden kann, denn in Europa gehören z. B. zu den brachycephalae orthognathae die Türken Lappen Slawen Basken, in Aſien die Samojeden Burâten Affghanen Perſer; zu den brachycephalae prognathae in Oſtindien und der Südſee die Malaien Tahitier Papuas; zu den dolichocephalae prognathae in Africa die Neger Hottentotten und Kopten u. ſ. f.

An Retzius ſich anſchließend hat Zeune (Ueber Schädelbildung

Digitized by Google

1846) nach den drei Dimenſionen des Raumes drei extreme typiſche Hauptformen unterſchieden: Hochſchädel (die Europäer und Aſiaten im Weſten und Süden dieſer beiden Erdtheile bis nach Indien hin), Breitſchädel (Mongolen und viele malaiiſchen Völker), Langſchädel (Neger). Dieſe drei Hauptformen finden ſich auch in der neuen Welt wieder: die erſte an den Natchez und Choktaws, die zweite an den Caraiben und Makuſis, die dritte in Peru bei den Huankas und Inkas, ſo daß wir im Ganzen ſechs große Hauptabtheilungen erhalten. Zwiſchen jenen extremen Typen finden ſich Mittelformen die der Miſchung jener ihren Urſprung zu verdanken ſcheinen: die Türken Slawen Magyaren Finnen Lappen und manche Malaienvölker ſind ſolche Mittelglieder zwiſchen dem mongoliſchen und kaukaſiſchen, die Papuas Alfurus und Hottentotten ſolche zwiſchen dem mongoliſchen und Negertypus, die zuletztgenannten vielleicht aus Miſchung von Negern und Malaien entſprungen.

Die vorſtehende kurze Ueberſicht der hauptſächlichſten Eintheilungsverſuche die man in neuerer Zeit gemacht hat, läßt nur Eins mit voller Deutlichkeit hervortreten: dieß iſt die vollſtändig allgemeine Uneinigkeit Aller die dieſen Gegenſtand bearbeitet haben, ſowohl im Princip als auch in der Ausführung, ſobald ſie über die drei Hauptformen hinausgehen die durch den Neger Mongolen und Europäer bezeichnet ſind. Dieſe Uneinigkeit aber beweiſt entweder daß in der Sache ſelbſt eine gewiſſe Unbeſtimmtheit oder wenigſtens eine große Vieldeutigkeit liegt, oder daß die wiſſenſchaftliche Unterſuchung derſelben noch ſehr weit zurück und deshalb alle entſchiedenen Behauptungen über dieſen Gegenſtand, von welcher Art ſie auch ſein mögen, noch verfrüht ſind.

Es kann uns nicht einfallen das Verdienſtliche zu verkennen oder ſchmälern zu wollen das die genaue Unterſuchung der Raçenſchädel hat. Höchſt wahrſcheinlich giebt es wirklich für jedes Volk eine nationale Form des Schädels deſſen genaue Feſtſtellung von hohem ethnographiſchen Intereſſe iſt. Gleichwohl aber unterliegen die Schlüſſe auf Stammesidentität bei gleichem und auf Stammverwandtſchaft bei ähnlichem Schädelbau bei dem jetzigen Zuſtande der Kraniologie ebenſo begründeten Zweifeln als die auf Stammverſchiedenheit bei ſtark abweichender Schädelform; denn ähnliche Formen kommen bei den entlegenſten Völkern vor, unter denen ſich ohne völlig abenteuerliche Hypotheſen keine Verwandtſchaft ſtiften läßt, während beträchtlich ver-

Digitized by Google

schiedene sich bei Völkern finden, deren innere Zusammengehörigkeit nicht geleugnet werden kann wenn man nicht etwa die erst zu beweisende Lehre, daß die Schädelgestalt ein absolut sicheres Kriterium der Race sei, unbewiesen schon angenommen hat, endlich — und dieß ist nicht das Unwichtigste — ist der Variationskreis der den einzelnen nationalen Typen zukommt, noch so wenig ermittelt, daß sich bis jetzt noch kaum irgend eine Behauptung darüber aufstellen läßt, welche Formen innerhalb und welche außerhalb der einzelnen Typen liegen, während es zugleich nicht unwahrscheinlich ist, daß die Variationskreise derselben vielfach und in weiter Ausdehnung ineinander übergreifen. Zur Bestätigung dieser letzteren Vermuthung fügen wir hier zu den früher angeführten Fällen noch einige weitere schlagende Beispiele hinzu.

Wie vorsichtig man selbst bei genauen Schädelmessungen mit directen Schlüssen auf Stammverwandtschaft sein müsse zeigt Hueck (De craniis Esthonum p. 9 not.), der die Maaße der Esthen-Schädel am meisten übereinstimmend fand mit denen zweier Tataren-Schädel, obwohl, wie er bemerkt, die Form beider im Ganzen verschieden sei. Zeune (a. a. O. S. 10) weist darauf hin daß die Skandinavier nach Retzius Langköpfe, die Slawen Kurzköpfe sind, daß er selbst aber gleichwohl den Schädel eines Schweden kürzer fand als den zweier Russinnen. Den bei Grafenegg in Oesterreich gefundenen angeblichen Avaren-Schädel hat Tschudi (Müller's Archiv 1845, S. 277) wegen seiner Uebereinstimmung mit den Schädeln der Huankas für peruanischen Ursprunges erklärt, wogegen C. Meyer (ebendas. 1850, S. 510) die Schädel der letzteren als völlig übereinstimmend mit den macrocephalis darthut die in der Krimm gefunden wurden. Für den der sehen will, bedarf es keines weiteren Commentars um zu bemerken was dabei herauskommt, wenn man die Schädelform als absolut sicheres Racezeichen betrachtet.

Es liegt hier die Frage nahe genug, weshalb man sich denn ausschließlich an den Schädel gehalten hat um die physischen Eigenthümlichkeiten der Völker kennen zu lernen? Sollten denn die übrigen Theile des Knochengerüstes eine geringere Beständigkeit der Bildung zeigen als dieser? Wohl schwerlich; aber der Schädel war nicht allein das zugänglichste, sondern auch, wie es schien, das am meisten charakteristische Untersuchungsobject, da man eine feste Beziehung seiner Form

Digitized by Google

zu den pſychiſchen Eigenſchaften der Menſchen anzunehmen geneigt iſt, ſo dunkel und unbekannt die Art dieſer Beziehung bis jetzt auch noch iſt, denn die Fabeln der Phrenologie hat wenigſtens die deutſche Wiſſenſchaft bündig und vollſtändig zurückgewieſen. Ohne Zweifel hat man bisher den Schädel in viel zu großer Ausſchließlichkeit für ein permanentes Raçezeichen gehalten, und es zeigt ſich gegenwärtig als höchſt nothwendig daß man nicht die übrigen phyſiſchen Charaktere über ihn vernachläſſige, denn nur alle zuſammengenommen können ein befriedigendes Bild von der Eigenthümlichkeiten der Raçen gewähren. Welche von dieſen wichtiger, welche minder wichtig ſeien, wird ſich erſt in Folge genauerer und umfaſſenderer Unterſuchungen herausſtellen können als diejenigen ſind, welche bis jetzt über dieſe Gegenſtände vorliegen. Ein guter Anfang iſt hierzu namentlich von Quetelet gemacht worden, deſſen Meſſungen ſich möglichſt vielſeitig auf die Proportionen der einzelnen Körpertheile erſtreckt haben. Er iſt zu dem Reſultate gelangt (Bullet. de l'acad. des sc. de Belg. XV P. I, 580, P. II, 16; XVI P. II, 17: XVII P. I. 344, P. II. 38, 95) daß bei der europäiſchen Raçe die Verhältniſſe der Theile des Körpers conſtant ſind und daß es der Meſſung nicht gar vieler Individuen bedarf um dieſe normalen Verhältniſſe zu finden, ja er hält es für wahrſcheinlich daß der menſchliche Körper in ſeinen Formen und Verhältniſſen viel beſtimmter iſt als irgend ein anderes Product der Natur. Bei der americaniſchen Raçe zeigt ſich, abgeſehen von der größeren Breite der Bruſt und dem kleineren Fuße, eine große Uebereinſtimmung der Proportionen mit denen der ſchönſten europäiſchen Individuen. Auch bei den Chineſen ſind die Unterſchiede nicht ſehr hervortretend; ziemlich beträchtlich ſind ſie allein in Bezug auf die Hand, den Fuß und die Armlänge, welche bei ihnen ſämmtlich kleiner ſind als bei den Europäern, nur die Hand der Frau zeichnet ſich durch bedeutendere Größe aus (a. a. O. XIII, S. 70). Dagegen hat Schultz (Froriep's Neue Notizen XXXV, S. 164) bei Ruſſen Letten Tſcherkeſſen Tſchuwaſchen Juden und Negern ſehr erhebliche Verſchiedenheiten in den Proportionen der Theile nachgewieſen.

Wir fügen hier noch ein kurzes Verzeichniß zuverläſſig ſcheinender Meſſungen bei die von anthropologiſchem Intereſſe ſind.

1) Schädelmeſſungen: Retzius in Müller's Archiv 1845. S. 84 (Schweden Slawen Finnen Lappen), ebendaſ. 1855 S. 498

Digitized by Google

(Pampas Indianer), derſ. in Nouv. Ann. des voy. 1847. III, 119 (Abeſſinierin, Baſuto-Kaffer), van der Höven in Müller's Archiv 1844. S. 433 (Slawonier); Phillips bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes. II, p. 335 (nordamericaniſche Indianer); Rob. Clarke, Sierra Leone 1846. p. 48. (verſchiedene Negervölker); Huſchke, Schädel Hirn und Seele.

2) Meſſungen des Schädels und der wichtigſten Körpertheile: Freycinet, Voy. autour du m. 1827 (Papuas, Sandwichinſulaner, Auſtralier u. ſ. f.); Sandifort, Tab. cran. 1838 (Grönländerin, Römer, Amboineſe, Kaffer, Hottentotte, Buſchmann, Nord-Americaner, Cinghaleſe, Chineſe, Japaner, Papua, Auſtralier, Koluſche, Guanche, Türke, Neger, Javaner, Jude); Hueck, De cran. Esth. 1838 (Eſthen, Lappen, Tſchuktſchen, Kalmücken, Tataren, Letten); Lesson, Voy. méd. autour du m. 1829. p. 229 (Mozambique-Neger, Papua, Alfuru, Polynesier); Schultz a. a. O.; Quetelet a. a. O. und L'Institut 1846. II, p. 77, 155; 1847. II, 119; 1853. II, 90; 1854. II, 93 (Ojibbeways, neapolitaniſcher Rieſe, americaniſcher Hercules, Chineſen, Kaffern, Neger, europäiſche Soldaten); Duttenhofer, Ueber d. Emancip. der Neger 1855. S. 77. (Neger); Burmeiſter, Geolog. Bilder II (Neger); Thomson in Brit. and foreign Medico-chirurg. Review 1854. p 489 und Fechner's Centralblatt 1854. S. 417 (Neu-Zealänder); Wilkes, United St. Explor. Exped. 1845. V, 539 (Polyneſier); Flinders, Voy. to Terra Australis. 1814. I, 68 (Auſtralier).

Weit ſicherere und mehr übereinſtimmende Reſultate als die phyſiſche Betrachtung des Menſchen hat die Sprachforſchung ergeben.

Vermuthlich würde es niemals einem Zoologen eingefallen ſein die Völker des indogermaniſchen, die des ſemitiſchen, die des ſüdafricaniſchen Sprachſtammes als verwandte in eine Familie zuſammen zu gruppiren: es iſt hier der Anthropologie nur übrig geblieben die Ergebniſſe der linguiſtiſchen Unterſuchung und der hiſtoriſchen Forſchung überhaupt zu erwarten, das auf dieſem Wege Gewonnene ſich anzueignen, und es ſcheint nicht als ob jemals in dieſen Dingen das Verhältniß in welchem die naturhiſtoriſche und die linguiſtiſch-hiſtoriſche Unterſuchung gegenwärtig zu einander ſtehen, ſich umkehren werde. Wenn Naturforſcher der Linguiſtik gegenüber, wie dieß jetzt nicht ſel-

Digitized by Google

ten geſchieht, in einem gewiſſen pathetiſchen Tone über die abſolute Conſtanz der Schädeltypen ſprechen und dabei auf einige Fälle hinweiſen in denen ganze Völker ihre Sprache vertauſcht haben, ſo ſieht dieß nicht wie Undankbarkeit, es ſieht wie Neid und Mißgunſt aus.

Die nationalen Formen des geiſtigen Lebens ſcheinen ebenſo häufigen und ebenſo großen Veränderungen unterworfen zu ſein als die geiſtigen Eigenthümlichkeiten der Individuen; dagegen glaubt man im Gebiete des leiblichen Lebens eine weit größere Beſtändigkeit der Typen zu finden. Möglich freilich daß dieſer Schein trügt, daß es dem ſchärferen Blicke und der umfaſſenderen Beobachtung gelingt auch auf jenem Felde eine ebenſo große Gleichmäßigkeit der Lebensgeſtalten zu erkennen und nachzuweiſen als in den Typen der äußeren Organiſation. Hauptſächlich iſt es die Sprachforſchung welche dieſem Gedanken eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit giebt; denn nicht allein laſſen ſich aus der Sprache eines Volkes ſehr beſtimmte Folgerungen auf den geſammten Bildungsſtand deſſelben machen, wie dieß z. B. Crawfurd (Hist. of the Ind. Archipelago Edinb. 1820. II, 85) in Rückſicht des urſprünglichen Culturzuſtandes der Malaien gethan hat durch den Verſuch die einheimiſchen von den fremden, zugebrachten Bildungselementen in den Wörtern der Sprache abzuſcheiden, ſondern es ſind auch überhaupt unter allen Eigenthümlichkeiten des geiſtigen Lebens die ſprachlichen die wichtigſten, weil ſie einerſeits in Rückſicht ihrer Entſtehung ebenſo unabhängig von bewußter Reflexion als von der Einwirkung äußerer Verhältniſſe und eben deshalb dem innerſten Kerne des geiſtigen Lebens ſelbſt entſprungen, für dieſes charakteriſtiſch ſind, und weil ſie anderſeits auf die ſpäteren Generationen vererbt und von dieſen gleich unbewußt angeeignet, einen ſehr hohen Grad von Conſtanz in allen weſentlichen Punkten zeigen. Was durch bewußten Willen geſchaffen wird, kann in Folge weiterer Ueberlegung durch dieſen auch einer vielfachen Aenderung und Umbildung unterworfen werden und wird es in der That oft genug; nicht ſo dasjenige was wie die Formen und der Bau der Sprache durch unbewußte Nachahmung von Einem auf den Andern übergeht und eben darum der Einwirkung der Reflexion größtentheils entzogen iſt, weil alles Denken erſt an der Hand der Sprache und durch ihre Aneignung ſelbſt ſich allmählich entwickelt und erſtarkt.

Dieſe allgemeinen pſychologiſchen Gründe laſſen zwar ſchon hin-

Digitized by Google

reichend erkennen, wie groß die Wichtigkeit ist welche die Untersuchung der Sprachverwandtschaften für die Ermittelung der Völkerverwandtschaften selbst besitzt, wir wollen indessen hierbei nicht stehen bleiben, sondern versuchen den Anspruch etwas specieller zu begründen den die Sprachforschung vorzugsweise machen darf auf diesem Gebiete ein entscheidendes Wort zu sprechen.

Die beiden Hauptstücke welche bei der Sprachvergleichung in Betracht kommen, sind der grammatische Bau einer jeden Sprache mit Inbegriff ihrer Lautgesetze und der Wortschatz, das Glossar. Nur entschiedene Uebereinstimmungen in beiden zugleich berechtigen, nach den jetzt in der Wissenschaft allgemein geltenden Grundsätzen, zu einem Schlusse auf eine genealogische Verwandtschaft der Sprachen. Glaubte man in früherer Zeit dergleichen Schlüsse aus bloßen Vergleichungen von Vocabularien allein ziehen zu dürfen, so hat man dagegen neuerdings diese Ansicht ganz verlassen, da jene Vergleichungen für sich allein nur völlig unmethodisch ausgeführt, unter keinen leitenden Gesichtspunkt gestellt und die Würdigung der vorliegenden Differenzen der Wörter verschiedener Sprachen nur der Willkür überlassen werden können. Selbst bei vielfachen und augenfälligen Uebereinstimmungen des Glossares zweier Sprachen bleibt es, so lange diese Uebereinstimmungen allein stehen, unentscheidbar ob sie ererbt sind oder bloß erborgt, ob sie die Folge wirklicher genealogischer Verwandtschaft oder die Folge eines Austausches und einer Mittheilung sind, die zwischen Sprachen stattgefunden haben welche einander ursprünglich fremd waren, später aber in Berührung miteinander getreten sind; viele derselben können auch bloß zufällig und durch gleiche ursprüngliche Erfindung herbeigeführt sein. Hierbei wird außer der Größe oder dem Grade der Uebereinstimmung unter den einzelnen Wörtern und außer der Menge der übereinstimmenden Wörter allerdings auch deren Bedeutung eine aufmerksame Berücksichtigung verdienen, da die Namen von Dingen des alltäglichen Lebens die sich in der Sprache selbst des rohesten Volkes vorfinden müssen, nicht so leicht und in nicht so großer Anzahl durch Austausch von einer Sprache in eine andere übergehen können als Benennung von Gegenständen und Verhältnissen deren Kenntniß nur da vorausgesetzt werden kann, wo das Volk eine gewisse Stufe höherer Cultur erstiegen hat. Dieß thut jedoch dem allgemeinen Satze kaum irgend welchen Eintrag, daß Wörterverglei-

Digitized by Google

chungen für ſich allein über Sprachverwandtſchaft nur wenig oder nichts entſcheiden.

Demnach ſcheint es daß dem grammatiſchen Baue der Sprachen bei Beurtheilung ihrer Verwandtſchaft ein größeres Gewicht beigelegt werden müſſe als ſelbſt den Uebereinſtimmungen die ſich im Gloſſare oder vielmehr unter den Wurzeln derſelben finden, denn nur um dieſe handelt es ſich bei der Vergleichung. Gleichheit der urſprünglichen Erfindung bei durchaus ſtammverſchiedenen Völkern in Rückſicht des Sprachbaues iſt wegen der großen Complication des letzteren in den meiſten Fällen und wegen der unüberſehbaren Mannigfaltigkeit der Mittel die der Bezeichnung grammatiſcher Verhältniſſe dienſtbar gemacht werden können, ſo unwahrſcheinlich, daß ſie faſt einer Unmöglichkeit gleichgeſetzt werden darf; die Erforderniſſe wahrhaft wiſſenſchaftlicher Sprachvergleichung ſcheinen es aber nöthig zu machen, daß man gleichwohl nur die Congruenz zweier Sprachen in Rückſicht der beiden angegebenen Hauptſtücke zugleich für einen ausreichenden Beweis ihrer Verwandtſchaft erachte (Pott, D. Ungleichht. menſchl. Raçen. 1856). Wir wollen verſuchen im Folgenden die Gründe anzudeuten, auf welchen hauptſächlich die Berechtigung zu einem Schluſſe auf Stammverwandtſchaft der Völker aus der Beſchaffenheit des grammatiſchen Baues ihrer Sprachen beruht.

Indem die Sprache von den früheren Generationen an die ſpäteren übergeht, werden (wie bekannt) nicht bloß die Wörter, ſondern auch die regelmäßigen Weiſen ihrer Verbindung Umformung und Zuſammenordnung zu Sätzen übergeben und durch unbewußte Nachahmung zu feſtem Gebrauche angeeignet. Man ſchätzt oft dieſen letzteren Punkt nicht hoch genug, da es doch am Tage liegt und ſchon oft hervorgehoben worden iſt daß wir nicht in Wörtern, ſondern nur in ganzen Sätzen denken, daher man auch von der lebendigen Sprache nur behaupten kann daß ſie in Sätzen, nicht in Wörtern beſtehe. Ein Satz aber iſt gebildet nicht aus einzelnen ſelbſtſtändigen Wörtern, ſondern aus Worten die auf eine beſtimmte und beſondere Weiſe jedesmal aufeinander bezogen ſind, ganz ſo wie der entſprechende Gedanke nicht aus einzelnen Vorſtellungen für ſich genommen beſteht, ſondern aus Vorſtellungen die dadurch miteinander zu einem Ganzen verbunden ſind, daß ſie einander gegenſeitig näher beſtimmen und in einer beſtimmten Weiſe von uns aufeinander bezogen werden. Erwägt man

dabei die Gebundenheit der Gedankenentwickelung an die Sprache, ſo wird ſchon hieraus im Allgemeinen erſichtlich wie folgenreich und durchgreifend die Bezeichnungsweiſe der Beziehungen der Wörter, welche eben durch die grammatiſchen Formen und durch den grammatiſchen Bau der Sprache überhaupt gegeben iſt, auf die Art und Weiſe der Beziehungen zurückwirken müſſe die wir unter unſeren Vorſtellungen knüpfen, und die wir, was noch mehr iſt, nach Anleitung der grammatiſchen Regeln überall und immer zu knüpfen uns gewöhnen. Wir wollen dieß durch einige Beiſpiele zu erläutern ſuchen.

In dem Satze „er wird heute in der Nacht ſeinem Feinde auflauern um ihn zu tödten“ iſt die Hauptvorſtellung, zu welcher alle übrigen Vorſtellungen als nähere Beſtimmungen unmittelbar oder mittelbar hinzukommen, die Handlung des Auflauerns. Das ſinnlich anſchauliche Bild welches dieſe Handlung darſtellt, kann unſerer Auffaſſung wie mit einem Schlage gegeben oder von uns reproducirt werden, wogegen der ſprachliche Ausdruck ſtets zur Zergliederung deſſelben genöthigt iſt. Die Handlung des Auflauerns erhält als nähere Beſtimmung zunächſt die Vorſtellung daß ſie in dieſem Falle als zukünftig und die Zukunft ſelbſt erhält als noch ſpeciellere Beſtimmung die Vorſtellung daß ſie als noch heute eintretend gedacht werden ſoll. Ferner werden näher beſtimmt die äußeren Umſtände (in der Nacht), das Subject und Object der Handlung (er — Feind) und die Beziehung des Subjectes auf das Object (ſein Feind), dann der Zweck der Handlung, welcher in der Form einer zweiten Handlung ausgeſprochen iſt (töden), das Object dieſer zweiten Handlung und die Beziehung deſſelben zum Objecte der erſten Handlung, eine Beziehung der Identität (ihn = ſeinen Feind). Demgemäß läßt ſich jener Satz, wenn wir alle Andeutung der Beziehungen unter den Einzelvorſtellungen hinweglaſſen die in ihm miteinander verbunden auftreten und ſtatt des Pronomen „er“ einen Perſonennamen ſetzen, ſo ausdrücken:

„Auflauern — (Zukunft — heute) — Nacht — Cajus — Feind töden — Feind.“

Auch eine ſolche Rede die aus lauter unverbunden nebeneinandergeſtellten ſelbſtſtändigen Vorſtellungswörtern beſtände und den Hörenden nöthigte alle Beziehungen der Einzelvorſtellungen auf einander ſich ſelbſt erſt zu ſuchen und hinzuzudenken ſo gut er es vermöchte, wäre immer beſſer als keine Rede und könnte immerhin noch wohl ver-

Digitized by Google

standen werden, wenn ihr auch an Deutlichkeit und Bestimmtheit Vieles abginge; ja sie würde von ihrer Unvollkommenheit in dieser Rücksicht schon sehr bedeutend dann verlieren, wenn es in ihr feste Regeln der Wortstellung gäbe, durch welche die Beziehungen der Wörter aufeinander einigermaßen kenntlich gemacht würden, so daß z. B. das Regierende dem Regierten, die Hauptvorstellung ihrer Nebenvorstellung, immer vorausgeschickt würde oder nachfolgte und dergl. In einem solchen Falle befinden sich wirklich die asynthetischen, einsilbigen Sprachen, die wie das Chinesische beim Mangel aller Formenlehre und daher auch aller Sonderung der Redetheile, die sämmtlichen Beziehungen bloß durch die Stellung der Wörter zu verdeutlichen vermögen. Nur vermuthungsweise gehört zu diesen Sprachen auch das Idiom der Yebus im Westen von Benin, (d'Avezac), auch vom Othomi in Mittel-America ist es noch zweifelhaft (Pott a. a. O., S. 256).

Eine Sprache ist ohne Zweifel im Allgemeinen um so vollkommener, je vollständiger und sicherer alle Beziehungen der Einzelvorstellungen die zu einem Satze irgend zusammentreten können, sich aus ihr erkennen lassen, d. h. je genauer sie bezeichnet sind. Der Mittel aber die sich zu dieser Bezeichnung wählen lassen giebt es eine unübersehbare Menge: Bildung besonderer Formwörter, welche selbstständigen Vorstellungswörtern beigesetzt eine gewisse Modification des Sinnes dieser letzteren bezeichnen, z. B. die Zukunft, die Vergangenheit, die Negation, die Möglichkeit einer Handlung; Lautveränderungen der mannigfaltigsten Art, die an den selbstständigen Vorstellungswörtern selbst vorgenommen, solche Modificationen ihrer eigenen Bedeutung und bestimmte Beziehungen derselben auf andere bezeichnen; Vereinigung mehrerer selbstständiger Vorstellungswörter in größerer oder geringerer Ausdehnung in ein Wortganzes mit oder ohne Umbildung ihrer Laute; analoge Lautveränderungen an solchen Wörtern die aufeinander bezogen gedacht werden sollen u. s. f. Lassen sich die verschiedenen Möglichkeiten welche es giebt um die Anknüpfung von Nebenvorstellungen an Hauptvorstellungen und die verschiedenen Beziehungen derselben zu bezeichnen, a priori nicht aufzählen, so läßt sich auch ebensowenig a priori behaupten daß eine oder einige Weisen dieser Bezeichnung in jeder Sprache mit Ausschluß der übrigen sich consequent durchgeführt finden müßten.

Die americanischen Sprachen, welche man polysynthetische ge-

Digitized by Google

nannt hat, zeichnen sich dadurch aus, daß sie ganz gewöhnlich eine große Anzahl von selbstständigen Wörtern, obwohl nicht ohne Verstümmelung, in ein Wortganzes vereinigen z. B. im Sahaptin: hi-tau-tuala-wihnan-kau-na, er reist in einer regnigen Nacht vorbei; hi, er; tau bezieht sich auf etwas das in der Nacht, tuala auf etwas das im Regen gethan wird; wihnan von wihnasa, zu Fuße reisen; kau von kokauna vorbeiziehen; na bezeichnet den Aorist und die Richtung vom Sprechenden her (Hale). Im Dakota bezeichnet ba als Präfix des Verbums oder Adjectivums daß die betreffende Handlung durch Schneiden, bo daß sie durch Schießen oder Blasen, ka daß sie durch Hauen, na daß sie durch Druck oder mit dem Fuße, pa daß sie durch Stoßen, ya daß sie mit dem Munde geschieht (Riggs). In ähnlicher Weise pflegen die sogenannten agglutinirenden Sprachen, zu denen namentlich die tatarischen türkischen und finnischen Idiome gehören, die Beziehungen der Hauptvorstellung auf die zu ihr gehörigen Nebenvorstellungen und manche ihrer nähereren Bestimmungen selbst dadurch auszudrücken, daß relativ selbstständige Wörter der im Allgemeinen unverändert bleibenden Wurzel des Wortes, das die Hauptvorstellung im Satze bezeichnet, angefügt oder einverleibt werden, so daß aus vielen Wörtern zusammengeschobene Wortganze entstehen welche die Bezeichnungen der Beziehungen der Hauptvorstellung in sich aufnehmen. So hat z. B. das Magyarische 20 Postpositionen die mit dem Hauptworte zusammengezogen werden; aus sev-mek, lieben im Türkischen läßt sich bilden: sev-dir-isch-e-me-mek, sich gegenseitig zu lieben nicht nöthigen können; dir giebt dem Worte transitive, isch reciproke, me negative Bedeutung, e bezeichnet das Unmögliche. Gleichwohl dürfen nach dem Urtheile der Sprachforscher die polysynthetischen Sprachen America's mit den agglutinirenden Asiens nicht in eine Klasse zusammengestellt werden, da die Hauptcharaktere beider zu vollständig verschieden von einander sind (Pott). Die Eigenthümlichkeit einer jeden Sprache von den zuletzt erwähnten beiden Arten hängt hauptsächlich davon ab, was für Nebenvorstellungen und wie viele derselben in die Hauptvorstellung durch Vereinigung der Nebenwörter mit den Hauptwörtern aufgenommen werden, was für Beziehungen der Nebenvorstellungen auf die Hauptvorstellung in die letzteren aufgenommen werden durch Vereinigung von Beziehungswörtern mit dem Hauptworte, durch welche besonderen Mittel diese Aufnahme ge-

Digitized by Google

ſchieht (Präfigirung, Infigirung, Suffigirung, Lautumformung), endlich welche Nebenvorſtellungen und Beziehungen ganz unbezeichnet bleiben.

Die Vorſtellungen des Handelns und Geſchehens treten in unſerem Denken ſelten (Infinitiv) oder nie auf ohne daß ihnen beſtimmte Beziehungen auf Perſonen oder ſelbſtſtändige Dinge, auf Zeit Ort Modalität u. ſ. f. anhaften; die Vorſtellungen von Perſonen und Dingen treten im gewöhnlichen, reflexionsloſen Gedankenlaufe nicht leicht anders auf als in Verbindung mit gewiſſen Beziehungen zu andern Perſonen und Dingen. Werden dieſe Beziehungen durch innere Umgeſtaltung des Wortes ſelbſt bezeichnet dem ſie anhaften, bezeichnet durch Laute die für ſich genommen keinen ſelbſtſtändigen Sinn haben und ohne daß die Nebenvorſtellung auf welche die Hauptvorſtellung bezogen wird, durch Vereinigung des Nebenwortes mit dem Hauptworte dieſer ſelbſt als Theil einverleibt wird, ſo iſt die betreffende Sprache eine flectirende: amabis, lieben, mit Beziehung auf die zweite Perſon als Subject der Handlung und auf die zukünftige Zeit. Das Princip alle Beziehungen einer Hauptvorſtellung auf die mit ihr zu verbindenden Nebenvorſtellungen möglichſt durch innere Umgeſtaltung des Hauptwortes ſelbſt zu bezeichnen, kann natürlich in jeder einzelnen Sprache mehr oder minder conſequent durchgeführt ſein, und es können dabei mehrere oder wenigere auf die Hauptvorſtellung bezogene Nebenvorſtellungen mit jener in ein Wortganzes vereinigt werden, wodurch eine unüberſehbare Menge von Sprachen möglich wird, die eine gewiſſe mittlere Stellung zwiſchen den flectirenden, agglutirenden und polyſynthetiſchen (einverleibenden) einnehmen. So haben z. B. viele der americaniſchen Sprachen die Gallatin (Transactt. of the Am. ethnol. soc. II, p. XXIII) zugleich zu den flectirenden gerechnet hat, während Pott ihnen eine eigentliche Flexion abſpricht, eine große Menge von temporibus und modis: das Seliſch ein Futurum I und II (ich werde, ich will), einen Optativ, Decential (ich ſollte), einen reflexiven, einen reciproken Modus, einen Modus des Zweckes (ich gehe um zu —) u. ſ. f. Noch mehrere hat das Cherokee (Worcester bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes, II, 446 ff.) In den Sahaptin-Sprachen kann faſt jeder Redetheil durchconjugirt werden: „Mann," ich bin ein Mann, du biſt ein Mann u. ſ. f.; „über," ich bin darüber, du biſt darüber u. ſ. f. Wo die Flexion vollkommen rein

Digitized by Google

und als einziges Princip durchgeführt wäre, da würde durch die innere Umgeſtaltung des Wortes nur die Beziehung der Hauptvorſtellung zu ihren Nebenvorſtellungen bezeichnet werden, ohne daß dabei jemals die Nebenvorſtellung (das Bezogene) ſelbſt zugleich in die erſtere aufgenommen würde, denn der Grundgedanke auf welchem die Flexion beruht iſt dieſer, daß Haupt- und Nebenvorſtellung gegeneinander ſelbſtſtändig, getrennt bleiben, daß ſie nie in ein Wortganzes zuſammengehen — eine Scheidung deren volle Durchführung freilich bei genauer Betrachtung auf viele logiſche Schwierigkeiten ſtößt; denn auch bloße Beziehungen die einer Hauptvorſtellung anhaften, ſind zuletzt doch ſelbſt wieder eine Art von Nebenvorſtellungen, die als nähere Beſtimmungen zu ihr hinzutreten.

Wir ſind weit entfernt von der Meinung durch das Vorige eine Charakteriſtik der Haupttypen der Sprache gegeben zu haben, vielmehr war es uns nur darum zu thun durch einige hervorſtechende Beiſpiele zu zeigen, wie tief der Typus des Sprachbaues in die Geſtaltung der Vorſtellungswelt eingreift; denn es wird jetzt erſichtlich ſein wie die Gliederung der letzteren von der Gliederung des erſteren durchgängig abhängt. Die ganz aſynthetiſchen einſilbigen Sprachen überlaſſen unſere Vorſtellungsmaſſen faſt ganz ſich ſelbſt, geben faſt gar keine Anleitung zu einer Gliederung derſelben, laſſen unſere Einzelvorſtellungen die den Einzelwörtern entſprechen, in beziehungsloſer Selbſtſtändigkeit nebeneinander ſtehen, führen den Redenden nicht zur Zergliederung derſelben hin und begnügen ſich damit nur einige grobe Unterſchiede von Haupt- und Nebenvorſtellungen ihm zu verdeutlichen. Im Gegenſatze hierzu nöthigen die polyſynthetiſchen Sprachen jedes Gedankenganze möglichſt als Ganzes zu faſſen, die Nebenvorſtellungen mit der Hauptvorſtellung möglichſt innig zu vereinigen, gleichſam wie mit einem Blicke die ganze Situation zu überſchauen um deren ſprachliche Darſtellung es ſich handelt, nicht ſtückweiſe und ſucceſſiv erſt die näheren Beſtimmungen zur Hauptſache in unſerem Denken hinzutreten zu laſſen: ſie hindern die Zergliederung des Gedachten in noch viel höherem Grade als die erſteren, wie z. B. beſonders daraus deutlich wird daß in manchen dieſer Sprachen Subſtantive wie „Hand, Vater, Sohn" und dergl. abgeſondert gar nicht vorkommen, ſondern immer nur in Verbindung mit einem poſſeſſiven Pronomen. Es iſt für die Gliederung unſerer Vorſtellungsmaſſen von der eingreifendſten Bedeu-

tung wie viele und welche Nebenvorstellungen die Sprache uns anleitet mit der Hauptvorstellung auf die sie sich beziehen, als integrirende Theile zu verbinden, in sie selbst aufzunehmen, oder sie ihr als relativ selbstständige Glieder anzufügen, oder sie ihr endlich als gleich selbstständige Vorstellungen zu coordiniren; es ist von nicht minder wichtigen Folgen für sie, ob die Sprache uns gewöhnt die Beziehungen in welche die Haupt- und Nebenvorstellungen zu einander im Satze treten sollen, selbst zu suchen, ob sie dieselben durch besondere Wörter (Formwörter) als relativ selbstständige Einzelvorstellungen auffassen lehrt die von den bezogenen Vorstellungen trennbar sind, ob sie dieselben, wie bei der Flexion, dem Bezogenen selbst als von ihm untrennbar und für sich allein gar nicht darstellbar anhaften läßt, ob sie dieß an allen Beziehungen durchführt oder nur an gewissen Arten derselben und an welchen, ob sie dieß im Einzelnen mit größerer oder geringerer Consequenz durchsetzt. Es sind die grammatischen Formen der Muttersprache durch welche diese primitiven, allem Denken zu Grunde liegenden Gewohnheiten des Verbindens und Beziehens der Einzelvorstellungen aufeinander uns angebildet und habituell gemacht werden, noch ehe wir einer Reflexion auf das Gedachte fähig sind; denn was die Sprache uns zu einer Lauteinheit verbunden giebt, das fassen wir vorstellend zusammen und wir fassen es so zusammen wie sie es verbunden giebt; was sie getrennt darstellt, das fassen wir als getrennt, als relativ selbstständig auf.

Diese elementaren Gewohnheiten im Verbinden und Beziehen der Einzelvorstellungen aufeinander gehören zu den wichtigsten speciellen psychologischen Gesetzen denen das Vorstellungsleben des Menschen unterworfen ist, und wegen der umfassenden Macht die sie auf die elementare Construction unserer Vorstellungsmassen ausüben, ist es unmöglich an eine wesentliche Aenderung des Sprachbaues bei einem Volke zu glauben das als Volk fortlebt. Freilich wird man auch im grammatischen Baue einer Sprache sehr langsame und allmähliche Umbildungen wenigstens für möglich halten dürfen, und wenn es wahrscheinlich ist daß alle bloß grammatischen Wörter (Formwörter) ursprünglich Wörter von selbstständiger Bedeutung waren und daß selbst die Flexionssilben aus ursprünglich selbstständigen Wörtern erst hervorgegangen sind, die ihrem Hauptworte nur an- oder eingefügt wurden, so giebt es zwischen den Haupttypen der Sprache so wenig

Digitized by Google

einen absolut feststehenden Unterschied als zwischen den Haupttypen der Körperform, aber eine solche bloße Möglichkeit einer ursprünglichen Einheit der Sprachen ist, wie Pott (Ztschft. d. deutsch. morgenl. Ges. 1855, S. 405) gegen M. Müller bemerkt hat, noch weit entfernt von dem Beweise der Wirklichkeit.

Die Phantasie einer gemeinsamen Ursprache des ganzen Menschengeschlechtes, im vorigen Jahrhundert ein Gegenstand eifrigen Forschens, ist von der neueren Wissenschaft als das erkannt worden was sie ist, eine Chimäre, * und es dürfte aus den bisherigen kurzen Bemerkungen selbst bereits einleuchtend genug geworden sein, ein wie ganz und gar unhaltbarer Beweis für die Einheit des Menschengeschlechtes darin liegen würde, wenn sich auch unter Sprachen vom verschiedensten grammatischen Bau, z. B. Chinesisch und Sanskrit, eine Anzahl übereinstimmender Wurzeln finden (Schleicher, d. Sprachen Europa's. 1850. S. 29). Schon W. v. Humboldt hat bestimmt hervorgehoben daß, wenn sich auch die drei Haupttypen der bekannten Sprachen als eine aufsteigende Stufenfolge der Sprachentwickelung betrachten lassen, doch nicht nachweisbar und kaum wahrscheinlich ist, daß sie irgendwo wirklich auseinander hervorgegangen seien. Gleichwohl hat M. Müller diese letztere Ansicht in neuerer Zeit geltend zu machen gesucht: die erste Stufe der Sprachentwickelung sei die der bloßen Nebeneinanderstellung für sich selbstständiger Wörter (Family Stage — Juxtaposition), die zweite sei charakterisirt durch die Einverleibung der Beziehungen und der bezogenen Vorstellungswörter in das regierende Wort (Nomadic Stage — Agglutination), die dritte verwende die Umgestaltung des letzteren selbst zur Bezeichnung der Beziehungen (Political Stage — Amalgamation). Dieser an sich interessante Schematismus hat indessen bei den Sprachforschern keine Billigung gefunden. Namentlich hat Pott nachgewiesen daß die sog. turanische Sprachfamilie jenes Gelehrten, welche mit dem Mandschuh Tungusischen Türkischen und Finnischen auch noch den größten Theil der Sprachen umfassen sollte die sich von Tübet an durch beide Indien bis in die Südsee erstrecken, nur durch Anwendung einer Methode der Sprachvergleichung gewonnen worden sei die der wissenschaftlichen Genauigkeit entbehrt. Er selbst aber bekennt sich entschieden (D. Ungleichht. menschl. Rassen 202,

* Man überzeugt sich davon leicht u. A. aus Martin, Essai sur l'origine du lang. Paris 1835. p. 32 ff.

Digitized by Google

242, 272) „zu einer Mehrheit von einander schlechthin unabhängiger und vom Urbeginn her verschiedener Anfänge der Sprachen... Stellt sich auch die Sprachforschung nicht geradehin dem einpaarigen Ursprung aller Menschen und Völker entgegen, so ist doch für ihn mit schlagenden Gründen einzutreten (wie dieß Bunsen und M. Müller versucht haben) gegenwärtig dazu Aussicht nicht viel mehr als gar keine vorhanden."

Man wird dieser Ansicht beizutreten geneigt sein, wenn man bedenkt daß das Licht welches die Sprachforschung bis jetzt über die Verwandtschaften der Völker zu verbreiten vermocht hat, nur erst über den kleineren Theil der Erde sich erstreckt, und wenn man einen Blick auf die Uebersicht wirft welche Balbi (Atlas ethnographique. Paris 1826) über die Sprachen der Erde nach großen Hauptstämmen zu geben versucht hat. Er nimmt deren im Ganzen 860 an, die er folgendermaßen vertheilt.

I. Asien mit 153 Sprachen in 17 Familien: Indogermanen, Tamulen, Semiten, Georgier, Kaukasier, Tungusen (nebst den Mongolen Türken Samojeden und Finnen), Jenniseier, Kurilen oder Aino, Jukagiren, Korjäken, Kamtschadalen, Polar-Americaner in Asien, Japaner, Koreaner, Tübeter, Chinesen, Indo-Chinesen. Die letzteren und die Kaukasier sind wahrscheinlich noch in mehrere Familien zu trennen (Pott).

II. Europa mit 53 Sprachen in 7 Familien: Iberisch-Baskisch, Rhätisch-Etruskisch, Illyrisch-Albanesisch, Indogermanisch (Griechen und Lateiner, Kelten, Germanen, Lithauer und Slawen, Zigeuner), Finnisch (Lappen, Esthen, Magyaren), Semitisch, Türkisch.

III. Africa mit 114 (nach Kölle mit 150—200) Sprachen, unter denen die Berber- und die Kongofamilie (der südafricanische Sprachstamm) die am weitesten verbreiteten sind.

IV. Oceanien mit 117 in 3 Familien, deren letztere beiden noch wenig bekannt sind: Malaien und Polynesier, Melanesier (schwarze Völker), Australier.

V America mit 423 Sprachen, die sich in Nord-America mit Ausschluß von Californien in 32 verschiedene Sprachstämme vertheilen. In Süd-America haben neuerdings Rivero und Tschudi die Anzahl der Sprachen auf 280—340 geschätzt, von denen wenigstens $^4/_5$ radical verschieden seien.

Digitized by Google

Es wird keiner weiteren Warnung gegen Ueberschätzung des Grades von Zuverläſſigkeit bedürfen welchen die vorſtehenden Angaben beſitzen, wenn man ſich erinnert, daß ebenſowenig die Beſtimmung deſſen was für eine beſondere Sprache gelten ſoll von einer gewiſſen Willkürlichkeit befreit werden kann, als ſich die Trennung der einzelnen Familien in vielen Fällen gegenwärtig ſchon für eine definitive erklären läßt. Indeſſen ſind die Zahlenangaben nach dem Urtheile der Sachverſtändigen ſchwerlich zu hoch gegriffen. Berückſichtigt man hierbei noch die ungeheuere Vielſprachigkeit auf verhältnißmäßig kleinem Raume, die ſich als Folge der geiſtigen Uncultur, des gänzlichen Mangels an Verkehr und der oft vollſtändigen Iſolation kleiner Völker in verſchiedenen Gegenden der Erde wiederholt, ſo wird man geneigt die Anzahl der radical verſchiedenen Sprachen der Erde noch weit höher anzuſchlagen als Balbi gethan hat. Ihr Maximum ſcheint jene Vielſprachigkeit in Centralamerica und von da nördlich an der Weſtküſte hinauf von Californien an bis zum Lande der Eskimos zu erreichen (Hale S. 197), in Aſien im Kaukaſus, in Africa im Süden von Abeſſinien, in Wadai wo man 20, in Bornu wo man 30, in Adamaua wo Barth (Ztſch. d. deutſch. morgenl. Geſ. VI, 412) einige dreißig gegenſeitig einander unverſtändliche Sprachen unterſchieden hat. Die Inſel Timor ſoll nach Crawfurd nicht weniger als 40 verſchiedene Sprachen beſitzen, auch die Anzahl derſelben auf Ende und Flores wie im Innern von Borneo ſoll ſehr bedeutend ſein und auf kleinen von Schwarzen bewohnten Inſeln der Südſee finden ſich nicht ſelten deren 4 bis 5. In allen Welttheilen zeigt ſich, wie aus den vorſtehenden Thatſachen hervorgeht, eine beſonders große Zahl von Sprachen in der Nähe der Gegenden, die wir als die großen Paſſageländer der hauptſächlichſten Wanderungszüge der Völker vermuthen müſſen. Seitwärts von dieſen oder unmittelbar auf dieſen großen Heerſtraßen ſelbſt ſcheinen ſich zu verſchiedenen Zeiten kleinere oder größere Reſte der verſchiedenſten Völker abgelagert zu haben und dort ſitzen geblieben zu ſein.

Es iſt uns noch übrig einige Worte über das Verhältniß zu ſagen, in welches der naturhiſtoriſche und der linguiſtiſche Eintheilungsgrund in der Anthropologie zu einander zu ſetzen ſind. Wo beide miteinander einſtimmig ſind, ſo daß ſie zu derſelben Anſicht über die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe der Völker hinführen, hat die Sache keine

Digitized by Google

Schwierigkeit; doch iſt dieſer glückliche Fall kaum ſehr häufig. Streiten die Anſichten miteinander die aus den beiden bezeichneten Geſichtspunkten ſich ergeben, ſo ſind im Allgemeinen zwei Fälle möglich, deren Auslegung ſehr verſchiedene Schwierigkeiten hat: entweder nämlich ſpricht der anatomiſche Geſichtspunkt für Völkerverwandtſchaft und der linguiſtiſche dagegen oder umgekehrt dieſer dafür, jener aber dagegen. Der erſtere Fall wird, wo er auch vorkommt, kaum befremden können; denn wenn innerhalb einer der größeren naturhiſtoriſchen Hauptabtheilungen des Menſchengeſchlechtes ſich Sprachen finden deren Typus grundverſchieden iſt (z. B. beim Chineſen und Mongolen, beim Germanen und Basken), ſo wird man ſich erinnern daß jene Abtheilungen Völker in ſich ſchließen, deren phyſiſche Unterſchiede immer noch bedeutend genug ſind, um die Annahme eines gemeinſamen Urſprungs derſelben, obwohl ſie möglich iſt, doch durchaus nicht als nothwendig erſcheinen zu laſſen, während anderſeits ſelbſt bei urſprünglicher Stammeseinheit derſelben eine ſehr frühe und vollſtändige Trennung ſich denken läßt, welche im Grunde das Einzige iſt was die radicale Verſchiedenheit der Sprachen anzunehmen gebietet. Iſt dieſer Conflict zwiſchen dem anatomiſchen und dem linguiſtiſchen Geſichtspunkte mehr ein bloß ſcheinbarer, ſo würde er dagegen da ein wirklicher und ſogar ein unlösbarer ſein, wo Sprachen deren Verwandtſchaft beſtimmt nachweisbar iſt, ſich bei Völkern fänden deren phyſiſche Charaktere weit voneinander abweichen, falls ſich ein ſolches Verhältniß nicht aus Völkermiſchung oder Sprachenaustauſch oder beiden zugleich erklären läßt.

Natürlicher Weiſe laſſen ſich die Fälle der letzteren Art nicht nach allgemeinen Regeln allein entſcheiden die man über das verhältnißmäßige Gewicht aufſtellen möchte, welches bei Beurtheilung von Völkerverwandtſchaften der Beſchaffenheit der Körperformen und der Sprache beizulegen wäre, ſondern es wird überall eines ſorgfältigen Studiums der beſonderen Verhältniſſe bedürfen die in den einzelnen Fällen vorliegen. Indeſſen darf doch behauptet werden daß die Sprache uns hierbei im Allgemeinen einen ſichereren Maaßſtab an die Hand giebt als die phyſiſchen Charaktere der Völker. Es geht dieß namentlich aus Folgendem hervor.

Zuerſt ſcheinen die typiſchen Eigenthümlichkeiten der Sprachen verhältnißmäßig unveränderlich zu ſein, während wir eine gewiſſe

Digitized by Google

Veränderlichkeit der physischen Eigenthümlichkeiten der Völker bestimmt nachgewiesen haben, so daß ursprünglich verschiedene Stämme im Laufe der Zeit einander ähnlich werden, ursprünglich gleiche dagegen sich mehr und mehr voneinander entfernen können. Daß etwas dieser Art in einem besonderen Falle wirklich stattgefunden habe, wird freilich jedesmal mit bestimmten positiven Gründen, nämlich durch den Nachweis veränderter Lebensweise und Culturverhältnisse unterstützt werden müssen. Es ist hierbei erforderlich daß man die Grade der physischen wie die der sprachlichen Congruenzen und Divergenzen sorgfältig gegeneinander abwäge, und bei dieser Erwägung gilt der Grundsatz, daß im Allgemeinen immer ein etwas niedrigerer Grad auf der letzteren Seite einem etwas höheren auf der ersteren, auf Seiten der physischen Vergleichung der Völker, als gleich wiegend zu betrachten ist. Denn wo Völker in historischer Zeit zusammengestoßen sind und aufeinander verändernd eingewirkt haben, da sind zwar oft viele Wörter allmählich aus einer Sprache in die andere übergegangen, wie solche ja auch ohne fremden Einfluß neu gebildet werden oder aus der Sprache verschwinden, aber niemals hat sich der grammatische Bau einer Sprache dem einer anderen accommodirt oder sich ihm analog umgebildet, sondern eher ist die ganze Sprache dem betreffenden Volke verloren gegangen und mit einer anderen vertauscht worden. Eine solche Umwandlung des Sprachbaues durch äußere Einflüsse würde eine entsprechende Umformung des Vorstellungslebens bis in die elementaren Weisen der Verbindung seiner einzelnen Bestandtheile hinein voraussetzen, die wir für so gut als unmöglich halten dürfen. Es bestätigt sich dieß u. A. an allen Diebs- und Gaunersprachen, die immer ihre grammatische Structur einer fertigen Sprache entlehnen, während ihre Wörter zum kleineren Theile neugebildet, zum größeren verstümmelt und umgebildet, aus anderen Sprachen erborgt sind: so z. B. das Jargon das in Oregon vornämlich in der Gegend von Fort Vancouver gesprochen, aus Wörtern besteht die dem Englischen Französischen Nootka Chinook und mehreren anderen noch nicht mit Sicherheit ermittelten Sprachen angehören.

Ein weiterer Grund für den von uns aufgestellten Satz liegt darin, daß die wissenschaftliche Methode welche gegenwärtig bei der Sprachvergleichung in Anwendung kommt, einen höheren Grad von Zuverlässigkeit besitzt und bessere Garantieen für die Richtigkeit ihrer

Digitized by Google

Resultate bietet als die Methoden, welche wenigstens bisher der physischen Anthropologie und insbesondere der Kraniologie zu Gebote gestanden haben. Ein äußeres Zeugniß dafür liefert schon die verhältnißmäßig große Einstimmigkeit der Sprachforscher in Rücksicht der Hauptresultate ihrer Wissenschaft, im Vergleich mit dem allgemeinen Streit unter den Naturforschern in der Lehre von den Menschenracen, und es dürfte leicht von den letzteren sehr allgemein zugestanden werden, daß es auf ihrem Gebiete sowohl an einer sicheren Basis dieser Lehre als auch an hinreichend exacten Mitteln eine solche zu gewinnen bis jetzt noch fehlt.

Dazu kommt endlich noch daß die positiven Sätze über Völkerverwandtschaften welche sich von linguistischer Seite her, die negativen dagegen welche sich von naturhistorischer Seite her aufstellen lassen, im Allgemeinen den höheren Grad von Zuverlässigkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen. Selbst große Aehnlichkeit der physischen Charaktere zweier Völker nämlich liefert, wie wir gesehen haben, noch so gut als gar keinen positiven Beweis für die wirkliche Verwandtschaft derselben, während die Sprachforschung in vielen Fällen ein fast unbezweifelbares positives Zeugniß für sie abzulegen vermag; gänzliche Verschiedenheit der Sprachen dagegen zeugt allerdings sehr bestimmt gegen eine solche Verwandtschaft, aber bedeutende Verschiedenheit des leiblichen Typus scheint als ein noch stärkerer Beweis gegen dieselbe betrachtet werden zu müssen. Hierbei ist aber zu bedenken, daß jeder Grund der für ein negatives Resultat spricht, nicht sowohl eine Verwandtschaft der betreffenden Völker absolut unannehmbar oder unmöglich macht, als vielmehr sie relativ hinausschiebt, eine uralte Geschiedenheit derselben voneinander wahrscheinlich macht, während ein Grund für ein positives Resultat — das Gewicht beider als übrigens vollkommen gleich angenommen — keiner solchen Alternative aussetzt und deshalb im Allgemeinen etwas mehr beweist, zumal da Verwandtschaft überhaupt in irgend einem, wenn auch sehr entfernten Grade, bei der Einheit des Menschengeschlechtes als Art wahrscheinlicher ist als ihr Gegentheil.

Demnach sind wir genöthigt uns ganz und gar gegen diejenigen zu erklären, welche wie z. B. Nott and Gliddon (Types of mankind p. 205) in Bezug auf die Berberstämme behaupten, daß Sprachverwandtschaft für die Einheit der Abstammung nichts beweise, da

Digitized by Google

man ja ſchon an den Juden ſehe (was nicht einmal allgemein von ihnen wahr iſt) wie häufig ein Sprachenumtauſch vorkomme. Allerdings liegen unzweifelhafte Fälle dieſer Art vor, auch iſt ihre Anzahl nicht gering zu nennen, nur bieten ſie, ganz wie wir nach dem Vorhergehenden erwarten müſſen, die ſehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit dar, daß in ihnen faſt ohne Ausnahme das Volk welches ſeine Sprache verliert und mit einer anderen vertauſcht, als Volk fortzuleben aufhört, von einem anderen verſchlungen wird, ſei dieſes nun der Sieger oder der Beſiegte, und mit dieſem von da an ein Amalgam bildet, aus welchem wohl am wenigſten die Anhänger der Lehre von der abſoluten Feſtigkeit der leiblichen Raçenformen im Stande ſein dürften die einzelnen Elemente herauszufinden aus denen es zuſammengeronnen iſt, wenn dem Sprachforſcher ſeiner Seits dieſe Analyſe mißlingt. Deshalb ſind wir bereit zuzugeſtehen daß, wenn auch das Maaß in welchem eine Miſchung verſchiedener Völker ſtattgefunden hat, gewöhnlich ſich dem Sprachforſcher durch die proportionale Aufnahme fremder Elemente kenntlich machen wird, wie z. B. das Malaiiſche 5 Procent arabiſche und 16 Procent Sanſkritwörter beſitzt, doch die Menge der aufgenommenen ſprachlichen Elemente der Menge des zugemiſchten fremden Blutes nicht immer genau proportional zu ſein braucht, und daß eben deshalb die Sprachforſchung über die Genealogie von Völkern welche ſtarke und mannigfaltige Miſchungen erlitten haben und ſehr wechſelnden Schickſalen ausgeſetzt geweſen ſind, bisweilen kein beſtimmtes Zeugniß mehr abzulegen vermag, daß ſie überhaupt für die Unvermiſchtheit eines Volkes mit fremden Elementen in keinem Falle einſtehen kann — was freilich die naturhiſtoriſche Betrachtung der Völker noch weit weniger zu thun im Stande iſt. Dieß dürfte aber auch Alles ſein was ſich an Zugeſtändniſſen von Seiten der Linguiſtik an die Naturforſchung auf dem Gebiete der Anthropologie beſonnener Weiſe machen läßt. Der Eskimo alſo wird nicht darum für einen reinen Americaner, der Magyare nicht darum für einen reinen Finnen zu halten ſein, weil die Verwandtſchaft der Sprachen auf dieſe Annahme hinleitet, denn Miſchung mit ſtammfremden Völkern die völlig unterdrückt, vernichtet oder vertrieben wurden, iſt hiermit nicht ausgeſchloſſen, aber eine ſehr beſtimmte und vollſtändige Berückſichtigung wird jenes Verhältniß der Sprache bei Unterſuchung der Abſtammung dieſer Völker immer verdienen.

Wenn kleine Reste eines zersprengten Volkes oder einige unter eine stammfremde Bevölkerung verpflanzte Familien oder Individuen ihre Sprache verkommen oder verloren gehen lassen, so darf man dergleichen Beispiele natürlich nicht zu dem Beweise benutzen, daß Sprachenaustausch ein häufiges Ereigniß sei und daß die Sprache kein sicheres Zeugniß über die Stammverwandtschaft der Völker ablegen könne. Dahin gehört es, daß die wenigen Hunderte bosnischer Soldaten die vom Sultan Selim im J. 1420 abgesendet sich in Unternubien als Herren festsetzten, ihre Sprache nicht bewahrt haben, daß die in der Kap-Colonie zerstreut lebenden Hottentotten, die überdieß sämmtlich gemischten Blutes sind, nur holländisch (Napier, Excursions in S. Afr. Cond. 1850. I, 181 not.), manche der auf Manilla geborenen Chinesen nur tagalisch (Virgin, Erdumsegelung der F. Eugenie übers. v. Etzel. 1856. II, 195), die Chinesen in Banjermassing und manchen anderen Gegenden von Borneo nur malaiisch sprechen (Rheinische Missionsber. 1853, S. 67). Dahin gehört ferner, daß der kleine Stamm der Brothertons (Algonkin-Indianer) das Englische als Sprache ebenso angenommen hat (Schoolcraft, Algic Researches New York 1839. I, 27) wie dieß mit so vielen Deutschen in den Vereinigten Staaten der Fall ist und wie die Spanier in den Minendistricten von Peru ihre Muttersprache mit dem Quichua vertauschen (Pickering, The races of man 1849, p. 277), namentlich in Cuenca und in anderen Gegenden von Ecuador (Seemann I, 209). Bei den Bewohnern von Zamboanga auf Mindanao, deren Anzahl nicht 7000 übersteigt, hat sich ein verderbtes Spanisch als Sprache festgesetzt, das aus spanischen und einheimischen Wörtern in verschiedener Weise von den Einzelnen zusammengemischt zu werden pflegt (Trad. Lay in The Claims of Japan and Malaisia upon Christendom. New York 1839. II, 113).

Nicht größere Beweiskraft gegen die Gültigkeit der Sprache als festes Raçezeichen als die eben angeführten Beispiele besitzen diejenigen Fälle, in welchen eine aus ganz heterogenen Elementen gemischte Bevölkerung, deren einzelne Glieder ursprünglich eine Menge einander gegenseitig unverständlicher Sprachen redeten, schließlich allgemein die Sprache der herrschenden oder herrschend gewesenen Kaste sich als Muttersprache aneignet, wie dieß bei den Negern auf Haiti mit dem Französischen der Fall gewesen ist. Die Neger als Sklaven den verschieden-

Digitized by Google

ſten africaniſchen Nationalitäten entnommen und in America zuſammengefloſſen, reden hier überall die Sprache ihrer Herren in zum Theil greulich verſtümmelter Weiſe, da dieſe ihnen gewöhnlich das einzige Mittel der Verſtändigung ſowohl mit dieſen als auch unter ſich darbietet: in Braſilien das Portugieſiſche (Koſter, R. in Braſ. 1817, S. 574), auf Mauritius (Ile de France) das Franzöſiſche (Beiſpiel einer Erzählung in einem der verſchiedenen Dialekte des dortigen Neger-Franzöſiſch bei Freycinet, Voy. autour du m. 1827. I, 407), im engliſchen Weſtindien und in Sierra Leone das bekannte gebrochene Neger-Engliſch, das neben dem Neger-Portugieſiſch oder der ſog. Judenſprache auch in Surinam ſich findet (S. Ztſch. d. deutſch. morgenl. Geſ. XI, 324), in den däniſchen Kolonieen eine Sprache deren Wörter meiſt plattdeutſch ſind mit Hinweglaſſung aller Beugungsſilben (Oldendorp, Geſch. der Miſſ. auf St. Thomas, St. Croix und St. Jan. 1777. S. 424 ff. und namentlich Wullſchlägel, Gramm. und Wörterb. des Neger-Engliſchen). In ähnlichen Verhältniſſen befindet ſich, was die Sprache betrifft, die jetzige Bevölkerung der Marianen oder vielmehr die von Guaham, denn die übrigen Inſeln ſind jetzt menſchenleer. Sie beſteht aus Miſchlingen der alten Eingeborenen, die namentlich unter der drückenden Herrſchaft Quiroga's bis auf 2000 zuſammengeſchmolzen ſein ſollen, einigen Einwanderern von den Carolinen, importirten Eingeborenen der Philippinen und Mexicanern (Chamiſſo, Bemerkk. und Anſichten auf einer Entdeckungsreiſe. 1821, S. 78; Kotzebue, Entdeckungsreiſe. 1821. II, 129; de Pagès, R. um d. Welt 1786, S. 143): nach Mallat (Les Philippines 1846. I, 342) ſprechen ſie ſpaniſch und haben viele ſpaniſchen Sitten angenommen, nach d'Urville (Voy. de l'Astrolabe V, 277) dagegen hätte die dortige importirte Bevölkerung nicht das Spaniſche, ſondern die Sprache der Eingeborenen, das Chamorro ſich angeeignet. Auch in America hat das Spaniſche mehrfach die Sprachen der Eingeborenen ganz verdrängt: vor Allem in S. Salvador Nicaragua und Coſta Rica, deren einheimiſche Sprachen unbekannt ſind; indeſſen iſt dieſe Erſcheinung hier nicht ſo allgemein als Latham (Journal R. G. S. XX, 189) angegeben hat, ſondern beſchränkt ſich in Nicaragua auf einige Landſtriche, tritt in S. Salvador in der größten Ausdehnung auf und kommt auch in Honduras in manchen Dörfern vor (Scherzer, Wanderungen durch d. mittelam. Freiſtaaten 1857, S. 165,

Digitized by Google

402, 348). Wie sich in diesen Fällen der Sprachentausch aus weit fortgeschrittener Mischung der Eingeborenen mit den Spaniern erklärt, so auch bei den Guayqueriern, einem Zweige der Guaraunos an der Küste von S. Margaretha, die jetzt alle nur spanisch sprechen und sich von ihren Stammverwandten im Aeußeren bedeutend unterscheiden (Humboldt und Bonpland I, 467); ferner bei den Völkerschaften von Baradéro, Quilmos, Calchaquy und S. Domingo Soriano am R. Negro und in dessen Nähe, welche von den Jesuiten nicht in Gemeinden vereinigt, ihre Freiheit behielten und jetzt fast alle für Spanier gelten, da sie in Folge von Mischung deren Sprache und Lebensweise angenommen haben (Azara, Voy. dans l'Am. mérid. 1809. II, 217); bei den Bewohnern von Chiloe, deren ursprüngliche Sprache fast ganz in Vergessenheit gerathen und dem Spanischen gewichen ist (King and Fitzroy I, 278). Ueber die Changos, welche von Huasco bis Cobija reichen, liegen widersprechende Angaben vor: nach Einigen sind sie Indianer, nach Andern die Nachkommen von Spaniern die sich in alter Zeit hier festgesetzt hätten; ihre Sprache scheint allerdings ein verdorbenes Spanisch zu sein, auch kleiden sie sich wie die niederen Klassen in Chile, doch wird behauptet daß sie mit Spaniern nur wenig Verkehr gehabt hätten (de la Salle, Voy. aut. du m. sur la Bonite 1845. II, 13; St. Cricq im Bullet. soc. géogr. 1853. II, 304; Philippi in Petermann's Geogr. Mittheil. 1856, S. 56). Die Indianer der Umgegend von Rio Janeiro haben ebenfalls ihre Sprache fast ganz verloren und reden portugiesisch (von Eschwege, Journal v. Brasil. II, 16). Ohne Zweifel zu hoch gegriffen ist die Schätzung daß etwa eine Million der Eingeborenen von America ihre Muttersprache mit einer europäischen vertauscht hätte (Humboldt und Bonpland V, 774). Die Eingeborenen von ungemischtem Blute haben dieß vielmehr kaum in irgend einem bestimmt nachweisbaren Falle gethan: überall haben nur Mischlingsbevölkerungen im Zustande der Knechtschaft sich die Sprache der herrschenden Raçe aufdrängen lassen.

So sehen wir öfters an Zahl und Macht geringere Stämme von anderen stärkeren verschlungen werden und in ihnen auch mit ihrer Sprache untergehen: indem sie als Volk fortzuexistiren aufhören und sich mit dem mächtigeren Stamme amalgamiren, nehmen sie auch dessen Sprache an. Ein bekanntes Beispiel bietet dafür das alte Rom,

Digitized by Google

das ſo viele ſtammfremde Elemente abſorbirt hat. Daß manche americaniſchen Indianervölker allmählich eine Menge von Reſten anderer ſich einverleibt und dieſe dadurch zum gänzlichen Verſchwinden gebracht haben, wurde ſchon früher erwähnt. Indeſſen kommt es ſelbſt in ſolchen Fällen bisweilen vor, daß das von einem anderen verſchlungene Volk ſeine eigene Sprache dennoch behält: ſo die den Creeks incorporirten Yuchi; und vielleicht iſt der Umſtand daß die Weiber der Caraiben eine beſondere, von der der Männer verſchiedene Sprache beſitzen, auf ein ähnliches Verhältniß zu deuten. Dagegen ſollen auch manche den Caraiben nicht verwandte Völker deren Sprache angenommen haben (Humboldt und Bonpland V, 13). Vieles hängt natürlich in ſolchen Fällen von dem Willen des Siegers und von der Zähigkeit ab mit welcher der Unterliegende an ſeinen Stammeseigenthümlichkeiten feſthält, eine Eigenſchaft welche die einzelnen Völker in ſehr verſchiedenem Grade zu beſitzen ſcheinen. Die Kaſte der leibeigenen Knechte bei den Bracknas im Norden des Senegal ſind die Zenaghas, ein Berberſtamm, dem von ſeinen Herren, den Aſſani, die arabiſche Sprache aufgedrungen worden iſt (Leo Africanus; Bossi, I Negri della Nigrizia occ. Torino. 1838. I, 112), ähnlich wie mehrere Kabylen der Provinz Conſtantine, die freilich nicht reinen Blutes ſind, dieſe Sprache adoptirt haben (M. Wagner, R. in Algier 1841, II, 11). So haben auch manche Theile zerſprengter Vindjhavölker in Oſtindien ihre Sprache mit einer Tochterſprache des Sanſkrit vertauſcht. Daß umgekehrt auch die Sieger an die Beſiegten bisweilen ihre Sprache verlieren, dafür liefern die Normannen im 10ten Jahrhundert und die allerdings nicht ſehr zahlreichen Longobarden bekannte Beiſpiele, nur darf man aus ihnen nicht beweiſen wollen daß die phyſiſchen Racencharaktere der Völker feſter ſtänden als ihre ſprachlichen Eigenthümlichkeiten; denn welchem auch nur einigermaßen beſonnenen Naturforſcher kann es einfallen aus irgend welchen menſchlichen Miſchlingstypen die in die Miſchung eingegangenen Elemente herauszufinden, wo der linguiſtiſche und hiſtoriſche Aufſchluß über dieſen Punkt fehlt, oder die Elemente einer ſtattgehabten Völkermiſchung nach Procenten zu beſtimmen? Und deshalb ſollte man die Sprachforſchung geringer ſchätzen, weil ſie nicht ſchlechthin alle ſolche Miſchungen vollſtändig zu analyſiren im Stande iſt?

In faſt allen bisher angeführten Fällen iſt unmittelbar deutlich daß

das Volk welchem seine Sprache verloren gegangen ist, durch Mischung mit einem anderen zugleich auch als Volk fortzuexistiren aufgehört hat und daß die Betrachtung der physischen Typen uns ebensowenig als die Linguistik eine Kunde von seiner Existenz zu geben vermöchte, wenn ihr nicht specielle historische Zeugnisse zur Seite ständen. Ein äußerst seltener Fall dürfte dagegen der sein, in welchem sich nach Pott's Annahme (Art. „Indogerm. Sprachstamm" b. Ersch u. G. S. 52) die parthischen d. i. scythischen Eroberer Iran's befunden hätten, indem ihnen der grammatische Bau ihrer eigenen Sprache verloren gegangen und an dessen Stelle ein ganz einfacher getreten wäre, der des Pehlwi, das zu den iranischen Sprachen gehört. So vergaßen auf Sicilien die ungriechischen Völker ihre eigenen Sprachen in Folge vielfacher Mischungen der Einheimischen und der Sikelioten und in Folge gewaltsamer Verpflanzung ganzer Bürgerschaften: die ganze Insel wurde ein griechisches Land und blieb es bis tief in's Mittelalter (Niebuhr, Röm. Gesch. I, 174). Wo dergleichen indessen nicht bestimmt historisch nachweisbar ist, darf man solche seltene Ausnahmefälle nicht annehmen um andere unbewiesene Annahmen zu stützen. In diesen Fehler verfällt z. B. Berthelot (Mém. de la soc. ethnol. I, 146 ff.), wenn er die Ansicht ausspricht daß die heutigen Bewohner der Canarischen Inseln physisch und moralisch noch ganz die alten Guanchen seien und nur ihre Sprache verloren hätten, während er sich selbst auf den Nachweis einiger Aehnlichkeiten beider in Sitten und Lebensweise beschränkt findet und zwei verschiedene Typen der Guanchen-Mumien angiebt (ebendas. II, 115 ff.), von denen er nicht einmal behauptet hat daß sie die Typen der heutigen Eingeborenen seien. Desselben Fehlers macht sich Retzius (Müller's Archiv 1848, S. 395) schuldig, wenn er kurzweg annimmt, als ob es eben eine Kleinigkeit wäre, daß die Karelen ihre Sprache verloren und die finnische sich angeeignet hätten, weil sie ovale Köpfe besitzen, während der Sawolax rundköpfig ist, der Tawastländer aber viereckig gerundeten Schädel hat. Dergleichen Annahmen ohne historische Gründe sind unstatthaft. Sehr treffend sagt Pott (a. a. O. S. 81): „Wenn Kolonieen Sprachen zu unterdrücken oder auch nur wesentlich umzubilden im Stande sein sollen, so müssen sie eine dauernde Macht besitzen und diese Macht muß sich an bedeutende Städte als ihren Mittelpunkt anlehnen können, sonst gehen sie sammt der Sprache unrettbar in der Masse selbst der für eine Zeit lang von ihnen unterjochten Völker unter."

Im Gegenſatze zu der Erſcheinung des Sprachverluſtes bei einem Volke, oder wie man in der Mehrzahl der Fälle vielmehr ſagen ſollte, des Unterganges deſſelben mit ſeiner Sprache zugleich, ſteht die entgegengeſetzte nicht minder häufige, welche eine verhältnißmäßig große Kraft einzelner Sprachen zeigt ſich anderen gegenüber ſelbſtſtändig und rein zu erhalten. Das Spaniſche hat auf Manilla, trotz der friedlichen und geſicherten dortigen Herrſchaft der Spanier der Tagala-Sprache gegenüber ſo wenige Fortſchritte gemacht als das Engliſche in Oſtindien ſolche machen wird. Das Malaiiſche iſt auf Singapore, das Sowaheili auf der Oſtküſte von Africa die herrſchende Sprache geblieben, ſo viele Araber auch dahin allmählich eingewandert ſind und ſo unbeſtritten ihre Herrſchaft lange Zeit hindurch dort geweſen iſt. Auf Malta hat ſich das Arabiſche erhalten, wenn auch nur in geringer Reinheit. Trotz ihrer großen Zerſplitterung und Zerſtreuung haben die Zigeuner und an vielen Orten die Juden ihre eigenthümliche Sprache behalten.

Der hiſtoriſche Geſichtspunkt, welcher endlich noch den Unterſuchungen über die Eintheilung des Menſchengeſchlechtes und die Verwandtſchaften der Völker zu Grunde gelegt werden kann, läßt ſich im Grunde von der linguiſtiſchen Betrachtung des Gegenſtandes gar nicht trennen, da die Eigenthümlichkeiten der Sprache überall zu den hauptſächlichſten Zeugniſſen gehören von denen die Geſchichte des betreffenden Volkes ihr Licht erhält, und die Erkenntniß aller hiſtoriſchen Entwickelung in dem Maaße unvollkommen und fragmentariſch bleiben muß, als die Anhaltspunkte welche die Sprache ihr darbietet mangelhaft ſind oder ganz fehlen. Dennoch haben wir hier dieſe Trennung des linguiſtiſchen und hiſtoriſchen Geſichtspunktes uns erlaubt, theils weil es uns darum zu thun ſein mußte das Verhältniß zu erörtern in welches der erſtere bei einem Verſuche der Eintheilung des Menſchengeſchlechtes zu dem naturhiſtoriſchen Geſichtspunkte zu ſetzen iſt, mit dem er vielfach in Streit geräth, theils weil in Rückſicht der überwiegenden Mehrzahl der Völker der Erde von eigentlicher Geſchichte gar nicht die Rede ſein kann, ſo daß beim Mangel aller geſchichtlichen Zeugniſſe und abgeſehen von der Sprache ſich das was wir über ſie

historisch wissen, auf die Berichte einzelner Reisenden beschränkt, die trotz ihrer häufigen Magerkeit und geringen Anzahl doch oft als einzige Quellen von großer Wichtigkeit sind.

Die historische Betrachtung, insofern sie von der linguistischen verschieden ist, sieht sich daher in den meisten Fällen genöthigt sich damit zu begnügen, daß sie die Traditionen der Völker miteinander in Vergleichung stellt, vor Allem ihre religiösen Vorstellungen möglichst scharf in's Auge faßt, mit denen ihre Feste, die Behandlung ihrer Todten und andere Ceremonieen in nächster Verbindung stehen, dann die Art ihrer Zeitrechnung, die alten Baureste ihrer Länder, ihre jetzigen Wohnungen und deren Einrichtung, ihre Werkzeuge, Kleider, Schmuck und Waffen, ihre gesellschaftliche Verfassung und ihr Familienleben in Betracht zieht. Man hat auf diese ethnographisch nicht unwichtigen Dinge oft kühne Schlüsse von großer Tragweite gebaut, Wanderungen und Völkerverwandtschaften im Großen aus ihnen abzuleiten gesucht, ja man ist so weit gegangen die Abstammung der Menschen von einem Paare oder doch die Herkunft aller aus einer gemeinsamen Urheimath daraus zu folgern, daß sich Sagen von großen Fluthen* und Aehnliches bei einer großen Anzahl ganz entlegener Völker in analoger Weise wiederfinden. Deshalb müssen wir an dieser Stelle um so entschiedener darauf hinweisen, daß Uebereinstimmungen in allen eben erwähnten Beziehungen, einzeln genommen gar keine Beweiskraft für Völkerverwandtschaften besitzen, daß sie aber auch beim Zusammentreffen in mehreren Punkten immer nur erst an zweiter Stelle in Betracht kommen können; denn theils können alle diese Dinge unter ähnlichen Verhältnissen bei völlig und von jeher getrennt lebenden Völkern in ähnlicher Weise primitiv entstehen, theils können sie sich in Folge einer verhältnißmäßig nur kurz dauernden, oberflächlichen und wenig ausgebreiteten Gemeinschaft unter verschiedenen Völkern übereinstimmend ausbilden oder von einem auf das andere übergehen und sich traditionell bei ihm forterhalten. Da bedeutende Aenderungen in ihnen

* Nach der älteren Ansicht G. Cuvier's und Buckland's würde sich die Allgemeinheit der Flutbsagen allerdings aus einer entsprechenden allgemeinen und plötzlichen Umwälzung erklären lassen, welche die Erdrinde vor 5—6000 Jahren erlitten hätte. Andere Geologen folgen indessen hierin einer verschiedenen Auffassung und leugnen die Allgemeinheit einer solchen Umwälzung durchaus. (S. darüber die Anm. von Jameson zu Cuvier's Umwälzungen der Erdrinde, deutsch v. Röggerath 1830. II, 191 ff.).

Digitized by Google

oft auf geringe Anstöße hin erfolgen, beweist ihre Verschiedenheit bei je zwei Völkern für sich allein genommen immer nur wenig gegen, ihre Uebereinstimmung immer nur wenig für deren Verwandtschaft — die Uebereinstimmung müßte denn eine ganze Reihe auffallender Particularitäten betreffen, die wie die Laute der Sprache in ihrer Entstehung von ganz individuellen Dispositionen der Menschen abhängig, nicht wohl die Annahme zulassen daß ihre Identität rein zufällig sei. Wie große Vorsicht indessen auch hierin nöthig und wie richtig der Grundsatz ist, daß alle solche Uebereinstimmungen nie als selbstständige, sondern immer nur als secundäre bestätigende Argumente zu verwenden sind, werden einige der folgenden Beispiele in's Licht setzen.

Die Analogieen welche sich zwischen asiatischen und americanischen Völkern finden, sind vielfach zusammengestellt worden (Vgl. namentlich Delafield, Inquiry into the origin of the antiqq. of Am. Cincinnati 1836; Bradford, American Antiqq. New Y. 1841); die meisten der oft angeführten Einzelnheiten beweisen aber gar nichts, weil sie Dinge betreffen die sehr häufig bei uncultivirten Völkern der entlegensten Gegenden der Erde übereinstimmend vorkommen. Während der physische Typus der eingeborenen Americaner dem mongolischen sich nahe anschließt (Zusammenstellung der Zeugnisse darüber bei Bradford S. 284 ff.), muß der Bau der Sprachen dagegen als wesentlich verschieden gelten (Pott, d. Unglht. menschl. Rassen S. 257). Die wichtigsten Punkte der Uebereinstimmung sind folgende. Der Schamanismus der mongolischen Völker, welchem ein Feuercultus zu Grunde liegt (Erman's Archiv f. wissl. Kunde v. Rußland. VIII, 213 ff.), findet sein ziemlich genaues Gegenbild in den religiösen Vorstellungen und Ceremonieen der meisten Indianerstämme von Nordamerica. Auffallende Aehnlichkeiten der alten Bauwerke und namentlich der Religion der Azteken mit denen der Tataren und Tübetaner hat A. v. Humboldt namhaft gemacht, die Uebereinstimmung der alten Tempel von Yucatan mit denen des Buddha in Indien ist von Squier (The Serpent Symbol. New-Y. 1851. p. 205 ff.) weiter verfolgt worden. Die Lehre von einem periodischen Weltuntergange und von neuen Weltbildungen findet sich in Tübet und Indien wie im alten Mexico; der erste Weltuntergang geschieht durch Erdbeben, der zweite durch Feuer, der dritte durch Sturm, der letzte durch Wasser. Ferner von Humboldt hervorgehobene Parallelen betreffen die Zeit-

Digitized by Google

rechnung der alten Mexicaner und die einiger asiatischen Völker. Die Thierkreiszeichen der Mongolen sind willkürlich gewählte Thiernamen, dieselben welche ihnen zugleich zur Benennung der Jahre dienen, es sind die Zeichen: Maus, Ochse, Leopard, Hase, Krokodill, Schlange, Pferd, Schaaf, Affe, Huhn, Hund, Schwein. Die Mandschuhs Japanesen und Tübetaner haben statt des Leopárden, Krokodilles und Schaafes die Zeichen: Tiger, Drache und Ziege. Die Monatstage der Mexicaner führen zum Theil dieselben Namen; es finden sich nämlich unter ihnen die Zeichen: Hase, Schlange, Affe, Hund; anstatt des Leoparden, Krokodilles und Huhnes haben sie die ähnlichen Zeichen des Ozelotl, der Eidechse und des Adlers; die übrigen fünf Thiere der zuerst angeführten Reihe waren ihnen unbekannt. Aus dem Mondkalender der Hindus kommen in Mexico sieben Zeichen vor: Schlange, Rohr, Rasirmesser, Sonnenbahn, Hundeschwanz, Haus. Was sich aus diesen Thatsachen schließen läßt, dürfte bei der im Uebrigen durchaus eigenthümlichen und, wie es scheint, orginellen Gestalt der altmexicanischen Cultur, nichts weiter sein als dieß, daß ein asiatischer Ursprung mancher Culturelemente Mexico's nicht minder wahrscheinlich ist als zahlreiche Einwanderungen aus Asien nach Nordwest-America überhaupt, zumal da noch in neuerer Zeit in diesen Gegenden ein Vordringen der Völker nach Süden und Südosten hin von Nordwesten her stattgefunden hat, wie wir anderwärts nachweisen werden. Von einem Beweise für die Abstammung der eingeborenen Americaner aus Asien überhaupt, kann auf solche Gründe hin keine Rede sein. Was man aber unter anderen Umständen als eine an sich bedeutungslose Curiosität betrachten würde, daß der Coxcox der mexicanischen Sage dem Noah mit der Arche entspricht und daß selbst der grüne Zweig im Schnabel des Vogels dabei nicht fehlt, wird in diesem Falle beachtenswerth, wenn es auch wie das Analogon der Wassertaufe, das sich ebenfalls dort findet, weit entfernt bleibt zu bestimmten Schlüssen zu berechtigen und nichts weiter als eine Andeutung eines Punktes giebt, der bei der weiteren Untersuchung berücksichtigt zu werden verdient.

Wo sich nur Uebereinstimmungen der Sitten wie die folgenden finden: Bestimmung der Genealogie nach der weiblichen Linie allein, Begraben der Waffen und der werthvollsten Eigenthumsstücke mit den Todten, Abschneiden des Fleisches von den Knochen der Leichen und Verehrung der Todten, Zurückführung der Krankheiten auf böse Gei-

Digitized by Google

ster und Heilung derselben durch Magie und Zauberei — lauter Eigenthümlichkeiten die z. B. den Madekassen mit vielen americanischen Völkern gemeinsam sind, da wird man keineswegs an Stammverwandtschaft und nicht einmal an Uebertragung der Gebräuche von einem Volke auf das andere denken dürfen. Dagegen kommt allerdings die eigenthümliche Einrichtung des auf Madagascar gebräuchlichen Blasebalges — er ist wie eine doppelte Pumpe construirt — der Annahme daß die Madekassen von Malaien stammen als subsidiäres Argument zu Hülfe; denn ganz dieselbe Art des Blasebalges ist gebräuchlich auf Sumatra (Marsden, Sumatra Berl. 1788. S. 347), auf den Sulu-Inseln (Wilkes V, 338), auf Borneo bei den Dajaks (Brooke bei Keppel, Exped. to Borneo. 1846. I, 65), auf Mindanao, (Dampier, Nouv. Voy. autour du m. Amst. 1701. II, 9), auf Timor (Péron, Voy. de découv. aux terres Austr. 2de éd. 1824. Atlas. pl. 46) und in Dory auf Neu-Guinea (W. Earl, Native races of the Ind. Archip. 1853. p. 76).

Wie wenig indessen Aehnlichkeiten der häuslichen Einrichtung für sich allein genommen bedeuten, zeigt sich schon daran, daß King (Narr. of a survey of the coasts of Austr. 1827. I, 431) in York-Sund am Roe-Fluß in Australien unter den Hütten der Eingeborenen keine zwei fand die ganz gleich gebaut waren, und daß Simpson (Narr. of a journey round the world. 1847. I, 148) in einem Lager der Flatheads (Pend' d'Oreilles) in Nordamerica Zelte von allen möglichen Gestalten sah. Dieselbe Weise des Feueranmachens durch quirlendes Herumdrehen eines dünneren Holzes in dem Loche eines größeren Stückes kommt ebenso in Australien wie bei den Eingeborenen von Nord- und Südamerica, bei den Kaffern und Buschmännern vor (Alberti, Descr. phys. et hist. des Cafres. Amst. 1811. p. 36; Campbell, R. in Süd-Afr. Weimar, 1823. S. 37; Barrow, R. durch d. inneren G. des südl. Afr. 1801. I, 281), in gleicher Weise auf den Carolinen und Aleuten, wogegen auf Radack und auf den Sandwichinseln ein kleineres Stück Holz in die Rinne eines größeren unter einem Winkel von 30° eingesetzt und gerieben wird (Chamisso, Entdeckungsreise. S. 154), die Algonkins in Nordamerica aber mit zwei Steinen Feuer schlagen (Lafitau, Moeurs des Sauvages Américains. 1724. II, 242). — Die merkwürdige Sitte, welche Xenophon den Tibarenern in Klein-Asien zuschreibt, daß bei der Geburt eines Kindes der Mann

Digitized by Google

anſtatt der Frau als Wöchner zu Bette liegt und ſich pflegen läßt, iſt von der Art daß man wegen ihrer Sonderbarkeit geneigt ſein wird, wenn ſie ſich bei verſchiedenen Völkern gleichmäßig findet, eine Uebertragung derſelben von einem auf das andere anzunehmen; und doch zeigt ſich dieß unmöglich, wenn wir hören daß ſie nicht bloß in Weſt-Yünnan (M. Polo) und auf Buro (Ausland 1855. S. 1046), ſondern auch in Africa in Caſſange ſich findet (Zucchelli, Miſſions- u. Reiſebeſchr. nach Congo. 1715. S. 166), bei den Basken in Biscaya (Rougemont, Le peuple primitif. 1855. II, 420), am häufigſten aber in Süd-America*, nämlich bei den Caraiben (Fermin, Descr. de la col. de Surinam. Amst. 1769. I, 81; Lavayſſé, R. nach Trinidad. 1816. S. 181 leugnet es), auf der Perlinſel bei Carthagena (Allerhand lehrreiche Brief v. d. Miſſ. der Geſ. Jeſu od. d. Neue Welt-Bott. Augsb. 1726. I, 56), am Ucayale (Tſchudi, Peru. 1846. II, 235), am Solimoes bei den Juris (Spix u. Martius, R. S. 1186), am Tapajoz bei den Mundrucus (ebendaſ. 1339), bei den Abiponern (Dobrizhoffer, Geſch. d. Abiponer. 1783. II, 273).

Dieſe Beiſpiele werden hinreichen um zu zeigen wie große Vorſicht im Schließen geboten iſt, wenn Uebereinſtimmungen in ſolchen und ähnlichen Dingen allein vorliegen, und wie äußerſt unſicher die Grundlage iſt die ſie für die Ermittelung der Beziehungen welche unter Völkern ſtattfinden, für ſich allein genommen abgeben.

---

* Die Einſtimmigkeit der Reiſenden verbietet dieſe Sitte für erdichtet zu halten. Die Urſache derſelben ſcheint ein eigenthümlicher Aberglaube zu ſein. Bei den Caraiben ſoll ſie darauf beruhen, daß der Mann nach der Geburt eines Kindes kein großes, ſondern nur kleines Wild, Vögel u. dgl. ſchießen darf — vielleicht damit die Frau durch die Zurichtung großer Thiere in dieſer Zeit nicht über ihre Kräfte angeſtrengt werde — daher er den größten Theil des Tages zu Hauſe in der Hängematte zubringt (Quandt, Nachr. v. Surinam 1807. S. 252). Bei vielen Völkern hören wir von einem längeren ſtrengen Faſten des Mannes bei dieſer Gelegenheit, bei den Conibos am linken Ufer des Ucayale, bei den Indianern am Orinoco (St. Cricq im Bullet. soc. geogr. 1853. I, 289, Gilii 274). Nach Labat (Nouv. voy. aux isles de l'Am. 1724. II, 123) dauert dieſes bei den Caraiben 30—40 Tage, findet aber nur bei der Geburt des erſten Sohnes ſtatt und iſt demnach ohne Zweifel ein religiöſer Gebrauch.

Digitized by Google

Zweiter Theil.

Psychologische Untersuchung.

Hätte die Untersuchung der physischen Eigenthümlichkeiten des Menschengeschlechtes in unzweideutiger Weise ergeben daß die Einheit desselben als Art zu verneinen sei, so könnten wir der Erörterung über die verschiedene psychische Begabung der einzelnen Menschenstämme entweder ganz überhoben sein, wenn es uns nur darum zu thun wäre jene Frage nach der Arteinheit zu beantworten, oder wir dürften ihr doch nur die Bedeutung zuschreiben uns darüber aufzuklären ob den specifischen Unterschieden in der äußeren Bildung der Menschen durchgängig specifische Unterschiede des inneren Lebens entsprächen. Dagegen erscheint die psychologische Untersuchung als höchst wichtig, ja geradezu als unentbehrlich zur Lösung jener Hauptfrage selbst, wenn die Betrachtung des Menschen aus dem Gesichtspunkt der Anatomie und Physiologie zwar stärkere Gründe für die Einheit des Menschengeschlechtes als Art an die Hand giebt als gegen dieselbe, jedoch von solcher Art daß sich ihnen ein völlig entscheidendes Gewicht nicht zusprechen läßt — und eben dieß ist, wie wir gezeigt zu haben glauben, der wahre Sachverhalt. Möchten nun aber auch noch so bündige Gründe von naturhistorischer Seite für die Arteinheit des Menschengeschlechtes geltend zu machen sein, sie würden ihre ganze Beweiskraft verlieren, sobald dargethan würde daß es feste Unterschiede in der psychischen Begabung, daß es unüberschreitbare Grenzen der Entwickelungshohe für die einzelnen Menschenstämme gebe.

Zwar ist die psychologische Seite der Frage wohl nicht leicht ganz übersehen worden, aber um so häufiger hat man entweder ihre Wich-

Digitized by Google

tigkeit nicht hoch genug angeſchlagen oder ſie mit einer Oberflächlichkeit behandelt, über die man ſich im höchſten Grade wundern müßte, wenn die Erklärungsgründe derſelben nicht ſo nahe lägen. Iſt es ſchon ſchwierig die Befähigung einzelner uns wohl bekannter Individuen richtig zu beurtheilen, ſo iſt es eine noch weit mißlichere Sache die geiſtige Begabung ganzer Völker und Völkerſtämme zu würdigen. Brauchbare Maaßſtäbe dafür zu finden ſcheint kaum möglich, die Beurtheilung fällt deshalb faſt immer ſehr ſubjectiv aus. Die einzelnen Völker ſtehen zu verſchiedenen Zeiten auf ſehr verſchiedener Höhe der Entwickelung, und wenn die wirklichen Leiſtungen allein einen ſicheren Schluß auf das Maaß der vorhandenen Fähigkeiten geſtatten, ſo ſcheint dieſes Maaß ſelbſt bei dem nämlichen Volke im Laufe der Zeit ſich nicht gleich zu bleiben, ſondern in weiten Grenzen zu ſchwanken, zumal wenn man annehmen muß daß in allen Fällen ein Zuſtand urſprünglicher Rohheit der Culturentwickelung vorausging. Zu dieſen Schwierigkeiten kommt ferner der Umſtand, daß die äußeren und inneren Urſachen welche bei einem Volke den Uebergang von der Uncultur zur Cultur bewirken in ebenſo tiefes Dunkel gehüllt ſind, als die Verhältniſſe welche ein anderes an dieſem Fortſchritte hindern und es ewig auf der Stufe feſtzuhalten ſcheinen auf der es einmal ſteht. Dieß Alles bringt für ſich ſchon eine gewiſſe Geneigtheit hervor ohne tiefere Unterſuchung ſich mit der Sache abzufinden, indem man eine urſprünglich verſchiedene Begabung in die einzelnen Menſchenſtämme hinein denkt, ihnen verſchiedene Grade der Culturfähigkeit zuſchreibt, wie ſich dieß leicht, aber auch leichtfertig genug, durch draſtiſche Schilderung einiger Hauptzüge aus dem Leben des gedankenlos lärmenden Negers, des raſtlos umherziehenden Americaners, des menſchenfreſſenden Südſeeinſulaners wahrſcheinlich machen läßt. Der Naturmenſch bildet überall zum Culturmenſchen einen ſo ſcharfen Contraſt, daß es kaum noch der Eigenliebe und Eitelkeit des letzteren bedarf um ihn glauben zu machen, daß er ſich in geiſtiger Rückſicht ſpecifiſch von jenem unterſcheide. Daß er ſelbſt einſt auf gleicher Stufe geſtanden haben möge mit jenem, ſcheint ihm ein geringer Einwurf.

Die Berichte welche wir über den Zuſtand des geiſtigen Lebens culturloſer Völker beſitzen, ſind zwar zahlreich, aber bekanntlich weit davon entfernt uns ein einigermaßen vollſtändiges Bild ihres inneren Lebens zu geben. Fragmentariſch wie ſie ſind, läßt ſich aus den mei-

Digitized by Google

ſten von ihnen faſt alles Andere eher gewinnen als eine Einſicht in den Zuſammenhang dieſes letzteren, in die Art zu denken und zu fühlen die dieſen Völkern eigen iſt, in den Verſtand der auch bei ihnen in ſo Vielem iſt das dem oberflächlichen Blicke als thöricht, unſinnig oder grauenvoll erſcheint. Deshalb hat man ſich lange Zeit damit begnügt Religion Sitte und Sage ſolcher Völker als bloße Curioſität, als Albernheit und baaren Unverſtand zu betrachten und zu behandeln, oder man iſt von anderer Seite in tugendhafte Entrüſtung über dieſe Dinge gerathen, aber man hat ſich eben deshalb keine Mühe gegeben ſie zu verſtehen und ein Urtheil über die pſychiſchen Eigenthümlichkeiten oder eine Charakteriſtik des Naturmenſchen überhaupt daraus abzuleiten.

Außer den eben entwickelten Verhältniſſen, welche die Vernachläſſigung der pſychologiſchen Unterſuchung einigermaßen erklären mit der wir uns im Folgenden zu beſchäftigen haben, iſt endlich auch noch der Umſtand als nicht unweſentlich hervorzuheben, daß es bisher faſt nur Naturforſcher geweſen ſind welche das Problem der Arteinheit des Menſchengeſchlechtes behandelt haben. Dieſen lag die Auffaſſung der Racenfrage von der pſychologiſchen Seite nicht allein fern, ſondern ſie erſchien ihnen auch häufig wohl als gänzliche Nebenſache, und wenn ihrer überhaupt Erwähnung gethan wurde, ſo geſchah dieß unter der Vorausſetzung daß die pſychiſchen Eigenthümlichkeiten der Völker ihren phyſiſchen Charakteren, insbeſondere dem Schädelbaue entſprächen: man behandelte mit einem Worte dieſe Dinge mit demſelben Leichtſinn mit welchem es unter Phyſiologen gewöhnlich, faſt darf man ſagen mit welchem es unter ihnen Mode iſt die Pſychologie zu behandeln. Durch den Nachweis der größeren äußeren Affenähnlichkeit des Negers glaubte man ſich ohne Weiteres zu der Folgerung berechtigt daß er auch innerlich affenähnlicher ſei als der Europäer. Beſonders aber maß man die Schädelcapacität in der Ueberzeugung die geiſtige Capacität ſelbſt damit zu meſſen.

Daß die geiſtige Begabung der Völker und Völkerſtämme immer ihrem Kopfvolumen proportional ſei, hat namentlich Morton zu beweiſen geſucht, und obgleich aus ſeinen thatſächlichen Angaben, wie wir ſehen werden, deutlich das Gegentheil von dem hervorgeht was er beweiſen will, ſo hat man doch ſich bei ſeiner bloßen Verſicherung beruhigt und ihr auf's Wort geglaubt (ſo z. B. Ham. Smith,

Digitized by Google

p. 159; P. de Rémusat. Revue des deux mondes, 1854. 4me livr.). In Deutschland war man ohnehin derselben Ansicht und fand sich deshalb nicht zu einer genaueren Untersuchung der Thatsachen aufgefordert auf denen sie ruht. Nur erst neuerdings hat Engel (Unters. über Schädelformen S. 124 f.) bemerkt daß es noch erheblichen Zweifeln unterliege, ob die Masse des Gehirns bei Schädeln von verschiedenem Typus verschieden sei oder ob vielmehr bei Verengerung des Schädels nach einer Richtung zugleich immer eine Compensation nach einer andern Richtung eintrete, und ob die Gestaltverschiedenheiten der Schädel für sich allein schon einen bedeutenden Einfluß auf die Gehirnthätigkeiten ausüben. Mag man in vollem Maaße das Gewicht der Thatsache anerkennen, daß die indogermanischen und semitischen Völker, welche von jeher die wesentlichen Träger der Civilisation waren und noch sind — aus dem Schooße der Semiten sind die drei theistischen Hauptreligionen hervorgegangen — in Rücksicht ihrer Gehirnentwickelung vor allen andern Völkerstämmen bevorzugt sind oder doch keinem nachstehen; mag man selbst die entschiedene Behauptung Lawrence's (Lectures 3d ed. 1823. p. 416 ff.) daß die großen Unterschiede in der geistigen Entwickelung der Völker nur aus angeborenen Verschiedenheiten namentlich des Gehirnbaues erklärbar seien, als eine nicht unwahrscheinliche Muthmaßung gelten lassen, so gewinnt damit doch der Satz daß die Gestalt und Capacität des Schädels als Maaß der geistigen Befähigung zu betrachten sei, noch keine Wahrscheinlichkeit. Warum haben sich denn, fragt Prichard, I, 304 treffend, trotz ihrer ganz griechischen Schädelbildung die Georgier niemals geistig ausgezeichnet? Warum ging die griechische und römische Geistesbildung vor den Germanen zu Grunde? Warum, möchten wir hinzusetzen, gerieth sie überhaupt in Verfall, da die Schädelgestalt und die Gehirnbildung doch wohl dieselbe geblieben war? Wer sich weiter in der Geschichte umsehen will, findet mit Leichtigkeit noch andere Beispiele welche zeigen daß die Ueberwältigung von Völkern die einst höher civilisirt waren und eine schönere Schädelbildung besaßen, durch andere von minder glücklicher Schädelgestalt und geringer Geistescultur, nicht eben zu den seltenen Ausnahmefällen gehört. Trotz der unbestrittenen Uebermacht der weißen Menschen über die anderen Raçen, sind die Türken und die Magyaren in Europa eingedrungen, haben dauernde Siege erfochten und sich festgesetzt. Die größere Schä-

Digitized by Google

delcapacität der weißen Raçe hat dieß nicht zu hindern vermocht. Gehen wir indeſſen der Sache etwas näher.

Nach Parchappe's Meſſungen (Recherches sur l'encéphale) ordnen ſich die Raçen nach dem Kopfvolumen in folgende Weiſe: Kaukaſier, Neger, Mongole, Americaner, Malaie. Die erſtere zeichnet ſich aus durch die größte Kopflänge, die bedeutendſte Entwickelung der Stirn und des Hinterhauptes; beim Neger iſt die Kopflänge indeſſen gleich groß, kleiner beim Mongolen und Americaner, beträchtlich kleiner beim Malaien. Lawrence dagegen ſtellt den Malaien in Rückſicht ſeiner Schädelcapacität zwiſchen den Europäer und Neger, den Americaner zwiſchen den Europäer und Mongolen. Aus den umfangreichen Tafeln bei Tiedemann (D. Hirn des Negers, 1837) ergeben ſich folgende Mittelzahlen der Schädelcapacität:

für den Europäer	aus 135	Fällen	40⅔	Unzen
„ „ Americaner	„ 31	„	40⅛	„
„ „ Mongolen	„ 43	„	39⅔	„
„ „ Malaien*	„ 77	„	38¼	„
„ „ erwachſenen Neger	„ 48	„	37¹¹/₁₂	„
„ „ Aſiaten u. Africaner von weißer Raçe	„ 39	„	37⅔	„

Sonderbar genug ſtehen dieſe aus Tiedemann's thatſächlichen Angaben berechnetem Mittelwerthe ebenſo im Widerſpruch mit ſeinem bekannten, auf ſie gegründeten allgemeinen Satze, daß das Hirn des Negers nicht kleiner ſei als das des Europäers, wie Morton's Meſſungen mit den allgemeinen Reſultaten ſtreiten, die er aus ihnen abgeleitet hat. Dieſer nämlich giebt zwar an (Cran. Am. p. 260) daß die mittlere Schädelcapacität beim Kaukaſier 87 Cubikzoll, beim Mongolen 83, beim Malaien 81, beim Americaner 80, beim Neger 78 betrage, hat aber ſpäter (in Silliman's Americ. Journal of sc. and arts 2d series IX, p. 247) dieſe Reihe nach weiter fortgeſetzten Meſſungen ſelbſt zurückgenommen und ſo hergeſtellt wie ſie ſich bei Nott and Gliddon (Types of mankind, p. 450) findet, wo der Malaie unmittelbar nach dem Europäer mit 85, der Neger mit 83, der Mongole mit 82, der Americaner mit 79 Cubikzoll Gehirn auftritt, ſo daß die americaniſche Raçe (wie auch Meigs bei Nott and Glid-

* Nach Ausſcheidung der Papuas und Auſtralier.

Digitized by Google

don Indigenous races of the earth. 1857 bestätigt) am ungünstigsten gestellt ist. In directen Widerspruch mit seinen eigenen Angaben hat er sich mehrfach verwickelt durch die Behauptung daß die Schädelcapacität der geistigen Begabung entspreche. Die alten Peruaner und Mexicaner nämlich, die einzigen Völker America's die sich zu höherer Cultur erhoben hatten, besaßen eine Schädelcapacität von beziehungsw. 76 und 79" (Cran. Am. p. 261), Nott and Gliddon (Types p. 446) geben dieser sog. „toltekischen" Völkerfamilie* sogar durchschnittlich nur 76,8", ein altes halbcivilisirtes Volk in Peru hatte nur 73 und die höheren Stände der alten Peruaner 75 (Morton a. a. O. p. 112 und bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes III 329), d. h. ebensoviel als die Hottentotten und Alfurus — das Resultat von 155 Schädelmessungen —, wogegen Morton den rohen Nomadenvölkern von America 84" (Nott and Gl. a. a. O. 82,4") als Mittelwerth aus 161 Messungen zuschreibt,** den Creeks Irokesen und Eskimos sogar 87 und 88", d. h. so viel als dem Europäer, den offenbar weit begabteren Cherokees dagegen beträchtlich weniger; dem Hindu 75 und dem Neger 78 (Cran. Am. p. 173 f., 195, 247). Um seinen Satz zu retten fügt er nun freilich als guter Phrenolog hinzu daß die wilden Indianerstämme sich durch fortgesetzte kräftige Vertheidigung ihrer Freiheit im Grunde doch auch viel begabter gezeigt hätten als die sklavischen Peruaner und Mexikaner, und Phillips (bei Schoolcraft a. a. O. p. 331) wie Nott and Gliddon (Types 278) umgehen die Schwierigkeit geschickt durch die Behauptung, daß bei den wilden Völkern die niederen Triebe des Hinterkopfes im Uebergewicht gewesen seien, ihr Vorderhirn aber, die Intelligenz, nur ebenso gut oder nicht einmal so entwickelt gewesen sei als bei den Peruanern und Mexicanern. Nur Schade daß die beiden letzteren trotz ihrer Cultur bekanntlich sehr niedrige zurücklaufende Stirnen besaßen und daß für die wilden Stämme America's abgeflachter, wenig entwickelter Hinterkopf

---

* Morton spricht öfters von Totekenschädeln die er vor sich gehabt habe. Man muß sich dabei erinnern daß er „Tolteken" sehr ungeschickt die sämmtlichen alten süd- und nordamericanischen Culturvölker ohne Unterschied nennt.

** Im Gegensatze zu Morton behauptet Warren nach den Schädelmessungen die er in seiner Sammlung vorgenommen hat, daß die alten civilisirten Völker America's sich durch größere Stirn und bessere Schädelbildung vor den wilden ausgezeichnet hätten (Prescott, Hist. of the conq. of Mex. 2d ed. 1844. III, 353 not.).

Digitized by Google

von Morton selbst als typisch angegeben worden ist! Ein fernerer Widerspruch ergiebt sich auch noch daraus, daß die alten Aegypter nur 80 Cubikzoll (Mittelwerth aus 55 Fällen nach Morton bei Silliman a. a. O.; Nott and Gliddon, Types p. 280, 432, 450) und demnach ebenso wie die Hindus, alten Peruaner und Mexicaner, bedeutend weniger Gehirn besaßen als die völlig uncultivirten Stämme die in ihrer Nachbarschaft wohnten. Nur beiläufig erwähnen wir noch daß nach Tiedemann's und Morton's Tafeln (wie Bachmann bei Smyth, The unity of the hum. races, 1850. p. 262 anführt) der Unterschied zwischen der mittleren Schädelcapacität des Engländers und des Irländers 9 Cubikzoll, der zwischen Irländer und Neger nur 4 beträgt.

Neuerdings hat Huschke (Schädel, Hirn und Seele 1854) zahlreiche Messungen vorgenommen und gefunden (S. 23) daß zwar in allen Racen relativ große und kleine Schädel vorkommen, die größten von 41500 □ Mm. Oberfläche, durchschnittlich aber die Größe des Schädels beim Aufsteigen von den niederen zu den höheren Racen zunehme und die bedeutendste nur bei den letzteren vorkomme. Auch seine speciellen Angaben bestätigen indessen nicht den von ihm aufgestellten allgemeinen Satz; sie sind nämlich folgende (S. 48):

Mittelwerthe der Schädelcapacität

männlicher	Europäer:	40,88	Unzen	aus	441	Beobachtungen	
„	Americaner	39,13	„	„	31	„	„ „
„	Mongolen	38,39	„	„	46	„	„ „
„	Neger	37,57	„	„	54	„	„ „
„	Malaien	36,41	„	„	98	„	„ „

Man sieht sogleich daß diese Reihenfolge mit keiner der bisher angeführten übereinstimmt, daß sie aber auch ebensowenig als eine der vorigen den Satz bestätigt daß Schädelcapacität und geistige Befähigung einander proportional seien, denn der begabte Malaie hätte hiernach das geringste Gehirn und der Mongole weniger als der Americaner. Den ersteren Anstoß könnte man geneigt sein auf dieselbe Weise zu beseitigen wie Huschke S. 49 den Einwurf hinwegzuräumen sucht, daß die Schädelcapacität der Hindus, welche seiner Untersuchung nach bloß 27 Unzen Gehirn besitzen, sich zu der des Europäers nur = 2 : 3 verhält. Es soll sich dieß nämlich daraus erklären daß der Hindu durchschnittlich nur 4', der Europäer 6' hoch sei, sich zu diesem in Rücksicht seiner Körpergröße also = 2 : 3 verhalte und da-

Digitized by Google

her im Grunde ebenſo gut geſtellt ſei als dieſer. Dieſe Erklärung iſt indeſſen unſtatthaft, da der Hindu vielmehr durchſchnittlich 5'2" mißt (Laſſen, Ind. Alterthumskunde I, 402 nach Bory), auf den Malaien aber iſt ſie unanwendbar, weil dieſer im Durchſchnitt nicht kleiner als der Mongole iſt. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die alten Aegypter nächſt den Hindus unter allen Völkern kaukaſiſcher Raçe den kleinſten Schädel beſitzen (Huſchke). Daß manche americaniſchen Völker in der That ganz ungewöhnlich große Köpfe haben, geht insbeſondere daraus hervor daß die Hüte welche während des americaniſchen Freiheitskrieges in Paris für die Eingeborenen von Canada und von Neu-Orleans angefertigt wurden, ſich ſämmtlich als zu klein für ſie auswieſen. So haben auch die Feuerländer Eskimos und Vandiemensländer bei gedrungener Statur auffallend große Köpfe, wie dieß bei allen Bewohnern kalter Länder, auch innerhalb der kaukaſiſchen Raçe, im Vergleich mit denen wärmerer Gegenden der Fall zu ſein ſcheint (Parchappe a. a. O. S. 51). Virey (Hist. nat. du genre humain 1834. I, 66 ff.) bemerkt daß der Ruſſe voluminöſeren Schädel beſitze als der Schwede, der Kalmücke und Tatare größeren als der civiliſirte Europäer, namentlich aber der Lappe ſich durch ſtark entwickelten Schädelbau auszeichne. Auch Desmoulins hat auf den Mangel an Uebereinſtimmung hingewieſen der ſich bei der mongoliſchen und noch mehr bei der ſog. hyperboräiſchen Raçe zwiſchen dem Kopfvolumen und der geiſtigen Begabung finde. Endlich fehlt es nicht an Beiſpielen welche beweiſen daß gleiche oder doch ſehr ähnliche intellectuelle und moraliſche Anlagen bei verſchiedener Schädelform vorkommen, ſo wie umgekehrt verſchiedene Anlagen bei nahe gleicher Schädelgeſtalt und Schädelcapacität. Ein und daſſelbe Volk ſehen wir im Laufe ſeiner Geſchichte von der Rohheit zur Cultur fortſchreiten und von ſeiner Höhe wieder herabſinken, wir ſehen damit ſeine Fähigkeiten ſich ändern; da aber die Schädelform (wie man wenigſtens gewöhnlich annimmt) dieſelbe bleibt, ſo verträgt ſich die Behauptung daß die Geiſtesgaben von ihr abhängig ſeien, nicht einmal mit der Lehre von der Unveränderlichkeit der Raçen-Schädel. Auch von dieſer Seite her finden wir uns demnach genöthigt die Schädelcapacität als Maaß der geiſtigen Befähigung aufzugeben.

Nach Beſeitigung dieſer Vorfrage kehren wir zu unſerer Hauptaufgabe zurück, mit welcher wir uns erſt jetzt wirklich auf pſycholo-

Digitized by Google

gischem Gebiete befinden, nachdem sich gezeigt hat daß sich aus der Schädelbeschaffenheit kein Kriterium für die Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens entnehmen läßt, und zwar werden wir uns zuerst nach dem Wege zu fragen haben den diese Untersuchung einschlagen soll.

Wie in physischer Rücksicht die Menschen alle zu einer und derselben Art gehören, wenn sich nachweisen läßt daß die größten physischen Unterschiede welche unter ihnen vorkommen nicht beträchtlicher sind als diejenigen welche erst im Laufe der Zeit an demselben Volke oder Stamme entstehen können, so wird man sie in psychischer Rücksicht zu derselben Species zu rechnen haben, wenn sich zeigen läßt daß die größten Differenzen ihrer geistigen Entwickelung, ihrer intellectuellen und moralischen Cultur, nicht größer sind als die Unterschiede der Culturzustände welche dasselbe Volk in seiner Geschichte durchläuft. Es handelt sich hierbei nicht darum zu beweisen oder zu widerlegen daß gegenwärtig z. B. der Neger überhaupt oder etwa ein einzelnes Negervolk zu denselben geistigen Leistungen fähig sei als ein europäisches Culturvolk, denn Völker sind, auch wo sie momentan mit ihrer Geschichte zu brechen scheinen, von der historischen Grundlage ihrer Lebensentwickelung ebenso abhängig als Individuen und es erscheint schon wegen dieses Gesetzes der Continuität im Zusammenhange des inneren Lebens geradezu als unmöglich daß dasselbe Volk auf verschiedenen Stadien seiner Entwickelung, geschweige denn daß Völker die auf wesentlich verschiedener natürlicher und geschichtlicher Grundlage stehen, dieselben geistigen Leistungen machen. Bezeichnet man aber mit dem Worte Fähigkeiten was allein damit bezeichnet werden sollte, nicht die zu irgend einer Zeit und unter irgend welchen Voraussetzungen irgend einmal möglichen Leistungen, die sich auf keine Weise auch nur annähernd bestimmen lassen, sondern diejenigen Leistungen, welche in der Gegenwart d. h. für die jetzt lebende Generation unter günstigen Umständen Verhältnissen und Schicksalen möglich sind, so liegt am Tage nicht bloß daß die Fähigkeiten auch desselben Volkes im Laufe der Zeit sich ändern, sondern auch daß das Urtheil über die Einheit der Menschen als Art nur von der Entscheidung der Frage abhängt, ob unter günstigen Umständen im Laufe der Zeit alle Völker und Menschenstämme dieselbe Entwickelungshöhe zu erreichen vermögen oder nicht. Mag man daher auch noch so sehr darüber

Digitized by Google

einverstanden sein, daß die Fähigkeiten der Negervölker gegenwärtig weit zurückstehen hinter denen der Völker von weißer Raçe — und wer sollte dieß nicht zugeben? —, so folgt doch daraus gar nichts zu Gunsten der Behauptung daß es feste specifische Unterschiede unter den Menschenraçen in psychischer Rücksicht gebe.

Ganz analog unserer früheren naturhistorischen Untersuchung werden die Ergebnisse der psychologischen vorzüglich abhängig sein von der Beantwortung der Frage nach den größten Unterschieden der Geistesbildung welche bei verschiedenen Menschenstämmen, und nach den größten Veränderungen welche in dieser Rücksicht bei demselben Volke vorkommen. Finden sich innerhalb desselben Menschenstammes zu verschiedenen Zeiten an demselben oder an verschiedenen Völkern, oder auch zu derselben Zeit an verschiedenen Völkern geistige Unterschiede, die dem Maximum der überhaupt vorhandenen Unterschiede gleich sind oder sehr nahe kommen, so lassen sich diese nicht als specifisch betrachten. Dasselbe gilt auch dann, wenn die Differenzen der Individuen desselben Volkes, abgesehen natürlich von krankhaften Erscheinungen (Blödsinn u. dergl.), jenem Maximum gleich kommen. Die Bildungshöhe der Individuen ist in zweierlei Hinsicht für unsere Hauptfrage von Wichtigkeit, theils insofern als die begabtesten und unbegabtesten eines jeden Volkes die Grenzen der geistigen Befähigung dieses letzteren selbst bezeichnen und daher die Grundlage der Entscheidung darüber abgeben müssen, ob wir es hier mit specifischen Unterschieden zu thun haben oder nicht, theils insofern als die begabtesten unter sonst günstigen Umständen das Volk dem sie angehören, auf eine entsprechend höhere Stufe der Cultur und (was davon unzertrennlich ist) der geistigen Befähigung selbst zu heben vermögen.

Es ist leicht ersichtlich daß zur Lösung der bezeichneten Aufgabe eine möglichst vollständige specielle Schilderung des geistigen Lebens der Naturvölker mit allen seinen Eigenthümlichkeiten erfordert wird, denn erst aus einer solchen wird sich eine begründete Bejahung oder Verneinung jener Frage entnehmen lassen, wenn wir ihre Hauptzüge den hervorstechenden Leistungen der Culturvölker in ihrer historischen Entwickelung gegenüberstellen. Dieses Detail einer späteren Darstellung vorbehaltend wenden wir uns hier der allgemeinen Betrachtung jenes psychologischen Problems zu, indem wir zugleich die Resultate

Digitized by Google

mit benutzen welche sich aus dem speciellen Studium des Gegenstandes uns ergeben haben.

Wir dürfen hierbei von der Voraussetzung ausgehen daß, wie im Leben der Einzelnen, so auch im Leben der Völker alle höhere geistige Entwickelung, alle Cultur erst etwas Secundäres ist und auf einem allmählichen Fortschritt zu einem besseren Zustande beruht als der primitive Zustand der Menschheit, der sog. Naturzustand, überall war. Diesen letzteren werden wir uns für alle Raçen gleichmäßig als einen Zustand gänzlicher Unbildung zu denken haben, und wenn wir ihm auch hier nicht die Merkmale der Rohheit Verwilderung und Versunkenheit beilegen wollen, theils um verkehrte Vergleichungen desselben mit moralischen Werthbegriffen zu verhüten, theils um späteren Ueberlegungen nicht vorzugreifen, so dürfen wir doch hervorheben daß der Naturzustand im Gegensatz zu aller erst erworbenen Cultur eine Weise der menschlichen Existenz bezeichnet, bei welcher alle geistigen und moralischen Kräfte noch völlig unentwickelt sind. Sind wir nun zwar zu der Annahme genöthigt daß alle Völker zuerst eine solche Zeit absoluter Unbildung durchlebt haben, so daß sie hierin jedenfalls ursprünglich in geistiger Beziehung einander gleich waren, so bleibt es doch eine mögliche Ansicht daß einige sich in Folge besserer Anlagen, vielleicht in Folge eines ihnen eingepflanzten specifischen Triebes zu höherer Culturentwickelung, leichter und auf geringere äußere Veranlassungen hin aus jenem Zustande herausgearbeitet haben, als andere die nicht nur dieß nicht vermochten, sondern kaum durch die kräftigste Einwirkung sich dahin bringen lassen einige der ihnen dargebotenen Elemente fremder Cultur sich anzueignen.

Halten wir den zuletzt aufgestellten Gesichtspunkt für unsere psychologische Untersuchung fest, so wird es unsere Aufgabe sein zuerst die wesentlichen specifischen Charaktere des Menschen überhaupt aufzusuchen, d. h. diejenigen durch welche er sich von den ihm zunächst stehenden Thieren unterscheidet, um zugleich daraus zu ersehen ob diese Merkmale sämmtlich in gleicher Weise allen Raçen und Individuen zukommen oder nicht. Erst die zweite Frage kann es dann sein ob es innerhalb dieser Charaktere die das Wesen des Menschen in Rücksicht seines geistigen Lebens ausmachen, kleinere aber ebenfalls feste Unterschiede giebt, welche uns nöthigen die einzelnen Menschenstämme nicht als Varietäten einer Art, sondern als Arten einer Gattung anzusehen. Um diese Frage zu

Digitized by Google

löſen, werden wir verſuchen müſſen mit Benutzung des empiriſchen Materiales das ſich für dieſen Zweck verwendbar zeigt, uns ein Bild vom Naturzuſtande des Menſchen zu entwerfen, das von allen philoſophiſchen Vorausſetzungen fern gehalten, ſich möglichſt genau an unſere thatſächliche Kenntniß des Menſchen anzuſchließen hat. Um endlich von hieraus zu einer richtigen Würdigung der Unterſchiede zu gelangen welche ſich zwiſchen der Entwickelungshöhe der verſchiedenen Menſchenſtämme finden, werden wir die Umſtände und Verhältniſſe in Erwägung zu ziehen haben, welche dem Menſchen dazu beſtimmen den Naturzuſtand zu verlaſſen, wobei ſich ergeben wird, ob wir die unter den einzelnen Völkern ſtattfindenden Unterſchiede der Entwickelung von ſpecifiſchen Verſchiedenheiten der geiſtigen Begabung oder von Verſchiedenheiten ihrer Naturumgebung, ihrer Lebenslage, ihres Zuſammentreffens mit anderen Völkern, mit einem Worte von Verſchiedenheiten ihrer hiſtoriſchen Schickſale abzuleiten haben oder möglicher Weiſe von einem Zuſammenwirken beider.

I. Die ſpecifiſchen Charaktere des Menſchen.

Es würde eine überflüſſige Mühe geweſen ſein, hätten wir früher bei Betrachtung des Menſchen von der phyſiſchen Seite in größerer Ausführlichkeit die charakteriſtiſchen Unterſchiede beſprochen welche zwiſchen dem Menſchen und den Thieren ſtattfinden: ſie ſind bekannt und unbeſtritten; was dagegen das Gebiet des geiſtigen Lebens betrifft, ſo liegen dieſe Unterſchiede wenigſtens zum Theil der Beobachtung nicht ſo offen vor als jene und ſind zu keiner ſo allgemeinen Anerkennung gekommen, denn noch jetzt begegnet man nicht ſelten bei Schriftſtellern deren Urtheil auf umfaſſenden eigenen Erfahrungen ruht einer Darſtellung, nach welcher es den Schein gewinnt daß das geiſtige Leben der niederen Raçen nicht höher ſtehe als das der Affen, ihr Gemüthsleben nicht höher als das der Raubthiere. Der Witz Beaumarchais': Boire sans soif et faire l'amour en tout temps, c'est ce qui distingue l'homme de la bête, iſt im Ernſte vertheidigt

Digitized by Google

worden, und es finden ſich ſolche und ähnliche Anſichten bisweilen gerade von denen vertreten, die ohne ungünſtige Vorurtheile ſich unbefangen den Eindrücken hingegeben haben welche das Leben eines völlig uncultivirten Volkes auf den Europäer macht. Scheint es auf den erſten Blick gewagt in dieſen Dingen Männern zu widerſprechen die mit eigenen Augen geſehen haben, ſo iſt es doch erklärlich genug daß gerade der unmittelbare Anblick der Rohheiten die im Leben der ſog. Wilden täglich und ſtündlich hervortreten, in Verbindung mit den Leiden und Quälereien denen der Reiſende von Seiten jener Menſchen ausgeſetzt zu ſein pflegt — meiſt die drückendſte Zugabe zu den übrigen Beſchwerden die ſein Unternehmen mit ſich bringt — es zu einer billigen Beurtheilung nur ſelten kommen läßt, zumal von Seiten des civiliſirten Europäers der unvorbereitet auf die ungeheure Geiſtesträgheit, auf den phyſiſchen und moraliſchen Schmutz die er vorfindet, über den Contraſt mit der Heimath erſchrickt, der von Ekel erfüllt und von vergeblichen Anſtrengungen ermattet ſich abgeſtoßen und im Innerſten empört fühlt von dem Bilde das ſich ihm darſtellt. Bei dem allgemeinen Intereſſe und der hohen Wichtigkeit die es hat das Weſen des Menſchen in geiſtiger Beziehung richtig aufzufaſſen, erſcheint es, insbeſondere den verſchiedenen Beurtheilungen gegenüber welche die ſog. wilden Völker erfahren haben, als keine müßige Frage, welche feſten weſentlichen Unterſchiede es ſind die den Menſchen vom Thiere trennen, denn gerade dieſe Unterſchiede bezeichnen zugleich die Haupteigenthümlichkeiten welche die gemeinſame Grundlage für das geiſtige Leben des rohen und des civiliſirten Menſchen bilden.

Es genügt für dieſen Zweck nicht einen Ausdruck zu finden durch den ſich der ſpecifiſche Unterſchied des Menſchen vom Thiere in allgemein verſtändlicher Weiſe bezeichnen läßt. Solcher Formeln hat man mehrere aufgeſtellt, und man kann ihnen beiſtimmen ohne einer von ihnen den Vorzug zu geben, denn ſie gewähren durchgängig keine beſtimmte Einſicht in die beſonderen Umſtände welche für die Trennung des Menſchen vom Thiere von entſcheidender Bedeutung ſind und vermögen den Zweifel nicht zu beſeitigen, ob wir berechtigt ſind dieſe Trennung als eine feſte oder als eine durch fließende Unterſchiede vermittelte zu betrachten. Wenn man dem Menſchen ausſchließlich Vernunft zuſchreibt oder Geiſt, wenn man ihm Perfectibilität beilegt, die man den Thieren abſpricht, ſo iſt damit zwar eine Entſcheidung der

Digitized by Google

Streitfrage gegeben die wir zu erörtern uns vorgenommen haben, aber die wirkliche Untersuchung derselben ist damit nicht sowohl angefangen, als vielmehr abgeschnitten, und ob unsere Einsicht in den wirklichen Sachverhalt damit erweitert wird oder nicht, wird ganz von der Feststellung des Sinnes abhängen, den man jenen vieldeutigen Ausdrücken zusprechen zu müssen glaubt, und von der Tiefe und dem Umfange in denen man die specielleren Bestimmungen entwickelt welche in ihnen enthalten sind. Erscheint es demnach nicht bloß als zweckmäßig, sondern geradezu als geboten in der Untersuchung von diesen specielleren erfahrungsmäßigen Bestimmungen selbst, nicht von allgemeinen Begriffen auszugehen, so macht sich dieß außerdem auch noch aus dem zweiten Grunde nothwendig, daß eben die Perfectibilität, die man so oft zum allgemeinen Kriterium der Menschheit gemacht hat, den sog. niederen Menschenracen von manchen Schriftstellern abgesprochen wird. Ob dieß mit Recht oder Unrecht geschehe, wird sich nur aus genauer historischer Betrachtung der einzelnen Völkerfamilien und ihrer geistigen Charaktere ergeben können: wir sehen uns also auch von dieser Seite her dazu aufgefordert die allgemeinen Begriffe wenigstens vorläufig bei Seite zu legen und uns auf das Besondere einzulassen. Ueberdieß läßt sich schwer bezweifeln daß auch manche Thiere, wenn sie auch keine Geschichte haben im Sinne der menschlichen Culturgeschichte, eine gewisse Perfectibilität besitzen; wir brauchen in dieser Rücksicht nur an das Pferd und den Hund zu erinnern. Allerdings ist es nicht der eigene Trieb dieser Thiere, sondern die Einwirkung des Menschen, in Folge deren sie den Naturzustand verlassen und sich zu einer höheren Stufe der geistigen Entwickelung erheben; um sich aber davon zu überzeugen daß sie einer solchen Erhebung in der That fähig sind, braucht man nur das Pferd des Arabers mit seinen wilden Stammeltern zu vergleichen. In beständigem Umgang mit seinem Herrn und dessen Familie wird es versorgt und geliebt wie ein Kind des Hauses und nimmt gleich einem der nächsten Angehörigen an Allem theil was die Familie betrifft: daß es menschliche Handlungen und Schicksale in großem Umfange verstehen lernt, daß es selbst in bewundernswerth verständiger Weise bisweilen unaufgefordert mithandelt und daß es ebendeshalb in vielen Fällen wirklich einen gemüthlichen gefühlsmäßigen Antheil an dem nehmen muß was in die äußeren und inneren Verhältnisse der Menschen eingreift, was sie bedroht, erschüttert oder zerstört,

Digitized by Google

dafür mangelt es nicht an zahlreichen Beweisen. Werden wir diesem Thiere also wohl die Perfectibilität absprechen, werden wir leugnen können, daß sein Vorstellungskreis einer Erweiterung über seinen natürlichen Horizont hinaus fähig, daß sein Gemüthsleben einer Vertiefung, einem Verständniß von Gemüthszuständen höherer Art zugänglich sei, die ihm von Natur fremd sind?

Suchen wir also nach bestimmteren Unterschieden zwischen dem Menschen und dem Thiere als diejenigen sind welche der Ausdruck „Perfectibilität" in sich schließt, und suchen wir sie unmittelbar auf dem Gebiete der besonderen Thätigkeiten und Leistungen die dem Menschen eigenthümlich sind. Ihre Betrachtung wird uns zugleich lehren, welche Umstände und Verhältnisse es sind auf denen die Erhebung des Menschen über das Thier, auf denen der Charakter desselben beruht, vermöge dessen man ihm ausschließlich oder doch mit einem gewissen besonderen Rechte Perfectibilität zuzuschreiben pflegt.

Daß der Mensch aus Erfahrung lernt, ist zwar eine seiner folgenreichsten und wichtigsten, aber in dieser Allgemeinheit wenigstens keine seiner specifischen Eigenthümlichkeiten. Die alltäglichsten Beobachtungen die wir an den Hausthieren machen, zeigen uns daß auch sie durch Schaden klug werden. Es geschieht dieß oft in kurzer Zeit und die Lehre dauert für das ganze Leben. Elephanten welche die Uebermacht des Menschen einmal mit aller Entschiedenheit empfunden haben, pflegen sich ihr später fortwährend ohne Widerstreben zu fügen; die mit dem Lasso eingefangenen wilden Pferde machen jede mögliche Anstrengung um sich wieder zu befreien, aber einmal gebändigt, zeigen sie sich gewöhnlich lenksam und geduldig für immer. Selbst eine bemerkenswerthe Accommodation an ungewöhnliche Umstände findet sich bei Thieren nicht selten, wie z. B. wenn man an Affen, die sich an einem heiß dargebotenen Trunke verbrannt hatten, mehrfach bemerkt hat, daß sie später immer ruhig warteten bis er kühl geworden war (Bennett, Wanderings in N. S. Wales. 1834. II, 158),* aber diese Benutzung früherer Erfahrungen geht theils, wie es scheint, überhaupt nicht über einen gewissen Punkt hinaus, theils wird sie durch thierische Begierden oft gehindert welche zu mächtig hervorbrechen als daß die gemachte Er-

* Mehrere hierher gehörige Beispiele und eine Erörterung der Schwierigkeiten mit denen ihre richtige psychologische Würdigung zu kämpfen hat s. in m. Grundlegung der Psychol. S. 185 ff.

Digitized by Google

fahrung dem Thiere zu Gute kommen könnte. So werden Affen ganz gewöhnlich gefangen durch eingegrabene Töpfe voll Mais, durch deren engen Hals ſie nur die leere Hand einzuführen, die gefüllte aber nicht wieder zurückzuziehen vermögen. Wollen wir auch nicht in Abrede ſtellen daß der natürliche Menſch oft in ähnlicher Weiſe von der ſinnlichen Begierde überwältigt um die Frucht ſich betrogen ſieht welche ihm die aus der Erfahrung gezogene Lehre tragen könnte, ſo würde es doch überall vergeblich ſein Menſchen auf ſo plumpe Weiſe und wiederholt zu fangen wie die Affen.

Indeſſen muß man ſich hüten dasjenige zu gering anzuſchlagen was die Thiere wirklich aus Erfahrung lernen. Das geheimnißvolle Wort „Inſtinct“ verdeckt uns im Seelenleben der Thiere gar Vieles worin mehr wirklich pſychiſches Leben und weniger Mechanismus enthalten iſt als man gewöhnlich glaubt. Wir führen zum Beweiſe hier nur das eine aber wichtige Beiſpiel an, daß die bekannten Erſcheinungen die wir einfach als eine Folge inſtinctiver Furcht der Thiere vor dem Menſchen zu bezeichnen pflegen, höchſt wahrſcheinlich nur aus den Erfahrungen zu erklären ſind welche ſie an dieſem gemacht haben, ſei es nun daß auf eine uns unbekannte Weiſe eine Tradition, eine Art von Belehrung der Jungen durch die Alten in dieſer Rückſicht auch in der Thierwelt anzunehmen iſt, oder daß die ſpäteren Generationen ſchon von Natur vorſichtiger und ſcheuer ſind, während die früheren es durch eigene Erfahrung wurden (ſ. oben S. 93 u. 99). Die Beobachtungen welche für die von uns angegebene Deutung ſprechen, betreffen das Verhalten der Thiere in Gegenden die in früherer Zeit von Menſchen nie betreten worden ſind: alle Arten von Vögeln, erzählt Darwin (Naturwiſſ. R. deutſch von Dieffenbach 1844. II, 169), ſelbſt die Raubvögel nicht ausgeſchloſſen, ſind auf den Gallapagos-Inſeln durchaus zahm, es giebt keinen der ſich nicht nahe genug kommen ließe um ihn mit einer Ruthe zu ſchlagen oder mit einer Kappe zu fangen. Nach den Erzählungen von Cowley und Dampier (1684) zu urtheilen ſcheinen ſie früher ſogar noch zutraulicher geweſen zu ſein. Auch auf den Falklands-Inſeln, wo es doch Falken und Füchſe giebt, hat man dieſelbe Beobachtung gemacht. Nur mit den Wandervögeln die in fremden Ländern Vorſicht lernten, verhält es ſich anders. Auf Poſſeſſion Island (Victoria Land) verſuchten die Pinguine ſogar der Mannſchaft des Capitän Ross (Voy. in the Southern and Antarctic re-

Digitized by Google

gions. 1847. I, 189) den Weg ſtreitig zu machen. Auch in Kordofan ſind die Vögel weit weniger ſcheu, wenn nur der Jäger ſich in eine andere als die gewöhnliche Landestracht kleidet (Pallme, Beſchr. von Kordofan. 1843. S. 153).

Vergleichen wir den Menſchen mit dem Thiere in dieſer Hinſicht, ſo ſind die Lehren welche er aus der Erfahrung zieht, nicht allein ungleich umfaſſender, ſondern ſie üben auch einen viel tieferen Einfluß auf die geſammte Geſtaltung ſeines äußeren und inneren Lebens aus und befähigen ihn erſt in die beherrſchende Stellung zu treten die er ſelbſt auf der niedrigſten Stufe der Cultur überall der Natur gegenüber einnimmt wo wir ihn finden. Wie der civiliſirte Menſch den rohen Naturmenſchen, ſo überwältigt dieſer die ihm feindlichen Naturgewalten und namentlich die Thiere nicht ſowohl durch phyſiſche als durch geiſtige Kraft: er benutzt ihre Inſtincte auf die mannigfaltigſte Art um ſie zu täuſchen, wendet den geeigneten Köder an ſie zu fangen, ahmt ihre Stimmen nach, verkleidet ſich in entſprechender Weiſe um ſie zu beſchleichen und richtet die Art der Jagd auf das Sinnreichſte nach den Lebensgewohnheiten eines jeden ein. Zwar noch weit entfernt von einer bewußten und ſicheren Herrſchaft über die Natur, iſt doch ſein Kampf mit ihr ein durchaus erfolgreicher, erfolgreich durch unmittelbaren Sieg über die äußere Macht oder mittelbar durch ein Mißlingen, das ihn zur Vorſicht für die Zukunft mahnt und zur Ueberlegung über die Wahl und Anordnung der Mittel anleitet welche er verſuchen muß um drohendem Uebel zu begegnen.

Wie ſich in jener Accommodation an die Umſtände und in deren geſchickter Benutzung auch bei den roheſten Völkern eine entſchiedene Superiorität über die Thiere ausſpricht, ſo zeigt ſich eine ſolche nicht minder bei ihnen in der Unterwerfung der geſammten Natur unter beſondere menſchliche Zwecke. Der Schutz gegen die Einflüſſe des Klima's durch Kleidung und Wohnung, die Verfertigung von Werkzeugen die theils der Herſtellung der letzteren, theils dem Fiſchfang, der Jagd, der Zubereitung der Speiſen oder der Gewinnung und Aufbewahrung anderer Lebensbedürfniſſe dienen, fehlen bei keinem Volke der Erde, und man erkennt in dieſen Dingen ebenſo leicht eine viel weiter gehende Benutzung der gemachten Erfahrungen als ſich ſelbſt bei den begabteſten Thieren findet, als man einſieht daß eben von dieſer Benutzung alle höhere geiſtige Entwickelungsfähigkeit abhängt.

Hat man früher von den Eingeborenen der Marianen erzählt, daß sie nicht einmal hätten Feuer machen können, so ist dieß später als Fabel erkannt worden. Nur auf Fakaafo (Union-Inseln, nördl. v. Samoa-Archipel), dessen Bewohner ganz von Kokosnüssen und Pandanus leben, hat sich wirklich keine Spur von der Kunst des Kochens und Feueranmachens gefunden (Wilkes, Narr. of U. St. Expl. Exped. 1845. V, 18), indessen scheint bei ihnen auch kaum ein Bedürfniß dieser Art vorhanden zu sein.

Nächst dem umfangreichen Lernen aus Erfahrung, durch das dem Menschen die Beherrschung der Natur möglich wird, ist die bezeichnende oder darstellende Thätigkeit desselben als wichtiger Vorzug herauszuheben, von dessen Besitz einerseits alle Fixirung und geordnete Reproduction der eigenen Gedanken, anderseits aller Austausch derselben mit Andern, aller innigere Verkehr mit diesen und daher auch alle traditionelle Belehrung wesentlich abhängt. Während die Thiere zur Darstellung ihres Innern nur sehr unvollkommene Mittel zu besitzen scheinen und deshalb jedes Individuum, wenn nicht äußerlich, doch innerlich fast ganz isolirt lebt und geschieden von den andern, sehen wir den Menschen auf allen Stufen seiner Entwickelung bestrebt durch sinnlich wahrnehmbare Zeichen und Bilder dem was sein Inneres bewegt einen Ausdruck zu geben. Wie namentlich Schleiermacher hervorgehoben hat, spricht sich in dieser Art der Thätigkeit eine wesentlich menschliche Eigenthümlichkeit aus: es ist ursprünglich nicht der vorgestellte Zweck sein Inneres Andern mitzutheilen, überhaupt nicht ein bestimmtes Wollen, was der Kundgebung seiner inneren Regungen zu Grunde liegt, es ist vielmehr zunächst nur die Erleichterung die sein bewegtes und gepreßtes Innere selbst dadurch erfährt, welche die Versuche dieser Art aus ihm hervortreibt. Er sucht und findet nur seine eigene Befriedigung darin, daß er durch physische Thätigkeit in sichtbarer und hörbarer Weise seinen Gemüthsbewegungen einen Ausdruck giebt, er wirkt durch die Production solcher sinnlich anschaulichen Veränderungen auf sich selbst zurück und wird dadurch nicht allein seiner Macht über die Außenwelt, sondern namentlich auch der psychischen Vorgänge inne die zur Aeußerung gekommen sind. Zu dieser eigenen Befriedigung kommt aber noch das freilich nur langsam fortschreitende Verständniß Anderer, die bei gleicher Organisation und gleichem Bedürfniß die Bewegungen des Inneren in äußere Thätig-

Digitized by Google

keiten umzuſetzen und durch ſie auszulöſen, ſich unwillkürlicher Weiſe überall zu demſelben oder doch zu ähnlichem Ausdruck des erregten Gemüthes hingeführt finden wenn die Art der Erregung ſelbſt eine entſprechende iſt.

Es iſt hier nicht der Ort auf die pſychologiſchen Verhältniſſe tiefer einzugehen von denen der Urſprung der Sprache abhängt, auch haben wir es hier nicht mit der Sprache allein zu thun, denn ſie iſt nur eines, wenn auch das hauptſächlichſte unter den Mitteln die dem Menſchen zur Darſtellung ſeines Inneren dienen. Vielmehr kommt es nur darauf an den Beſitz der Sprache und neben ihr den ſehr ausgedehnten Gebrauch einer Menge von anderen Darſtellungsweiſen des inneren Lebens als ſpeciſiſch menſchliche Eigenthümlichkeit geltend zu machen.

Daß auch die uncultivirteſten Völker Wortſprache und zwar eine ſolche beſitzen, deren grammatiſcher Bau einer vollkommen beſtimmt ausgeprägten Geſetzmäßigkeit folgt, iſt jetzt allgemein zugegeben. Wenn es zwar mehr als wahrſcheinlich iſt daß Thiere derſelben Art einer gewiſſen Mittheilung ihrer innern Zuſtände untereinander nicht ganz entbehren, ſo läßt ſich doch das was ſie in dieſer Rückſicht zu leiſten vermögen nur ſehr entfernt mit menſchlicher Sprache vergleichen. Ihrem verhältnißmäßig geringen Bedürfniſſe nach einer Darſtellung des Innern entſprechend, hat die Natur ſie faſt durchgängig ſchon in der Anzahl und Art der Laute die ſie zu produciren vermögen ebenſo ſtark beſchränkt als in ihrem Mienen- und Geberdenſpiel; es fehlt ihnen an Mitteln des Ausdrucks, es fehlt ihnen wohl nicht minder auch an dem was allein eines wohl geordneten und fein nüancirten Ausdrucks fähig iſt, an einer Gedankenwelt die eine beſtimmte Gliederung in relativ ſelbſtſtändige Einzelvorſtellungen beſitzt: es kann deshalb bei ihnen zu nichts weiter kommen als zu einem Ausdruck ihres Geſammtzuſtandes, ihres allgemeinen Befindens, das in verſchiedenen Lebenslagen verſchiedene Arten und Grade innerer Aufregung erfährt. Menſchliche Sprache dagegen erfordert nicht allein den Beſitz beſtimmter Einzelvorſtellungen die den Gegenſtänden einzeln genommen entſprechen, ſondern auch die beſtimmte Unterſcheidung der wechſelnden Beziehungen und Verhältniſſe in die ſie zueinander treten, ſie ſetzt (wie wir dieß nennen können) eine beſtimmte Gliederung des Gedankens voraus, denn eben nur dieſe iſt es welche eine Bezeichnung durch gram-

matiſche Formen zuläßt und die letzteren ſelbſt erſt möglich macht. So tief eine Sprache in ihrer Entwickelung auch ſtehen mag, ſie würde unfähig ſein Gedanken auszudrücken und verſtanden zu werden, wenn in der Gedankenwelt des Redenden wie des Hörenden nicht eine ſolche Gliederung bereits vorhanden wäre und ſich im Einzelnen immer auf's Neue bildete, und eben darin liegt der Beweis dafür daß das geiſtige Leben des Menſchen, weil er ſpricht, ſo durchaus uncultivirt er übrigens auch ſein mag, auf einer weſentlich höheren Stufe ſteht als das des Thieres und ſpecifiſch von ihm verſchieden iſt.

Wie aber der Beſitz einer Sprache von ſtreng geſetzmäßigem grammatiſchen Bau eine feſte Trennung des Menſchen vom Thiere begründet, ſo begründet er auch eine feſte Vereinigung aller Völker unter ſich zu einem Ganzen, eine nahe Verwandtſchaft derſelben in geiſtiger Beziehung, denn in der weſentlichſten Eigenthümlichkeit ihres Geiſteslebens kommen alle miteinander überein, darin nämlich, daß das Gedachte immer in eine Reihe von relativ ſelbſtſtändigen Einzelvorſtellungen und deren Beziehungen zueinander aufgelöſt wird und eben durch dieſe Gliederung einen ſo hohen Grad von Beſtimmtheit und Deutlichkeit erhält als erforderlich iſt um es ſprachlich auszudrücken. Dieſem gemeinſamen Grundzuge des menſchlichen Geiſteslebens gegenüber erſcheinen alle übrigen Unterſchiede deſſelben als verhältnißmäßig nur wenig bedeutend, und man wird um ſo eher geneigt ſein ſie für bloße Gradunterſchiede zu halten, wenn man bedenkt daß diejenigen Völker deren geiſtiges Leben im Ganzen am meiſten verkümmert ſcheint, keineswegs immer zugleich auch diejenigen ſind deren Sprache in ihrem grammatiſchen Bau auf der unterſten Stufe der Entwickelung ſteht. Daher werden wir Pott (Von der Ungleichh. menſchl. Raſſen S. 243) beiſtimmen müſſen: wenn man von theologiſcher Seite gefürchtet habe durch die uranfängliche Sprachverſchiedenheit, welche die Linguiſtik annehmen müſſe, die Urſprungs-Einheit des Menſchengeſchlechts zu verlieren (was keineswegs folge), ſo gebe vielmehr die Sprachforſchung der Theologie den Menſchen unverkürzt und ungeſchwächt in ſeiner geiſtigen Einheit zurück, vor welcher doch fleiſchliche Stammeseinheit als die unwichtigere erbleichen müſſe.

Dieß beſtätigt ſich auf die unzweideutigſte Weiſe, wenn wir die Berichte ins Auge faſſen welche die verſchiedenſten Reiſenden über die geiſtigen Eigenthümlichkeiten der culturloſen Völker geliefert haben.

Ueberall tritt uns im Wesentlichen derselbe Typus des geistigen Lebens entgegen: dieselben Motive des Handelns, dieselben Gemüthseigenschaften, dieselben Leidenschaften, dieselbe Weise der Erregung, der Verkettung und des Verlaufs der innern Thätigkeiten sehen wir am rohen Naturmenschen auftreten wie am civilisirten Europäer ohne daß die Race einen Unterschied macht, und sobald uns nur die Motivirung des Handelns bekannt ist, können wir nicht umhin auch in dem affenähnlichsten Neger eine uns homogene verständliche Natur zu erblicken. Auch an ihm erprobt sich für uns das Wort des Dichters:

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.

Es ist nicht die bloße Sympathie des mitleidigen Herzens die uns in solchem Falle in Anspruch nimmt, es ist die Ueberzeugung von dem vollen Verständniß dessen jeder Mensch in Rücksicht auf den Zusammenhang des inneren Lebens eines jeden andern sich fähig weiß. Wäre dieß nicht der Fall, so würde selbst ein Haß und eine Eifersucht gegen die niedere Race von Seiten der höheren, wie sie z. B. in Nordamerica herrschen, nicht einmal möglich sein, denn eben dieser Haß setzt als zugegeben voraus daß die absolute Berechtigung der herrschenden Kaste bezweifelt werden kann und wirklich streitig ist, daß das wahre Verhältniß des Weißen zum Neger ein wesentlich anderes ist als das des Menschen zum Thiere. Im inneren Leben der Thiere findet sich sehr Vieles was uns durchaus unverständlich ist und vielleicht immer bleiben wird: was sie zum Handeln treibt, was sie erregt, was ihren Vorstellungsverlauf bestimmt und welche Art des Zusammenhangs in diesem stattfindet, läßt häufig durchaus keine Deutung nach Analogieen mit unserer menschlichen Erfahrung zu; was sie namentlich bei der Ausübung ihrer Kunsttriebe leitet, darüber vermögen wir uns kaum eine einigermaßen wahrscheinliche Ansicht zu bilden, denn es bleibt sehr zweifelhaft ob wir den Trieb der sie dabei bewegt auf dunkle Vorstellungen zurückführen dürfen oder ob er auf etwas specifisch Andrem beruht, für das es uns selbst vielleicht an einem passenden Bilde fehlt. Dem Menschen gegenüber befinden wir uns niemals in einem ähnlichen Falle; so groß der Abstand seiner geistigen Bildung von der unsrigen auch sein mag, wir vermögen ihn, wenn nur Zeit und Gelegenheit unsrer Mühe dabei zu Hülfe kommen, vollständig zu verstehen in allem seinem Thun und Denken, er wird für uns in demselben

Digitized by Google

Grade berechenbar, in welchem es Menschen überhaupt nur für einander werden können, und es scheint deshalb daß wir berechtigt sind nur Unterschiede der Cultur und Uncultur, d. h. bloße Gradunterschiede innerhalb des Menschengeschlechts anzunehmen.

Neben der Sprache dürfen die weiteren specifischen Unterschiede des Menschen vom Thiere nicht unerwähnt bleiben, in denen sich eine nicht minder wichtige Darstellung seines Innern kundgiebt. Dahin gehört als der Sprache zunächst verwandt der Gebrauch einer Menge von äußeren Zeichen die an sich zufällig die Verhältnisse in denen die Personen dauernd oder vorübergehend zueinander stehen, auszudrücken bestimmt sind: der Gruß, die Zeichen der Verehrung oder Verachtung in verschiedenen Graden, des Friedens und der Freundschaft oder des Gegentheils, des Einverständnisses oder der Unzufriedenheit bei Verhandlungen und Streitigkeiten und dergl.; ferner die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Stände die in Kleidung, Kopfputz, Schmuck oder anderen am Körper unmittelbar vorgenommenen Veränderungen hervortreten: so zeichnet der kahlgeschorne Kopf in Africa vielfach den Sklaven, die künstlich gepreßte Kopfform bei vielen Völkern in America den Freien aus, Hautnarben von bestimmter Form und an bestimmten Körperstellen angebracht, sind in großer Allgemeinheit Stammeszeichen bei den Negervölkern; die tättowirten Figuren scheinen in der Südsee ursprünglich denselben Zweck gehabt zu haben, bis sie erst später die Stelle der Eigennamen zu vertreten angefangen haben, durch welche die menschlichen Individuen — sei es nun in hörbarer oder sichtbarer Weise — zu bezeichnen nur deshalb Bedürfniß wird, weil eben die menschliche Individualität selbst und die individuellen Verhältnisse der Menschen eine so viel mannigfaltiger ausgeprägte Bildung gewinnen als dieß bei den Thieren der Fall ist.

Als eine zweite nicht minder umfangreiche Klasse von Zeichen verdient endlich noch alles dasjenige erwähnt zu werden was dem Schmuck des äußeren Lebens dient, ohne zugleich das materielle Wohlbefinden zu erhöhen. Dergleichen fehlt auch bei den rohesten Völkern nicht, es liegt darin etwas specifisch Menschliches. Wenn auch noch so verhungert elend und armselig, der Mensch findet seine Freude daran sich zu putzen. Er schmückt sich und seine Geräthe, seine ganze unmittelbare Umgebung und verwendet darauf nicht selten den unglaublichsten Fleiß, erträgt für diesen Zweck Anstrengungen und Entbehrungen,

selbst den quälendsten Schmerz (wie beim Tättowiren) mit Heiterkeit. Es ist augenscheinlich in den meisten Fällen nicht Ordnung und Reinlichkeit die er hierbei erstrebt; was ihn treibt ist die Freude sich selbst schön vorzukommen und von Seinesgleichen bewundert zu werden, sich über sie zu erheben. Wie er sich Andern darstellt ist ihm nichts weniger als gleichgültig, darum bemalt und putzt er sich und das Seinige. Diesem Effecte den er mit seiner Selbstdarstellung auf Andere machen will, entspricht die Empfänglichkeit die er selbst für das Glänzende und Seltene besitzt, seine Neigung es zu bewundern, sich durch dasselbe fesseln und bestechen zu lassen. Bunte Farben und ihre groteske Zusammenstellung, musikalische Töne und ihr mannigfaltiger Wechsel gewinnen ihm Beifall ab und erregen ihn in wohlthuender Weise: er findet eine Befriedigung darin durch Linien und Farben darzustellen was beim Anschauen sein Interesse in Anspruch genommen hat, er macht musikalische Instrumente und benutzt sie zu seiner Ergötzung, und wenn solche Anfänge der Kunstübung ihm auch keinen idealen Schwung geben, so schafft er sich gleichwohl in ihnen durch die äußere Darstellung dessen was in ihm lebt, eine Verschönerung des Lebens, deren bloßer Versuch schon wegen des in ihr liegenden geistigen Gehaltes ihn weit über die Stufe emporhebt, auf welcher wir selbst die begabtesten Thiere stehen bleiben sehen.

Als dritte Haupteigenthümlichkeit des Menschen haben wir seinen socialen Charakter zu nennen, mit welchem seine Sprachfähigkeit in der mannigfaltigsten Wechselwirkung steht. Aristoteles schon hat ihn wegen dieser Eigenthümlichkeit sehr richtig nicht etwa ein Heerdenthier, sondern ein staatbildendes Wesen genannt. Die Menschen schaaren sich nicht blos zusammen unter der Anführung und Herrschaft eines Einzelnen, wie so viele Thiere thun, sondern ihr Zusammenleben in Familien und Stämmen hat einen festeren Halt: die Individuen stehen innerlich nicht so isolirt und abgeschlossen gegeneinander da wie die einzelnen Thiere derselben Heerde, sondern der Gedankenaustausch durch die Sprache führt sie zu einem innigeren Verkehre, zu besserem gegenseitigen Verständniß, zu tieferer Theilnahme füreinander und zum Lernen durch Mittheilung hin. Allerdings bilden die zusammenlebenden Menschen nicht überall einen Staat, schon die Natur des Landes und die Zerstreutheit der Bevölkerung hindert dieß oft, wie z. B. in Australien, aber nirgends fehlen ihnen eigenthümlich entwickelte sociale Sitten und

Digitized by Google

Einrichtungen, während die Gewohnheiten der Heerdenthiere von derselben Art an allen Orten der Erde genau die nämlichen zu sein scheinen; nirgends fehlt es ihnen insbesondere an einer bestimmten Ausbildung von Rechts- und Eigenthumsverhältnissen, wenn auch die Vorstellungen die ihnen zu Grunde liegen bisweilen für uns etwas Befremdendes haben. Der geringe Werth den die meisten der Sachen für uns haben würden welche bei culturlosen Völkern Privateigenthum werden, der geringe Werth den diese sogar oft selbst, zum Theil aus Unbedachtsamkeit, auf ihr Eigenthum setzen, darf uns nicht zu der freilich oft ausgesprochenen Ansicht verleiten daß sie von Eigenthum gar nichts wüßten. Namentlich Gesammteigenthum der Familie oder des Stammes findet sich überall wo Völker mit einander in Berührung treten; Jagd- und Weidegerechtigkeit, das Recht an Grund und Boden, den ein Fremder ohne besondere Erlaubniß von Seiten des Eigenthümers nicht einmal betreten darf, scheint überall bestimmt festgestellt und in viel schärfere Grenzen selbst bei den rohesten Völkern eingeschlossen zu sein als man zu erwarten geneigt sein mag. Privateigenthum mangelt nirgends wo die Einzelnen über den Besitz äußerer Güter miteinander in Streit gerathen, solchen Streit aber giebt es allerwärts.

Die ethische Bedeutung des Privateigenthums ist darin begründet, daß es dem Einzelnen eine über seinen unmittelbaren natürlichen Wirkungskreis, über seinen Leib hinausgehende Sphäre der Thätigkeit und des Genusses gewährt und für die Zukunft sichert. Diese Erweiterung seiner unmittelbaren Thätigkeitssphäre wird für den Menschen nur dadurch zum Bedürfniß, daß er in die Zukunft blickt, daß er für die Zukunft sorgt, daß er sich im voraus vor möglichen Uebeln zu schützen strebt. Deshalb kann es nur für diejenigen Eigenthum geben, die nicht ganz in der Gegenwart leben wie die Thiere, sondern im Geiste das Ferne vorausſehen. Damit das Eigenthum geachtet werden könne, muß es kenntlich, es muß bezeichnet und das Zeichen so beschaffen sein daß seine Bedeutung von Andern verstanden wird. Damit es den Zweck erfülle dem es dienen soll, muß es übertragbar sein, was wiederum nur möglich ist wenn der Wille zur Uebertragung von der einen und die Annahme derselben von der andern Seite durch verständliche Zeichen kundgegeben werden kann. Diese Voraussetzungen aber die im Wesen des Eigenthums liegen, eine

Digitized by Google

gewisse Voraussicht der Zukunft und verständliche Willensäußerungen, zeigen auf's Neue die unausfüllbare Kluft die das roheste Volk vom Thiere trennt.

Wenn ferner auch nicht alle Völker ein geordnetes Gemeinwesen besitzen, so bilden sie doch immer eine Gesellschaft in der es eine gewisse Gliederung, bestimmte Abstufungen giebt, deren höhere Entwickelung zu einer Scheidung der Stände führt. Nirgends fehlt es der menschlichen Gesellschaft an gewissen gemeinsamen Interessen im Gegensatz zu den Sonderinteressen der Einzelnen. Schon ein gemeinsamer äußerer Feind gegen den man sich zu vertheidigen hat, oder ein gemeinsames Unglück mit welchem Naturmächte drohen, würde hinreichen sie zu schaffen. Was die Einzelnen in solchen Fällen im gemeinsamen Interesse thun, was sie für die Erhaltung der ganzen Gesellschaft wirklich leisten, ist ebenso verschieden als dasjenige was man ihnen in dieser Rücksicht zutraut, was die Uebrigen von ihnen erwarten. In Folge hiervon gestaltet sich die Stellung der Einzelnen innerhalb der Gesellschaft sehr verschieden; nicht minder geschieht dieß dadurch, daß die Einzelnen in ihrem Streben bei den Andern etwas zu gelten oder ihren eigenen Besitz und Genuß auf Kosten der Uebrigen zu vergrößern wie und so oft die Begierde sie treibt und die Gelegenheit sich dazu darbietet, ungleichen Muth und ungleiche Kraft zeigen, und daher auch sehr ungleiche Erfolge erreichen. Einer oder Mehrere erwerben Ansehn und Macht, gelangen zu einer mehr oder weniger sicher stehenden Superiorität und werden theils gefürchtet theils respectirt. Dieses Verhältniß, das sich gewöhnlich in einer sehr starken Abstufung des Ansehns ausprägt welches die Einzelnen genießen, fehlt in keiner menschlichen Gesellschaft, und nur sehr von fern kann man damit theils den Wetteifer der sich auch unter Thieren bisweilen zeigt, theils den Einfluß vergleichen welchen der Anführer einer Heerde auf seine Untergebenen auszuüben pflegt.

Endlich ist noch unter den socialen Eigenthümlichkeiten als ein specifisch menschlicher Zug die Anhänglichkeit an Familie Land und Volk zu erwähnen, welche auf der schärferen Ausprägung der individuellen Charaktere und der persönlichen Verhältnisse der Einzelnen beruht. Sie geht den Thieren ab, weil ihnen diese bestimmtere Individualisirung fehlt: das Thier einer Heerde läßt sich mit Leichtigkeit von dieser absondern und einer andern Heerde anschließen, wogegen für

den Menschen, so roh er übrigens auch sein mag, eine solche Losreißung aus der Umgebung in welcher sein Geistesleben durch die Muttersprache festgewurzelt und mit welcher sein Gemüthsleben durch persönlichen Verkehr und durch tausend kleine Gewöhnungen verwachsen ist, immer sich mit Schwierigkeiten verbunden zeigt die ihn schmerzlich fühlen lassen, daß er zu seinem Wohlbefinden nicht menschlicher Gesellschaft überhaupt, sondern bestimmter Personen bedarf mit denen er sich versteht. Es ist das ganze ungeheure materielle Elend nöthig dem die Negersklaven preisgegeben sind, um es möglich zu machen daß der Mensch dieses höhere Bedürfniß vergißt und um ihn dahin zu bringen, daß er sich über seine sinnliche Existenz als solche allein zu freuen, daß er nur im Essen und Trinken, Faulenzen und Schlafen seine ganze Seligkeit zu finden im Stande ist. Solche und ähnliche Thatsachen, die sich bloß aus einer gänzlichen Verkehrung und Zerstörung der natürlichen menschlichen Lebensverhältnisse erklären, zu dem Schlusse zu benutzen daß der Charakter der Menschheit dem Neger abgehe, oder daß er als Mensch sich specifisch von andern Menschen unterscheide, fehlt jede Berechtigung. Die Sprache hauptsächlich ist es welche die Menschen von einander scheidet und miteinander verbindet, indem sie, wenigstens überall wo die Entwickelung der menschlichen Verhältnisse nicht gewaltsam aus ihrer Bahn geworfen wird, dem Einzelnen seinen nationalen Charakter, die besondere Weise des Denkens und Fühlens aufprägt die seinen Stammverwandten eigen ist, und überall die Bande sowohl knüpft als auch forterhält und fester zieht, durch welche die Einzelnen zu engerem Verkehre mit einander verbunden innerlich einander nahe treten und sich individuell unentbehrlich werden. Nirgends auf der Erde lebt deshalb der Mensch innerlich so isolirt und abgeschlossen gegen Seinesgleichen wie das Thier, die größere Individualisirung seines geistigen Lebens macht ihm dieß unmöglich: zeigt sich an der Macht der öffentlichen Meinung, der sich auch der culturlose Mensch nicht zu entziehen vermag, in welchem Grade er sich an die Zustimmung und den Beifall Anderer innerlich gebunden findet, so wird nicht minder an dem, wenn auch noch so rohen Familienleben der verkommensten Völker offenbar, in welchem Maaße Verständniß mit Andern und gemeinschaftliche Sorge für die nächsten Angehörigen zu seinen tiefsten Bedürfnissen gehört.

Unsere bisherige Betrachtung hat uns den specifischen Charakter

des Menschen auf dem geistigen Gebiete von drei verschiedenen Seiten kennen gelehrt: in der Benutzung der ihn umgebenden Natur für seine eigenen Zwecke, denen er sie unterwarf indem er aus Erfahrung in immer größerem Umfange lernte; in der äußeren Darstellung dessen was ihn innerlich bewegte, theils durch die Sprache theils durch andere sinnliche Hülfsmittel, deren manche von ihm zum Schmuck des Lebens und zur Verschönerung desselben durch einen Genuß geistiger Art verwendet wurden; in seinen socialen Verhältnissen, deren eigenthümliche Entwickelung ihn einerseits zu Recht und Eigenthum so wie zu einer gewissen Abstufung innerhalb der Gesellschaft, anderseits zu einem engeren Anschluß an sein Volk im Ganzen und an seine Angehörigen insbesondere hinführte. Findet sich hierin bereits dasjenige bestimmt angedeutet woraus ihm beim Fortschritt zu höherer Cultur Wissenschaft Kunst und Sittlichkeit hervorwächst, so ist dieß doch noch nicht Alles, denn es mangelt unter den entwickelungsfähigen Keimen höherer geistiger Ausbildung noch das religiöse Element. Auch dieses wird indessen nirgends vermißt wo die übrigen Charaktere der Menschheit sich zeigen; wenn es auch oft nur in verkrüppelter Gestalt auftritt, ist sein Einfluß auf das Leben der Völker im Ganzen doch überall nachweisbar und dieser Einfluß ist in allen genauer bekannten Fällen sogar ein sehr bedeutender.

Man hat häufig behauptet daß es Völker gebe bei denen sich keine Spur von Religion nachweisen lasse, man hat dagegen die andere Behauptung aufgestellt daß alle bekannten Völker ihre Götter hätten: die genauere Untersuchung setzt außer Zweifel daß das Eine falsch und das Andere nicht wahr ist. Es hängt Alles davon ab was man unter Religion und religiöser Verehrung verstehen will, so daß der Streit über die Allgemeinheit derselben unter den Menschen im Grunde auf einen Wortstreit hinausläuft. Gesteht man auch zu, was der Wahrheit gemäß ist, daß es einige wilde Völker giebt bei denen man bis jetzt noch keine religiösen Vorstellungen im eigentlichen und engeren Sinne, einen Glauben an göttliche Wesen hat auffinden können, so ist doch daran zu erinnern daß dieß solche Völker sind, von denen wir überhaupt nur eine sehr unvollständige Kenntniß besitzen, daß bei näherer Bekanntschaft schon in vielen Fällen sehr bestimmt ausgeprägte religiöse Ansichten die anfangs geheim gehalten wurden, hervorgetreten sind wo man früher sie mit Sicherheit ganz leugnen zu müssen

geglaubt hatte, daß endlich abergläubiſche Ceremonieen die mit Beſtimmtheit auf einen Glauben an überſinnliche Mächte hinweiſen, nirgends fehlen, vielmehr faſt überall, wo den Berichterſtattern nur einige Gelegenheit zu ausgedehnterer Beobachtung gegeben war, durch den Umfang in welchem ſie ausgeübt werden, und durch die Wichtigkeit die man ihnen beilegt, in Erſtaunen ſetzen. Ohne hier die Belege für dieſen Satz zuſammenſtellen zu wollen, die wir einer ſpäteren Ausführung vorbehalten, bemerken wir nur beiſpielsweiſe daß die Bewohner der Arru-Inſeln die angeblich weder von Gott noch von einem künftigen Leben jemals etwas gehört hatten, auch kein Weſen um Hülfe in der Noth anzurufen pflegten (Cooke Taylor, Nat. hist. of soc. 1840. I, 167 nach Bik), doch geſchnitzte Menſchen- und Thierbilder beſitzen die ihre Wohnungen vor böſen Geiſtern bewahren ſollen (Kolff, Voy. of the Dutch. Brig Dourga, transl. by W. Earl. 1840. p. 159); daß die freilich ſehr wenig bekannten Bewohner der Baſchi-Inſeln, bei denen Dampier keine Spur von religiöſen Vorſtellungen zu entdecken vermochte (Dampier, Nouv. voy. aut. du monde. Amst. 1701. II, 108), einen gefährlich Kranken ſämmtlich verlaſſen und das Haus in dem er liegt ſorgfältig verſchließen (Adams bei Belcher, Voy. of H. M. S. Samarang. 1848. II, 287), ein Verfahren das unbedenklich wie in ſo vielen analogen Fällen auf einen Glauben an böſe Geiſter gedeutet werden darf die ſich des Kranken bemächtigen. Die Dajaks, namentlich die am Lundu-Fluſſe im Nordoſten von Borneo, haben weder Prieſter noch Tempel, weder Götterbilder noch Cultus, Omina und Augurien aber fehlen ihnen nicht (Brooke, Narr. of events in Borneo and Celebes 2d ed. 1848. I, 23, Journal R. G. S. XXIII, 78 nach Dalton), auch haben ſich Spuren von altem Hindu-Cultus bei ihnen gefunden (Brooke I, 295, 346). Auf Neu-Caledonien hat man ebenſowenig Götterbilder als irgend einen beſtimmten Cultus entdecken können (Lascazas in Nouv. Ann. des voy. 1855. I, 332), wohl aber haben die Eingeborenen ihre Tabus, ihre Zaubereien, Zauberärzte u. dergl. So hat neuerdings Anderſſon (Reiſen in Südweſt-Afr., deutſch v. Lotze. 1858. I, 214) auch bei den Ovambos nichts finden können das auf einen religiöſen Glauben hätte ſchließen laſſen, aber ſehr richtig bemerkt er darüber, daß auch ihnen ein Glaube an eine unſichtbare Macht und eine Ahnung davon, „daß das was man mit den Augen ſieht, nicht Alles iſt", nicht fehlen werde.

Digitized by Google

An Götter im Sinne civiliſirter Völker, an höhere Weſen die mit übermenſchlicher Macht und Einſicht begabt die Dinge dieſer Welt nach ihrem Willen lenken, glauben allerdings durchaus nicht alle Völker; verſteht man aber unter religiöſem Glauben nur die Ueberzeugung von dem Daſein meiſt unſichtbarer geheimnißvoller Mächte deren Wille überall und auf die mannigfaltigſte Weiſe in den Lauf der Natur einzugreifen vermag, ſo daß der Menſch und ſein Schickſal von ihrer Gunſt äußerſt abhängig iſt, ſo dürfen wir behaupten daß jedes Volk eine gewiſſe Religion beſitze. Es iſt nicht zu leugnen daß bei den Völkern der niedrigſten Bildungsſtufe dieſe Religion im Grunde weiter nichts iſt als ein meiſt ſehr ausgedehnter Geſpenſterglaube, aber man wird ſich hüten müſſen das religiöſe Element welches unzweifelhaft darin enthalten iſt zu verkennen. Sittliche Vorſtellungen pflegen mit den religiöſen Anſichten urſprünglich gar nicht in Verbindung zu ſtehen. Es mag genügen hier auf Späteres zu verweiſen und anſtatt vieler Beiſpiele die ſich zum Belege dieſes Satzes anführen ließen, nur das eine der Kamtſchadalen zu nennen, denen einzig die Uebertretung ihrer abergläubiſchen Gebräuche als Sünde gilt: Kohle mit dem Meſſer zu ſpießen, Schnee von den Schuhen mit dem Meſſer abzuſchaben u. dgl. halten ſie für großes Unrecht und leiten die Krankheiten als Folge davon ab, während die gröbſten Laſter ihnen als unverfänglich erſcheinen. Die ſittlichen Vorſtellungen entſpringen, wie wir bereits angedeutet haben, aus einer weſentlich anderen Quelle als die Religion; beide treten überhaupt erſt auf einer höheren Culturſtufe des Menſchen in irgend eine Beziehung zueinander: wir müſſen die Meinung daß Sittlichkeit und Religion aus einer gemeinſamen Wurzel, dem Gewiſſen, hervorwachſen als erweislich unrichtig bezeichnen.

So entſchieden der Menſch der Natur als Herr gegenübertritt, ſo iſt doch ſeine Herrſchaft über ſie nur eine wenig geſicherte, und zwar iſt ſie um ſo weniger geſichert, je tiefer er ſelbſt noch ſteht an Einſicht und Geiſteskraft; weder fühlt er ſich ihr überall und in jeder Lage gewachſen noch iſt er es in der That. Seine Wünſche und Abſichten bleiben unerreicht, ſeine Pläne werden zu Schanden, unerwartet überfällt ihn Elend und Noth: wer iſt Schuld daran? wer bereitet mir dieß Alles? Das iſt die Frage die dem Menſchen alsdann auf der Zunge liegt, dem rohen wie dem civiliſirten, die Frage die er allerdings „frei hat an das Schickſal“. Und die ebenſo natürliche Antwort die er ſich

Digitized by Google

giebt, lautet. es iſt eine feindliche Macht die mein Unglück will, es iſt ein tückiſches Weſen das mit unſichtbarer Hand mich in's Verderben ſtürzt, das zeitweiſe die Geſtalt des Zerſtörers, des verheerenden Elementes angenommen hat. Der Geiſterglaube welcher hier entſpringt dehnt ſich leicht auf die ganze Natur aus, deren Lauf zwar im Ganzen als gleichförmig und regelmäßig erſcheint, doch im Einzelnen dem ungebildeten Menſchen als durchaus unberechenbar ſich darſtellt: dem Zuſammenhange von Urſache und Wirkung wird daher überall wo das Ungewöhnliche, Gewaltige, gemüthlich Aufregende und Erſchütternde geſchieht, eine teleologiſche Deutung in der Art untergeſchoben, daß die Betrachtungsweiſe der Dinge die dem wiſſenſchaftlich Gebildeten als die natürliche erſcheint, faſt ganz darüber verloren geht: der Menſch ſieht in den natürlichen ſinnlichen Dingen durchgängig mehr und etwas Anderes als bloß ſinnliche Eigenſchaften und materielle Kräfte, er ſieht in ihnen übernatürliche Mächte und einen übernatürlichen Zuſammenhang, er vergeiſtert die Natur. Auf dieſem Standpunkte finden wir alle culturloſen Völker, und wenn es ihnen an beſtimmt ausgeprägten Göttergeſtalten und feſten Formen der Verehrung fehlt, ſo findet doch ein Mangel des religioſen Elementes bei ihnen ſo wenig ſtatt, daß dieſes vielmehr alles Uebrige und namentlich die geſammte Naturauffaſſung trübt und überwuchert.

Nicht überall baut man den höheren Geiſtern beſondere Wohnungen, nicht überall macht man Bilder, nicht überall werden Opfer gebracht, aber Anrufungen höherer Mächte in der Noth und Verſuche ſie ſich geneigt zu machen, ihren Zorn zu verſöhnen oder ihrer Tücke ſich zu entziehen, ſcheinen nirgends ganz zu fehlen. Man pflegt ihren gewöhnlichen Sitz auf hohen Bergen, an fernen unbekannten und unzugänglichen Orten, in einzelnen entweder durch ihre Geſtalt oder durch ihre Wirkungen auffallenden Naturdingen zu ſuchen, mögen auch dieſe Wirkungen wie in ſo vielen Fällen bloß eingebildete ſein. Träume, ungewöhnliche Begegniſſe, namentlich alle Krankheit und ſelbſt der natürliche Tod wird auf den Einfluß von Geiſtern zurückgeführt. Die Scheu vor den Todten und die Ehre die ihnen bei faſt allen rohen Völkern erwieſen wird, ſteht theils hiermit, theils mit dem Glauben in nächſtem Zuſammenhang daß die abgeſchiedenen Seelen auf die Erde zurückzukehren und wie die meiſten anderen Geiſter ſich in eine beliebige Thiergeſtalt oder auch in eine andere abenteuerliche Er-

Digitized by Google

ſcheinung zu verkleiden vermögen um die Lebendigen zu plagen. Dieß iſt im Weſentlichen der Inhalt der religiöſen Vorſtellungen die ſich in merkwürdiger Allgemeinheit und Gleichförmigkeit bei culturloſen Völkern ausgebildet finden, und nur nach Maßgabe der eben angeführten phantaſtiſchen Meinungen kann die Bedeutung des Satzes, daß der Beſitz einer Religion und der Glaube an ein Leben nach dem Tode allen Menſchen gemein ſei, richtig gewürdigt werden.

Es iſt leicht möglich daß man uns zugiebt die ſpecifiſchen Charaktere des Menſchen im Vorſtehenden richtig bezeichnet zu haben, ohne daß man jedoch ſich mit dem befriedigt erklärt was wir vorgebracht haben, denn noch immer iſt die Frage nach der eigentlichen Quelle, aus welcher die beſprochenen Unterſchiede des Menſchen vom Thiere entſpringen, nicht allein ungelöſt, ſondern ſogar ganz unberührt geblieben: man verlangt zu wiſſen woraus es zu erklären iſt, daß der Menſch ſchon auf der tiefſten Stufe ſeiner Entwickelung jene mannigfaltigen Keime und Anſätze zu höherer Cultur in ſich trägt die wir als ſpecifiſche geiſtige Unterſchiede vom Thiere factiſch an ihm aufgezeigt haben. So wenig befriedigend es nämlich iſt bei der Behauptung ſtehen zu bleiben daß die höhere geiſtige Entwickelung einiger wenigen Menſchenſtämme im Vergleich mit den übrigen rein von innen herauskomme, weil es dem Geiſte nun eben nothwendig ſei ſich zu entwickeln — eine Anſicht welche den „allgemeinen Menſchengeiſt“ noch dazu nur zu einem Sondereigenthume einiger auserwählten Völker macht —, ſo wenig genügend iſt es die ſpecifiſchen Charaktere des Menſchen aus ſeiner ſpecifiſch menſchlichen Begabung überhaupt abzuleiten aus der ſie hervorgingen, weil die Natur der Sache eben dieß ſo mit ſich bringe. Verſuchen wir über jene Frage uns eine beſtimmte Rechenſchaft zu geben, ſo werden wir vor Allem dabei im Auge zu behalten haben, daß wir hier wie überall in der Wiſſenſchaft bei feſten factiſchen Verhältniſſen zuletzt ſtehen bleiben müſſen die der Beobachtung vorliegen, nicht bei vagen Allgemeinſätzen welche uns eine Kenntniß des letzten Grundes der Dinge vorſpiegeln, während ſie genauer beſehen doch auch nur factiſch Vorliegendes in eine allgemeine Formel zuſammengefaßt wiederholen.

Blicken wir zurück auf dasjenige was wir im Vorhergehenden als die Summe der ſpecifiſch menſchlichen Eigenthümlichkeiten gefunden haben, ſo ſtellt ſich heraus daß die allgemeine Frage nach der pſycho-

Digitized by Google

logiſchen Grundlage auf welcher dieſe Unterſchiede des Menſchen vom Thiere ruhen in eine Reihe von ſpecielleren Fragen zerfällt deren jede eine beſondere Unterſuchung zu fordern ſcheint. Dieſe Fragen ſind folgende: woher kommt es daß der Menſch der Erfahrung eine ſo viel umfaſſendere Lehre abgewinnt als das Thier, daß er der verſtändlichen Darſtellung ſeines Inneren fähig iſt, daß er über das unmittelbare Bedürfniß hinaus auch um die Verſchönerung des Lebens ſich bemüht, daß er in die Zukunft ſieht und für ſie Sorge trägt, daß ſeine Individualität eine beſtimmter ausgeprägte Form erhält, daß er endlich an eine hinter den natürlichen Dingen ſtehende Geiſterwelt glaubt?

Die letzte dieſer Fragen iſt am leichteſten beantwortet. Wie der Menſch ſelbſt Wünſche hat, Zwecke verfolgt, einen Willen an ſich kennt dem ſeine einelnen Thätigkeiten dienſtbar ſind, ſo legt er dieß Alles auch in die äußere Natur unmittelbar hinein, wo ſeine Aufmerkſamkeit von dem Verlaufe der Naturerſcheinungen in Anſpruch genommen wird, d. h. wo dieſer ihn ſtört und in der Erreichung ſeiner eigenen Abſichten hindert, wo er den eigenen Wünſchen und Erwartungen nicht entſpricht. Er kann den Naturlauf nur nach der einzigen Analogie auffaſſen und beurtheilen die ihm ſelbſt bekannt und geläufig iſt, nach der Analogie ſeiner eigenen Handlungen: daher werden ihm alle Naturweſen deren Macht er an ſich ſelbſt mit Schmerzen erfährt, zu wollenden und handelnden Weſen wie er ſelbſt, zu mächtigen den Lauf der Ereigniſſe lenkenden Geiſtern. Demnach kommt die Antwort auf jene Frage im Weſentlichen auf die Thatſache zurück, daß der Menſch Wünſche hat und Zwecke verfolgt: ſie reducirt ſich alſo für uns auf die andere Frage, worauf es beruht daß er in die Zukunft ſieht und für ſie Sorge trägt. Es iſt aber auch ferner leicht zu bemerken daß die Sorge für die Zukunft und die Vorausſicht derſelben ganz und gar eine Lehre iſt die aus der Erfahrung gezogen wird, denn alle Erwartung und Beurtheilung des Zukünftigen hängt von dem ab, was die Erinnerung und in welcher Verbindung Ordnung und Abfolge ſie es uns in der Vergangenheit zeigt. Hiermit haben wir alſo zwei der aufgeſtellten Fragen theils beantwortet theils das was an ihnen noch unbeantwortet bleibt auf die anderen zurückgeführt mit denen wir uns jetzt allein zu beſchäftigen haben.

In welchem Umfange jemand im Stande iſt die von ihm gemachten Erfahrungen zu benutzen und zu verwerthen, hängt vorzüglich

davon ab wie beſtimmt und richtig er Erlebtes aufgefaßt und behalten hat und auf welche Weiſe er das Erinnerungsbild des früher Erlebten auf ſeine gegenwärtige Lebenslage zu beziehen und mit dem vorliegenden Falle zu vergleichen vermag. Die Fähigkeit das Vergangene auf das Gegenwärtige zu beziehen und mit ihm zu vergleichen, kann hierbei indeſſen nicht als eine beſondere und neue Bedingung angeſehen werden, welche zur deutlichen Auffaſſung und zum treuen Behalten des Erfahrenen noch hinzukommen müßte um demſelben eine ausgedehnte Lehre für die Zukunft entnehmen zu können, denn die Erfahrung eines jeden Tages beweiſt uns daß das mit der erforderlichen Lebendigkeit von uns Aufgefaßte und mit entſprechender Treue Behaltene ſich völlig unwillkürlich und ungeſucht reproducirt und mit dem Gegenwärtigen verglichen wird, ſobald die Beſchaffenheit dieſes letzteren ſelbſt, die Beſchaffenheit der begleitenden äußeren Umſtände oder der inneren Verhältniſſe, der Gemüthslage, durch ihre Aehnlichkeit mit dem Vergangenen uns dazu hinführen. Zwar können beſondere Veranlaſſungen dazu mitwirken jene Beziehung des früher Erlebten auf das Gegenwärtige und die Vergleichung mit ihm bald ſchneller an uns vorübergehen und nur in unbeſtimmten Umriſſen uns erſcheinen zu laſſen, bald ſie in großer Schärfe hervorzuheben und in ein helles Licht zu ſetzen, aber die einzige weſentliche Bedingung bleibt dafür doch die Art und die Stärke der urſprünglichen Auffaſſung und die Genauigkeit der Erinnerung des Aufgefaßten. Von dieſer alſo werden wir uns die Fähigkeit des Menſchen wie der Thiere aus Erfahrung zu lernen zuletzt allein abhängig denken, und daher einen urſprünglichen Unterſchied zwiſchen beiden annehmen müſſen in der Art wie ſie die äußeren Dinge auffaſſen und was ſie davon behalten.

Mit Recht darf man darauf hinweiſen daß die natürlichen Bedürfniſſe des Menſchen, diejenigen nämlich deren Befriedigung ihm noch nichts weiter gewährt als die Friſtung des Lebens und Schutz gegen äußere Noth und Elend, weit mannigfaltiger, weit ſchwieriger zu beſchaffen ſind und weit mehr geiſtige Arbeit erfordern als die des Thieres, daß er darum häufiger als dieſe Noth leidet, die ihn zum Nachdenken, überhaupt zu geiſtiger Anſtrengung treibt, daß ihm dadurch tauſend und aber tauſend Verſuche abgenöthigt werden durch die er lernt und ſich geiſtig höher entwickelt, daß er zu freierem Umblick durch ſeinen aufrechten Gang von der Natur ſelbſt beſtimmt und durch den

Beſitz der kunſtvoll gebauten Hand,* des Werkzeuges der Werkzeuge, wie ſie ſchon Ariſtoteles nannte, von ihr bevorzugt, eine unmittelbare Anleitung zu höherer geiſtiger Ausbildung erhält die nicht fehlen kann für die Belehrung durch Erfahrung äußerſt fruchtbar zu werden. Dieß Alles ſind ohne Zweifel wichtige begleitende Umſtände welche in hohem Grade dazu beitragen daß ſeine Fähigkeit aus Erfahrung zu lernen nicht unbenutzt bleibt und verkümmert, ſondern ſich kräftig entwickelt und ihn mit raſchen ſicheren Schritten über das Thier emporhebt; aber es ſind bloße Hülfsmittel ſeiner Erhebung über die ihn umgebende Natur, es ſind nicht deren Grundbedingungen. Es würde dem Menſchen nichts helfen daß ſeine Bedürfniſſe weniger einfach wären als die des Thieres, daß ihre Befriedigung minder unmittelbar von der Natur ihm gewährt, überlegter Weiſe von ihm aufgeſucht werden müßte, daß er durch die Noth zu vielſeitigerem Gebrauche ſeiner Sinne und natürlichen Werkzeuge angeſpornt würde, wenn nicht die ſchärfere und umfaſſendere Auffaſſung der Außenwelt und die größere Treue des Gedächtniſſes für das Einzelne und deſſen Verhältniſſe ihm die Beziehung des Gegenwärtigen auf das Vergangene und die Vergleichung beider in ausgedehntem Maaße möglich machte.

Daß eine ſehr bedeutende Verſchiedenheit des Menſchen von den Thieren in dieſer Hinſicht wirklich beſteht, lehren viele bekannte Thatſachen. Im Zuſtande der Freiheit eignen ſich die Thiere durchgängig deutliche Vorſtellungen nur von den wenigen Dingen an, die mit ihren Lebensbedürfniſſen und ihrer ganzen Lebensweiſe in nächſter Beziehung ſtehen. Alles Uebrige ſcheint an ihnen faſt ſpurlos vorüberzugehen, obgleich ſo viele von ihnen weder wenigere noch auch minder ſcharfe Sinne beſitzen als der Menſch, ſondern vielmehr an ſinnlicher Befähigung ihm zum Theil überlegen ſind. Hiermit ſteht in unmittelbarer Verbindung der andere nicht minder wichtige Umſtand, daß die niederen Sinne, namentlich der Geruch, bei vielen von ihnen ein entſchiedenes Uebergewicht über die höheren beſitzen, weil die Befriedigung ihrer Lebensbedürfniſſe an dieſe vorzugsweiſe oder ſelbſt ausſchließlich geknüpft iſt. Dadurch allein ſchon würden ſie von Natur auf einer

* Buffon iſt u. A. in dieſer Rückſicht ſo weit gegangen zu behaupten, daß der größere Verſtand einiger Menſchen im Vergleich mit andern aus dem ausgedehnteren Gebrauche zu erklären ſei den ſie in der Kindheit von den Händen gemacht hatten.

Digitized by Google

niederen Stufe der geistigen Entwickelung zurückgehalten werden (s. m. Grundlegung der Psychol. S. 147). Dagegen bedarf der Mensch schon um sich der zweckmäßigen Nahrung zu bemächtigen und sein Leben zu erhalten aller seiner Sinne fast beständig in gleichmäßiger Weise: deshalb erlangt keiner derselben ein solches Uebergewicht wie bei den Thieren, und die Ausbildung seines sinnlichen Vorstellungskreises bleibt frei von der ungeheuren Einseitigkeit mit welcher er sich bei jenen entwickelt. Nimmt man hinzu daß zu dieser gleichmäßigeren Auffassung der Außendinge durch alle Sinne von Seiten des Menschen, bei welcher namentlich die Gesichts- und Gehörswahrnehmungen mit der relativ größten Deutlichkeit hervorzutreten pflegen, noch eine ebenfalls gleichmäßige Treue des Gedächtnisses für die wahrgenommenen Einzelnheiten kommt, so wird man leicht erkennen, daß eben nur auf dieser Grundlage eine höhere geistige Ausbildung erwachsen kann.

Dürfen wir hierin die Erklärung des einen Hauptunterschiedes erblicken den wir zwischen dem Menschen und dem Thiere gefunden haben, nämlich der Fähigkeit seines umfassenden Lernens aus Erfahrung, so haben wir nicht minder auch die Grundlage zweier andern specifisch menschlichen Charaktere, wenn auch nur mittelbar, in denselben Verhältnissen zu suchen, nämlich die der Sprachfähigkeit und der bestimmteren Ausprägung der Individualität.

Was die Sprachfähigkeit betrifft, so haben wir oben bereits darauf hingewiesen daß die wesentliche psychologische Bedingung derselben — denn diese ist es um welche es sich hier allein handelt * — in dem Besitze einer gegliederten Gedankenwelt besteht, d. h. in einer solchen Beschaffenheit derselben, daß die einzelnen Hauptvorstellungen welche relativ selbstständigen Gegenständen entsprechen, scharf voneinander abgesondert gehalten werden und sich mit Deutlichkeit voneinander abheben, während zugleich ihre wechselnden Beziehungen und Verhältnisse zueinander von uns bestimmt unterschieden werden. Die Erfüllung dieser Bedingung hängt aber selbst wieder von der Art und Weise der ursprünglichen Auffassung der Dinge ab und von dem Grade der Deutlichkeit und Treue mit welchem das Aufgefaßte bis in's Einzelne reproducirt wird. Wenn nämlich bei der Wahrnehmung

* Es wird kaum der besonderen Erinnerung bedürfen daß wir hier nicht den Ursprung der Sprache erklären, sondern nur die psychologische Bedingung ihrer Möglichkeit nachweisen wollen.

ſelbſt ſchon aus der Geſammtheit deſſen was auf die Sinne wirkt nur beſtimmte Einzelnheiten mit Vernachläſſigung alles Uebrigen ſcharf und beſtimmt hervortreten, z. B. gewiſſe Geruchsempfindungen oder nur gewiſſe einzelne Geſichtseindrücke, ſo kann es zu einer auch nur einigermaßen vollſtändigen Vorſtellung von den äußeren Dingen theils überhaupt nicht kommen, denn viele Einzelgegenſtände werden alsdann immer unbeachtet und faſt ganz unbemerkt bleiben müſſen, theils werden auch die Einzeldinge welche der Auffaſſung nicht entgehen, doch nicht in der Totalität ihrer ſinnlichen Merkmale, ſondern immer nur ſehr unvollſtändig und einſeitig wahrgenommen werden können. Das Gedächtniß aber vermag in jedem Falle nur zu reproduciren was urſprünglich aufgefaßt wurde und wie es aufgefaßt wurde. Iſt die Wahrnehmung ſelbſt unvollſtändig und einſeitig, ſo werden es die feſten Gedächtnißvorſtellungen, welche nur dasjenige darſtellen können was dem mittleren Werthe vieler ähnlichen Wahrnehmungsacte entſpricht, in demſelben Grade ſein müſſen. Und hierin liegt der Grund, weshalb die Thiere der Sprache unfähig ſind: zwar mangelt es ihnen nicht an deutlich auseinandertretenden Vorſtellungen von gewiſſen Einzeldingen, von ſolchen nämlich die mit ihren Lebensbedürfniſſen in der nächſten Beziehung ſtehen, aber dieſer Vorſtellungen ſind bei ihnen nicht allein verhältnißmäßig immer nur wenige, während alle übrigen ihnen verworren ineinanderzufließen ſcheinen, ſondern es treten auch in dieſen deutlichen Vorſtellungen ſelbſt immer nur einzelne Merkmale (gewiſſe Arten des Sichtbaren, Riechbaren u. ſ. f.) mit Beſtimmtheit hervor, während alle übrigen ſinnlichen Eigenſchaften auf ſie nur einen verworrenen Geſammteindruck machen. Je größer aber dieſe Unvollſtändigkeit der Auffaſſung der Gegenſtände ſelbſt iſt, deſto mangelhafter wird auch die Unterſcheidung ihrer Beziehungen zueinander bleiben. Nur beim Menſchen findet eine ziemlich gleichmäßige Totalauffaſſung der Außenwelt ſtatt, zu welcher alle Sinne in Anſpruch genommen werden: deshalb erwirbt er eine große Menge beſtimmt geſonderter Vorſtellungen von Einzelgegenſtänden und von ihren Beziehungen zueinander, es wird ihm Sprache möglich.

Von denſelben Bedingungen, nur in noch weit mehr mittelbarer Weiſe, iſt die ſchärfere Ausprägung der Individualitäten abhängig, durch welche ſich der Menſch ſo beſtimmt von den Thieren unterſcheidet. Die Sprache vor Allem und die näheren perſönlichen Verhältniſſe die

Digitized by Google

ſich hauptſächlich mit ihrer Hülfe unter den Einzelnen entwickeln, wirkt auf die Individualiſirung der Charaktere hin. Erſt vermittelſt der Sprache können die Einzelnen untereinander in die mannigfaltigſte innere Wechſelwirkung treten, und die Beziehungen welche ſich auf dieſe Weiſe unter ihnen knüpfen, die Erfahrungen welche ſie im Umgange aneinander machen, ſind es vorzüglich welche der Individualität des Einzelnen eine beſtimmte Geſtalt aufprägen: dieſe letztere fällt um ſo verſchiedener aus, je verſchiedener die Berührungen mit Andern ſind die zu ihrer Ausbildung mitwirken. Wir haben früher ſchon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Sprache eines Volkes beſtimmtes Zeugniß ablegt über deſſen geſammten Bildungszuſtand und daß ihr grammatiſcher Bau von entſcheidendem Einfluß iſt auf die geiſtige Eigenthümlichkeit des Menſchen: ſie ſcheidet die nationalen Charaktere der Völker und wirkt auch dadurch zur individuellen Ausbildung der Einzelnen mit. Daß auch die oft ſo verſchiedenen Lehren welche jeder Einzelne aus ſeinen beſonderen Erlebniſſen und Schickſalen zieht, zu dieſer Individualiſirung weſentlich mit beitragen, bedarf keiner weiteren Ausführung. So beruht die reichere Individualiſirung innerhalb des Menſchengeſchlechtes auf der reicheren Lebensentwickelung deſſelben überhaupt, welche ihren letzten Grund in der eigenthümlichen Auffaſſung des erfahrungsmäßig Gegebenen hat.

Nur eine der von uns angegebenen ſpecifiſch menſchlichen Eigenthümlichkeiten ſcheint ſich auf dieſe Grundlage nicht zurückführen zu laſſen, nämlich die, daß der Menſch Sinn für das Schöne beſitzt, eine Empfänglichkeit für Freuden die ihm keinen unmittelbar ſinnlichen Genuß gewähren, daß er nirgends bei der Befriedigung der phyſiſchen Bedürfniſſe allein ſtehen bleibt, ſondern ſich und das Seinige auf mannigfaltige Weiſe zu ſchmücken beſtrebt iſt. Mag es ſein daß ſolche Verſuche der Verſchönerung überall unterbleiben wo der Einzelne völlig iſolirt lebt, daß ſie in Eitelkeit und in dem Streben nach Auszeichnung vor Andern wurzeln, deſſen Befriedigung dem Selbſtgefühle mit dem Bilde erweiterter Herrſchaft und Macht ſchmeichelt, ſo iſt damit die Sache doch noch keineswegs erklärt, denn es fragt ſich eben wie es kommt daß ſich der Menſch durch dergleichen Dinge blenden und beſtechen läßt und an ſie die Vorſtellung von Auszeichnung und Bedeutendheit knüpft. Auch die Bewegung und Erregung welche ſein Gemüth durch Muſik erfährt, gehört hierher, überhaupt die beſondere Anziehungskraft welche ge-

wisse Wahrnehmungen der höheren Sinne (Gesicht und Gehör) auf ihn ausüben, ohne doch selbst ein Lebensbedürfniß zu befriedigen oder ein physisches Lustgefühl zu gewähren.

Die angenehmen Empfindungen und Lustgefühle deren die Thiere fähig sind, scheinen von weit geringerer Mannigfaltigkeit zu sein und sich fast ausschließlich an die Wahrnehmungen der niederen Sinne zu knüpfen, so daß sich ihr Interesse von Natur nur auf wenige Gegenstände erstrecken kann und zwar nur auf solche die sich zur Grundlage einer höheren geistigen Entwickelung nicht in derselben Weise eignen, wie dieß mit den Wahrnehmungen von Tönen Farben Gestalten und deren Bewegungen u. s. f. der Fall ist, die das Interesse des Menschen so vielfach fesseln. Wir werden daher nicht irre gehen wenn wir in dem Hinwegfallen jener Beschränkung des Interesses auf die niederen Sinnesempfindungen und auf die an sie geknüpften Lustgefühle, wie sie sich beim Thiere zeigt, eine durchaus wesentliche Bedingung der geistigen Erhebung des Menschen über dieses erblicken, ja es läßt sich sogar wahrscheinlich machen daß sie im Grunde die einzige ist.

Bedenkt man nämlich wie entscheidend für die Art unserer Auffassung der Dinge und für dasjenige was wir von dem Aufgefaßten behalten, das unwillkürliche Interesse ist das wir für den jedesmaligen Gegenstand der Wahrnehmung besitzen, wie dieses Interesse zunächst den Grad der Intensität und die Richtung unserer Aufmerksamkeit bestimmt, wie es Einiges mit voller Schärfe und Deutlichkeit hervortreten, Anderes nur in trübem Lichte erscheinen, noch Anderes ganz und gar übersehen läßt, so muß man geneigt werden auch die Unterschiede die wir zwischen dem Menschen und den Thieren in der ursprünglichen Auffassungsweise der Gegenstände und in der Treue des Gedächtnisses gefunden haben, mit Allem was sich hiervon abhängig gezeigt hat, auf ursprünglich verschiedene Arten und Richtungen des Interesses zurückzuführen die den verschiedenen Geschöpfen eigen seien. Das Interesse an einem Gegenstande aber ist bedingt durch das Lustgefühl welches er entweder unmittelbar selbst gewährt oder erwarten läßt. Es würde also dieser Ansicht gemäß der Unterschied des Menschen von den Thieren wie der einzelnen Thierarten untereinander in psychischer Rücksicht zuletzt abhängen von den leisen Lustgefühlen, welche in verschiedener Weise die einzelnen Arten ihrer Empfindungen von Natur begleiten: beim Menschen wären viele Wahrnehmungen

der höheren Sinne mit solchen angenehmen Gefühlen verbunden, und eben dieß wäre es was ihn veranlaßte den Gesichts- und Gehörsvorstellungen eine weit größere unwillkürliche Aufmerksamkeit zu schenken und sie in einer Vielseitigkeit auszubilden durch welche sie zur Grundlage seiner gesammten Weltauffassung würden, während die Lustgefühle der Thiere fast ausschließlich an die niederen Sinnesempfindungen geknüpft, es nur zu einer einseitigen und lückenhaften Wahrnehmung der Dinge und darum überhaupt zu keiner höheren geistigen Ausbildung bei ihnen kommen ließen.

Wir wollen hier nicht versuchen im Vorbeigehen diese schwierige Streitfrage zu entscheiden, welche die tiefste Grundlage der Psychologie so nahe berührt, die Frage ob die ursprüngliche Auffassungsweise der Dinge, ein theoretisches Verhältniß, oder ob die mit der Auffassung zugleich auftretenden Lustgefühle, ein praktisches Verhältniß, für die gesammte Gestalt und den Inhalt den das psychische Leben erhält, das eigentlich Entscheidende sind. Da wir es hier nur mit dem letzten Unterschiede des Menschen vom Thiere zu thun haben, kann es genügen gezeigt zu haben, daß in beiden Hinsichten wesentliche Verschiedenheiten unter ihnen vorliegen, welche in gleichem Sinne auf die fortschreitende Erhebung des einen und auf das unveränderliche Zurückbleiben des andern hinwirken.

II. Ueber den Naturzustand des Menschen.

Die Untersuchung welcher wir die specifischen Charaktere des Menschen unterzogen haben, ist bis auf ihre psychologische Grundlage zurückgegangen. Hat sie aber auch gezeigt daß die wesentlichen Charaktere der Menschheit allen Völkern ohne Ausnahme in gleicher Weise zukommen, so mußte sie doch noch unentschieden lassen ob es nicht vielleicht innerhalb jener großen Hauptzüge speciellere Eigenthümlichkeiten gebe die als feste specifische Unterschiede einzelner Abtheilungen des Menschengeschlechtes zu betrachten sind.

Digitized by Google

Von der einen wie von der anderen Seite iſt man über dieſe Frage gewöhnlich zu leichten Schrittes hinweggegangen. Bald hört man die in der Culturloſigkeit beharrenden Völker Africa's, America's, Auſtralien's mit einem dafür ſtereotyp gewordenen Ausdrucke als unverbeſſerliche Wilde (irreclaimable savages) bezeichnen, bald ſtößt man auf Verſuche die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art, ja ſogar die Abſtammung deſſelben von einem Paare daraus zu beweiſen, daß alle Völker eine Sprache von beſtimmtem grammatiſchen Baue, daß alle gewiſſe gleichartige Begriffe von überſinnlichen Dingen und namentlich religiöſe Vorſtellungen irgend welcher Art beſitzen. Allerdings verdienen dieſe großen pſychologiſchen Thatſachen die ſorgfältigſte Beachtung, allerdings iſt es richtig daß ſie von den Gegnern der Arteinheit des Menſchengeſchlechts ebenſo oft zu gering geſchätzt oder ganz überſehen werden, weil ſie ſich nicht mit Händen greifen und ſich dem leiblichen Auge nicht ſichtbar machen laſſen, wie es mit allen pſychologiſchen Thatſachen von Seiten derer zu geſchehen pflegt die nur im Gebiete des ſinnlich Wahrnehmbaren beſchäftigt ſind: wir dürfen daher Smyth beiſtimmen wenn er geltend macht (The unity of the human races. New Y. 1850, p. 249), daß jene pſychologiſchen Thatſachen reichlich ſo ſtark der Annahme der Artverſchiedenheit entgegenſtehen als die phyſiſchen Thatſachen die man zum Beweiſe derſelben angeführt hat, für ſie ſprechen; aber mit dem Allen iſt noch nichts gewonnen gegen den Zweifel, ob es nicht bei aller Gemeinſamkeit der Hauptcharaktere doch innerhalb derſelben feſte Unterſchiede gebe die uns nöthigen das Menſchengeſchlecht in mehrere Arten zu theilen.

Um dieſe Frage zu löſen werden wir der Hauptſache nach wieder denſelben Weg einzuſchlagen haben den wir früher gegangen ſind, da es ſich darum handelte die Feſtigkeit der phyſiſchen Unterſchiede der Völker auf ihre ſpecifiſche Bedeutung zu prüfen: wir werden die größten Unterſchiede erörtern müſſen die ſich im geiſtigen Leben der Menſchen factiſch vorfinden, um dann weiter zu unterſuchen ob ſie feſt oder flüſſig ſind. Zu dieſem Zwecke werden wir vor Allem den Naturzuſtand des Menſchen in's Auge faſſen, und zwar aus einem zweifachen Geſichtspunkte, denn es fragt ſich theils ob wir irgendwo den Menſchen wenigſtens annähernd im Naturzuſtande finden und wo, theils wie oder als was wir ihn finden. Da nämlich alle Cultur erſt etwas Secundäres iſt, das aus dem Naturzuſtande des Menſchen ſich

im Laufe der Zeit ſehr allmählich entwickelt hat, ſo iſt es begreiflich daß der Naturmenſch, wo wir ihn auch finden mögen und wie er auch beſchaffen ſein mag, uns ſelbſt in ſeinem geiſtigen Leben ſehr fern ſtehen, uns innerlich äußerſt unähnlich und ſchwer verſtändlich ſein muß, wodurch wir leicht verleitet werden können einen ſpecifiſchen Unterſchied zwiſchen ihm und uns zu machen der nicht vorhanden iſt. Auf der andern Seite finden wir zwiſchen den civiliſirten europäiſchen und den ſog. wilden Völkern anderer Welttheile in der That einen ſo großen Abſtand der Bildung, daß wir auf den erſten Blick geneigt ſind ihn auf den Unterſchied von Natur und Cultur zurückzuführen. Es fragt ſich alſo ob und wie weit wir hierzu ein Recht haben, oder mit andern Worten, ob die größten Unterſchiede die in der Entwickelung des menſchlichen Geiſteslebens factiſch vorliegen, wirklich nur auf den flüſſigen Unterſchied von Natur und Cultur zurückkommen.

Wie weit der wirkliche Naturzuſtand des Menſchen, der mit ſeinem Auftreten auf der Erde begann, in der Zeit zurückliegt, iſt völlig unbeſtimmbar. Nur daß dieſer Zeitraum im Vergleich mit den Perioden der hiſtoriſch beglaubigten Geſchichte des Menſchengeſchlechts ein ſehr großer geweſen iſt, machen verſchiedene Gründe höchſt wahrſcheinlich.

Zuerſt kommen uns hierbei ein paar geologiſche Zeitbeſtimmungen zu Hülfe die man verſucht hat. Das Alter der Steinkohlen oder den Zeitraum welcher zwiſchen der Gegenwart und der Periode liegt welche die Kohlenzeit genannt wird, iſt aus der fortſchreitenden Abkühlung der mittleren Erdtemperatur (deren Gleichmäßigkeit vorausgeſetzt) von 22° auf 8° von Einigen auf 5, von Andern auf 9000000 Jahre berechnet worden. Dieſe Berechnung gilt den Geologen im Allgemeinen als zuverläſſig und ihr Reſultat als jedenfalls nicht zu groß. Aus dem Fortrücken des Niagarafalles, das jährlich 1 — 2′ beträgt, hat Lyell anderſeits geſchloſſen daß die Zeit der Thalbildung dieſes Fluſſes, welche neuer iſt als die Ablagerung der Diluvialgebilde, wenigſtens 35000 Jahre zurückliegt. Wenn nun auch nicht bewieſen iſt daß das Alter des Menſchen höher hinaufreiche als das der Diluvialgebilde, ſo iſt doch noch weniger Grund vorhanden ihn für jünger zu halten als ſie, da mit dem Eintritt der Diluvialzeit jedenfalls alle weſentlichen Bedingungen vorhanden waren welche die Exiſtenz des Menſchen erforderte und ſeit dieſer Zeit keine allgemeineren Verän-

Digitized by

derungen der Erdoberfläche mehr ſtattgefunden haben, mit deren Verlauf die Entſtehung des Menſchen doch wahrſcheinlich in einem gewiſſen Zuſammenhange geſtanden hat. Es ſcheint demnach daß wir uns das Alter des Menſchengeſchlechts zwiſchen die freilich noch ſehr weiten Grenzen von 35000 und 9000000 Jahren eingeſchloſſen zu denken haben.

Einen andern Anhaltspunkt liefert uns der Umſtand, daß man den Menſchen nirgends im eigentlichen Naturzuſtande je gefunden hat. Ueberall iſt er im Beſitze wenigſtens einiger künſtlichen Geräthe, beſonders Waffen, eines Minimum von Kleidung, der Kunſt des Feueranmachens u. dergl. Sowohl in dieſen Dingen aber wie in ihrer ganzen Lebensweiſe hat man die culturloſen Völker ſämmtlich ſo durchaus ſtationär gefunden, daß man ſie deshalb oft für unfähig zu allem Fortſchritt erklärt hat, und doch hatten ſie vom Naturzuſtande aus einen beträchtlichen Fortſchritt ſchon gemacht, und gerade jene erſten Erfindungen die nirgends fehlen, waren ohne Zweifel die ſchwierigſten und erforderten bei der großen geiſtigen Unbeweglichkeit dieſer Menſchen eine ſehr lange Zeit. Namentlich denjenigen welche den Menſchen und mit ihm jene primitiven Erfindungen ſich von einem Punkte aus allmählich über die ganze Erde verbreiten laſſen, muß dieſe Zeit als unabſehbar ausgedehnt erſcheinen; denn insbeſondere auf den großen Continenten ſehen wir Völker niemals freiwillig ihre Wohnſitze verlaſſen, ſondern nur gedrängt durch Naturgewalten oder Feinde: faſt alle Völkerwanderungen gehen erſtaunlich langſam und daher finden wir in allen Theilen der Erde Völker die ſeit undenklicher Zeit ihr Land im Beſitz zu haben glauben und ſich für Eingeborene (Erdgeborene) im eigentlichen Sinne des Wortes halten. Bei den älteſten uns bekannten Culturvölkern, den Aegyptern z. B., können jene einfachſten Erfindungen ſich jedenfalls nur aus einer Zeit herſchreiben für deren Alter wir in der beglaubigten Geſchichte gar keinen Maaßſtab haben.

Mit noch größerer Entſchiedenheit als die Erfindungen und Wanderungen weiſen uns die Sprachen und die phyſiſchen Raçeneigenthümlichkeiten auf ein ſehr hohes Alter des Menſchengeſchlechts hin. Es iſt mehr als unwahrſcheinlich daß eine Sprache von beſtimmt und conſequent ausgeprägtem, verwickeltem grammatiſchen Baue dem Munde des Menſchen entſtrömte als er eben erſt in's Leben getreten war; dieß iſt mehr als unwahrſcheinlich, weil es pſychologiſch unmöglich iſt. Den

Beweis dafür liefert die Langſamkeit und Mühſeligkeit des Kindes in Erlernung der Sprache, obgleich es an dieſer nichts zu erfinden, ſondern nur das fertig Dargebotene ſich anzueignen hat. Auch das Kind lernt die grammatiſchen Formen nur ſehr allmählich; dieſe können auch nicht auf einen Schlag urſprünglich erzeugt worden ſein, denn was durch ſie bezeichnet wird, die Beziehungen und Verhältniſſe der Einzelvorſtellungen, lag dem Menſchen ſicherlich zu keiner Zeit unmittelbar in voller Deutlichkeit vor, ſondern dieſe gewannen die letzteren, den ſehr verſchiedenen Graden von Schwierigkeit gemäß die ihre Auffaſſung findet, erſt nach und nach. Man muß ſich durch das Unbewußte und großentheils Unwillkürliche das der urſprünglichen Spracherfindung jedenfalls zu Grunde lag, nicht zu dem Glauben verleiten laſſen, daß dieſe Erfindung ſelbſt in kurzer Zeit oder ſogar auf einmal vor ſich gegangen ſei. Hierzu kommt nun noch ferner der große Zeitraum den die Abzweigung und ſelbſtſtändige Ausbildung einzelner Sprachen eines gemeinſamen Stammes in Anſpruch genommen haben muß, für welchen wir eine einzige Urſprache anzunehmen uns genöthigt ſehen. Das Zerfallen der letzteren in einzelne Glieder kann freilich in einem Falle langſamer, in einem andern ſchneller von Statten gegangen ſein und man kann nicht verſuchen auch nur annähernde Zeitbeſtimmungen für ſolche Vorgänge feſtzuſtellen; aber der Umſtand daß die Maſſe der radical verſchiedenen Sprachen im Vergleich mit den wahrſcheinlichen Urſprungspunkten und Urſtämmen der Menſchheit jedenfalls eine ſehr große iſt, berechtigt für ſich allein ſchon zu der Annahme daß das Alter des Menſchen auf der Erde nur nach einer langen Reihe von Jahrtauſenden gemeſſen werden kann, wenn man bedenkt daß Sprache nur durch Tradition von Generation zu Generation ſich fortpflanzt und daß nur verhältnißmäßig ſeltene, in die Zuſammenſetzung und das ganze Leben eines Volkes tief eingreifende Ereigniſſe bedeutendere Veränderungen an deſſen Sprache in kürzerer Zeit herbeizuführen vermögen. Daſſelbe wie von der Sprache gilt in letzterer Rückſicht auch von den typiſchen Körperformen: ſie zeigen überall einen hohen Grad von Feſtigkeit und ſind jedenfalls nur in langen Zeiträumen veränderlich. Mag man die Mittelſtufen zwiſchen den extremen Typen aus lange fortgeſetzten Einwirkungen klimatiſcher und anderer Einflüſſe erklären, oder aus Miſchung urſprünglich und weſentlich verſchiedener Grundformen ableiten, in welchem Falle die gleichförmige

Digitized by Google

Ausbreitung eines jeden nationalen Typus eine ſehr lange dauernde und allmählich bis zu einem gleichmäßigen mittleren Werthe gelangte Miſchung vorausſetzen würde — Alles weiſt uns auch hier auf eine mit dem Maaße unſerer Geſchichte nicht mehr zu meſſende Vergangenheit hin.

Den Menſchen irgendwo noch jetzt im wirklichen Naturzuſtande anzutreffen, iſt demnach keine Hoffnung. Woher ſollen wir alſo unſere Anſicht über den Naturzuſtand entnehmen und worauf ſie gründen? Es ſcheint auf dieſe Frage nur drei Antworten zu geben, die wir nacheinander zu unterſuchen haben werden: was der Menſch von Natur iſt, muß ſich am menſchlichen Kinde zeigen, denn dieſes geht überall unmittelbar aus der Hand der Natur hervor; es muß ſich dieß dadurch finden laſſen, daß wir von aller Cultur, als von etwas das dem Menſchen erſt angebildet iſt, möglichſt vollſtändig und rein abſtrahiren; es wird ſich aus der empiriſchen Betrachtung der ſog. wilden Völker ergeben, deren Leben zwar nicht den eigentlichen Naturzuſtand ſelbſt darſtellt, aber doch dieſem mehr oder weniger nahe kommt. Führt einer von dieſen Wegen für ſich allein nicht zum Ziele, ſo wird es vielleicht gelingen uns auf einem jeden derſelben ihm etwas zu nähern und es wenigſtens von verſchiedenen Seiten aus der Ferne zu ſehen.

Unſer Urtheil über den Naturzuſtand des Menſchen auf die Beobachtung des Kindes zu gründen, hat Vieles gegen ſich. Die Kindheit iſt ein ſchnell vorübergehendes Entwickelungsſtadium des Individuums, dem wir das was man das Kindesalter der Menſchheit zu nennen pflegt wohl vergleichen, aber nicht genau paralleliſiren können. Der Mangel an Erfahrung und geiſtiger Entwickelung iſt das Gemeinſame beider, aber neben dieſem Gemeinſamen ſtehen ſo große Verſchiedenheiten, daß wir von dieſem Vergleiche für unſern Zweck nur wenig erwarten können: wir brauchen wohl nur daran zu erinnern daß der Naturmenſch weder die noch unausgebildete phyſiſche Organiſation des Kindes beſitzt, in Folge deren dieſes ſo hülflos iſt, noch wie das Kind durch Beiſpiel und Nachahmung zu höherer geiſtiger Entwickelung hingeführt wird, in welcher ſich jenes ganz an die Erwachſenen von denen es umgeben iſt, anſchließt. Ueberdieß wird das Kind ſchon mit den Eigenthümlichkeiten des beſonderen Stammes geboren dem es angehört, und beſitzt deshalb, wie wir früher geſehen haben, ſchon am Anfange ſeines Lebens gewiſſe phyſiſche und pſychiſche

Digitized by Google

Charaktere, deren ſpecielle ererbte Beſtimmtheit uns verbietet es als einen Repräſentanten des menſchlichen Naturzuſtandes anzuſehen, denn es iſt ſchon in dieſer Zeit kein Weſen das nur die Menſchennatur überhaupt, ſondern ein ſolches das von dieſen beſtimmten Eltern gezeugt, in Folge davon eine beſtimmte Varietät derſelben darſtellt. Hieraus ſcheint ſich nun freilich nicht bloß folgern zu laſſen, daß wir das Kind nicht zum Maaßſtabe des Naturmenſchen machen dürfen, ſondern auch daß dieſer letztere überhaupt unauffindbar und daß es darum eine Thorheit iſt nach ſeinen Beſchaffenheiten zu ſuchen, theils weil der Menſch zu allen Zeiten aus Tradition von ſeinen Eltern gelernt haben muß und ohne dieſe Vorausſetzung (wie es ſcheint) gar nicht zu denken iſt, theils weil er immer und überall die beſonderen typiſchen Charaktere ſeines Stammes, nicht die allgemein menſchlichen Eigenthümlichkeiten allein, an ſich getragen haben muß.

Der Streit über dieſen Punkt wird dadurch ſchwierig, daß wir mit der Frage über den Naturzuſtand uns an der Grenze unſeres erfahrungsmäßigen Wiſſens befinden. Da ſich auf wiſſenſchaftlichem Wege keine Vorſtellung von der Entſtehung des Menſchen gewinnen läßt, muß allerdings unentſchieden bleiben, ob es jemals Menſchen gegeben hat die ohne alle traditionelle Belehrung durch Andere aufgewachſen und geblieben ſind, und ob ſie nicht zu allen Zeiten außer den allgemein menſchlichen Charakteren ſchon von Natur immer auch noch gewiſſe beſondere Stammeseigenthümlichkeiten beſeſſen haben. Aber dieſe Zweifel ſind im Grunde für unſere Hauptfrage nur von untergeordneter Bedeutung. Wir würden ſogar zugeben können daß „der Naturmenſch“ eine bloße Fiction ſei und ſo wenig irgendwo und irgendwann einmal in Wirklichkeit exiſtirt habe, als ein Kreis oder eine Ellipſe im Sinne der Geometrie und als alle abſtracten Begriffe überhaupt eine individuelle Exiſtenz beſitzen, ohne daß damit dem wiſſenſchaftlichen Werthe der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes das Geringſte vergeben würde. Es iſt uns nur darum zu thun eine richtige Anſicht davon zu gewinnen wie wir uns den Menſchen zu denken haben vor und abgeſehen von aller Cultur, und es iſt dafür ſogar völlig gleichgültig ob es jemals Individuen gegeben hat die dem was wir den Naturzuſtand nennen, genau entſprochen haben. Daß die Menſchen aber bei ihrem erſten Auftreten auf der Erde und unmittelbar nach demſelben dieſem Zuſtande ſehr nahe geſtanden haben müſ-

Digitized by Google

sen, ergiebt sich mit Bestimmtheit aus der Abwesenheit aller Cultur die wir bei ihnen in jener Zeit vorauszusetzen uns genöthigt fanden.

Es wird nach dem Vorhergehenden keiner weiteren Erörterung bedürfen daß der Naturzustand so wenig als an Kindern überhaupt, an solchen Individuen sich unmittelbar darstellt, die von civilisirten Menschen stammend, aber schon von ihren ersten Lebensjahren an verwahrloſt, einsam und daher selbst ohne Sprache in den Wäldern aufgewachsen und erst als Erwachsene wieder aufgefunden in die menschliche Gesellschaft eingetreten sind. Man hat sie in früherer Zeit für wahre Naturmenschen genommen und als solche sorgfältig geschildert, obwohl es in Bezug auf die meisten derselben keinen Zweifel leidet daß sie nur verwilderte Blödsinnige waren. Wir werden demnach diesen Versuch zur Lösung unserer Aufgabe zu gelangen ganz verlassen und die beiden anderen oben bezeichneten Wege einschlagen müssen.

Was der Mensch sei wenn wir ihn aller Cultur entkleidet denken, ist eine oft aufgeworfene, aber verschieden beantwortete Frage. Es ist schwer diese Abstraction rein und vollständig auszuführen, leichter dagegen ist es sich davon zu überzeugen daß sie nicht zu der Vorstellung von einem paradiesischen Zustande der Unschuld, ursprünglicher Sittenreinheit und Glückseligkeit hinführt, welcher als ein Ausfluß der noch unverdorbenen Menschennatur, das Bild einer ebenso einfachen als harmlosen und freundlichen Gestaltung aller Lebensverhältnisse darböte, gegründet auf eine glückliche Harmonie geringen Wissens mit geringen und leicht zu befriedigenden Bedürfnissen und daher auf die Abwesenheit aller Leidenschaften. Allerdings fehlen dem Naturmenschen ohne Zweifel die raffinirten, geschickt verborgenen und glänzend bekleideten Laster einer verdorbenen Gesellschaft, vor deren Anblick Rousseau's kränkliche Phantasie sich erschrocken zurückzog um sich in ein schönes Traumbild von der ursprünglichen Güte und Reinheit der menschlichen Natur zu vertiefen, aber was ihm nicht fehlen kann das sind die groben häßlichen Züge äußerer und innerer Rohheit, welche die nothwendigen Begleiter eines gänzlichen Mangels intellectueller und moralischer Ausbildung sind.

Denken wir uns vom Menschen Alles hinweg was an ihm Wirkung der Cultur ist, so steht er da als bloßes Product der Macht die ihn in's Leben rief, am ersten demjenigen vergleichbar der ohne Erziehung irgend welcher Art geblieben wäre, auf den weder Erfahrung

Digitized by Google

noch Lehre oder Beispiel einen Einfluß geäußert und der deshalb weder dem Guten noch dem Bösen geneigt, beim Mangel aller Erkenntniß noch nicht einmal einen Unterschied zwischen beiden zu machen gelernt hätte. Das Erste was an ihm als charakteristisch für uns hervorträte, würde die sehr vollständige Abhängigkeit sein in der er sich von seiner Naturumgebung befände: der gesammte Inhalt den sein inneres Leben zunächst gewönne, würde ein ziemlich reines Product dieser letzteren sein. Der Naturmensch wird zunächst nur das wozu die Naturverhältnisse ihn machen unter die er sich gestellt findet: wovon er sich nährt, das werden diese ihm darbieten, auf welche Weise und durch welche Mittel er seine Nahrung gewinnt, dazu werden diese ihm Anleitung geben müssen; ob er Kleidung und sonstigen Schutz gegen äußere Schädlichkeiten bedarf und wie er diesem Bedürfniß abzuhelfen strebt, werden sie ihn lehren und die Erfindungen die hierzu nöthig sind, ihm an die Hand geben müssen: sie werden mit einem Worte seine ganze Lebenseinrichtung bestimmen. Was er für Geräthe sich bildet, welche Kunstfertigkeiten er sich aneignet, wie große und welche Art der Anstrengungen er für alle diese Zwecke macht und auf welcher etwas höheren oder niederen Stufe der Entwickelung er in den ersten hierzu erforderlichen geistigen Thätigkeiten stehen bleibt, das Alles wird in der Hauptsache nur von seiner äußeren Lebenslage abhängen. Ist der augenblicklichen Noth abgeholfen in welche er sich versetzt sah, so wird damit unmittelbar auch die physische wie die geistige Anstrengung aufhören.

Dieser letztere Umstand ist ein höchst wichtiger Punkt: er weist uns auf einen zweiten Hauptzug im Charakter des Naturmenschen hin, auf seine ungeheuere Trägheit. Die Ursache derselben liegt nicht darin daß im Naturzustande, beim Mangel aller Anstalten und Einrichtungen durch welche das Leben selbst und der Genuß seiner Güter für die Zukunft gesichert werden, sehr oft alle Kräfte aufgeboten werden müssen bloß um drohende Gefahren abzuwenden und den nöthigen Unterhalt zu gewinnen, wovon allerdings die natürliche Folge ist, daß die Ruhe doppelt hochgeschätzt wird und nach großen Anstrengungen für sich allein schon ein hoher Genuß, zu keiner Art von Thätigkeit verwendet wird. Vielmehr verhält es sich so, daß der Mensch von Natur jede Mühe überhaupt scheut, daß er ursprünglich keine Arbeit von irgend welcher Art übernimmt, so lange dieß nicht unbedingt und unmittelbar nothwendig ist für sein

Digitized by Google

eigenes Wohlbefinden. Mag er selbst schon häufig durch seine Trägheit in bittere Noth gerathen sein, mag er schon hinreichende Erfahrung haben um dasselbe Schicksal in der Zukunft mit Wahrscheinlichkeit sich voraussagen zu können, es kümmert ihn nicht. Die Zukunft liegt in blasser nebelhafter Ferne, man hofft von ihr das Beste oder doch das Erträgliche, verläßt sich auf Andere, auf die Gunst der Umstände — und die Faulheit ist so süß! Trägheit und Leichtsinn in einem fast unglaublichen Grade liegen überall im Charakter völlig unerzogener Menschen, und es bedarf nur einiger Kenntniß der niederen Klassen der Gesellschaft eines europäischen Landes und geringer Menschenbeobachtung um zu finden, daß dem Menschen von Natur, nicht etwa erst in Folge sittlicher Verwilderung, Faulheit für sich schon Genuß ist. Könnte man die Motive der Eitelkeit und des Ehrgeizes auf kurze Zeit aus der civilisirten Welt entfernen, so würde es selbst für den der von der Menschennatur am höchsten und erhabensten denkt, unzweifelhaft werden daß das wirkliche Ideal der meisten Faulheit ist. Die Macht der Gewohnheit auf allen Gebieten des Lebens liefert dafür vor Allem den Beweis. Wenigstens von dieser Seite erscheint der Mensch ursprünglich als ein rein sinnliches Wesen, und wir haben die leibliche und geistige Trägheit des Naturmenschen, so groß sie auch sein mag, nicht als eine specielle, aus besonderen Umständen zu erklärende Eigenthümlichkeit anzusehn, sondern als eine allgemeine Eigenschaft, die überall und immer gleichsam auf dem Sprunge steht alle höheren Bestrebungen der Einzelnen wie der Gesellschaft wieder zu verschlingen, wenn nicht Motive von großer Kraft ihr fortdauernd das Gleichgewicht halten. Leiden und Noth aller Art sehen, einmal überstanden, in der Erinnerung bei weitem nicht mehr so peinlich aus als sie waren; gar manche bange Furcht, die wir hegten, hat sich später als grundlos gezeigt; das Nöthige zu thun wird auch später immer noch Zeit genug sein — solche und ähnliche, auch dem Gebildeten geläufige Gedanken beherrschen den Naturmenschen vollständig und würden hinreichen ihn in seiner Trägheit festzuhalten, selbst wenn es möglich wäre den Menschen durch leichtere und einfachere Mittel als eine viele Jahre lang fortgesetzte sorgfältige Erziehung ist, dahin zu bringen daß er eine genußreiche Gegenwart einer unbestimmten Zukunft aufopfert.

Es ist nichts als ein poetischer Irrthum wenn man dem Naturmenschen einen Wunsch oder gar eine Sehnsucht nach moralischer und

Digitized by Google

intellectueller Erhebung zugeschrieben hat, vielmehr verharrt er vermöge der Kraft der Trägheit oder was dasselbe ist, durch die Macht der Gewohnheit gern und mit Vorliebe in seinem Zustande, am wenigsten übernimmt er jemals aus eigenem Triebe und ohne äußere Nöthigung die schwere Arbeit der Civilisation, wie ja auch die niederen Klassen der Gesellschaft in Europa sich selbst überlassen nichts der Art thun, so lange es ihnen materiell auch nur erträglich geht, obgleich sie die Beispiele höherer Entwickelung, die zu würdigen ihnen freilich der Maaßstab fehlt, täglich vor Augen haben. Wäre es anders, so würde es unbegreiflich sein daß die Fortschritte des Menschengeschlechts im Ganzen so außerordentlich langsam gehen. Es würde ganz anders in der Welt aussehen, bemerkt Hume einmal treffend, wenn der Mensch von Natur nur ein wenig mehr Liebe zu nützlicher Thätigkeit besäße als ihm gegeben ist, während ihn jetzt sein Beharrungsvermögen auf jeder Entwickelungsstufe die er einmal erstiegen hat, gleichmäßig festhalten zu wollen scheint.

Peyroux-de-la-Coudrenière (Mém. sur les sept espèces d'hommes. Paris 1814) scheint der Erste gewesen zu sein welcher die Theorie aufgestellt hat daß die weiße Raçe allein geistig activ sei, von Natur einen ihr eigenthümlichen Wissens- und Bildungstrieb besitze, wie ihn Aristoteles dem Menschen überhaupt zuschrieb, und daß deshalb alle höhere Cultur anderer Raçen nur aus Kolonieen der Weißen erklärt werden müsse die in alter Zeit zu ihnen gekommen seien. Er hat hierin neuerdings viele Nachfolger gefunden, unter denen wir in Deutschland nur Klemm (Allge. Culturgesch.) und Wuttke (Gesch. des Heidenthums) hervorheben wollen, welche einen festen Unterschied zwischen activen und passiven Menschenraçen annehmen*. Eine genauere Erwägung der Eigenthümlichkeiten des Menschen überhaupt und insbesondere dessen was man sich unter dem Naturzustande zu denken hat, läßt indessen diese Annahme als sehr zweifelhaft erscheinen.

Wird man versucht sein auf den ersten Blick es nur als eine beklagenswerthe Eigenschaft der Menschennatur zu betrachten, daß er ursprünglich jedes höheren Strebens baar, fast auf jeder Stufe seiner Entwickelung dieselbe Schwerbeweglichkeit und gründliche Unlust zu wahrem Fortschritte zeigt, so fällt doch unser Urtheil bei tiefer gehen-

* In ähnlichem Sinne hat Carus Nacht-, Tag- und Dämmerungsmenschen (Neger, Europäer, Mongolen und Americaner) unterschieden.

der Ueberlegung hierüber weſentlich anders aus. Die Sache hat nämlich noch die zweite verſöhnende Seite, daß eben nur in dem Maaße in welchem höhere Bedürfniſſe fehlen, eine leichte und vollſtändige Befriedigung in den niederen möglich iſt, daß eben nur in Folge der Einfachheit und des geringen Umfangs der Bedingungen, von denen die Zufriedenheit und Lebensfreude des Menſchen im Naturzuſtande abhängt, wirkliche innere Befriedigung und voller Lebensgenuß ihm auch in dieſer Lage zutheil werden kann. Sein inneres Leben bewegt ſich zwar nur in einem ſehr beſchränkten Kreiſe, aber es bleibt ihm dafür auch ungeſtört und unvergiftet durch jene fieberhafte Unruhe nach einer nur dunkel geahnten und oft auf verkehrten Wegen erſtrebten Verbeſſerung ſeiner Verhältniſſe, die nicht ſelten den höher ſtehenden Menſchen innerlich quält und in äußeres Elend ſtürzt. Der innere Zwieſpalt im Menſchen ſtammt zum größten Theile allerdings erſt aus ſeinem Streben nach höherer Entwickelung, er wird erſt möglich und nothwendig durch das Aufkeimen höherer Bedürfniſſe in ihm, die nur ſchwer und oft nur unter ſeltener Gunſt der Umſtände ſich befriedigen laſſen. Inſofern hat man nicht Unrecht erſt den Fortſchritt zur Civiliſation als die Quelle der inneren Noth zu bezeichnen in die der Menſch ſo vielfach geräth, nur wird man ſich dadurch nicht dazu verleiten laſſen dürfen in dem Naturzuſtande des Menſchen das Ideal eines Paradieſes zu ſehen, deſſen Verluſt wir zu beklagen hätten; denn erſt mit der Entfernung von ihm kann die phyſiſche moraliſche und intellectuelle Erhebung deſſelben aus ſeiner urſprünglichen Rohheit beginnen.

Zu den beiden bisher beſprochenen Hauptcharakteren des Naturmenſchen, ſeiner vollſtändigen Abhängigkeit von der Naturumgebung und ſeiner ſchwer überwindlichen Trägheit, geſellt ſich endlich als dritter hervorſtechender Zug die völlige Zügelloſigkeit ſeiner ſtarr egoiſtiſchen Begierden und der Mangel an Stetigkeit und Planmäßigkeit in allem ſeinen Thun und Treiben. Zurückhaltung und Selbſtbeherrſchung ſind nirgends dem Menſchen von Natur eigen, ſie wollen gelernt ſein und werden nur langſam erworben. Hauptſächlich geſchieht dieß im Verkehr mit Andern und durch denſelben, wie ſich an Kindern und ſolchen Menſchen zeigt die in großer Ungebundenheit aufgewachſen ſind. Der Mangel an Selbſtbeherrſchung wird ſich in einem ſtets freien, leidenſchaftlichen Sichgehenlaſſen zeigen, in einer außerordent-

lichen Heftigkeit der Affecte, allseitiger Begehrlichkeit und Unmäßigkeit im Essen und Trinken wie in Allem was eine Gemüthserregung mit sich bringt. Es knüpft sich daran die allgemeine Gewaltsamkeit des Handelns, die durch jedes Hinderniß sogleich erbittert, das Recht des Stärkeren in der Gesellschaft zur Herrschaft bringt und es zu keiner deutlichen Unterscheidung des Guten und Bösen kommen läßt. Auf seinem Eigenwillen starr beharrend und die Andern sich zu unterwerfen bestrebt wo sie mit dem eigenen Interesse in Conflict gerathen, lebt jeder Einzelne ursprünglich rein für sich und steht innerlich isolirt, weil er nur dem eigenen Vortheile folgt. So häßlich diese Charakterzüge des Naturmenschen aber auch sind und so unzweideutig sie seine vollständige innere Rohheit offenbaren, so spricht sich in ihnen doch keine eigentliche Bosheit, keine Verdorbenheit des Herzens aus, sondern wie beim Kinde und beim völlig Unerzogenen zeigt sich neben jenen eine plötzliche Veränderlichkeit des Wollens und der Gemüthslagen überhaupt welche etwas Versöhnendes hat, indem sie nicht allein in vielen Fällen die rohen Ausbrüche der Leidenschaft plötzlich in ihrem Laufe aufhält oder deren verderbliche Folgen in unerwarteter Weise abwendet, sondern auch ihren wahren Ursprung in der großen Zusammenhangslosigkeit des inneren Lebens erkennen läßt, das haltungslos hin und her schwankt und unwillkürlich aus einer Aufregung in die andere fällt. Dieser Mangel an Festigkeit in der Verfolgung eines bestimmten Zieles, dieses Handeln nach augenblicklichen Einfällen und zufälligen Impulsen setzt den civilisirten Menschen in Erstaunen; der Naturmensch erscheint ihm als ganz unberechenbar und wird deshalb von ihm auf die verschiedenste Weise beurtheilt, ganz wie der Unerzogene der beim Mangel fester Gedanken seinen wechselnden Launen preisgegeben, es zu keiner Stetigkeit und Planmäßigkeit des Handelns bringt und gerade dadurch dem Gebildeten leicht unverständlich wird.

Giebt man die Richtigkeit der vorstehenden Charakterschilderung des natürlichen Menschen zu, die wir durch Abstraction von aller Cultur und durch die Benutzung der Analogieen desselben mit dem Kinde und dem völlig Unerzogenen zu entwerfen versucht haben, so wird sich jetzt ohne Mühe zeigen lassen daß wir die Mehrzahl der culturlosen Völker der Erde als Naturvölker zu bezeichnen berechtigt sind, weil sie, obgleich nicht im eigentlichen Naturzustande befindlich, doch auf einer Entwickelungsstufe stehen die diesem ziemlich nahe kommt; denn alle

die Eigenthümlichkeiten welche wir dem natürlichen Menschen beilegen mußten, finden sich an ihnen in unzweideutiger Weise wieder, und gerade in allen diesen Eigenschaften stimmen sie (was hierbei besonders zu beachten ist) auf das Entschiedenste untereinander überein, so daß wir es wagen dürfen die Hauptzüge derselben zu einem einzigen gemeinsamen Bilde zusammenzufassen. Gerade hierin aber scheint uns ein Hauptbeweis dafür zu liegen daß wir in diesen Fällen etwas dem Naturzustande sehr Aehnliches wirklich vor uns haben, denn in Rücksicht auf diesen allein als den gemeinsamen Ausgangspunkt des Bildungsweges aller Menschen müssen alle einander im Wesentlichen gleichen, während sie im Uebrigen durch die Verschiedenheit der Bahnen in denen sich ihre Entwickelung bewegt, auch zu sehr abweichenden Lebensformen hingeführt werden. Culturlose Völker hingegen überall wo wir ihnen begegnen für verkommene und von früherer Höhe herabgesunkene zu erklären, würde eine Annahme sein, die um nicht als willkürlich zu erscheinen in jedem besonderen Falle eines Beweises bedürfte, wenn man nicht im Allgemeinen darthun kann, daß Cultur das Primitive, Rohheit das Secundäre für den Menschen sei.

Wir wollen jetzt einige der wichtigsten erfahrungsmäßigen Angaben über die Naturvölker zusammenstellen, um zu sehen in wie weit die von uns entworfene Charakteristik des Naturmenschen von dieser Seite her eine Bestätigung und Vervollständigung gewinnt.

Der Nordländer sucht nicht den Süden auf um seine Lage zu verbessern, so wenig als der Bewohner eines heißen und schädlichen Klima's sich aus diesem hinwegsehnt und es mit einem günstigeren zu vertauschen strebt. Trotz der vielen Krankheiten und anderen Uebel denen z. B. der Bewohner von Darfur ausgesetzt ist, liebt er sein Land und mag nicht nur nicht auswandern, sondern sehnt sich zurück aus der Fremde (Mohammed-el-Tounsy, Voy. au Darfour. Paris 1845. p. 296). Es liegt die Vermuthung nahe daß die Anhänglichkeit an ihr Vaterland, selbst bei nomadisch lebenden Völkern, sich zum Theil wenigstens darauf gründe, daß sie von schöneren Klimaten, von dem Reichthum und Ueberfluß mit dem die Natur anderwärts den Menschen überschüttet, meist ganz unbekannt sind. Dieß ist jedoch nicht richtig. Bei allem äußeren Elend in welchem ein Volk leben mag, hält es vielmehr gleichwohl in der Regel sein Land für das beste der Welt, seine Lebensweise für die genußreichste die es giebt und sich selbst für das

Digitized by Google

vorzüglichste von allen. Cavazzi (Beschr. v. Congo, Matamba und Angola, 1694. S. 76 f.) giebt in dieser Hinsicht eine sehr treffende Darstellung von der Ansicht der Congo-Neger, die, wenn sie auch um des Erwerbs willen zeitweise auswandern, doch wie die Kru-Neger mit dem Erworbenen stets nach Hause zurückkehren um es dort auf ihre Weise zu genießen. Dieselbe Ueberzeugung scheint bei den Negervölkern durchgängig zu herrschen; in den Gegenden aber vollends, die wie so viele Länder America's von den Europäern vielfach um ihrer Schätze willen aufgesucht werden, findet sich immer bei den Eingeborenen der feste Glaube daß die Weißen ihre eigene Heimath nur verlassen haben um glücklichere Länder aufzusuchen und daß sie eben nur bei ihnen die größten Güter und die höchsten Genüsse des Lebens zu finden gewußt haben. Zwar wird uns von einem jungen Abiponer berichtet, der auf einem Schiffe angestrengt arbeitete um die Fahrt nach Buenos Ayres mit dem verdienten Gelde zu bezahlen, denn es war sein heißer Wunsch die Welt zu sehen (J. P. and W. P. Robertson, Letters on S. Am. 1843. III, 186); auch Du Pratz (Hist. de la Louisiane 1758) erzählt von einem Eingeborenen, den ein ähnlicher Drang in die Ferne trieb und der erst nach Vollendung großer Reisen, auf denen er das Land seiner Väter ausfindig zu machen hoffte, zu den Seinigen wieder zurückkehrte. Solche Fälle gehören indessen zu den äußerst seltenen Ausnahmen. Bis zum Bewohner des Feuerlandes und zum Hottentotten herab lebt der Mensch im Naturzustande auch im drückendsten Elend zufrieden mit sich und seinem Loose, während es unter den Culturvölkern des auf Reichthum Macht und Bildung stolzen Europa's oft so schwer wird einen Zufriedenen zu finden. Namentlich aus diesem Gesichtspunkte wird es verständlich daß ein erfahrener Mann behauptet: „es giebt Lagen in denen sich der denkende Mensch dem uncultivirten Naturkinde untergeordnet fühlt, in denen er zweifelt ob seine festesten Ueberzeugungen etwas Besseres sind als wohlklingende, aber beschränkte Vorurtheile.“ (Cowper Rose, Four years in Southern Afr. 1829. p. 173). Jedenfalls ist so viel unzweifelhaft, daß (wie Strzelecki, descr. of N. S. Wales, p. 348 sagt) jede Race ihre eigene Glückseligkeit hat: das unruhige Vorwärtsstreben des civilisirten Menschen erscheint dem Naturmenschen als kindisch albern, der Genuß apathischer Ruhe, das Ideal des letzteren würde für jenen unerträglich langweilig sein (vgl. hierzu die lehrreiche Schilderung

dieſes Ideales in der freilich ſonſt ganz romanhaften Reiſe von Crevecoeur im Magaz. merkw. Reiſeb. XXIII, S. 363).

Als Hauptmotive treten erfahrungsmäßig bei Naturvölkern nur drei auf, nämlich phyſiſches Wohlbefinden, das ſich dem engen Kreiſe ihrer Intereſſen gemäß nur auf die groben ſinnlichen Genüſſe richtet, Eſſen und Trinken, Geſchlechtsgenuß und faulen Müßiggang, in Folge eines wahren Abſcheues vor jeder Art von Kraftanſtrengung; ferner geſelliges Wohlbefinden, das theils in der Familie durch Unterwerfung der einzelnen Familienglieder unter den Willen des Mannes allein, theils in weiteren Kreiſen durch Befriedigung von Ehrgeiz und Eitelkeit erſtrebt wird, und hauptſächlich in einem geſteigerten Selbſtgefühl, in dem Gefühle ausgedehnter Macht über Andere und ungewöhnlicher Geltung bei ihnen, auch ohne eigene Kraftanſtrengung, beſteht; endlich die Gewohnheit, deren Macht ſich auf die wichtigſten wie auf die unbedeutendſten Dinge in gleichmäßiger Einförmigkeit und Gedankenloſigkeit erſtreckt und phyſiſches Elend ebenſo wie moraliſche Rohheit und intellectuelle Stumpfheit verewigen zu wollen ſcheint. Vielleicht iſt man geneigt als ein viertes Hauptmotiv das den Naturmenſchen beherrſcht, ſeinen Aberglauben und die ſämmtlichen Beweggründe zu bezeichnen die einer im ſchlechteſten Sinne eudämoniſtiſchen Religion eigen zu ſein pflegen; allein dieſe ganze Gruppe von allerdings ſehr wirkſamen Motiven kommt auf die an erſter Stelle von uns angeführten zurück, denn es iſt eine offen vorliegende Thatſache daß es äußere Güter und ſinnliche Genüſſe allein ſind, welche ſeinen religiöſen Vorſtellungen den Einfluß und die Macht ſichern die ſie in ſo hohem Grade über ihn beſitzen.

Das äußere Leben der Naturvölker läßt keine gemeinſame Schilderung zu, denn es geſtaltet ſich, wie wir in Folge ihrer durchgängigen Abhängigkeit von ihrer beſonderen Naturumgebung erwarten müſſen, ſehr verſchieden. Einige derſelben ſind Jäger, andere Fiſcher, wieder andere ſind Wurzelgräber und Beerenſammler oder treiben dieſe Beſchäftigungen abwechſelnd wie es die Jahreszeit mit ſich bringt. Kleidung Wohnung Hausgeräthe und Waffen richten ſich dabei ebenſo wie die Kunſtfertigkeiten die ſie erwerben, ganz nach der beſonderen Lebensweiſe. Dagegen zeigt ſich faſt in Allem was das innere Leben betrifft bei ihnen eine merkwürdige Gleichförmigkeit in allen Gegenden der Erde. Oft hat man (wie dieß z. B. Hugh Murray, Enqui-

ries resp. the character of nations. Edinb. 1808 gethan hat) weit größere Verſchiedenheiten der Culturſtufen bei uncultivirten Völkern angenommen als der Wirklichkeit entſpricht, man hat feſte Unterſchiede unter ihnen machen zu müſſen geglaubt die entweder gar nicht nachweisbar oder doch ſehr unerheblich ſind, und eine nothwendige Entwickelung dieſer Stufen und der ihnen zukommenden nationalen Charaktereigenſchaften auseinander nachweiſen wollen, wo von einem Fortſchritte kaum die Rede ſein kann.

Der Charakter der Individuen pflegt bei Naturvölkern weit gleichmäßiger und im Ganzen minder feſt und beſtimmt ausgeprägt zu ſein als bei Culturvölkern. An Selbſtbeherrſchung fehlt es allgemein in hohem Grade, Sorgloſigkeit um die Zukunft, Leidenſchaftlichkeit und Unmäßigkeit neben Unſtetigkeit und Unzuverläſſigkeit, Faulheit zur Arbeit neben Fleiß und Ausdauer für die Gegenſtände des unmittelbaren Intereſſes, den Putz namentlich eingeſchloſſen, ſind Charakterzüge die uns überall immer wieder in gleicher Weiſe begegnen. Es wird genügen ſie nur durch Weniges zu erläutern.

Völlerei, Trunkſucht und geſchlechtliche Ausſchweifungen ſind die am weiteſten verbreiteten Laſter. Nächſt den wilden Feſtlichkeiten und Gelagen iſt es aber hauptſächlich die Jagd bei welcher ſich die ganze wüſte Leidenſchaftlichkeit entfaltet. Der Jäger geräth, beſonders maſſenhafter Beute gegenüber, wie der Soldat im heißen Kampfe, in eine grenzenloſe Wuth, er mordet mit Luſt und verwüſtet das Wild meiſt in völlig unnützer Weiſe, verzehrt davon nur das Beſte und oft dieſes kaum, wenn es im Ueberfluß ſich darbietet: daher brauchen Jägervölker ein ganz unverhältnißmäßig großes Areal und gerathen trotzdem oft in Noth, weil ihnen Schonung der Jagdthiere ebenſo fremd iſt als ſparſames Haushalten mit Vorräthen überhaupt. Der hundertſte Theil des von den Zulus erlegten Wildes, bemerkt Delegorgue I, 430, würde zu ſeinem und ſeiner Begleiter Unterhalt mehr als hinreichend geweſen ſein. Die Noth wird um ſo häufiger und bitterer, weil die Sorgloſigkeit um die Zukunft trotz des oft gelittenen Mangels ſo groß iſt, daß keine Lebensmittel aufgeſpeichert werden. Es giebt Völker die alljährlich von Hungersnoth heimgeſucht werden und doch weder Vorräthe ſammeln noch Nutzpflanzen zu ziehen verſuchen. Charakteriſtiſch für jene Sorgloſigkeit und für die durchaus ſinnliche Natur dieſer Menſchen, die ſich nur von dem unmittelbar Gegenwärtigen

Digitized by Google

jedesmal bestimmen läßt, ist namentlich was Labat (Nouv. voy. aux isles de l'Am. 1724. I, 2, 18) von den Caraiben erzählt, daß sie nämlich am Morgen ihre Hängematte leichter und billiger verkaufen als gegen Abend und daß man um ihre Zustimmung zu einem Kaufe zu erhalten das Geld in einer langen Linie vor ihnen ausbreiten und dann das Gekaufte, sobald sie einverstanden sind, möglichst schnell ihnen aus den Augen bringen muß. Die ungeheure Faulheit und der unbegrenzte Leichtsinn, vermöge deren die Naturvölker in so hohem Grade abgeneigt sind irgend etwas zur Verbesserung ihrer meist wahrhaft elenden materiellen Lage zu thun, treten so überwiegend an ihnen hervor, daß man sie häufig geradezu für unfähig zu Allem erklärt hat was Fleiß und Ausdauer erfordert. Wie unrichtig dieß ist, geht namentlich aus der bewundernswerthen Geduld hervor mit welcher sie sich den Arbeiten hingeben für deren Erfolge sie sich lebhaft interessiren: mit den elendesten Werkzeugen mühen sie sich Wochen und Monate lang ab um ihren Bedürfnissen an Hausrath und Kleidung zu entsprechen. Als hierher gehörige Beispiele zu denen sich ähnliche allerwärts finden lassen, wollen wir hier nur anführen, daß die Indianer von Peru um eine Decke zu weben einen Faden nach dem andern durch ihre Hand gehen lassen, sie jedesmal zählen und erst dann den Einschlag durchziehen: um ein Stück fertig zu bringen bedarf es einer Arbeit von zwei Jahren oder noch mehr (Ulloa, Voy. historique. Amst. 1752. I, 336); daß sie ferner 5—6 Stunden unausgesetzt darauf verwenden ihren Körper zu malen (Ulloa, Phys. und hist. Nachr. v. Am. Lpz. 1781. II, 94). Besonders ausgezeichnet durch Ausdauer sind die Buschmänner: so schwer sie sich auch aus ihrer Unthätigkeit aufraffen, „so bringt sie doch nichts von der Spur eines einmal verfolgten Wildes ab und von einem einmal beschlossenen Unternehmen schreckt keine Schwierigkeit sie zurück" (Lichtenstein, R. im südl. Afr. 1811. II, 319). Solche Festigkeit ist allerdings bei Naturvölkern sonst selten, das Gewöhnliche ist vielmehr eine große Veränderlichkeit der Gemüthslagen und Unstetigkeit der Gedanken wie der Interessen. Nicht eigentlich bösartig und verrätherisch, werden sie doch leicht unzuverlässig, treulos, hinterlistig, namentlich wo sie im Gefühle der eigenen Ueberlegenheit sich sicher wissen, und sie werden es nicht gerade aus ränkevollem Eigennutz und planmäßiger Habsucht, sondern in Folge der momentan aufkeimenden allgemeinen Begehrlichkeit die sie

Digitized by Google

plötzlich befällt und unwiderstehlich zu jeder That fortreißt die zum gewünschten Ziele zu führen verspricht. Daß diese Auffassung die richtige ist, geht namentlich aus den nicht allzu seltenen Beispielen hervor, in denen es gelungen ist selbst drohende Räuber und Mörder oder ganze Gesellschaften die gefährliche Pläne schmiedeten, zu zerstreuen, auf andere Gedanken zu bringen und sogar zu Freunden zu machen, indem man ihre Aufmerksamkeit durch eine unterhaltende Erzählung oder ein vorgemachtes Kunststück ganz in Anspruch nahm. Wenn Dentrecasteaux (1792) und andere Schriftsteller derselben Zeit rohe Völker wie z. B. die Eingeborenen von Vandiemensland als naive friedliche Naturkinder geschildert haben, so ist dieß theils Folge der damals namentlich in Frankreich über diesen Punkt herrschenden Ansichten, welche alle Verdorbenheit nur dem civilisirten Menschen aufbürdeten, theils erklärt es sich daraus daß einzelne Seefahrer die Eingeborenen mit Geschenken überhäuften, sie durchaus friedlich und freundlich behandelten und daher auch in ihnen nicht selten das fanden was sie zu finden erwarteten. Neuerdings gilt der Naturmensch Vielen fast für einen halben Affen, wenn nicht für einen ganzen, und es dürfte schwer zu entscheiden sein welche von diesen beiden Ansichten die verkehrtere ist.

Bei solchen Charaktereigenschaften wie wir sie an den Naturvölkern gefunden haben, und bei der großen Bedrängniß in die sie so häufig gerathen, werden wir darauf gefaßt sein müssen ungeheueren Abnormitäten auf dem moralischen Gebiete zu begegnen, nicht bloß in einzelnen Handlungen, sondern auch in den festen Lebensgewohnheiten. Daß Cannibalismus Kindermord und ähnliche Greuel als feste Sitte und ohne Bewußtsein ihrer Schändlichkeit vielfach ausgeübt worden sind und zum Theil noch ausgeübt werden, läßt keinen Zweifel zu. Scheint es in allen Fällen ursprünglich ein Uebermaaß der Rache oder außerordentliches Elend gewesen zu sein, welche zur Menschenfresserei hinführten, wie z. B. von dem Zulu-Volke der Immithlanga (Intlangwain) erzählt wird daß es durch Noth auf's Aeußerste gebracht die eigenen Kinder fraß und seit dieser Zeit an Cannibalismus gewöhnt, seine Kriegsgefangenen regelmäßig zu verzehren angefangen hat (Gardiner, Narr. of a journey to the Zoulu country. 1836. p. 185), so war es später hauptsächlich die Macht der Gewohnheit (oft im Bunde mit Aberglauben verschiedener Art und mit sinnlicher Lüstern-

Digitized by Google

heit nach dieſem Genuſſe), welche in dieſem Falle wie in ſo manchen andern über das hinweghalf was anfangs Schauder erregt haben mochte und das Gefühl ſchnell dagegen abſtumpfte.

Auf analoge Weiſe erklären ſich die mannigfaltigen Beiſpiele tiefer moraliſcher Verkehrtheit die wir bei Naturvölkern antreffen. Sie gehen nicht ſelten ſo weit daß alle Urtheilsfähigkeit über moraliſche Verhältniſſe erloſchen zu ſein ſcheint. Die ſtrenge talio der Rache tritt als allgemeiner Grundſatz auf. Der Schwächere zieht es zwar oft vor nachzugeben, aber als Eingeſtändniß der Schwäche gilt dieß meiſt für ſchimpflich. Blutrache iſt ſtrenge Pflicht und die Zulaſſung von Geſchenken oder der förmliche Abkauf der Rache durch ein Löſegeld von Seiten des Mörders tritt als nicht unehrenhaft für den zur Rache Verpflichteten immer erſt da ein, wo das Eigenthum höheren Werth erhält, wo Reichthum Macht verleiht und ungeſtörter Friede der Geſellſchaft Bedürfniß wird. „Die heiligſte Pflicht des Auſtraliers iſt die Rache für den Tod des nächſten Verwandten, denn ſie iſt ſeine ganz ausſchließliche Pflicht: bis er ihr genügt hat, wird er beſtändig von den alten Weibern verſpottet, ſeine Weiber, wenn er verheirathet iſt, würden ihn bald verlaſſen; iſt er unverheirathet, ſo würde kein Mädchen mit ihm ſprechen; ſeine Mutter würde unaufhörlich weinen und klagen daß ſie einen ſo entarteten Sohn geboren habe, ſein Vater ihn mit Verachtung behandeln und Vorwürfe würden ihm von allen Seiten entgegenkommen“ (Grey, Journals of two expedd. in Austr. 1840. II, 240). Daß die Anſichten der Eingeborenen von Nordamerica in dieſem Punkte mit denen der Auſtralier genau übereinſtimmen, iſt bekannt. Auf eine faſt gänzliche Abweſenheit moraliſcher Vorſtellungen ſcheint es zu deuten, daß „die Neger von Oſt-Sudan (in den Nilländern) Betrug Diebſtahl und Mord nicht nur entſchuldigen, ſondern ſie ſogar für eine des Mannes ganz würdige That halten. Erſt unter der türkiſchen Herrſchaft haben ſie den Mord von dem „gerechtfertigten“ Todtſchlag (im Kriege, in Folge von Urtheil und Recht) unterſcheiden gelernt.“ Lug und Trug gilt als Sieg geiſtiger Ueberlegenheit über Beſchränktheit, und „der am Galgen Geſtorbene wird ebenſo beerdigt als der wohlhabende Kaufmann oder Schech“ (Brehm, Reiſeſkizzen aus Nordoſt-Afr. 1855. I, 162, 175).

Aus ſolchen und ähnlichen Beiſpielen der gänzlichen Bewußtloſigkeit in Rückſicht moraliſcher Verhältniſſe oder der völligen Verkehrung

Digitized by Google

derſelben, wird man gleichwohl nicht ſchließen dürfen daß ihre Entwickelung durchaus nur von den beſonderen Lebensverhältniſſen der Menſchen und von der Macht der Gewohnheit abhänge, wenn auch zugegeben werden muß daß der Einfluß dieſer letzteren auf ſie ein außerordentlich großer iſt; denn es iſt eben nicht ſchwer auch in unſern modernen Culturſtaaten eine ziemlich gleich große Verbildung des moraliſchen Urtheils bei einzelnen Ständen oder Klaſſen der Bevölkerung aufzufinden als z. B. von den Gauchos von Buenos Ayres erzählt wird, bei denen alle Sympathieen auf Seiten des Mörders zu ſein pflegen, deſſen Unglück man allein beklagt, wenn er im Einzelkampfe mit dem Meſſer ſeinen Gegner, den er allerdings immer nur zu zeichnen, nicht zu tödten beabſichtigt, umgebracht hat. (Sarmiento, Civilisation et Barbarie ou moeurs des peuples Argentins. 1853). Dagegen iſt es eine merkwürdige Thatſache, die auf einen Reſt natürlichen moraliſchen Gefühls auch bei ſonſt rohen Völkern hinweiſt, daß die Auſtralier in der Gegend von Port Eſſington, wenn ſie als Diebe auf der That ergriffen werden, keinen Widerſtand leiſten (Jukes, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Fly. 1847. I, 354), und daß ſich auf den Sandwichinſeln der entdeckte Dieb das Geſtohlene widerſtandslos wieder abnehmen läßt (Wilſon, Miſſionsreiſe in das ſtille Meer, Mag. v. Reiſeb. XXI, 291).

Wenden wir unſern Blick den geſelligen Verhältniſſen der Naturvölker zu, und unter dieſen zunächſt der Ehe und dem Familienleben, ſo treten uns hauptſächlich zwei Hauptzüge als charakteriſtiſch entgegen die allen gemeinſam ſind, nämlich die Sklaverei des Weibes als des ſchwächeren Theiles und die Polygamie als deren natürliche Folge. Der Mann allein iſt ſelbſtſtändig und unabhängig, weil er die Seinigen allein zu vertheidigen im Stande iſt und in vielen Fällen auch für ihren Lebensunterhalt allein zu ſorgen hat. Das Weib iſt tief verachtet, es wird ganz nur als Hausrath oder Waare behandelt. Wie gering der Werth iſt den man auf die Keuſchheit der Mädchen ſetzt, geht daraus hervor daß z. B. die Sprache der Buſchmänner Mädchen und Weib gar nicht unterſcheidet (Lichtenſtein I, 192). Daſſelbe wäre nach Burchell (R. in Südafrica. 1822. II, 378 not.) auch bei den Betſchuanen der Fall, doch iſt dieß ſchwerlich richtig. Im Norden von Peru ſoll ein Mädchen ſogar um ſo mehrere Freier erhalten, eine je größere Anzahl von Liebhabern ſie vorher ſchon gehabt hat (Ulloa,

Digitized by Google

Voy. de l'Am. mérid. 1752. I, 343); ebenso in Wydah — eine Erscheinung die sich bei Des Marchais (Voy. en Guinée, Amst. 1731) erklärt findet. Ausschweifungen der Mädchen vor der Ehe geben bei vielen Völkern durchaus keinen Anstoß, nur von den verheiratheten Weibern wird Zurückhaltung gegen fremde Männer verlangt. Hat man doch sogar behauptet, Keuschheit bestehe nach den Begriffen der Neger nur darin, daß Schwangere und Menstruirende von Männern sich fernhielten (Smith, Trade and travels in the gulph of Guinea 1851. p. 249) — freilich eine grobe Uebertreibung. Von romantischer Liebe die zu gewaltigen Unternehmungen und außerordentlichen Thaten spornt, ist unter solchen Umständen keine Rede, obwohl auch sie bei übrigens rohen Völkern nicht leicht ganz fehlt; das Gewöhnliche aber ist daß, wohl hauptsächlich in Folge frühzeitiger Befriedigung, ein affectloseres und gleichmäßiger gestimmtes Verhältniß unter den Geschlechtern schon in jungen Jahren eintritt, was man freilich nicht (wie Delegorgue, Voy. dans l'Afr. australe. 1847. II, 249 gethan hat) auf eine natürliche größere Sanftheit und Ruhe deuten darf, die diesen Menschen im Vergleich mit dem civilisirten Europäer im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte eigen sei.

Das Weib gehört dem Manne der es von ihren Eltern gekauft hat als Eigenthumsstück zu, er kann es daher im Allgemeinen willkürlich verjagen, verleihen, vertauschen oder wohl auch weiter verkaufen, andere hinzuerwerben u. s. f. Am weitesten geht die Gewalt des Mannes auf den Fidschiinseln, wo beim gemeinen Volke die Weiber nicht allein ganz Handelsartikel sind, sondern sogar von ihren Männern umgebracht und gefressen werden, ohne daß dieß gestraft oder gerächt wird (Wilkes III, 92). Nicht selten gehen die Weiber des Vaters durch Erbschaft an den Sohn über. Nur das Weib, nicht der Mann kann strafbaren Ehebruch begehen. Allerdings widerspricht, wie Wuttke (Gesch. des Heidenthums. I, 184) bemerkt, Polyandrie den Vorstellungen der rohen Völker von der Ehe durchaus, aber dennoch ist sie nicht bloß denkbar z. B. als Institut der Noth, sondern kommt auch mehrfach wirklich vor, bisweilen begründet durch religiöse und politische Motive*. Die Polygamie dagegen geht aus der Ansicht der Naturvöl-

* Daß auf den Marquesasinseln reiche Weiber sich mit zwei Männern verheirathen (Lisiansky, Voy. round the world 1814 p. 83), kann wohl ebenso wie die Zweimännerei bei den Aleuten und Koloschen, welche

Digitized by Google

ker vom weiblichen Geschlechte unmittelbar hervor und ist wohl kaum irgendwo erst die Folge einer durch Kriege herbeigeführten Ueberzahl der Weiber gewesen. Vielmehr ruht sie darauf daß das Weib zunächst bloßes Eigenthumsstück und Lastthier ist, daß es als nützliche Arbeitskraft verwendet den Reichthum des Mannes begründet oder dessen Ansehn hebt, wo nur der Vornehme und Begüterte den Aufwand bestreiten kann den mehrere Weiber erfordern. Dazu kommt noch als ein weiterer Umstand der zur Polygamie hinführt das frühe Hinwelken der Weiber, sei es in Folge des Klima's (in Ostindien ist das Alter von 12 Jahren der äußerste Termin zum Heirathen, mit 25—30 Jahren aber sind die Weiber alt) oder der Ueberbürdung mit Arbeit, bei manchen namentlich africanischen Völkern auch die Unreinheit des Weibes während der ganzen, oft lange dauernden Zeit des Säugens, innerhalb deren jede Gemeinschaft mit dem Manne streng verboten ist.

Wenn man geglaubt hat daß wo Polygamie herrsche die eheliche Treue minder streng gehalten werde als wo die Ehe monogamisch sei, so kann man dieß nur etwa insofern zugeben als die erstere sich eben nur bei grob sinnlichen, culturlosen oder halbcivilisirten Völkern findet, aber es läßt sich wohl schwerlich behaupten daß die Vielweiberei als solche Ungebundenheit und Ausschweifung begünstige. Wie Mariner auf den Tonga-Inseln in dieser Rücksicht große Strenge fand, so ist dieß auch anderwärts nicht selten — abgesehen natürlich von der höchst demoralisirenden Einwirkung der Europäer —, da der Mann ebenso entschieden darauf zu halten pflegt daß seine Weiber unangetastet bleiben,* wie er dieß in Rücksicht seines sonstigen Eigen-

---

neben der Vielweiberei besteht und zwei Männer von verschiedenem Rang zugleich gestattet (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 477, 492), nur als eine Folge großer und allgemeiner Ausschweifungen angesehen werden. Was Dessalles (Hist. gén. des Antilles 1847. I, 197) über Polygamie und Polyandrie der Caraiben auf den westindischen Inseln angiebt, scheint ungenau und unzuverlässig. Dagegen findet sich Polyandrie als feste Sitte bei den Avanos und Mayppures in Südamerica (Humboldt und Bonpland, Reise IV, 477), ferner namentlich in Ladakh, im Hochlande von Tübet, im Alpenstaat von Sirmore, obgleich die Bewohner des letzteren Hindus zu sein scheinen (Ritter, Erdk. III, 623, 752, 880). Die Einrichtung ist diese, daß mehrere Brüder alsdann zusammen nur eine Frau haben; in Ladakh fallen dem ältesten Bruder die Kinder allein zur Last. Ein wichtiger Grund der Sitte scheint u. A. auch darin zu liegen, daß die Erhaltung der Frau kostspielig ist.

* Eins der javanischen Gesetzbücher setzt schon Strafen auf die unschuldigsten Beziehungen eines fremden Mannes zu einem verheiratheten Weibe.

Digitized by Google

thums aufrechthält; die Weiber aber kennen dieſe Strenge, ſie wird ihnen nicht ſelten fühlbar und man theilt und billigt dieſen Grundſatz allgemein. Daß die Vielweiberei häufig zu Eiferſucht und Streit unter den Weibern und dadurch zur Störung des ganzen Familienlebens führt, iſt allerdings richtig, aber auch nicht ſo allgemein als man zu glauben geneigt ſein mag. Bei den Zulus und andern Kaffervölkern (und es iſt dieß keineswegs das einzige Beiſpiel dieſer Art) herrſcht unter den Weibern gewöhnlich keine Eiferſucht, vielmehr bemüht ſich die erſte und älteſte Frau häufig ſelbſt ſo viel zu erwerben daß noch eine zweite jüngere gekauft werden kann; ſie veranlaßt ihren Mann oft ſelbſt hierzu, da ihr eigenes Anſehen nicht allein dadurch ſteigt, indem ſie dann in den Rang der Hauptfrau eintritt, ſondern ihr auch eine weſentliche Erleichterung der Arbeit zu Theil wird: die Weiber ſelbſt ziehen dort die Polygamie der Monogamie vor, denn die Neigung zu ihren Männern, von denen ſie durch einfachen Kauf erworben werden, iſt bei ihnen nicht leicht eine perſönliche (Delegorgue I. 154, II. 231; Steedman, Wanderings and adv. in S. Afr. 1835. I, 240). Anderwärts fand man es wenigſtens als einen ſtreitigen Punkt von den Weibern erörtert ob die Polygamie eine zweckmäßige Einrichtung ſei (Dampier II, 45), in Neu-Zealand waren ſie mit ihr unzufrieden (Polack, N. Zeal. being a narr. of trav. 1838. I, 376). Demnach ſcheint die Rückwirkung der Vielweiberei auf das Familienleben jedenfalls nicht allgemein eine ſo verderbliche zu ſein als man gewöhnlich annimmt. Ihre ſocial und moraliſch gefährlichſte Seite liegt wohl darin, daß ſie bei der überall annähernd gleichen Anzahl von Individuen welche beiden Geſchlechtern angehören, eine große Menge von unverheiratheten Männern vorausſetzt, durch welche die Treue der Weiber gefährdet oder Päderaſtie und andere geſchlechtliche Verirrungen im Volke leicht ausgebreitet werden.

Schaamhaftigkeit iſt es urſprünglich wohl ſchwerlich geweſen was den Menſchen beſtimmt hat ſich zu bekleiden. Die Neu-Zealänder tragen Kleider nur gegen die Kälte, durchaus nicht um ihre Blöße zu decken (Crozet, R. Reiſe durch d. Südſee. Lpz. 1783. S. 70). Wie ſelbſt die halbciviliſirten Guanchen ganz nackt gingen, zwar nicht auf allen, aber doch auf einigen der Canariſchen Inſeln, ſo thun dieß noch heute die Puris meiſtentheils, und zwar Männer und Weiber, die Patachos Botokuden u. a. (Prinz Max. zu Wied, R. nach Braſil.

Digitized by Google

1820. I. 136, 286, 333). Daſſelbe findet auf einer kleinen Inſel in der Nähe von Apollonia bei beiden Geſchlechtern ſtatt, nur auf der Reiſe legen ſie einige Kleidung an (Boudyck, Voy. à la côte de Guinée 1853. p. 158) und ſonſt öfters. Namentlich wo es das Geſchäft mit ſich bringt, findet keine Scheu vor Entblößung ſtatt: Caillié (Voy. à Temboctou 1833. II, 115) ſah in Bambarra Wäſcherinnen ganz nackt und ohne Schaam vor fremden Männern. Es muß daher befremden daß die Geſetze der Suſus (Mandingovolk) denjenigen zur Sklaverei verurtheilen der nach badenden Weibern ſieht (R. Clarke, Sierra Leone 1846, p. 33 not.), während in Yucatan, wie verſichert wird, beide Geſchlechter oft zuſammen baden ohne daß ſchlechte Sitten unter ihnen herrſchen (Heller, R. in Mexico 1853, S. 217). Manche Indianer am Orinoco, bei denen beide Geſchlechter ganz unbekleidet zu gehen pflegten, ſchämten ſich anfangs ſogar der Kleider, und weigerten ſich deshalb ſie zu tragen (Gumilla, Hist. de l'Orénoque 1758, ch. 7), namentlich aber galt ihnen als höchſt unanſtändig vor Fremden unbemalt zu erſcheinen (Gilii, Nachr. v. Lande Guiana. 1785, S. 253 f., 260). Allerdings täuſchen Bemalung und Tätowiren das Auge leicht über die Nacktheit, aber der urſprüngliche Zweck derſelben iſt dieß gewiß nicht geweſen, ſondern jene ſollte dem Putze, dieſe als Stammes- oder Familienzeichen dienen. Es weiſt darauf ſchon der Umſtand hin daß die Abneigung Kleider zu tragen bei Naturvölkern ſehr allgemein iſt (Humboldt und Bonpland, Reiſe II, 195). Häufig iſt es daß ſich die Schaamhaftigkeit nur auf die Gegenwart von Fremden, nämlich von bekleideten Europäern erſtreckt: nur vor dieſen bedecken ſich die Indianerweiber in Braſilien mit dem Gürtel (Spix und Martius, R. 370, 374), nur vor dieſen verhüllen die Weiber auf Timor den Buſen (Péron, voy. de decouv. 2de éd. p. Freycinet 1824. IV, 18). Daſſelbe geſchieht auch in Auſtralien (Barrington, Hist. of N. S. Wales. 1810, p. 37; Eyre, Journals of expedd. into Central Austr. 1845. II, 216; Nind im Journal R. G. S. I, 40). Barrow erzählt von einer Kafferin, die auf die Frage ob ſie verheirathet oder noch ledig ſei, den Mantel zurückgeſchlagen habe um Brüſte und Leib zu zeigen — ein einzelnes Beiſpiel, das ſelbſt als wahr vorausgeſetzt (Alberti ſtellt es in Abrede), keinen Schluß auf die Denkweiſe des Volkes in dieſer Rückſicht zulaſſen würde. Keineswegs ſind es, wie man erwarten ſollte, wenn der Ur-

Digitized by Google

ſprung der Bekleidung in der Schaamhaftigkeit läge, immer die Weiber für welche Kleidung als unentbehrlich gilt: bei vielen heidniſchen Stämmen in Africa gilt ſie, ſo arm und ſpärlich ſie übrigens auch iſt, als nothwendiger für den Mann (Barth, Reiſen u. Entdeck. II, 473). Bei manchen gehen nur verheirathete Weiber nackt, nicht die Mädchen (ebendaſ. 467), wie auch in Auſtralien die Mädchen eine Schürze tragen welche von den Weibern wieder abgelegt wird (Barrington a. a. O. 23), während bei den Guanchen gerade das Umgekehrte ſtattfand (Webb et Berthelot, Hist. nat. des Isles Canaries nach dem älteſten portugieſiſchen Berichte). Beides erklärt ſich leicht aus entgegengeſetzten Abſichten: die Sitte der letzteren weiſt offenbar auf unverdorbenere Sitten und beſſere moraliſche Vorſtellungen hin als die der erſteren, bei denen die Verhüllung offenbar nur als Reiz wirken ſoll und die ſpätere Nacktheit darum als gänzliche Schaamloſigkeit erſcheint.

Wie groß die Macht von Gewohnheit und Sitte in dieſen Dingen bei allen Völkern iſt, bedarf keines langen Beweiſes, nicht unintereſſant ſind jedoch einige der ſchlagendſten Beiſpiele. Auf den Marqueſas ſchämt man ſich durchaus nicht nackt zu gehen, aber es gilt für äußerſt unanſtändig die Vorhaut nicht zuzubinden (Langsdorff, Bemerkk. auf e. R. um d. Welt. 1812. I, 137; Lisiansky, voy. round the world 1814, p. 85; Roquefueil, Journal d'un voy. aut. du m. 1823. I, 303); ebenſo auf Neu-Zealand, wo daher wie auf vielen andern Inſeln der Südſee, die Männer das Suſpenſorium abzulegen ſich ſchämen (d'Urville, Voy. de l'Astrolabe II, 482). Daſſelbe gilt von den ſonſt ausſchweifenden Patagonen (Roquemaurel bei d'Urville, Voy. au Pole Sud I, 266). Beleidigt der eng anſchließende Anzug europäiſcher Frauen das Anſtandsgefühl des Chineſen, dem jene als nackt erſcheinen, ſo tragen Fellahweiber, wie dieß auch ſonſt öfters in muhamedaniſchen Ländern vorkommt, oft kein Bedenken den ganzen Körper vor Männern zu entblößen, nur das Geſicht nicht. Die Tubori-Weiber in Central-Africa gehen ganz nackt bis auf einen ſchmalen Riemen um den Leib an welchem ein nur nach hinten herabhängender Zweig befeſtigt iſt, bei deſſen Verluſt ſie in Geſellſchaft von der äußerſten Schaam ergriffen werden (Vogel in Petermann's Mittheilungen 1857, S. 138). Es iſt hier der Ort einer weit verbreiteten ſonderbaren Sitte zu gedenken, der bei manchen Völkern

Digitized by Google

eine Coquetterie oder doch jedenfalls mehr eine ſcheinbare als wirkliche Schaamhaftigkeit zu Grunde liegt, während ſie bei anderen mehr auf einem Scherze zu beruhen ſcheint der die Hochzeitgäſte zu beluſtigen beſtimmt iſt. Bei vielen Araberſtämmen, bei den Beduinen am Sinai, bei den Felatahs von Kano gehört es wie bei den Mongolen und verwandten Völkern weſentlich zur Heirathsceremonie daß ſich die Braut zuerſt ſträube in das Haus ihres Mannes einzuziehen und ſich erſt nach längerem Zureden darein ergebe (Denham, Clapperton and Oudney, Narr. of trav. in Afr. 2d ed. 1826. I, p. XXXIX und II, 270; Burckhardt, R. in Nubien 1820, S. 211 ff.) Aehnliches kommt bei den Abeſſiniern und bei den Wakambas in Oſt-Africa, auch bei manchen Malaienvölkern vor: die Braut muß (wenigſtens ſcheinbar) mit Gewalt geraubt werden (Rüppell, R. in Abyſſinien 1840. II, 50; Krapf in Nouv. Ann. des voy. 1851. II, 176; Crawfurd, Hist. of the Ind. Archip. 1820. I, 93 not). Bei den Araucanern pflegt daſſelbe zu geſchehen, jedoch mit Vorwiſſen des Vaters (Stevenſon, R. in Arauco 1826. I, 36), während bei manchen nordamericaniſchen Völkern die Sitte fordert, daß das Mädchen zuerſt den Bewerber abweiſe, ihre Jugend Armuth u. dergl. vorſchütze (Say bei James, Acc. of an exped. to the R. mountains 1823. I, 123). Die Auſtralier pflegen ihre Weiber aus einem Nachbarſtamme zu rauben, wozu ſie natürlich oft Gewalt brauchen müſſen: es iſt daher wohl nur einer Mißdeutung zuzuſchreiben, daß man öfters behauptet hat (z. B. Turnbull, R. um d. Welt 1806, S. 42) körperliche Mißhandlung gehöre in Neu-Süd-Wales weſentlich zur Heirathsceremonie. Von den Weibern auf alle mögliche Weiſe gehindert und oft übel zugerichtet muß der Korjäke ſeine Braut erhaſchen (Ausland 1855, S. 977), und der Neu-Zealänder der ſie ebenfalls mit Gewalt fortſchleppen muß, erhält ſie nicht einmal zur Frau, wenn ſie ihm glücklich entflieht (A. Earle, Narr. of a nine months' resid. in N. Z. 1832, p. 244).

Gehen wir von dem Familienleben und dem Geſchlechtsverhältniß zur Betrachtung der geſelligen Verhältniſſe über wie ſie ſich bei Naturvölkern in weiteren Kreiſen zu geſtalten pflegen, ſo finden wir über dieſe nur Weniges zu ſagen das für allgemein charakteriſtiſch gelten könnte. Die Familien leben in der Regel, jede unter ihrem eigenen Haupte, in freier Selbſtſtändigkeit nebeneinander und wachſen allmählich zu kleineren oder größeren Geſellſchaften an, die ſo lange gar

Digitized by Google

keine bestimmte Verfassung haben als nicht entweder innerer Streit oder äußere Noth, namentlich Krieg, es dahin bringen daß einer oder mehrere Männer, an die sich die Uebrigen um Schutz und Hülfe wenden und um die sie sich schaaren, als leitende mächtige Persönlichkeiten aus der Masse hervortreten und sich an die Spitze stellen. Ihr Einfluß, der oft bloß auf persönlicher Anmaaßung beruht, geht aber nur so weit und dauert nur so lange als das Vertrauen oder die Geduld der Andern sich ihn gefallen lassen. Jeder einzelne erwachsene Mann bleibt auch einem solchen Häuptling gegenüber vollkommen unabhängig und frei in seinen Entschließungen, so daß er jeden Augenblick von ihm abfallen und gegen ihn auftreten kann, wenn er die Macht dazu hat, ohne daß dieß als ein Unrecht von seiner Seite erschiene. Daher sehen wir solche Völker ohne alle innere Organisation, fast nur durch äußere Umstände und die Gewohnheit des Zusammenlebens zusammengehalten, hin und herschwanken zwischen einem Zustande fast gänzlicher Willkür und Ungebundenheit der Einzelnen und einem Zustande fast despotischen Druckes, unter welchen sie zeitweise gerathen, wenn eine einzelne kräftige und gewaltsame Natur an die Spitze tritt der niemand Widerstand zu leisten wagt. Aber dieser Druck findet eine Grenze an der Leichtigkeit mit welcher einzelne Familien sich von ihrem Stamme abtrennen und fortziehen können, wenn er zu lästig wird: er wird deshalb in der That fast nie sehr bedeutend. Es ist eine falsche Auffassung der Verhältnisse, wenn man anstatt dieses Schwanken der gesellschaftlichen Verfassung der culturlosen Völker anzuerkennen und auf seine natürlichen Ursachen zurückzuführen, vielmehr eine Reihe von bestimmten Entwickelungsstufen der Gesellschaft bei ihnen hat nachweisen wollen (Hugh Murray).

Der Streit in welchen Einzelne miteinander gerathen wird entweder durch einen Dritten entschieden, sei es daß dieser sich selbst als Autorität aufstellt oder daß man durch sein Ansehen bewogen ihn dazu erwählt, oder es geschieht dieß bei drohenderen und wichtigeren Fällen in allgemeiner Versammlung, oder endlich, was das Gewöhnlichste ist, es wird ganz und gar den Betheiligten selbst überlassen die Sache auszufechten. An die Stelle des Einzelkampfes treten bei sehr vielen Völkern Ordalien, deren Entscheidung oft in betrügerischer Weise vorbereitet wird. Der mit aller Erbitterung verfolgte Streit Einzelner verwickelt nicht selten ganze Familien und Stämme in Fehden, die besonders in

Digitized by Google

Folge der fast nie aufgegebenen, obwohl jahrelang aufgeschobenen Rache sich endlos in die Länge ziehen. Außerdem ist es hauptsächlich entweder der Aberglaube oder es ist Hunger und Noth welche zum Kriege führen. Abgesehen von den letzteren Fällen, in denen es sich um die eigene Existenz und den Besitz des Landes handelt von welchem diese abhängt, sind die Kriege trotz der Wuth mit welcher sie geführt werden, oft von nur geringen Verlusten an Menschenleben begleitet.

Die religiösen Vorstellungen der Naturvölker haben wir früher schon so weit charakterisirt als sie eine allgemeine Schilderung zulassen (S. 324 f.). Sie beruhen auf einer Personification imponirender Naturgewalten oder vielmehr auf einer Personification aller derjenigen Einzeldinge in der Natur von denen der Mensch sein Schicksal abhängig glaubt, indem er vorzüglich dessen ungünstige Wendung in jedem besonderen Falle der Thätigkeit selbstständiger Geister zuschreibt die in den Dingen dauernd oder bloß zeitweise ihren Sitz haben. Undankbar wie der Mensch immer ist gegen das Glück, auch schon im Naturzustande, sieht er im Gelingen seiner Pläne und in der Erfüllung seiner Wünsche überhaupt, entweder nur den regelmäßigen Lauf der Natur der sich von selbst versteht, oder die nothwendige Frucht seiner eigenen Umsicht Geschicklichkeit und Kraftanstrengung: seine Naturansicht, die ganz und gar zusammenfällt mit seiner religiösen Ansicht der Dinge, gestaltet sich daher für ihn ursprünglich so, daß unter den Geistern welche die Welt beleben und die Schicksale der Menschen lenken, die bösen entweder ausschließlich hervortreten — wie z. B. von den Indianern von Caracas behauptet wird, daß sie nur an ein böses Urwesen glauben (Depons im Magaz. v. merkw. Reisebeschr. XXIX, S. 143) — oder doch in so großem Uebergewichte stehen, daß die guten fast ganz unbemerkt bleiben; wird die Existenz dieser letzteren auch nicht geradezu geleugnet, so finden sie doch keine weitere Berücksichtigung, da sie ihrer Natur nach dem Menschen freundlich gesinnt, ihm keine Veranlassung geben durch Gebete, Opfer oder andere Cultushandlungen ihnen zu dienen oder sich auch nur in Gedanken weiter mit ihnen zu beschäftigen. Daß diese Geister ganz nach der Analogie der menschlichen Natur überhaupt und des Individuums insbesondere gedacht werden dessen Phantasie sie sich schafft, ergiebt sich unmittelbar aus der Entstehungsweise dieser religiösen Vorstellungen selbst und bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Die Religion des Naturmenschen ist demnach ein durchaus roher

Digitized by Google

systemloser Polytheismus* ohne Poesie und selbst ohne Mythologie, oder vielmehr ein düsterer Geister- und Gespensterglaube ohne inneren Zusammenhang, durch den alle Unbefangenheit in der Betrachtung der natürlichen Dinge aufgehoben und das menschliche Herz von dem

* Rougemont dagegen (Le peuple primitif 1855) sieht den Monotheismus als die ursprüngliche Religion an die dem Menschen durch eine Ur-Offenbarung mitgetheilt worden sei. Aus ihm sollen durch den Pantheismus als Uebergangsstufe die polytheistischen Religionen vermöge eines Ueberflusses von religiösem Leben und eines Ueberreichthums an poetischer Begeisterung hervorgegangen sein. Diesen primitiven Monotheismus, die Urerinnerungen der Völker an die Geschichten des Alten Testamentes, sucht er in den confusen Legenden der Naturvölker nachzuweisen, indem er ihnen durch symbolische Deutung einen kosmogonischen Sinn unterschiebt und in diesen kosmogonischen Mythen überall denselben Hauptinhalt nachzuweisen strebt. Allerdings finden sich in diesen Dingen merkwürdige Uebereinstimmungen bei den entlegensten Völkern nicht selten. Die größte Allgemeinheit haben die Fluthsagen, vor Allem in America (vgl. Rougemont II, 453 ff.) — was freilich nicht beweist daß es eine und dieselbe ungeheuere Fluth gewesen sei von welcher die Sagen so vieler Völker erzählen. Den Sagen roher Völker durch symbolische Deutung einen tieferen Sinn unterzulegen, sie dadurch rational und interessant zu machen und wenigstens scheinbar unserem Verständniß näher zu bringen, hat immer einen gewissen Reiz, es ist dies aber in den meisten Fällen gewiß ein verkehrtes Bestreben; denn 1) kennen wir von ihnen bis jetzt nur kleine Fragmente, deren Zusammenhang in einem größeren Ganzen — wenn es ein solches bei jenen Völkern jemals gegeben hat — erst die Berechtigung zu einer solchen Deutung überhaupt und zu der besonderen Art ihrer Deutung im Einzelnen enthalten könnte; 2) sind die Sagen die sich bei rohen Völkern finden meist so veränderlich daß sie kaum von zwei Individuen auf gleiche Weise erzählt werden. Es werden nachweislich von Einzelnen dergleichen Erzählungen zur Unterhaltung erfunden oder umgebildet und der Erfinder hat oft dabei ganz bestimmte persönliche Zwecke, er will einen gewissen Einfluß auf Andere erlangen: Urerinnerungen des Volkes darf man daher in ihnen nicht suchen. 3) Die genauere Betrachtung der religiösen Meinungen der Naturvölker verbietet es geradezu ihren meist sehr insipiden Legenden einen tieferen und namentlich kosmogonischen Sinn unterzulegen. 4) Es ist psychologisch ebenso unmöglich daß es eine Tradition der Urgeschichte des Menschengeschlechtes giebt als daß der Einzelne sich der Geschichte seiner ersten Lebenstage und seiner eigenen Geburt erinnert. 5) Was aber endlich die Uebereinstimmungen in den Sagen betrifft, so beweisen sie, wenn in größerer Zahl vorhanden, allerdings etwas für eine alte Verbindung der betreffenden Völker, obwohl für sich allein noch nichts für gemeinsame Abstammung. (Man kann aus diesem Gesichtspunkte z. B. wohl fragen ob Einwanderer aus Asien, etwa Buddhisten, einst nach Mexico gekommen sind, nicht aber ob die alten Mexicaner aus Ostindien oder China stammen.) Viele Uebereinstimmungen aber sind bloß scheinbar, theils erst durch die untergelegte symbolische Deutung der Sagen selbst entstanden, theils dadurch daß Nebensachen willkürlich zur Hauptsache gemacht werden; viele mögen darauf beruhen daß der Zusammenhang der einen Sage mit anderen uns unbekannt ist, noch mehrere darauf, daß der Mensch an verschiedenen Punkten der Erde den Naturmächten gegenüber in dieselbe Lage kam und durch diese zur Erfindung ähnlicher Sagen hingeführt wurde.

ausgedehntesten Aberglauben immer nur aus einer Unruhe in die andere geworfen wird. Auch in diesen Religionen hat man einen Stufengang der Entwickelung erkennen wollen der sich erfahrungsmäßig nicht bestätigt. Wuttke (Gesch. des Heidenthums I, 50) bezeichnet als die erste Stufe der Naturreligion die Vergötterung der Naturdinge, welche sich wieder als Verehrung der gestaltlosen Elemente, der Pflanzen und Thiere (letzterer theils als feindseliger Gewalten theils als Künstler, wie Spinne, Biber u. s. f.) oder der Himmelskörper zeige; die zweite sei der Fetischismus, die dritte der Dämonencultus, das Schamanenthum. Dieß Alles ist viel zu künstlich, ein leerer logischer Schematismus, dem die Thatsachen nicht entsprechen. Der Geisterglaube des Negers, den man als Fetischismus zu bezeichnen pflegt, ist zwar vielfach in Rücksicht seines Inhaltes von dem des Australiers, Americaners und anderer rohen Völker verschieden, aber die Unterschiede sind nicht wesentlich, sie treffen nicht das Princip der Religion, vielmehr ist die Gesammtauffassung der Natur und das Verhältniß in das sich der Mensch zu der Geisterwelt setzt die sie belebt, in der Hauptsache so sehr überall das nämliche, daß man über die ungeheuere Gleichförmigkeit erstaunt die man bei so weit entlegenen Völkern in der Ausbildung dessen findet was den innersten Kern ihres geistigen Lebens ausmacht — ein Verhältniß das in der That unerklärlich sein würde, wenn wir hier nicht wirklich eine Lebensform vor uns hätten die dem Naturzustande des Menschen, in welchem alle in gleicher Weise zusammentreffen müssen wenn sie zu einer Art gehören, wenigstens sehr nahe kommt.

Um unsere allgemeine Schilderung des geistigen Lebens der Naturvölker zu vollenden, haben wir noch ihren Sinn für das Schöne in Betrachtung zu ziehen. Die große Verschiedenheit des Geschmackes ist indessen so bekannt und allgemein anerkannt, daß wir auf diesem Gebiete nur weniges Gemeinsame zu finden erwarten werden, da die Individualität, die besondere Lebenslage und Naturumgebung, die historischen Schicksale eines Volkes in dieser Rücksicht in noch höherem Grade maßgebend zu sein scheinen als in Bezug auf die Entwickelung der moralischen Gefühle. Schon die Symbolik der Farben, welche auf der unwillkürlichen gefühlsmäßigen Deutung beruht die wir ihnen unterlegen, ist bei den einzelnen Völkern verschieden, obwohl sich hier und da auch interessante Uebereinstimmungen in dieser Hinsicht finden.

Die Farbe der Trauer beim Tode naher Angehörigen ist Gelb in einigen asiatischen Reichen, Braun bei den Persern, Grau bei mehreren arabischen Stämmen, Blau bei den Türken, Weiß bei den Chinesen Anamesen und Siamesen, wie Virey bemerkt hat (Hist. nat. du genre humain. 1834. III, 86 not.). Dunkelblau ist die Trauerfarbe in Elmina, (Boudyck, S. 180) Dunkelblau und Schwarz die der Quichuas (Tschudi, Peru, Reiseskizzen. 1846. II, 353). Die Australier bemalen sich zur Trauer mit Weiß in mannigfaltiger Zeichnung am ganzen Körper oder auch nur mit einem Striche der über die Stirn oder über die Nase und die Backen geht (Baker, Sydney and Melbourne 1843. p. 150 u. Andere). Auch die Omahaws bemalen sich weiß zur Trauer (Say bei James, Acc. of an exped. to the Rocky mount. under M. Long. Philad. 1823. I, 282), während sonst in großer Allgemeinheit bei den Eingeborenen von Nordamerica Schwarz die Farbe der Trauer, Roth die des Krieges ist. Das Letztere findet in gleicher Weise bei den Mandingos in der Gegend von Sierra Leone statt, denen Weiß als Symbol des Friedens gilt (Matthews, R. nach S. Leone 1789. S. 89). So ist bei den Aschantis und manchen andern Negervölkern die weiße Farbe das Zeichen der Freude: an dem Wochentage den sie als ihren Geburtstag feiern, malen sie sich weiß — (Halleur, d. Leben der Neger Westafrica's 1850. S. 31). Priester Gesandte und Krieger tragen bei den Yebus weiße Kleider (d'Avezac, Notice sur le pays et le peuple des Yébus in Mém. de la soc. ethnol. II, 70), wie auch sonst in Africa häufig sich weiß kleidet wer einen Proceß gewonnen hat oder für unschuldig erklärt worden ist. Gerade umgekehrt wie andere Negervölker stellen sich die Eingeborenen von Elmina den guten Gott weiß, den bösen schwarz vor (Boudyck, Voy. à la côte de Guinée 1853. p. 179). Bei den Feuerländern ist Weiß die Farbe des Krieges, Roth die des Friedens und der Freundschaft (King and Fitzroy, Narr. of the surveying voy. of the Adv. and Beagle 1839. II, 177). Gelb, die Lieblingsfarbe der Malaien und der niedrigsten Hindukaste (Crawfurd), ist zugleich die Farbe der Priesterkleidung bei den Birmanen.

Auch in der Beurtheilung der menschlichen Schönheit herrscht derselbe Mangel an Uebereinstimmung. Zwar hat Crawfurd (Hist. of the Ind. Archip. 1820. I, 22) behauptet daß die Ansicht der Malaienvölker in dieser Hinsicht mit der unsrigen zusammenträfe, und

Digitized by Google

man hat auch ſonſt oft die Anſicht aufgeſtellt daß wenigſtens das Ideal der Schönheit bei allen Völkern daſſelbe ſei. Dieß iſt aber entſchieden unrichtig. Zu raſch ſchließt freilich Desmoulins (Hist. nat. des races hum. 1826. p. 229) aus den bedeutenden Abweichungen, welche die Skulpturen Porträts und Götterbilder der Chineſen und alten Mexicaner von dem griechiſchen Ideale der menſchlichen Schönheit zeigen, daß der Geſchmack dieſer Völker von dem unſrigen weſentlich verſchieden ſei; denn, obwohl er in der Sache ſelbſt Recht hat, ſo läßt ſich dieß doch aus Porträts und ſchematiſchen Bildern des Cultus nicht beweiſen, weil es mindeſtens ſehr zweifelhaft iſt ob in dieſen Fällen das was für ſchön galt wirklich dargeſtellt werden ſollte. Dagegen wird beſtimmt verſichert daß die Neger, welche zum Theil den Teufel ſich weiß vorſtellen, glänzend ſchwarze Hautfarbe, dicke Lippen und Plätſchnaſen am ſchönſten finden (Moore, Trav. into the Inland parts of Afr. 1730. Lond. 2d ed. s. a. p. 93), und daß die Tahitier, denen der Name „Langnaſe“ als ein Schimpfwort gilt, ihren Kindern um der Schönheit willen Stirn und Naſe platt drücken (King and Fitzroy, II, 527). So weiſt auch die künſtliche Verunſtaltung des Kopfes und namentlich die Abplattung des Stirntheiles, die das Zeichen der Vornehmen und Freien bei ſo vielen americaniſchen Völkern war, auf eine weſentlich verſchiedene Vorſtellung von Schönheit bei ihnen hin. Ein auſtraliſches Weib das ein Kind von einem Weißen hatte, räucherte es und rieb es mit Oel und Schmutz ein um ihm eine dunklere Farbe zu geben (Barrington a. a. O. S. 32). Nicht weiße Hautfarbe, ſondern ein gelbes Mädchen gilt auf Java für eine Schönheit (Pfeyffer, Skizzen von der Inſel Java 1829. S. 41; Selberg, R. nach Java 1846. S. 182). Auch weiße Zähne zu haben „wie die Hunde“ anſtatt ſchwarz gefärbter, gilt hier für ſchimpflich und häßlich, wie die Eingeborenen von Nordamerica vegetabiliſche Nahrung überhaupt als thieriſch verachten. Ein Diener des Königs von Cochinchina erzählte verächtlich von der Frau des dortigen engliſchen Geſandten (1821), ſie habe Zähne (weiß) wie ein Hund und eine Farbe (roſig) wie Patatenblumen (Laplace, Voy. autour du monde 1833. II, 463).

Daß faſt noch mehr als die Vorſtellungen von Schönheit und Häßlichkeit die von Anſtand und Höflichkeit verſchieden ſind, bedarf keines Beweiſes. Die letztere iſt bei Völkern die meiſt auf dem Kriegsfuße

Digitized by Google

mit ihren Nachbarn leben, bei der Begrüßung meiſt nur Folge der Vorſicht und des Mißtrauens gegen Fremde: ſo bei den americaniſchen Indianern, den Auſtraliern, den Danakil in Africa (Johnston, Trav. in S. Abyssinia 1844. I, 154) und Anderen. Als Curioſitäten der Sitte, die ſich jedoch aus verſchiedener Auffaſſung der Sache leicht erklären, wollen wir hier nur anführen, daß man bei den Malaienvölkern aus Höflichkeit den Kopf bedeckt und um ſeine Ehrfurcht zu bezeigen den Rücken wendet und die Augen an den Boden heftet (Crawfurd, I, 98), daß auf Sumatra bei den Malaien ſelbſt die Nennung des eigenen Namens für unhöflich gilt, daß auf Java wie auf den öſtlichen Carolinen (Freycinet, II, 133) der Niedere vor dem Höheren nicht aufrecht ſtehen bleiben darf (Raffles), während ihm ſonſt in der ganzen Südſee die Sitte verbietet zu ſitzen (Wilkes). Sehr eigenthümlich iſt es daß die Arowaken in der Unterhaltung aus Höflichkeit einander nicht anſehen, weil die Hunde dieß thun, wie ſie ſagen (Quandt, Nachr. v. Surinam 1807. S. 267).

Endlich haben wir noch den bei rohen Völkern ſo allgemeinen Mangel an aller Reinlichkeit zu erwähnen, die in den Augen des civiliſirten Menſchen wenigſtens die erſte Bedingung menſchlicher Schönheit iſt. Nicht überall beruht er auf bloßer Vernachläſſigung, denn der Schmutz iſt bisweilen ein nicht unweſentliches Schutzmittel gegen die Kälte. Seltener iſt er grundſätzlich, wie in Hamaruwa am Binue (Tſchadda), wo die Weiber der Fulahs reinlicher ſind als die Männer und größere Mühe darauf verwenden namentlich ihr Haar zu flechten und zu ſchmücken, wogegen dieſe als Krieger und Eroberer Reinlichkeit und Putz verachten (Crowther in Petermann's Mittheilungen. 1855, S. 225). Wie die Beurtheilung dieſer Dinge ganz und gar von der Gewohnheit und Sitte beherrſcht wird, zeigt ſich namentlich an den Sandwichinſulanern, die ihre Läuſe vom Kopfe ableſen und verzehren, ſich aber vor Ekel nicht überwinden können aus einer Schüſſel zu eſſen in der eine Fliege ertrunken iſt (Stewart, Journal of a resid. in the Sandw. Isl. 1828, p. 156).

Wir haben im Vorſtehenden den Naturzuſtand des Menſchen aus zwei völlig verſchiedenen Standpunkten zu beleuchten geſucht, indem wir uns fragten auf welche Weiſe derſelbe abgeſehen von aller Erfahrung und nach möglichſt vollſtändiger Abſtraction von aller Cultur zu denken ſei, dann, was die Erfahrung über die Beſchaffenheit des

Digitized by Google

geistigen Lebens der Völker lehre, von denen man vermuthen muß daß sie dem Naturzustande sehr viel näher stehen als die civilisirten. Die Beantwortung beider Fragen ist in so hohem Grade übereinstimmend ausgefallen, daß wir jetzt zuversichtlich die culturlosen Völker wenigstens im Allgemeinen, nämlich alle von denen sich nicht wahrscheinlich machen läßt daß sie in früherer Zeit auf einer höheren Bildungsstufe gestanden haben, als Naturvölker bezeichnen dürfen. Diese Berechtigung erhalten wir ferner auch noch durch den Umstand, daß einzelne Spuren desjenigen Zustandes den wir als den ursprünglichen erkannt haben, sich sehr bestimmt auch im Leben der Culturvölker nachweisen und verfolgen lassen, ganz wie wir erwarten müssen, wenn wir den Naturzustand richtig geschildert haben, denn durch Cultur wird sich die Natur des Menschen zwar heben und veredeln, aber nie vollständig überwältigen und bis zur Unkenntlichkeit umbilden lassen.

Die Thatsachen welche wir anzuführen haben um auch noch auf diesem Wege die Richtigkeit unserer Auffassung des Naturzustandes darzuthun, lassen aber zugleich noch einen zweiten Gesichtspunkt zu der von noch größerer Wichtigkeit ist. Sie bezeugen nämlich auf unzweideutige Weise daß die größten Unterschiede die in der Entwickelung des geistigen Lebens der Völker vorkommen, keine specifische Bedeutung haben, sondern durchaus flüssig sind, daß es nirgends feste Grenzen zwischen den verschiedenen Bildungsstufen der Völker giebt, da sie auf die mannigfaltigste Weise ineinander übergreifen, daß also unsere psychologische Betrachtung das Menschengeschlecht in mehrere Arten zu theilen uns verbietet.

Der civilisirte Europäer ist gewohnt den sog. Wilden so tief unter sich zu sehen daß ihn selbst mit diesem zu vergleichen ihm fast eine Frechheit dünkt; und doch lassen sich im Schooße der Civilisation Spuren einer Denkweise und Reste von Sitten in größerer Ausdehnung aufzeigen, welche nicht minder als die vielfachen Beispiele des Zurücksinkens gesitteter Menschen in gänzliche Verwilderung, beweisen daß zwischen beiden eine nahe Verwandtschaft besteht.

Allerdings läßt sich die Ansicht Prichard's (III, 332) daß die ältesten Einwohner des jetzt so hoch civilisirten Europa in keiner Beziehung denen von Africa überlegen waren, mit thatsächlichen Gründen so schwer erweisen als bestreiten, denn bei unserer Unkenntniß

Digitized by Google

der Urgeſchichte, wird die Entſcheidung über dieſen Punkt immer hauptſächlich von der Vorſtellung abhängen die man ſich von dem Naturzuſtande des Menſchen entwirft. An innerer Wahrſcheinlichkeit gewinnt indeſſen die Sache ſchon dadurch, daß es noch jetzt, wie verſichert wird, in Irland Diſtricte giebt und noch größere ſogar im Herzen von Frankreich (?) deren Civiliſation man kaum höher ſtellen kann als die vieler Negervölker, und daß eine Vergleichung der freien Negerbevölkerung in den großen Städten der Vereinigten Staaten, namentlich in New York und Philadelphia, mit jenen Irländern entſchieden zum Vortheile der erſteren ausfallen würde (Quarterly Review 1849. Dec. p. 29). Stephens (Incidents of trav. in Greece, Turkey, Russia 1842. ch. 16) hat bemerkt, daß er ſich durch den Anblick der ruſſiſchen Bauern und eine Vergleichung derſelben mit den Negern in der griechiſchen und türkiſchen Armee genöthigt geſehen habe die Theorie von der Superiorität der weißen Raçe fallen zu laſſen — und Stephens iſt Americaner! Was in dieſen Fällen hauptſächlich großer ſocialer Druck bewirkt hat, das bewirkt anderwärts die Iſolirung größerer oder kleinerer Geſellſchaften, ihr Mangel an Verkehr mit der civiliſirten Welt und an Verſtärkung durch neue Ankömmlinge aus dieſer im Bunde mit dem Einfluß der Naturumgebung. Was würde aus den überſeeiſchen Kolonieen ſelbſt der zähen und faſt unverwüſtlichen Engländer geworden ſein ohne dieſen Verkehr und ohne beſtändige Zufuhr civiliſirter Menſchen aus dem Mutterlande? Trotz alles natürlichen Fortſchrittsgeiſtes den man der weißen Raçe zuzuſprechen liebt, dürfen wir unbedenklich antworten: ſie würden entweder zu Grunde gegangen oder in kurzer Zeit gänzlich verwildert ſein. Die ſchlagenden Beweiſe liegen überall vor wo jene Bedingungen des Verkehrs und der Zufuhr neuer Individuen unerfüllt oder nur ungenügend erfüllt geblieben ſind.

In den Ebenen von Cordova und San-Luis (Argentiniſche Republik) herrſcht die reine ſpaniſche Raçe vor, die Mädchen ſind ſehr häufig von vollkommen weißer roſiger Farbe und zartem Baue. Hier iſolirt haben ſich aber die Spanier nicht thätiger und der Civiliſation nicht geneigter gezeigt als die Urbewohner des Landes. Die deutſche und ſchottiſche Kolonie im Süden von Buenos-Ayres bildet mit ihren netten blühenden und reinlichen Dörfern zu dem Zuſtande in welchem jene leben, einen ſtarken Contraſt (Sarmiento a. a. O.) Die Creo-

len der La-Plata-Staaten überhaupt, freilich zu einem großen Theile Mischlinge, sind ganz so faul gottlos und schmutzig als die Indianer. Windmühlen gehen weit über ihr mechanisches Talent und trotz der ungeheueren Fruchtbarkeit des Bodens findet sich bei keinem Posthause auf der Straße von Buenos-Ayres nach Barranquitos auch nur ein Garten. Außer in den Dörfern selbst wird auch nicht das kleinste Stückchen Land angebaut. Läuse zu suchen ist das besondere Vergnügen der Weiber, sie werden als Leckerbissen oft von den gemeinen Spanierinnen in Paraguay angeboten (Dobrizhoffer, Gesch. der Abiponer. 1783. II, 445; Rengger, R. nach Paraguay. 1835, S. 393), der Schmutz ist ungeheuer und wie die Reinlichkeit fehlt diesen Menschen selbst die Neugierde. Dieselbe Schilderung wird von den Bewohnern von Tucuman entworfen (Miers, Trav. in Chile and La Plata. 1826. I. 28, 30, 214; Andrews, Journey from B. Ayres through Cordova etc. 1827. I, 187). Die Indianer von Rioja sind einfache offene nüchterne Menschen, deren Streitigkeiten nie blutig werden; fleißiger ausdauernder und treuer in der Arbeit als die dortigen spanischen Creolen halten sie auch ihre Feste von den Rohheiten frei welche von den letzteren bei solchen Gelegenheiten begangen zu werden pflegen (French im J. R. G. S. IX, 398). Viele der gewöhnlichsten Geräthe und Werkzeuge der Chilesen, Wagen Pflug Webstuhl, sind äußerst mangelhaft und unbeholfen, kaum besser als die der Indianer; die Säge wird überhaupt nur wenig von ihnen gebraucht, statt derselben meist die Axt (Gardiner, Visit to the Ind. on the frontier of Chili. 1841, p. 155 ff., 163). Von den Araucanern werden sie beschämt durch größere Sorgfalt des Landbaues (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852. I, 150). Jene sind sehr reinlich an ihrer Person (Stevenson, R. in Arauco. 1826. I, 5): durch mehrmaliges tägliches Baden und durch Reinlichkeit in den Dörfern übertrifft der Indianer der Tropen in America sehr weit den dorthin verpflanzten Südeuropäer (Pöppig, R. in Chile, Peru. 1835. II, 352, 354). In der Nähe von Talcahuano (Chile) fand d'Urville (Voy. au Pole Sud III, 47 und not. 22, 23) eine so schmutzige Wirthschaft und so elende Hütten, daß diese mit den Wohnungen der Polynesier nicht in Vergleichung gestellt werden konnten. Nachdem Helms die faulen Creolen von Süd-America geschildert hat, setzt er hinzu (Trav. from B. Ayres by Potosi to Lima 2d ed. 1807, p. 15, 36): „die Indianer

Digitized by Google

sind in der That die einzige fleißige Menschenklasse hier." Die Kolonisten in den Llanos von Caracas sind zu faul um Brunnen zu graben, obgleich sie wissen daß fast überall in 10 Fuß Tiefe die schönsten Quellen zu finden sind. „Nachdem man die eine Hälfte des Jahres an den Folgen der Ueberschwemmungen gelitten hat, setzt man sich in der andern Hälfte dem peinlichsten Wassermangel geduldig aus" (Humboldt und Bonpland, R. III, 373). Noch heute findet man in Neu-Spanien blühende Indianerdörfer mit vortrefflichem Landbau neben miserabeln Dörfern weißer Creolen in unangebauten Wüsten (Duflot de Mofras, Expl. de l'Orégon, des Calif. 1844. I, 7), und die spanischen Californier, welche Simpson (Narr. of a journey round the world 1847) als sehr tiefstehend und faul beschrieben hat, bedienen sich noch immer als einzigen Fahrzeuges des schlechten Kahnes der Indianer und eines elenden Pfluges. In Brasilien hat man selbst auf der großen Straße von Rio Janeiro nach Villa ricca für Brückenbau keine Sorge getragen und der Ackerbau wird dort meist ganz so betrieben wie von den Indianern: man brennt den Wald ab, säet, sammelt ein und verläßt das Land nach einigen Ernten wieder (A. de St. Hilaire, Voy. dans l'intér. du Brésil. 1830. I, 191 ff.). Der brasilianische Bauer, namentlich in den mittleren und nördlichen Provinzen des Reiches ist stolz und faul zugleich, er verachtet alle Arbeit als unehrenhaft und scheut sie zugleich, weil er sie nicht nothwendig hat, er kennt keinen Wohlstand, für Wohnung und Kleidung sorgt er schlecht, weil Kälte und Nässe leicht von ihm ertragen werden (Rendu, Etudes top. méd. et agron. sur le Brésil. 1848, p. 24 ff.), seine religiösen Vorstellungen — der Glaube an Waldgeister und andere Gespenster beherrscht ihn ganz — sind fast ebenso abgeschmackt als die der Botokuden (Prinz Max, R. nach Brasil. 1820. II, 59). Die Kinder der im Sertajo sich niederlassenden Portugiesen werden indolent und verschwenderisch, ihre Fazendas verfallen. Unwissenheit und Aberglaube (der Glaube an Hexerei, Gespenster, Amulete) sind allgemein, sie haben alle Menschenwürde verloren und gehen aus ihrer Apathie nur heraus um sich der gröbsten Wollust hinzugeben. Mitleidig friedlich und gastfreundlich zwar, sind sie doch ohne alle geistige und moralische Regsamkeit. Spiel und Weiber sind die einzigen Gegenstände ihres Interesses und es giebt hier einzelne portugiesische Flüchtlinge welche Religion und Ehe, die Kenntniß des Geldes und den Gebrauch des Salzes vergessen

Digitized by Google

haben (A. de St. Hilaire a. a. O. II, 304 ff.). In Goyaz steht es nicht besser: die dortigen Kolonisten sind durch Trunk und Ausschweifungen in früher Jugend entnervt, das Concubinat ist bei ihnen so verbreitet daß der Ehemann in Villaboa ein Gegenstand des Spottes ist. Die Armuth ist groß, die Faulheit außerordentlich, Betrug, besonders durch Fälschung des Goldes sehr allgemein — ähnlich in den andern Minendistricten und in allen Goldländern überhaupt (A. de St. Hilaire, Voy. aux sources du R. S. Francisco 1847. I. 127, 173, 218, 316, 373 ff.; II. 75, 243 f.): auf den Golddurst und die Arbeit folgt Reichthum und Verschwendung, endlich Erschlaffung, Elend, Armuth und alle Laster. Auf den Inseln Fernando Noronha besteht seit langer Zeit eine portugiesische Verbrecherkolonie. Von Ackerbau findet sich dort keine Spur und es fehlt selbst an jeder Vorstellung von einer möglichen Verbesserung des kläglichen Zustandes. Die Leute rauchen spielen und liegen in den Hängematten; sie haben nur eine elende Fähre, nicht einmal ein Boot, so daß Webster (Narr. of a voy. to the S. Atlantic Ocean 1834. II, 23) erstaunt ausruft: Ist es möglich daß diese Menschen die Nachkommen jener seefahrenden Portugiesen sind, welche Wunder thaten in der Schifffahrt? In Africa ist fast allerwärts der Zustand in welchem die Portugiesen leben ein gleich trauriger und verkommener. In den Küstengegenden des Westens, wo sie sich im 16ten Jahrhundert angesiedelt und mit den Negern vielfach gemischt haben, sind sie zum Theil sehr zahlreich, leben in den Wäldern und ihr verderblicher Einfluß ist es hauptsächlich der die Ausbreitung der Macht der Neger-Republik Liberia unter den Eingeborenen beschränkt (Foote, Africa and the American flag. N. York. 1854, p. 72). Die Faulheit der Portugiesen auf der Ostküste von Africa scheint ganz denselben Grad zu erreichen wie die der Neger selbst, sie streben nur nach einer Existenz die ihnen in jeder Hinsicht so wenig Anstrengung kostet als möglich (Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr. 1833. II, 13). Die Greuel ihrer Herrschaft und ihre gänzliche Verwilderung im Lande schildert u. A. Omboni (Viaggi nell'Afr. occ. Milano. 1845, p. 100). Kaum erfreulicher sind die Zustände der Europäer auf den Bandainseln (Kögel im Ausland 1857, S. 1066).

Fast alle Kolonieen der Spanier und Portugiesen sind gleichsam im Wettstreite miteinander begriffen zu beweisen, wie wenig diese Völ-

ker geeignet sind die europäische Civilisation in andere Erdtheile zu verpflanzen, da sie vom Mutterlande getrennt nicht einmal die Cultur welche sie mitgebracht haben, selbst festzuhalten vermögen. Wesentlich fähiger hierzu haben sich freilich die Engländer und Franzosen gezeigt, aber man wird diese Fähigkeit auch bei ihnen nur zum kleineren Theile in ihrer Stammeseigenthümlichkeit als solcher, zum größeren aber in der Sorgfalt zu suchen haben mit welcher die Regierung des Mutterlandes stets bemüht gewesen ist eine innige Wechselwirkung und einen lebhaften Verkehr der Kolonieen mit der civilisirten Welt aufrecht zu halten. Dennoch hören wir daß z. B. auf Mauritius, dessen Bevölkerung hauptsächlich französisch ist, der Zustand des Landbaues vor dem Eintritt der englischen Herrschaft (1810) so schlecht war wie in den spanischen Kolonieen: man hatte fast keinen Pflug, düngte die Felder nicht u. s. f. (d'Unienville, Statistique de l'Ile Maurice. 1838. I. 305 ff.).

Man wird uns einwerfen, daß wenigstens in mehreren der angeführten Beispiele nur von einer Mischlingsbevölkerung die Rede sei, nicht von reinen Europäern. Aber es wird dafür auf der anderen Seite auch zugegeben werden müssen, daß das europäische Blut trotz der Raçenverbesserung die, wie man anzunehmen pflegt, durch dasselbe herbeigeführt wurde, nicht die Macht besessen hat die Mischlinge auch nur um eine geringe Stufe über die reinen Eingeborenen zu erheben, und daß selbst in Fällen in denen entweder gar keine oder eine nur unbedeutende Mischung stattgefunden hat, die Versunkenheit der Bevölkerung dennoch ganz denselben Grad erreicht hat. Die Behauptung daß der Europäer allein fähig sei die Initiative der Civilisation zu ergreifen und daß der Trieb hierzu als eine Eigenthümlichkeit seines Raçencharakters selbst zu betrachten sei, wird den beigebrachten Thatsachen gegenüber mindestens etwas schüchterner auftreten müssen als wir dieß gewöhnlich geschehen sehen, denn sie scheinen wenn nicht mehr, doch so viel zu beweisen daß der Weiße eben nicht viel unabhängiger von der Gunst der äußeren Umstände in seinen Culturfortschritten ist als der dunkler Gefärbte. Fassen wir vollends die Individuen in's Auge, so zeigt sich dieß deutlich genug.

Der Wilde, wenn er auch lange Zeit in civilisirter Gesellschaft lebt, pflegt sich nur wenig und meist nur oberflächlich zu ändern. Junge Australier die von frühester Kindheit an von Europäern erzogen wur-

Digitized by Google

den und das Leben ihrer Stammverwandten gar nicht kennen gelernt hatten, entliefen da sie älter wurden in die Wälder (Braim, Hist. of N. S. Wales 1846. II, 240), und man hat ähnliche Erfahrungen an den Eingeborenen von Nordamerica vielfach gemacht. Um aus ihnen nicht zu viel zu schließen muß man freilich bedenken, daß diese Menschen bemerken mochten welche traurige Rolle sie unter den Weißen immer spielen mußten und unter welchen von beiden, einander in jeder Beziehung so schroff gegenüberstehenden Menschenstämmen sie ihre näheren Brüder zu suchen hatten; auch ein instinctives Bedürfniß mag sie in's Freie hinaus und zu einer anderen Lebensweise als der anerzogenen getrieben haben. Civilisation ist wenn auch Kunst, doch nicht darum Verkünstelung und Unnatur, weil sie Mühe kostet und weil der rohe Mensch, sei er Europäer oder Africaner von Geburt, ihr ursprünglich aus allen Kräften widerstrebt — nach dem Gesetze der Trägheit; aber man muß hieraus auch ebensowenig beweisen wollen daß die Naturvölker überhaupt uncivilisirbar seien. Während nun der Wilde von Civilisation umgeben, sich dennoch ihr nicht anschließt, so kehrt dagegen der Civilisirte wenn er unter einem rohen Volke lebt, gewöhnlich schon nach kurzer Zeit in den Zustand der Rohheit zurück, den wir eben deshalb für den wirklichen Naturzustand des Menschen halten müssen. Verwilderte Europäer die mit den Eingeborenen Lebensweise Denkart und Charakter theilen, giebt es in Neu-Zealand viele (Mundy, Our Antipodes. 1852. II, 124). In Australien, in Nordamerica sind eine große Anzahl gleicher Beispiele vorgekommen, und es war in den meisten Fällen nicht Noth, sondern Vorliebe für ein durchaus ungebundenes Leben, es war freie Wahl welche jene Menschen der Verwilderung zuführte. Spanier von reinem Blute in einen Zustand tiefer Barbarei versunken, mit ganz verwilderter Sprache und ohne eine Spur von historischer Tradition sollen im Thale Simbura in einiger Entfernung von Carimango in der Provinz Loxa in Ecuador leben (Tschudi, D. Kechua-Sprache I. 8 not.). Völlig verwilderte Europäer, die als Cannibalen den Eingeborenen gleichstehen, hat man auf den Fidschiinseln gefunden (Ausland 1857, S. 936), wozu als Parallele erwähnt werden mag daß sich die Gewohnheit Menschenfleisch zu essen im 13ten Jahrhundert, anfangs in Folge von Hungersnoth, unter allen Klassen der Bevölkerung in Aegypten verbreitet hatte (wie sich nach Abd Allatif bei Humboldt u. Bon-

Digitized by Google

pland, R. IV, 373 angeführt findet). Solche Thatſachen ſind bezeichnend genug für den Geiſt des Fortſchrittes der dem Weißen angeboren ſein ſoll und überheben uns jeder weiteren Erörterung.

Beſonders in Rückſicht auf die moraliſchen Anlagen wird ſich nicht behaupten laſſen daß die weiße Raçe vor den übrigen bevorzugt ſei, und doch ſind es gewöhnlich gerade dieſe auf welche man ſich beruft um zu beweiſen daß es feſte Unterſchiede im geiſtigen Leben der verſchiedenen Menſchenſtämme gebe, denn die Greuel die wir den Naturmenſchen mit kaltem Blute und ohne Reue begehen ſehen, die wir ſelbſt zum Theil als Sitte bei ihm eingeführt finden, und die gefühlloſe Rohheit mit welcher er faſt alle ſittlichen Verhältniſſe behandelt, haben etwas ſo Abſtoßendes und Befremdendes für den Gebildeten, daß es nicht ſchwer iſt ihn für eine ſolche Annahme zu gewinnen. Gleichwohl überzeugt man ſich leicht von ihrer Unhaltbarkeit.

Wir brauchen uns zur Begründung dieſer Anſicht nicht auf die Mordluſt und die Greuelthaten der elenden Arnauten im Kriege Mohamed Ali's (Werne, Feldzug v. Sennaar nach Taka 1851, S. 116) oder im letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege, auf die der Hindus gegen die Engländer in der neueſten Zeit zu berufen — abgeſehen von der niederen Culturſtufe dieſer Völker ſelbſt, erklärt die Erbitterung des Kampfes dieſe Dinge und entſchuldigt ſie ſogar bis auf einen gewiſſen Grad, ſie läßt ſelbſt den wahrhaft civiliſirten Menſchen inne werden daß auch in ihm noch ein Funke glimmt von der dämoniſchen Natur des Raubthieres. Sehen wir vielmehr ganz ab von Zuſtänden der Erbitterung und beſonders von kurzen zeitweiſen Aufwallungen, faſſen wir das Leben der Europäer aber da in's Auge wo ſie kein bürgerliches Geſetz mehr zu erreichen und in Schranken zu halten vermag. Wie die ruſſiſch-americaniſche Compagnie die Aleuten und ſogar ihre eigenen Leute behandelt hat, kann man bei Langsdorff (II. 63, 80 ff.) leſen: mit jenen wie mit dieſen iſt ſie ſchlimmer umgegangen als mit Sklaven. Trotz Krankheit und Elend ſind ſie zu Tode gearbeitet worden, die Todkranken hat man in feuchte Hütten geſteckt und ſie weder mit Holz zur Feuerung noch mit brauchbaren Lebensmitteln verſorgt. Die Europäer welche in Chartum am Nil wohnen, gehören den verſchiedenſten Nationen an und werden zum Theil als recht gebildete Leute bezeichnet; aber Ruſſegger, Brehm und alle andern Reiſenden ſchildern ſie einſtimmig als die ſchlechteſten und gewiſſen-

loſeſten Menſchen von der Welt, die ohne Geſetze und Polizei als Sklavenhändler leben und allen Laſtern ergeben ſind ohne ſich untereinander irgend eines übelzunehmen.

Das Schlimmſte iſt in allen ſolchen Fällen daß mit dem Sinken der Moralität, wie wir dieß überall geſchehen ſehen, auch das moraliſche Urtheil allmählich ganz und gar verwildert. Die Grenzbauern am Kap finden durchaus nichts moraliſch Verwerfliches in den Mord- und Raubzügen die ſie bisweilen unprovocirt gegen die Buſchmänner unternommen haben, während ſie es als die größte Abſcheulichkeit bezeichnen, daß dieſe an Chriſten in gleicher Weiſe handeln, und ebenſo richtig in allen Fällen urtheilen, bei denen ſie ſelbſt nicht betheiligt ſind (Thompson, Trav. and adv. in S. Afr. 2d ed. 1827. I, 396). Es erinnert dieß lebhaft genug an den Buſchmann, der von einem Unterſchiede zwiſchen guten und böſen Handlungen nichts wußte, nach einigem Beſinnen aber hinzufügte, es ſei gut Andern ihre Weiber zu ſtehlen, aber böſe, wenn Einem ſelbſt ein Weib geſtohlen werde. In einer ähnlichen Stellung zu den Indianern wie die holländiſchen Bauern zu den Buſchmännern befanden ſich die oft geprieſenen Pioniere des Weſtens in Nordamerica, und ihre Moral war dieſelbe und iſt es zum Theil noch jetzt. Die Grenzer von Old-Kentucky ſind im Haſſe gegen die Eingeborenen auferzogen und ſchießen dieſe ohne alle Gewiſſensſkrupel überall nieder wo ſie ſie finden, während ſie den Weißen gegenüber ſich im Allgemeinen zu humanen Grundſätzen bekennen. Freilich gab es einzelne unter ihnen deren ganze Familie von den Indianern umgebracht wurde, und beſtohlen wollen ſie von ihnen auch nicht ſein. Sie ſehen daher die Indianer, mit denen doch ein friedliches Verhältniß bei klugem und vorſichtigem Benehmen des Anſiedlers nichts weniger als unmöglich iſt, nur als Raubthiere an und behandeln ſie als ſolche (Hoffman, A winter in the Far West. 1835. II, 30). Wir ſehen in allen dieſen Fällen den Europäer ganz nach dem Grundſatze verfahren der bei rohen Völkern ſo gewöhnlich iſt, daß nämlich die Rache, wenn ſie den Schuldigen ſelbſt nicht erreichen kann, ſich ſtatt ſeiner an einen ſeiner Landsleute hält: ſo macht z. B. der Wüſtenaraber ganz allgemein den Türken für den Türken, den Franken für den Franken, den Schwarzen für den Schwarzen verantwortlich (d'Escayrac, die afr. Wüſte und d. Land der Schwarzen. 1855. S. 170). Wie es mit dem Gewiſſen und der Moralität der Sklavenbeſitzer den Negern gegen-

über ſteht und mit der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten in dieſem Punkte, daran braucht nur erinnert zu werden. Haben doch die katholiſchen Miſſionäre in Congo den Sklavenhandel der proteſtantiſchen Holländer und Engländer als einen Greuel angeſehen, dem ſie ſich verpflichtet glaubten ſich aus allen Kräften zu widerſetzen, während ſie nicht das Geringſte dagegen hatten daß Congo-Neger als Sklaven von Katholiken in katholiſche Kolonieen geführt wurden (Zucchelli, Merkw. Miſſ. u. Reiſebeſchr. nach Congo. 1715. S. 226 ff.). In wie hohem Grade biegſam und wie leicht zu verbilden das moraliſche Urtheil überhaupt iſt, wie ſehr es ſich den herrſchenden Sitten und der Praxis des Lebens anſchließt, dafür liefert zwar auch die Gegenwart hinreichende Beweiſe, nur verkennen wir meiſt durch Gewohnheit abgeſtumpft das Schlagende derſelben, das uns nur bei bedeutenderen Abweichungen von unſeren eigenen Sitten in die Augen fällt. So z. B. wenn wir hören, daß man in Java ſehr nachſichtig über den Verführer des Weibes eines Andern urtheilt und in dieſem Falle nur den Ehemann verſpottet, wogegen der Verführer der Haushälterin eines Andern wegen dieſes Vergehens gewöhnlich aus dem Kreiſe ſeiner Bekannten ausgeſchloſſen wird (Selberg a. a. O. S. 168). Greifen wir indeſſen nur um einige Jahrhunderte in die Vergangenheit der europäiſchen Culturvölker zurück, ſo tritt uns zum Theil auch eine weſentlich andere Moral und Moralität entgegen. Sklavenraub und Sklavenhandel, Grauſamkeiten jeder Art gegen Nicht-Chriſten, gegen die uncultivirten Völker außerhalb Europa's, galten als durchaus unverfänglich. Wir begnügen uns nur darauf hinzuweiſen, daß Eduard III. von England ſeinen „right noble lords and right honourable ladies“ den Straßenraub und die Piraterie nicht aus Gründen des Rechts und der Moral, ſondern nur deshalb verbot, weil dieſe Dinge den Einkünften der Krone ſchadeten und fremde Kaufleute abhielten in's Land zu kommen.

Man hat oft den Eingeborenen von America ihre Trunkſucht als eine unverbeſſerliche moraliſche Schwäche vorgeworfen, die der rothen Raçe als ſolcher eigen ſei und ſie ihrem Untergange mit Nothwendigkeit entgegenführe. Daſſelbe läßt ſich mit gleichem Rechte und Unrechte auch von einer großen Anzahl anderer Naturvölker behaupten. Es iſt hierin aber vielmehr nichts weiter zu ſehen als ein einzelnes Beiſpiel der völligen Unwiderſtehlichkeit welche die ſinnlichen Begierden des

Digitized by Google

Menschen im Naturzustande besitzen, und namentlich da immer besitzen müssen wo allgemeine Sorglosigkeit um die Zukunft und gänzliche Bewußtlosigkeit über das Unmoralische und Entwürdigende des Lasters noch begünstigend hinzutreten. Ohne hier von dem hohen Grade von Selbstbeherrschung reden zu wollen dessen sich gerade die Indianer von Nordamerica in so vieler Beziehung fähig zeigen und ohne selbst der ernsthaften Anstrengungen im Einzelnen zu erwähnen die von ihnen selbst in späterer Zeit gemacht worden sind um dem Trunke zu steuern nachdem sie ihn einmal als verderblich erkannt hatten, beschränken wir uns darauf zu bemerken, daß auch bei Europäern ein massenweises Zugrundegehen durch den Trunk eben nichts Unerhörtes ist. Unter der niederen Klasse der Cap-Kolonisten giebt es nur wenige die keine Trunkenbolde sind (Moodie, Ten years in S. Afr. 1835. I, 53 u. A.). Der größte Theil der ersten weißen Ansiedler am Derwent-Flusse in Vandiemensland ist in den besten Jahren in Folge dieses Lasters hingestorben, und auch für spätere Zeit (1831?) hat Roß im Hobbart Town Almanack behauptet daß die Hälfte aller Todesfälle direct oder indirect hierdurch verursacht sei (Laplace, Voy. autour du m. 1833. III, 478). Leugnet zwar Braim (Hist. of N. S. Wales. 1846. II, 317) daß Trunksucht in Neu-Süd-Wales in neuerer Zeit (1845) herrschend sei, während dieß Byrne (Twelve years' wanderings in the Brit. col. 1848. I, 136 ff.) für dieselbe Zeit mit Bestimmtheit behauptet, so flossen doch früherhin wenigstens ⅔ der Gesammteinkünfte dieser Kolonie aus den Einfuhrzöllen auf Spirituosen und es kamen dort im J. 1820 auf jeden Erwachsenen durchschnittlich 6, im J. 1829 aber fast 9 Gallonen — die im Lande selbst destillirten Getränke noch abgerechnet (Meinicke, d. Festland Australien. 1837. II, 267 f.). In Sidney allein (erzählt Majoribanks, Trav. in N. S. Wales. 1847. p. 31) giebt es zwischen 2 und 300 Schenkwirthschaften und es wird dort ungefähr zehnmal so viel an geistigen Getränken als anderwärts consumirt, denn auf jeden erwachsenen Mann kommt jährlich im Durchschnitt eine Ausgabe von 20 l. sterl. für diesen Artikel. Was die eingeborenen Americaner betrifft, so gehören unter ihnen namentlich die Araucaner zu den entschiedensten Trunkenbolden, indessen bemerkt d'Urville (Voy. au Pole Sud. III, 55) daß die unter ihnen lebenden Chilesen ihnen darin nichts nachgeben.

Will man sich auf die tiefe Stellung der Frau, auf ihre Behand-

Digitized by Google

lung ganz als Waare, auf die durchgängige Rohheit im Verkehre der Geſchlechter berufen, die allerdings bei den Naturvölkern überall eine der dunkelſten Seiten ihres Lebens bilden, ſo läßt ſich doch auch in dieſem Punkte der Unterſchied zwiſchen jenen und der civiliſirten Geſellſchaft, ſo hoch man ihn auch anſchlagen mag, leicht als ein durchaus flüſſiger nachweiſen. Wir wollen nicht einmal die bedenkliche Frage aufwerfen ob etwa bei uns die Demoraliſation in dieſen Dingen nur geſchickter verborgen werde und nur in äußerlich glatteren raffinirteren Formen auftrete, während ſie im Grunde ebenſo groß und vielleicht noch größer ſei als bei rohen Völkern die ſie unverhohlen zur Schau tragen; denn jedenfalls kann man ſowohl über die Ausbreitung der Lüge welche von dieſer Seite her in die ſittlichen Vorſtellungen der Geſellſchaft bei uns eingedrungen iſt als über die Tiefe der Verderbniß bis zu der ſie geführt hat, ſehr verſchiedener Anſicht ſein. Leichter wird man ſich vielleicht darüber einigen, daß wenn zwar ein Kauf des Weibes unmöglich, doch Ueberlegungen wie ſie einem Kaufgeſchäfte voranzugehen pflegen, namentlich bei den unterſten und höchſten Ständen auch in Europa in Rückſicht der Ehe weder anſtößig noch ungewöhnlich ſind.

Wurde zwar bei den Germanen in alter Zeit die Ehe als reiner Kauf behandelt und die Neugeborenen ausgeſetzt, wenn der Vater ſie nicht aufhob, ſo iſt doch hervorzuheben daß das Weib nach ihrer Anſicht durchaus nicht als geiſtig tiefer ſtehend, ſondern nur als ſchutzbedürftig und darum unſelbſtſtändig dem Manne untergeordnet blieb. Aber dieſe Auffaſſung des Verhältniſſes iſt eine ſeltene, ſie bildet eine hohe Auszeichnung dieſer Völker. Es iſt bekannt eine wie untergeordnete Stellung die Frauen in Griechenland und Rom einnahmen. In Sparta, wo die Ehe als rein politiſches Inſtitut wie in Platon's Idealſtaat, bloßes Mittel war um dem Staate tüchtige und ſchöne Bürger zu liefern, konnte im Falle ihrer Unfruchtbarkeit ein dritter als Stellvertreter des Mannes in ſie eintreten. In Athen, wo Nothzucht nur als eine Beleidigung des Mannes oder des Vaters mit Geld geſtraft wurde, waren nur die Hetären Frauen von höherer Bildung — ein Verhältniß zu dem ſich in unſerer Zeit auf Java eine Parallele darbietet, wo die Ronggeng, obgleich Hetäre, doch eine gewiſſe Ehre genießt, denn ſelbſt Fürſten tanzen (dandak) mit ihr, und wenn ſie ſich verheirathet, ſo iſt jede Schmach der früheren Proſtitu-

Digitized by Google

tion damit getilgt (Epp, Schilderungen aus Holländiſch-Indien. 1852. S. 401). Haben ältere chriſtliche Autoritäten an der Ehe nur die ſinnliche Seite geſehen und ernſtlich bezweifelt ob auch die Weiber eine Seele beſitzen, ſo können wir uns nicht darüber wundern, daß ihnen von Chineſen Indern Muhammedanern eine ſolche geradezu abgeſprochen wird. Wird der Chineſe nach ſeinen Kindern gefragt, ſo zählt er nur die Knaben als ſolche: hat er nur Mädchen, ſo ſagt er, er habe keine Kinder (Duhaut-Cilly, Voy. autour du m. 1834. II, 369). Dieſen Anſichten gemäß wird das Weib von den erwähnten Völkern ganz als Waare oder Hausrath behandelt: ſo gilt es z. B. bei manchen Stämmen der Mauren als übliche Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft dem Fremden ein Weib anzubieten (Chénier, Recherches hist. sur les Maures. 1787. III, 125). Es iſt wohl nicht einer Achtung des Weibes, ſondern vielmehr einer Achtung der Rechte des Ehemannes zuzuſchreiben, daß es in Java als ſchwere Beleidigung gilt einer Frau die Hand auf den Kopf zu legen (Pfeyffer, Skizzen v. d. Inſel Java. 1829. S. 45), und die Unantaſtbarkeit der Frauen im ganzen Orient ſcheint nur aus der Gravität und Selbſtachtung der Männer erklärt werden zu müſſen, die ſie auch gegen jene zu einem wenigſtens äußerlich würdigen Benehmen verpflichtet und jede Beleidigung eines Weibes als ſtrafbare Brutalität erſcheinen läßt. Ein türkiſcher Bei von Aſſuan von einem Fellahweibe wegen eines Richterſpruches gegen ihren Mann auf's Heftigſte geſchmäht, verließ endlich in Wuth ſelbſt den öffentlichen Divan bis die Frau fort war, indem er ihr zurief: „Weib, wäreſt du ein Mann, beim Barte meines Vaters, du ſollteſt unter der Peitſche dein Leben enden" (Brehm a. a. O. II, 62).

Wir glauben uns durch die vorſtehenden Thatſachen zu dem Schluſſe berechtigt daß die moraliſche Begabung der weißen Raçe keine andere iſt als die der übrigen, denn es zeigt ſich deutlich genug daß der rohe Naturmenſch auch beim civiliſirten immer wieder durchbricht wenn alle äußeren Schranken für ihn fallen und ſeine ganze Lebenslage dieß begünſtigt. An den mehr äußerlichen Rohheiten und wilden Sitten welche bei Naturvölkern zu herrſchen pflegen, darf man natürlich keinen ſo großen Anſtoß nehmen, daß man ſich verleiten läßt ſie ſelbſt für unverbeſſerlich und dieſe für ſpecifiſche Eigenthümlichkeiten der Raçe zu halten. Was bei fremden Völkern von unſern eige-

Digitized by Google

nen Sitten in hohem Grade abweicht, erſcheint uns für ſich allein ſchon leicht unvernünftiger und verkehrter als es wirklich iſt, und beſonders wo Schmutz Gemeinheit und Elend uns abſtoßen bis zum Ekel, ſind wir nur wenig geneigt das Einzelne das uns entgegentritt einer ſo genauen Betrachtung zu unterwerfen als nöthig iſt um es aus dem Geiſte und inneren Lebenszuſammenhange des Volkes zu verſtehen dem es angehört: eine raſche Verurtheilung deſſelben liegt uns alsdann näher, und die Culturunfähigkeit eines Volkes iſt leicht ausgeſprochen. Es gehören ſtarke Nerven dazu ſich zu einem ſolchen Urtheile nicht hinreißen zu laſſen, wenn man Zeuge einer Scene iſt wie ſie z. B. Parkman (The California and Oregon trail. N. York. 1849) bei den Indianern von Nordamerica ſchildert, daß ſie über einen erlegten Büffel heißhungrig herfallen und deſſen beſte Stücke roh auffreſſen bis ſie mit Blut beſudelt an Geſicht und Leib, endlich geſättigt von dem Mahle abſtehen. Macht es doch ſchon auf den Europäer einen unüberwindlich widerwärtigen Eindruck die Türken eſſen zu ſehen, die nur die Finger dazu gebrauchen, mit dieſen in den Speiſen herumwühlen und beſtändige Ructus beim Eſſen hören laſſen (Werne a. a. O. S. 107). Jene americaniſche Rohheit findet man indeſſen in ganz ähnlicher Weiſe bei den Danakil in Africa wieder (Johnſton I, 160) die man gewöhnlich zu der ſog. kaukaſiſchen Raçe zählt, und es bedarf zur Warnung dagegen daß man dergleichen äußeren Sitten ein zu großes Gewicht beilege, überhaupt wohl nur der Erinnerung daran, daß ſich eine lange Reihe von Parallelen zwiſchen den Sitten der ſog. Wilden und denen mancher Culturvölker des Alterthums ziehen läßt: ſie betreffen das Tättowiren, Skalpiren, Aufbewahren der Feindesköpfe als Trophäen, die Weiſe des Feueranmachens und vieles Andere. Um über dieſe Dinge nicht weitläufig zu werden, verweiſen wir auf die Zuſammenſtellung ſolcher Analogieen bei Lafitau (Moeurs des Sauvages Américains. 1724. II, 257; Carli, Briefe über Am. deutſch v. Hennig. 1785; Martius, Von d. Rechtszſtde. unter d. Ureinw. Braſiliens. 1832. S. 11 not.; die Neuſeeländer nach d. Engl. Lpz. 1833 nott.). Was aber insbeſondere die Beurtheilung deſſen betrifft was beim Eſſen als ſauber oder als ekelhaft gilt, ſo wollen wir nur noch erwähnen daß die Würmer die man aus dem Bambusrohre zieht ebenſo von den Braſilianern wie die der Kohlpalme von den Weißen in Guiana gern gegeſſen werden (A. de St. Hilaire,

Digitized by Google

Voy. au Brésil. I, 433; Bancroft, Naturgesch. v. Guiana a. d. Engl. 1769. S. 148; Schomburgk, R. in Guiana. 1841. S. 429), daß viele Europäer einige Eidechsenarten und große Fledermäuse sehr lieben und daß namentlich die schönen Creolinnen auf Mauritius sich die Nester und Larven einer Art von gelben Wespen rösten und die weißen Larven die sich in gewissen alten Bäumen finden, als Leckerbissen betrachten (d'Unienville, Statistique de l'Ile Maurice. 1838. I, 259).

Will man sich endlich zum Beweise des Satzes daß es specifische Unterschiede in dem geistigen Leben der Völker gebe auf die ungeheuern und wie es scheint constanten Verschiedenheiten berufen die in ihrer intellectuellen Ausbildung stattfinden, so ist auch dagegen mancherlei einzuwenden. Mit einem starken, aber in der Hauptsache treffenden Ausdruck hat de Salles (Hist. gén. des races hum. 1849. p. 352) von unsrer modernen europäischen Cultur behauptet, sie sei im Grunde in intellectueller Hinsicht nichts weiter als ein rayonnement de la science de la minorité sur l'ignorance des masses, und schon Hunter (Disp. inaug. de hominum varietatibus. Edinb. 1775. p. 42) hat zum Beweise dafür daß es keine specifischen Unterschiede unter den Menschen gebe, zu einem Vergleiche Newton's mit seinen übrigen Landsleuten in Hinsicht auf ihre Geistesbildung aufgefordert. Dieselben Ungleichheiten in der geistigen Begabung und Entwickelung der Einzelnen wie bei uns lassen sich bei allen Völkern der Erde nachweisen. Künstlerische und wissenschaftliche Genies giebt es, wie wir anderwärts erweisen werden, unter den Negern und Americanern so gut als bei uns, und wenn die bedeutenden Geister eines Volkes es vor Allem sind, die unter günstigen Umständen dieses selbst aus Rohheit und Barbarei herausziehen und es höherer Cultur entgegenführen, so scheint die Ursache der Stabilität der farbigen Raçen nicht vorzugsweise in ihrer eigenen Begabung, sondern in anderen Verhältnissen gesucht werden zu müssen. Wenn Foissac (a. a. O. S. 246) darauf hinweist daß alle großen Männer der Culturgeschichte nur mit Ausnahme von Muhammed der gemäßigten Zone angehören und sonderbar genug die Ursache dieser Erscheinung in einigen nicht näher angeblichen Eigenthümlichkeiten des Klima's von Europa sucht, so ist darauf nur zu erwidern daß große Talente unter einem culturlosen Volke das keine Geschichte hat, immer entweder zu keiner oder nur zu einer schwachen und schnell vorübergehenden Wirksamkeit gelangen

Digitized by Google

können, da es an einem empfänglichen Boden fehlt auf welchem ihre Leistungen Frucht tragen könnten. Ueberdieß hat uns bisher Alles darauf hingewiesen daß auch die civilisirtesten Völker der Gegenwart sich erst sehr allmählich aus demselben Zustande ursprünglicher Rohheit herausgearbeitet haben, in welchen wir noch jetzt viele Völker versunken finden, während zugleich jene primitive Rohheit auch beim civilisirten Menschen immer gleichsam auf dem Sprunge steht. Wo liegen die Bürgschaften dafür daß ein solcher Rückfall in den Naturzustand für uns niemals eintreten wird? Wer kann angeben wie viele Jahrtausende die jetzigen Culturvölker in jenem Zustande selbst verharrt haben? Wo wären die Beweise dafür daß die sog. niederen Raçen für immer dazu verurtheilt sind auf niederen Bildungsstufen stehen zu bleiben? Einige Tausende von Jahren die wir in unserer Cultur vor ihnen voraushaben, sind bei dem hohen Alter der Erde jedenfalls ein viel zu kleiner Zeitraum als daß ihre Geschichte zu einem abschließenden Urtheile über die Fähigkeiten der gesammten Menschheit berechtigen könnte.

Läßt sich namentlich in Nordamerica und in der Südsee nachweisen daß zur Zeit der Ankunft der ersten Europäer eine in früherer Zeit über große Räume ausgebreitete Cultur im Sinken begriffen war und bis auf wenige Trümmer bereits ihren Untergang gefunden hatte, so kann allerdings von Africa nichts Aehnliches behauptet werden; denn was auch Smyth (The unity of the hum. races. N. York. 1850) und Andere von einer alten Cultur der Negervölker gesagt haben, es ist höchst wahrscheinlich bloße Fabel und wird von jenem selbst nur aus bedenklichen Hypothesen gefolgert, daraus nämlich daß die Neger (negerartige Völker überhaupt) in alter Zeit im Besitze des ganzen Südens von Asien gewesen seien und an der altägyptischen Cultur einen wesentlichen Antheil genommen hätten, wie die vielen negerähnlichen Schädel beweisen sollen deren Vorkommen allerdings selbst Morton im alten Aegypten anerkannt hat. Noch weiter von jeder Wahrscheinlichkeit entfernt sich Dunmore Lang (Cooksland in N. E. Australia. 1847. p. 362), indem er zu zeigen sucht die schwarze Raçe der Südsee habe in alter Zeit bedeutend höher gestanden als gegenwärtig. Können uns solche unhaltbare Schlüsse freilich nicht dazu vermögen die Fähigkeiten der sog. niederen Raçen günstiger zu beurtheilen als gewöhnlich geschieht, so werden wir uns auf der anderen

Digitized by Google

Seite aber auch gegen die ungünstigen Folgerungen erklären müssen die man bisweilen aus der oft fast wunderbaren Verkehrtheit der Naturansicht und namentlich aus dem groben Aberglauben gezogen hat, welche bei ihnen in so großer Allgemeinheit herrschen. Es ist in dieser Beziehung nicht nöthig auf die alten Germanen zurückzukommen, welche Pferde und Waffen mit ihren Todten verbrannten, bei besonders wichtigen Gelegenheiten Menschenopfer brachten* und die Götterbilder auf ihren Fluren umherführten, denn der Hexen- und Gespensterglaube, der in früheren Jahrhunderten so mächtig war, ist auch bei uns noch nicht verschwunden. Fand sich noch im vorigen Jahrhundert in Europa bei Ausstellung fürstlicher Leichen eine reich besetzte Tafel für den Todten in der Kapelle, und erwarten noch in dem jetzigen gläubige Katholiken die extravagantesten Wunderwirkungen vom Ankauf päbstlicher Bullen, ganz nach Analogie der Amulete der Neger und anderer Naturvölker (Marchand, Neueste R. um d. Welt. Lpz. s. a, I, 50; Lavayssé, R. n. Trinidad, Tabago u. Venez. 1816. S. 423 ff.), so haben wir keine Ursache den Aberglauben der Wilden besonders lächerlich zu finden. Eine sehr vollständige Parallele zu ihm bietet sich noch heutzutage in der Dauphiné dar, wo jeder Vorübergehende in gewisse Abgründe ein Steinchen wirft als Opfer für den Berggeist, wo man in der Neujahrs- und Johannisnacht den wandernden Fadets und Blanquettes in jedem Hause ein Mahl servirt das aus Brot Käse und Wein besteht, wo niemand gegen Fieber und Seuchen ein wirksameres Mittel weiß als die Befragung der Wahrsager (devins), die den Uebergang von den gewöhnlichen Menschen zu den Zauberern und Hexen bilden, wo man endlich den kranken Menschen und Thieren unter Gemurmel von unverständlichen Sprüchen Kräutersäckchen oder Pulverbeutel aufbindet (von Glümer im Ausland 1855. No. 15).

Die mitgetheilten Thatsachen, bei deren Aufzählung es uns nur darauf ankam Wichtiges und Schlagendes aus der Masse herauszuheben, scheinen hinzureichen zu dem Beweise den wir zu liefern versprachen von der nahen geistigen Verwandtschaft des civilisirten Europäers

* Wir dürfen hier nicht unterlassen darauf hinzuweisen daß der Gebrauch von Menschenopfern, der bei Persern, Griechen, Römern, Aegyptern, Celten, Franken, Gothen bestanden hat, mit einem gewissen Grade von Sicherheit auf Cannibalismus als seine Quelle zurückschließen läßt (J. G. Müller, Gesch. d. americ. Urrelig. 1855. S. 629 ff.).

Digitized by Google

mit den rohen Naturvölkern. Sie haben zugleich dazu gedient uns in der Anſicht zu befeſtigen, daß der Naturzuſtand des Menſchen nicht als ein Zuſtand urſprünglicher Reinheit und Vollkommenheit, ſondern ſo zu denken ſei wie wir ihn früher bereits geſchildert hatten, als das gerade Gegentheil davon.

Werden wir nach dem Bisherigen geneigt ſein die Frage ob es ſpecifiſche Verſchiedenheiten unter den Menſchen gebe zu verneinen — eine Entſcheidung auf welche ſchon die ungeheuere Langſamkeit der intellectuellen Entwickelung aller Völker namentlich in ihren Anfängen hinzuweiſen ſcheint —, ſo können wir ſie doch noch nicht als beantwortet betrachten, ſo lange noch eine ganze Reihe von nicht unwichtigen Einwürfen der Antwort entgegenſteht die wir zu geben verſucht ſind. Der Neger, ſagt man, der americaniſche Indianer, der Auſtralier und ſo viele andere zeigen ſich überall unfähig aus eigenen Mitteln die Initiative zur Civiliſation zu ergreifen; was hindert ſie daran, wenn nicht ihre ſpecifiſch geringere Begabung? So groß iſt ſelbſt ihr Widerwille gegen die Cultur, daß Lehre und Beiſpiel der weißen Menſchen nichts über ſie vermögen. Sie bleiben was ſie ſind und was ſie von jeher waren. Der Europäer allein ſchreitet fort, es lebt in ihm eine geiſtige Triebkraft die den andern Raçen abgeht, oder, wenn nicht, ſo zeige man die beſonderen Verhältniſſe und Veranlaſſungen auf die jenen vorwärts treiben und dieſe zurückhalten.

Ehe wir uns auf die eigentliche Beantwortung dieſer Zweifel einlaſſen, welche wir hauptſächlich dem folgenden Abſchnitte vorbehalten, ſcheint es zweckmäßig für jetzt erſt noch bei einigen Erwägungen zu verweilen welche dem allgemeinen Satze von der Arteinheit des Menſchengeſchlechtes auf dem geiſtigen Gebiete eine noch feſtere Begründung zu geben geeignet ſind, während ſie zugleich wenigſtens einige der erhobenen Bedenken berückſichtigen werden.

Noch in der neueren Zeit hat man die früher im Intereſſe des Philanthropismus oft vertheidigte Anſicht wiederholt daß es gar keine Verſchiedenheit der geiſtigen Begabung der Raçen gebe; denn (ſo äußert ſich u. A. Frankenheim, Völkerkunde. 1852. S. 134 ff.) Geiſtiges ſei überhaupt nicht erblich, es komme in gleicher Anlage bei allen Raçen vor, ſeine Entwickelung hänge ganz von der Naturumgebung ab und nächſt dieſer von der Erziehung, indem jene nämlich die Bedürfniſſe des Menſchen wie die Mittel zu deren Befriedigung beſtimme,

ihn zum Kampf gegen die Naturgewalten und zur Arbeit in höherem oder geringerem Grade nöthige und dergl. Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen daß ein großer Theil der auffallenden Verſchiedenheiten die ſich unter den Menſchen zeigen aus dieſen Verhältniſſen zu erklären iſt, aber es würde genügen an das Mißlingen der mit den kleinen Kindern wilder Völker vorgenommenen Erziehungsverſuche zu erinnern um ſich davon zu überzeugen daß keine durchgängige Gleichheit der Anlagen ſtattfindet, unter den Völkern ſo wenig als unter den Individuen deſſelben Volkes. Redet man von der urſprünglichen Anlage, d. h. von derjenigen geiſtigen Begabung die bei einem Volke ſchon vor aller Cultur vorhanden war, ſo ſpricht nichts dafür daß ſie bei den einzelnen Menſchenſtämmen verſchieden geweſen ſei, da ſie ſämmtlich wahrſcheinlicher Weiſe eine ſehr lange Zeit hindurch in gänzlicher Culturloſigkeit beharrt haben und ſämmtlich von dem eigentlichen Naturzuſtande aus, der bei allen von gleicher Rohheit war, ihre Entwickelung begonnen haben. Spricht man dagegen von der geiſtigen Anlage eines Volkes in einem beſtimmten Zeitpunkte ſeiner Geſchichte und alſo mit Beziehung auf ein gegebenes Stadium ſeiner Entwickelung, ſo muß man wohl im Auge behalten daß ſich dieſe (wie früher bemerkt) ebenſo wie die des Individuums in ſeinen verſchiedenen Lebensjahren ändert und daß es nicht nur eine leere, ſondern geradezu eine unrichtige Abſtraction iſt, wenn man die Begabung als etwas Feſtſtehendes und Bleibendes bezeichnet. Es iſt nämlich nur die factiſche Continuität der Lebensentwickelung eines Volkes oder Individuums die uns dazu verleitet dieſe Entwickelung ſelbſt, noch ehe ſie wirklich geſchehen iſt, in Form einer Fähigkeit als präformirt in den Träger derſelben hineinzudenken. Nun wird aber auf der anderen Seite auch bereitwillig zugegeben daß die geiſtigen Leiſtungen die ein Volk oder ein Einzelner macht, nicht von ſeinen Fähigkeiten allein abhängen, ſondern ebenſoſehr von ſeinen Schickſalen, von Erziehung, überhaupt von äußeren Einwirkungen der mannigfaltigſten Art die ſeinen Bildungsgang beſtimmen, ja es wird zugegeben daß das nämliche Subject unter weſentlich andere Verhältniſſe von Anfang an geſtellt, ſich weit glücklicher oder weit ſchlechter entwickelt haben würde als mit ihm der Fall geweſen iſt, daß es zu weit bedeutenderen oder zu viel geringeren Eigenſchaften des Geiſtes oder Herzens gekommen ſein, daß es ſich ganz anderer Thaten und Geſinnungen fähig gezeigt haben würde.

Digitized by Google

Aus dieſem Widerſpruche iſt nur dadurch herauszukommen, daß man unter geiſtiger Fähigkeit oder Begabung allein dasjenige verſteht was einem Volke oder Individuum zu einem beſtimmten Zeitpunkte ſeiner Geſchichte und unter ſpeciell gegebenen Umſtänden zu leiſten möglich iſt, oder mit andern Worten, daß man von geiſtiger Anlage und Begabung niemals nur ſo im Allgemeinen, ſondern ſtets mit beſtimmter Beziehung auf eine gewiſſe Lebenszeit und Lebenslage des Subjectes ſpricht. Hieraus aber ergiebt ſich dann von ſelbſt daß die geiſtige Begabung nichts weniger als unveränderlich iſt, ſondern im Laufe des Lebens fortwährend ſich umbildet, und daß alſo ein feſtes Merkmal der Thiere, wenn ſie ſich geiſtig vollkommen gleich bleiben, allerdings in ihren geiſtigen Fähigkeiten geſucht werden kann, daß ſich aber die Unterſchiede der Menſchenracen auf dieſen Begriff nicht zurückführen laſſen, wenn nicht entweder die abſolute Unfähigkeit einiger zu geiſtigem Fortſchritt überhaupt oder doch die Nothwendigkeit dargethan wird, daß ſie unter allen Umſtänden auf einer Stufe der Bildung ſtehen bleiben müſſen die von andern überſchritten wird — eine Alternative der ſich freilich nicht durch einiges vage Gerede über die Unverbeſſerlichkeit der ſog. Wilden und über die Vortrefflichkeit der europäiſchen Civiliſation genügen läßt.

Iſt nach der gewöhnlichen Anſicht die Civiliſation eines Volkes das einfache Product ſeiner geiſtigen Fähigkeiten, ſo werden dabei die mächtigen Einflüſſe ſeiner Naturumgebung, der hiſtoriſchen Schickſale und überhaupt alles deſſen was man im weiteſten Sinne des Wortes zu der Erziehung rechnen kann die ihm zu Theil wird, wenn nicht überſehen und vernachläſſigt, doch zu gering geſchätzt, und man begeht überdieß den Fehler dem Volke als Ganzem einen Geiſt und geiſtige Anlagen zuzuſchreiben die nur die Individuen beſitzen. Dieſe letzteren aber ſind wiederum an Begabung ſehr verſchieden und es iſt daher für das was man ein Volk nennt und für deſſen Entwickelung nichts weniger als gleichgültig in welchen Combinationen zu größeren und kleineren Ganzen jene Individuen zuſammen- und gegeneinanderwirken, welche Individuen untereinander in nähere, welche nur in entferntere Beziehungen treten und von welcher Art dieſe Beziehungen ſind, denn von dieſen Umſtänden hängt es ab ob das was der Einzelne thut auf die Andern fortwirkt und in welcher Weiſe, ob die Geſellſchaft der er angehört durch ſein Thun nach irgend einer Seite hin

Digitized by Google

bewegt wird, ob in weiteren oder engeren Kreiſen, ob vorwärts oder rückwärts. Was als die Begabung und Entwickelung eines Volkes erſcheint, iſt der Hauptſache nach bedingt von der Wechſelwirkung der Individuen, deren jedes mit ſeinen ſpeciellen Gaben in eine beſtimmte Zeit und einen beſtimmten Zuſtand der Geſellſchaft als mitwirkender Factor eintritt, ſo daß deſſen Wirkſamkeit auf dieſe als Ganzes von der Art der Beziehungen in die es zu andern Individuen tritt, ebenſo weſentlich abhängt als die Leiſtung jedes einzelnen Theiles einer complicirten Maſchine für das Ganze zu dem er gehört; und wie die Geſammtleiſtung der Maſchine von der Weiſe der Zuſammenfügung der Theile und ihres Ineinandergreifens hauptſächlich beſtimmt wird, ſo wird es die Entwickelung eines Volkes durch die Art des Zuſammentreffens gerade dieſer ſo und ſo begabten Individuen mit dieſen andern, mit dieſem beſonderen Zuſtande der Geſellſchaft, in dieſer beſtimmten Zeit und unter dieſen beſonderen Umſtänden. Der Begriff eines Volkes erſcheint aus dieſem Geſichtspunkte nicht als ein Collectivbegriff, ſondern als der Begriff einer zwar beſtändig wechſelnden, aber durchaus ſpeciell beſtimmten Combination und Collocation von Individualitäten, von deren äußerſt beweglichen äußeren und inneren Verhältniſſen der Grad von Bildſamkeit und Veränderlichkeit abhängig iſt die man dem Volke als Ganzem beizulegen pflegt. Den Geiſt und die Begabung eines Volkes als etwas Conſtantes und ein für allemal Gegebenes zu betrachten iſt daher unſtatthaft und beruht auf einer leeren, wiſſenſchaftlich unbrauchbaren Abſtraction. Es giebt kein Agens, kein Reales und Subſtanzielles das ſich als Volksgeiſt oder gar als Geiſt der Menſchheit bezeichnen ließe, real ſind einzig und allein die Individuen. Da es aber große Anlagen bei Einzelnen, da es Genies unter allen Völkern giebt und glückliche Conjuncturen für ihre Wirkſamkeit bei allen eintreten können, ſo werden wir auch keinem derſelben die Fähigkeit des Fortſchrittes zu höherer Cultur abſprechen dürfen.

Unſere Unterſuchung über die Veränderungen welche die leiblichen Eigenthümlichkeiten des Menſchen erfahren, hat es wahrſcheinlich gemacht daß der Raçentypus durch die Einwirkungen des Klima's, der Nahrung und Lebensweiſe, der ſocialen Verhältniſſe und der Civiliſation zwar langſam, aber doch in nicht geringer Ausdehnung umgeſtaltet werden könne. Es wird nach dem Vorhergehenden nicht befrem-

den, wenn wir im Parallelismus zu dieser physischen Umbildung, eine solche auch nicht bloß im geistigen Leben überhaupt, sondern in der geistigen Begabung selbst annehmen, da diese letztere sich uns schon ihrem Wesen nach nicht als etwas Festes und Bleibendes im Leben der Völker gezeigt hat, sondern als etwas Wandelbares, wie schon daraus hervorzugehen scheint daß dasselbe Volk ohne fremde Bestandtheile in größerer Anzahl von außen aufzunehmen, eine hohe Culturentwickelung erringen und deren gänzlichen Verfall überleben kann. Für einen solchen Parallelismus der leiblichen und geistigen Anlagen und ihrer allmählichen Umbildung spricht nicht allein eine Reihe von Thatsachen die von uns früher angeführt worden sind, sondern auch hiervon abgesehen, ist es für den Gegner des Materialismus nicht minder gewiß als für den Materialisten selbst daß die leibliche Begabung und deren Veränderungen auf die mannigfaltigste und durchgreifendste Weise auf die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten fortwirken.* Wir bleiben indessen hierbei nicht stehen, sondern behaupten im Gegensatze zu der gewöhnlichen Ansicht, nach welcher die Bildungsstufe eines Volkes oder eines Individuums vorzugsweise oder ausschließlich das Product seiner geistigen Fähigkeiten ist, daß wenigstens ebenso sehr umgekehrt seine jedesmaligen Fähigkeiten, die nichts weiter bezeichnen als die Art und Größe der jedesmal in der nächsten Zukunft von ihm ausführbaren Leistungen, von der Bildungsstufe und den Culturfortschritten abhängen die von ihm wirklich schon erreicht sind. Die Fähigkeiten eines Volkes ändern sich nicht bloß im Laufe, sondern auch wesentlich nach Maaßgabe seiner Geschichte: eine alte, Jahrhunderte lang fortwirkende Civilisation — darauf scheinen schon die Unterschiede der Kinder aus verschiedenen Klassen der Gesellschaft innerhalb desselben Volkes hinzuweisen — producirt, wenn nicht ausnahmslos, doch im Ganzen, in Verbindung mit den Veränderungen der Lebensweise, der socialen Verhältnisse, der Interessen und Neigungen, allmählich einen Menschenschlag von veränderten äußeren und inneren Fähigkeiten.

Hat man sich darüber verständigt daß ein abschließendes Urtheil über die geistige Befähigung eines Volkes oder Menschenstammes im absoluten Sinne gar nicht möglich ist, weil es auf einem Mißverständ-

* Einige speciellere Bemerkungen über diesen Gegenstand s. in m. Allg. Pädagogik. S. 42 ff.

Digitized by Google

niſſe beruhen würde, ſo wird man zugeben, wie äußerſt mißlich es iſt ſpecifiſche Unterſchiede der Menſchen auf dieſen Geſichtspunkt zu gründen. Es ſprechen dagegen aber noch außerdem zwei Gruppen von Thatſachen, die wir zum Schluſſe unſerer allgemeinen Betrachtung noch einer kurzen Erörterung unterwerfen wollen. Die eine derſelben lehrt uns daß die Völker welche auf der unterſten Stufe der Menſchheit ſtehen und ſich dem Naturzuſtande am meiſten nähern, nicht einer und derſelben, ſondern den verſchiedenſten Raçen angehören, die andere zeigt, daß es innerhalb einer jeden Raçe Völker von ſehr verſchiedener Entwickelungshöhe giebt, indem überall neben ſolchen die ſich zu einer relativ hohen Stufe der Cultur emporgearbeitet haben, andere, ihnen ſtammverwandte ſtehen welche in einem Zuſtande großer, wenn nicht völliger Rohheit zurückgeblieben ſind.

Am weiteſten zurück in geiſtiger Bildung und zugleich am tiefſten verſunken in moraliſche Rohheit ſind nächſt einigen ſchon (oben S. 68) erwähnten nordamericaniſchen Völkern die Bewohner des Feuerlandes, die Auſtralier, die Buſchmänner und Hottentotten (die von Einigen ihrem leiblichen Typus nach zur mongoliſchen Raçe gerechnet worden ſind) und einige andere africaniſche Völkerſchaften, manche Stämme der Urbevölkerung des Dekhan und einige ſchwarze, theils ſchlichttheils kraushaarige Eingeborene der oſtindiſchen Inſeln und der Südſee, die jedoch noch zu wenig bekannt ſind als daß ſich über ſie ein beſtimmtes Urtheil fällen ließe. Manche der letzteren haben ſich bei näherer Bekanntſchaft durchaus nicht ſo roh und wild gezeigt als man dem Rufe nach in dem ſie ſtehen, erwarten mußte. Bei allen dieſen Völkern iſt es nachweislich theils ihre Naturumgebung theils ihre traurige ſociale Lage welche eine Verbeſſerung ihres Zuſtandes unmöglich macht, da ſie meiſt in unfruchtbarem ſteinigem Lande leben, das ſie von äußeren Feinden fortwährend bedrängt, nicht zu verlaſſen im Stande ſind. Wäre es die eingeborene geiſtige Kraft der Raçe die wenigſtens im Weſentlichen das Schickſal der Völker beſtimmte, ſo würden jene deren Stammverwandte zum Theil höher ſtehen und bequemer leben, ſich ohne Zweifel aus ihrer traurigen Lage herausgeriſſen haben mit der Energie, die wir rohe Völker ſo häufig im Kampfe gegen ihre natürlichen Feinde entfalten ſehen.

Allerdings iſt unter den aufgezählten Völkern keines das der ſog. kaukaſiſchen Raçe angehört, aber es fehlt unter den Gliedern dieſer

Digitized by Google

letzteren nicht an sehr auffallenden Contrasten der Bildung. Lassen wir selbst die Völker von Nordost-Africa bei Seite, deren Zugehörigkeit zur weißen Raçe, wenn auch wahrscheinlich, doch immer noch bezweifelt werden kann, so würden wir doch die Berbern, Guanchen und Abessinier erwähnen dürfen als solche, bei denen höhere Cultur wenigstens niemals festere Wurzeln geschlagen hat. Abessinien ist zwar ein christliches Land, aber sein Christenthum besteht nur in äußeren Ceremonieen, in der blau seidenen Schnur die man als Zeichen des Glaubens dort am Halse trägt, in Kreuzen und Rosenkränzen. Die Christen stehen dort tief unter den Muselmännern an Arbeitsamkeit wie an Redlichkeit (Rüppell, R. in Abyss. 1840. I. 327, 366; v. Ratte, R. in Abyss. 1838. S. 37, 97). Die Ehe wird selten kirchlich geschlossen weil sie in diesem Falle unauflöslich ist (Rüppel, I, 433), Polygamie ist zwar nicht autorisirt, aber tolerirt (ebendas. II, 54), für Ehebruch findet nur ein sehr geringer Schadenersatz statt und es wird kein Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern gemacht (Bruce). Grausame Strafen durch Verstümmelungen aller Art sind gewöhnlich, die Art der Kriegführung ist durchaus barbarisch und der Sieger schneidet dem Besiegten, ohne ihn zu tödten, die Genitalien ab um sie als Trophäen mitzunehmen (Bruce, R. z. Entd. d. Quellen des Nil. 1790. III, 284 ff.; Rochet d'Héricourt, second voy. 1846, p. 187 ff.; Brehm a. a. O. III, 234). Krankheiten werden von Beherung und Besessenheit abgeleitet und demgemäß durch Opfer und Exorcismen geheilt (Johnston a. a. O. II, 328; Salt, Voy. to Abyss. 1814, p. 422; Harris, Highlands of Aethiopia 2d ed. 1844. II. 157, 290), Diebe durch Excommunication unschädlich gemacht, da sie dann aus Furcht das Gestohlene zurückgeben (Gobat, Journal d'un séjour en Abyss. 1835, p. 104). In gleicher Weise erinnern viele andere Sitten ganz an die Denk- und Handlungsweise der Neger. — Die Guanchen, obwohl ein halb cultivirtes Volk, hatten im 16ten Jahrhundert Menschenopfer, die bei der Thronbesteigung eines Fürsten gebracht wurden (nach Cadamosto) — oder die angeblich freiwillig sich selbst darbrachten, wie dieß auch sonst zum Besten des Volkes mehrfach bei ihnen vorgekommen sein soll —; auf einigen ihrer Inseln (Lancerote und Fortaventura) gab es eine Art von Polyandrie die der Frau drei Männer gestattete, während auf den übrigen zwar Monogamie bestand, aber bei öfterem

Digitized by Google

Wechſel der Weiber. Zu dieſen Spuren der Barbarei kommt noch als ein weiteres Zeichen ihrer großen Geiſtesträgheit, daß ſie, obgleich Inſelbewohner, doch niemals Schiffe oder ſelbſt nur Kähne gebaut haben (Berthelot in Mém. de la soc. ethnol. I. 221, 155 u. 210, 185). — Die Bewohner der Inſel Sokotra, jetzt Muhammedaner, früher jacobitiſche Chriſten, ſind von arabiſchem Urſprung. Sie beſitzen kaum ein oder zwei Fahrzeuge die zum Küſtenhandel taugen, was (nach der richtigen Bemerkung Guillain's, Documents sur l'hist., la géogr. et le comm. de l'Afr. or. 1856. II. 1, 360) auf eine zur andern Natur gewordene Unregſamkeit und Stumpfheit des Geiſtes hinweiſt, wie man ſie ſelbſt auf den iſolirteſten Inſeln Polyneſiens nicht findet, denn dieſer Zuſtand iſt ſeit mehreren Jahrhunderten derſelbe. — Die Araber in Nubien denken nicht an Anſtrengungen und Erwerb, ſo lange ſie noch irgend etwas zu eſſen haben und leben lieber höchſt elend und armſelig als daß ſie für die Verbeſſerung ihrer Lage irgend welche Arbeit übernähmen (Hoskins, Trav. in Ethiopia. 1835, p. 259). Diebſinn, völlige Undankbarkeit und Gefühlloſigkeit bilden die Hauptzüge im Charakter der Araber von Nordoſt-Africa (Werne, Feldzug v. Sennaar nach Taka. 1851. S. 121, 126). Wie ihnen fehlt auch den Aegyptern alle Kraft ein Werk allein auszuführen, ſie laſſen es bald gehen wie es Gott gefällt und ſinken in ihre Faulheit zurück. Dagegen ſind ſie zu jeder Arbeit zu gebrauchen, wenn nur der Stock nicht fehlt, ſie wiſſen Alles auszuführen unter Aufſicht Anderer die ſie fürchten (ebendaſ. S. 165). Wenn man dieſen Angaben gegenüber noch den Muth hat von der unverbeſſerlichen Faulheit des Negers zu reden, die als Raçenfehler nur durch den Stock, wenn auch nicht gehoben, doch zeitweiſe überwunden werde, wenn man ihnen gegenüber vollends über die Faulheit der Sklaven noch declamiren mag, wie dieß ſo oft geſchieht, ſo verzichten wir gern auf jede weitere Erörterung, da uns das Beiſpiel der Araber, die einſt einen der ſchönſten Theile von Europa beherrſchten und in Kunſt und Wiſſenſchaft den gebildetſten Völkern jener Zeit überlegen waren, die Sache zu erledigen ſcheint.

Man hat ferner zum Beweiſe der natürlichen Superiorität der weißen Raçe über alle anderen mit großem Nachdrucke hervorgehoben, daß ſie ſich überall wo ſie mit dieſen zuſammengetroffen ſei, in der Stellung des Herrſchers behauptet habe. Dieſe Ueberlegenheit iſt aber, wie man leicht erkennt, nicht eine Folge der Raçe als ſolcher, ſondern der Civi-

Digitized by Google

liſation. Feuerwaffen, Branntwein, Treuloſigkeit und Grauſamkeit ſind ſo ziemlich in allen Erdtheilen auf gleiche Weiſe die Hauptmittel zur feſten Unterwerfung der Eingeborenen geweſen. In der alten Welt erleidet jener Satz bekanntlich zwei nicht unerhebliche Ausnahmen: in Ungarn und in der Türkei haben ſich ſtammfremde Völker nicht bloß feſtgeſetzt, ſondern ſind auch zu dauernder Obergewalt über die weiße Raçe gelangt, ebenſo wie die Türken auch in Africa über Araber und Berbern herrſchen. Wie lange in Weſtindien die Ueberlegenheit der Weißen die dort nur noch etwa 5 Prozent der Bevölkerung ausmachen, nach der Emancipation der Neger noch fortdauern wird, wenn nicht eine unverſiegbare Zufuhr von Machtmitteln aus Europa auch in Zukunft ihnen zur Seite ſteht, ſcheint eine ſehr zweifelhafte Sache (Dowding, Religious Partizanship. 1854, p. 55).

Ueberblicken wir die mannigfaltigen Thatſachen die wir an uns haben vorübergehen laſſen und die verſchiedenen Geſichtspunkte unter die wir unſere Hauptfrage geſtellt haben, ſo ſehen wir uns durch alle gleichmäßig zu der Anſicht hingeführt, daß es keine ſpecifiſchen Unterſchiede der Menſchenraçen in Rückſicht ihres geiſtigen Lebens giebt. Insbeſondere legt die oft ſo große Verſchiedenheit ſtammverwandter Völker in ihrer Culturentwickelung beſtimmtes Zeugniß dafür ab, daß es eben nicht die Organiſation oder natürliche Begabung überhaupt allein oder auch nur in ganz überwiegender Weiſe iſt, von welcher die Höhe der Civiliſation abhängt die ein Volk erreicht — denn was ſollte ſich z. B. an den Arabern ſo Weſentliches in dieſem Punkte verändert haben, da man ſelbſt Miſchungen mit fremden Elementen bei ihnen nicht für ihre jetzige geiſtige Unbedeutendheit und theilweiſe Verkommenheit verantwortlich machen kann?

Die neueren Schriftſteller welche einen ſpecifiſchen Unterſchied der geiſtigen Begabung namentlich zwiſchen der weißen und den farbigen Raçen annehmen zu dürfen geglaubt haben, halten ſich ganz wie diejenigen welche in Rückſicht der phyſiſchen Unterſchiede die entſprechende Anſicht vertreten, nur an die extremen Fälle, und ſie würden in der That leichtes Spiel mit ihren Gegnern haben, wenn die Uebergangsſtufen zwiſchen ihnen fehlten. Indeſſen zeigt ſich auch in dieſem Punkte ein bemerkenswerther Parallelismus zwiſchen dem geiſtigen und dem phyſiſchen Gebiete, daß wie auf dieſem die Unterſchiede der einzelnen Völker innerhalb deſſelben Hauptſtammes nicht kleiner ſind als dieje-

Digitized by Google

nigen welche man zwiſchen je zwei angeblich ſpecifiſch verſchiedenen Haupttypen ſelbſt findet, ebenſo auch auf dem Gebiete des geiſtigen Lebens die Verſchiedenheiten der Begabung und Culturentwickelung an einzelnen Gliedern derſelben Raçe, ja ſogar an demſelben Volke zu verſchiedenen Zeiten, nicht minder beträchtlich erſcheinen als diejenigen welche man als ſpecifiſch nur den Hauptraçen ſelbſt zuſprechen möchte. Deshalb iſt es unſtatthaft mit Klemm und Wuttke active und paſſive Völkerſtämme einander entgegenzuſetzen um die Cultur die ſich bei den Mongolen, in der Südſee, im alten Mexico und Peru doch einmal nicht hinwegleugnen läßt, auf die ſchwächſten hiſtoriſchen Beweiſe hin von einer zeitweiſen Einwirkung der Europäer und Chineſen auf die Eingeborenen ableiten zu dürfen. Es iſt ebenſo unſtatthaft mit Eichthal den Weißen das männliche, den Neger das weibliche Princip im „Organismus“ der Menſchheit repräſentiren zu laſſen und beide als zwei gleich nothwendige, obwohl weſentlich verſchieden begabte Glieder deſſelben zu bezeichnen. Es iſt endlich gleich unbegründet mit Nott und Gliddon den ſog. niederen Raçen nur thieriſche Inſtinkte, den weißen Völkern dagegen einen höheren Inſtinkt zu geiſtiger Entwickelung zuzuſprechen, der ſie in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung treibe und leite. Alle dieſe ſchematiſirenden Anſichten, ſo einfach bequem und einſchmeichelnd ſie ſind, erweiſen ſich als unverträglich mit dem genauen Studium der Thatſachen, und wir glauben ihre Grundloſigkeit im Verlaufe unſerer Arbeit durch ſpeciellere Beweiſe noch einleuchtender machen zu können als dieß hier durch die allgemeinen Betrachtungen möglich war die wir ihrer Widerlegung gewidmet haben.

III. Ueber die verſchiedenen Culturzuſtände des Menſchen und die Hauptbedingungen ihrer Entwickelung.

Die Betrachtung der größten Unterſchiede welche unter den Menſchen in Rückſicht ihres geiſtigen Lebens ſtattfinden, hat ſich der Annahme von Artverſchiedenheiten innerhalb des Menſchengeſchlechtes ungünſtig gezeigt: wir ſahen uns berechtigt ſie als flüſſige Unterſchiede zu bezeichnen, welche auf den Gegenſatz von Natur und Cultur zurückführbar ſind. Die Richtigkeit dieſer Anſicht kann indeſſen noch nicht als vollkommen bewieſen gelten, ſo lange die Stufenreihe der ſämmtlichen Mittelglieder welche den weiten Raum zwiſchen dem Naturzuſtande und der Civiliſation ausfüllen, nicht aufgezeigt und im Einzelnen dargethan iſt, daß die Fortſchritte in der geiſtigen Entwickelung einiger Völker ebenſo wie die auffallende Stabilität anderer im Weſentlichen von anderen Momenten abhängt als von Unterſchieden ihrer urſprünglichen geiſtigen Begabung.

Daß die ſog. niederen Raçen den Zuſtand der Rohheit, in welchem ſie ſich zum Theil ſeit undenklicher Zeit befunden zu haben ſcheinen, nicht verlaſſen, daß ſie aus ſich ſelbſt heraus ſich zu höherer Cultur zu erheben nicht das geringſte Streben zeigen, daß ſie trotz Lehre und Beiſpiel ganz das zu bleiben ſcheinen was ſie immer waren, läßt ſich ohne Zweifel am bequemſten und einfachſten aus ſpecifiſchen Verſchiedenheiten in der geiſtigen Begabung der Völkerſtämme erklären, und die Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Erklärung wird ſich nur dann zurückweiſen laſſen, wenn den äußeren Lebensverhältniſſen und den hiſtoriſchen Schickſalen der Völker ein entſcheidender Einfluß auf den Gang und die Art ihrer Entwickelung zugeſprochen werden darf. Um zu einer richtigen Würdigung der menſchlichen Natur ſelbſt und der verſchiedenen Culturzuſtände zu gelangen in denen wir den Menſchen finden, werden wir daher unterſuchen müſſen, was ihn dazu beſtimmt den Naturzuſtand zu verlaſſen, was ihn von einer Entwickelungsſtufe zur andern forttreibt und was ſeine Erhebung verzögert, zurückhält, herabdrückt oder ſeine geiſtige Bewegung zu fortdauerndem Stillſtande bringt.

Digitized by Google

Dieſe Fragen ſind ebenſo ſchwierig als ſie umfaſſend ſind, und ſie ſind beides in ſo hohem Grade, daß eine allſeitig befriedigende und abſchließende Beantwortung derſelben nur zu geben hoffen könnte wer ihre Bedeutung nur in ſehr unvollkommener Weiſe verſtanden hätte. Wenn uns dieß gleichwohl nicht abhält uns mit dieſer Aufgabe zu beſchäftigen, ſo geſchieht es in dem Bewußtſein eines ſchüchternen Verſuches, deſſen Reſultate nicht anders als fragmentariſch ausfallen können. Indeſſen ſcheint ein ſolcher Verſuch, ſo unvollkommen er auch bleiben mag, immerhin der ſchlichten Erklärung gegenüber, daß die verſchiedenen Culturzuſtände der Völker aus ihren verſchiedenen geiſtigen Anlagen hervorwachſen, einigen Beifall zu verdienen, da er ſich wenigſtens bemüht die Unterſchiede der Cultur auf beſtimmte Urſachen und Motive zurückzuführen, während die Annahme verſchiedener Begabung eine ſolche Bemühung nicht einmal aufkommen läßt, ſondern ſie von vornherein abſchneidet und auf dieſem Gebiete ebenſo Alles unerklärt läßt, wie die bekannte Lehre von den verſchiedenen Naturanlagen der Individuen, ſo lange ſie ſo allgemein gehalten bleibt, jeden Weg zum tieferen Verſtändniß der Individualitäten ein für allemal verſchließt.

Der durchgreifende Einfluß welchen die Naturumgebung auf die Entwickelung des Menſchen ausübt, iſt allgemein zugeſtanden und von uns ſchon früher hervorgehoben worden. Er iſt im Allgemeinen immer um ſo größer, je näher ein Volk noch dem Naturzuſtande ſteht, und nimmt ab in dem Verhältniß, in welchem die Bewältigung der Natur durch menſchliche Kunſt und Wiſſenſchaft ſich vervollkommnet und namentlich der Verkehr ſich mit wachſender Schnelligkeit Leichtigkeit und Sicherheit über weite Räume ausbreitet, obgleich auch den civiliſirten Völkern die Hauptrichtung ihrer Thätigkeit, auf Ackerbau, Induſtrie oder Handel oder auf alle zuſammen in verſchiedener Vertheilung durch die Natur des Landes beſtimmt wird. Daß aber dieſe Hauptrichtungen der Thätigkeit und die Art auf welche ſie verfolgt werden, einer der bedeutendſten unter den Factoren ſind die der geiſtigen Individualität eines Volkes ihr nationales Gepräge geben, wird keines weiteren Beweiſes bedürfen.

Die erſte und wichtigſte Art der Einwirkung die der Menſch von ſeiner Naturumgebung erfährt, iſt durch die klimatiſchen Verhältniſſe des Landes gegeben. So wenig man geneigt ſein wird den Einfluß gering zu ſchätzen der von dieſer Seite auf die Entwickelung des

geistigen Lebens ausgeht, so schwierig ist es doch ihn richtig zu würdigen; denn wir befinden uns hier in demselben Falle wie früher da es sich darum handelte den Einfluß des Klima's auf den physischen Menschen festzustellen: er wirkt überall mit einer Menge von anderen Mächten zusammen, und wir vermögen daher nicht mit Sicherheit zu entscheiden was ihm speciell zuzuschreiben ist und was aus anderen Quellen fließt. Indessen läßt sich doch so viel behaupten daß ein heißes Klima leibliche und in noch höherem Grade geistige Arbeit erschwert, jede Art von Anstrengung zu einem größeren Uebel und die Faulheit zu einem größeren Genusse macht als dieß in gemäßigten und in kalten Ländern der Fall ist. Vor Allem macht der Europäer diese Erfahrung wenn er in ein Tropenland übersiedelt, und man wird schwerlich voraussetzen dürfen daß sich dieß bei dem Eingeborenen der heißen Zone anders verhalte, weil sein Organismus an diese klimatischen Einflüsse nicht allein von Jugend auf gewöhnt, sondern in seinen Eigenthümlichkeiten selbst ihnen ebenso conform sei wie der des Europäers denen seines eigenen Vaterlandes. Vielmehr scheint das Klima die Temperamentseigenschaften der Eingeborenen sehr wesentlich mitzubestimmen, und wenn auch zugegeben werden mag, daß der Einfluß desselben weit intensiver an demjenigen auftritt der aus einer anderen Zone eingewandert ist als an den Eingeborenen selbst, so wird sich doch schwer in Abrede stellen lassen daß diese letzteren, deren Organismus sich vollständig mit den klimatischen Verhältnissen ihres Landes in's Gleichgewicht gesetzt hat, eben die Temperamentseigenschaften von Natur besitzen, die sich beim Einwanderer erst allmählich festzustellen streben. Die ungeheuere Scheu vor Arbeit jeder Art, ganz hauptsächlich aber vor geistiger, bei den Europäern die in Africa leben, bei den weißen Creolen in Westindien und anderen Tropenländern, ist eine bekannte und allgemein eingestandene Sache. Um sie richtig zu würdigen hat man außerdem nur noch zu berücksichtigen daß der Europäer in seinem Vaterlande zur Arbeit, zur Selbstbeherrschung und zum Nachdenken in ganz anderer Weise erzogen zu werden pflegt als der Eingeborene der erwähnten Länder, und man wird dann schwerlich noch die geringen Geistesgaben des letzteren für den Mangel an Energie verantwortlich machen wollen, in Folge dessen er jeden Fortschritt zu höherer Cultur widerwillig von sich weist. Wenn wir von der „fast unüberwindlichen Abneigung" der Weißen gegen geistige Thätig-

Digitized by Google

keit in heißen Klimaten erzählen hören,* muß es wenigstens als höchst zweifelhaft erscheinen daß sie auch dort für sich allein die Stufe der geistigen Ausbildung erreicht haben würden, von der sie jetzt mit Verachtung auf den Neger herabzusehen pflegen. Foissac (Ueber d. Einfl. des Klima's. 1840. S. 164) hat darauf hingewiesen daß in vielen Tropenländern neben großer Sterblichkeit (in Batavia 1 : 28, in Guadeloupe 1 : 27, Bombay 1 : 20, Guanaxuato in Mexico 1 : 19) auch verhältnißmäßig große Fruchtbarkeit der Menschen herrsche. Wir möchten ihm nicht darin beistimmen, daß er in diesem Umstande die Ursache sieht, weshalb diese Völker beständig auf der Stufe der Kindheit stehen bleiben; aber was hiermit nahe zusammenhängt, die leibliche Präcocität, die wir früher bereits als eine Wirkung des Klima's bezeichnet haben, steht allerdings damit in einer inneren Verbindung, theils direct, insofern die Länge der Kindheit, die man als einen Hauptvorzug des Menschen vor den Thieren schon oft hervorgehoben hat, die Dauer der größten Bildungsfähigkeit bestimmt und ihr Ende in leiblicher wie in geistiger Rücksicht einen gewissen Abschluß der Entwickelung herbeiführt, theils indirect, insofern kurz nach dem Eintritte der Pubertät beide Geschlechter in neue Lebensverhältnisse einzutreten pflegen in denen sie sich selbstständig bewegen und eine Reihe von Thätigkeiten und Sorgen für sich und Andere zu übernehmen haben die ihnen gewöhnlich weder Muße noch Neigung zu fernerer eigener Fortentwickelung übriglassen.

Spendet nun überdieß, wie es häufig in der heißen Zone der Fall ist, die Natur ihre Gaben sehr reichlich und ernährt den Menschen von selbst, so kommt es natürlich bei diesem zu keiner Art von Arbeit, vor Allem zu keiner Regsamkeit des Geistes, dieser bleibt stumpf, und dem größeren Ruhebedürfniß welches das Klima mit sich bringt, wird vollständig entsprochen. Giebt die Natur allzu sparsam, wie dieß besonders in kalten Klimaten nicht selten ist, so consumirt die bedeutende Anstrengung und Arbeit welche für die Gewinnung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse erforderlich ist, die Kräfte sehr vollständig: es tritt daher auch in diesem Falle, obwohl aus dem entgegengesetzten Grunde, ein verhältnißmäßig großes Ruhebedürfniß ein und eine gewisse Stumpfheit des

* So klagen z. B. Europäer auf Java daß das Klima geistige Arbeit gar nicht zulasse. Ihre Kinder zeigen entschiedene Abneigung gegen ernsthafte geistige Beschäftigung, Zeichnen, Musik u. dergl. lernen sie dagegen leicht (Selberg, R. nach Java. 1846. S. 189).

Digitized by Google

Geistes, die keinen Ansatz zu höherer Cultur aufkommen lassen. Der Pisang oder Bananenbaum der für den Bewohner der heißen Zone das ist was die Getreidearten für Westasien und Europa, liefert auf gleichem Raume zwanzigmal so vielen Nahrungsstoff als diese: „oft hört man in den spanischen Kolonieen die Behauptung, daß sich die Bewohner der tierra caliente so lange nicht aus dem Zustand von Apathie in welchen sie seit Jahrhunderten versunken sind, erheben können, als kein königlicher Befehl die Zerstörung der Bananenpflanzungen verordnete“ (Humboldt und Bonpland, R. II, 12; Humboldt, Neu-Spanien III. 12, 23, 142). Da überdieß Seen und Flüsse mit einer zahllosen Menge von Vögeln bedeckt sind, so ist begreiflich daß selbst das Bedürfniß nach Hausthieren nur gering ist. Treffend bemerkt Guyot (Grundzz. der vgl. Erdkunde. 1851. S. 227), daß in Hinsicht der Einwirkung der Naturumgebung auf den Menschen der Eingeborene der Tropenländer dem Sohne eines reichen fürstlichen Hauses vergleichbar ist, der des Nordens dem Sohne einer elenden Bettlerhütte, der der gemäßigten Zone dem Sohne des goldenen Mittelstandes: der letztere allein erhält die nöthigen Antriebe zur Arbeit und zur Civilisation. Es bestätigt sich dieß in der Geschichte vor Allem daran daß alle eigentlichen Culturvölker und insbesondere alle diejenigen welche wir die Initiative der Entwickelung ergreifen sehen, der gemäßigten Zone angehören, während es in der heißen Zone immer nur zu minder bedeutenden Leistungen gekommen ist, wenn man auch eine gewisse Großartigkeit in materieller Cultur bei verhältnißmäßig geringeren Fortschritten in Kunst und Wissenschaft, mehreren Völkern heißer Gegenden nicht absprechen kann. Es steht dieß wahrscheinlich mit einem anderen Einflusse des Klima's auf die geistige Eigenthümlichkeit des Menschen in einem gewissen Zusammenhange, dem Einflusse desselben auf die Phantasie.

Ein heißes Klima scheint in jeder Beziehung erschlaffend zu wirken: mit der Unlust zu körperlichen Anstrengungen verbindet sich eine entsprechende Schwerbeweglichkeit der Gedankenwelt, Trägheit zum Denken, Mangel an Energie des Willens und geringe Erregbarkeit zu Affecten. Zu dieser allgemeinen Schlaffheit und Schwerbeweglichkeit gesellt sich aber eine größere Intensität und Unruhe der Bewegungen, ein größeres Maaß von physischer und psychischer Aufregung, wenn der Zustand der Ruhe einmal verlassen wird. Die an's Unglaubliche grenzende Anstrengung und Ausdauer, die namentlich der Neger im

Digitized by Google

Tanze entwickelt, die faſt wahnſinnigen, Tage lang anhaltenden Ausbrüche ſeiner Leidenſchaftlichkeit, die zügelloſe Ausſchweifung mit der er ſich an völlig phantaſtiſche Vorſtellungen hingeben und in ihnen berauſchen kann, weiſen auf die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit ſüdlicher Naturen hin ſich in weit größeren Contraſten zu bewegen als dem Bewohner gemäßigter Klimate gegeben iſt. Nicht daß der Eingeborene der Tropenländer leichter erregbar wäre, im Gegentheil er ſcheint es in weit geringerem Grade zu ſein, aber die wirkliche Erregung iſt, wenn ſie Platz greift, bei ihm eine gewaltigere, ſich mehr überſtürzende. Dürfen wir uns zur Beſtätigung dieſes Satzes u. A. auch auf die bekannte Sitte des Amoklaufens bei den Malaien berufen, ſo wird man als Gegenbeiſpiele wohl den geduldigen Hindu und Aegypter, den harmloſen und faſt alles Widerſtandes unfähigen Eingeborenen der Tropenländer von America anführen. Dieſe Fälle ſcheinen indeſſen weniger geeignet jene Anſicht zu widerlegen, als vielmehr zu beweiſen daß Sitte und Religion im Bunde mit der Verfaſſung der Geſellſchaft und des Staates die unmittelbaren Einflüſſe der klimatiſchen Verhältniſſe auf den Charakter der Völker, wenn nicht zu paralyſiren, doch ſie weſentlich zu modificiren und ihnen eine ſehr veränderte Richtung zu geben vermögen. Wir finden bei jenen Völkern eine verhältnißmäßig geringe, niemals in die Maſſe eingedrungene geiſtige und moraliſche Cultur, eine Cultur deren bewundernswerthe materielle Leiſtungen nur durch den härteſten Druck und den unbeſchränkteſten Deſpotismus von Alleinherrſchern möglich geworden ſind, während zugleich die excentriſchen Ausbrüche und die groben Ausſchweifungen der Leidenſchaftlichkeit mit eiſerner Strenge niedergehalten wurden, ſo daß die phantaſtiſche Richtung der Einbildungskraft, welche ſich in der Mythologie, im Cultus, in den Sagen dieſer Völker überall auf ſo hervorſtechende Weiſe geltend macht, im Grunde das Einzige blieb worin ſich jener natürliche Zug in dem Charakter der Völker heißer Länder bethätigen konnte. Der groteske Schmuck ihrer Bildwerke, die zum Theil zweckloſe Pracht und Großartigkeit ihrer Bauten, die maaßloſen Ueberladungen in der Darſtellung ihrer Götter, welche jede Vorſtellung des Nordländers überſteigt, legen beſtimmtes Zeugniß ab von der excentriſchen „glühenden“ Phantaſie des Bewohners der Tropen, wie ſie uns ſchon in jedem orientaliſchen Mährchen entgegenzutreten pflegt. Es gehört dahin überhaupt die ausge-

Digitized by Google

ſprochene Vorliebe der Südländer für Glanz und Pracht aller Art, für rauſchende Freuden und eine gewiſſe Tollheit in der Luſt, wogegen ihnen der Sinn für das Maaßvolle und eigentlich Schöne, insbeſondere für die ſtille Schönheit der Natur die eine ruhige geſammelte Betrachtung verlangt, faſt ganz abgeht. Die Natur gilt ihnen nur als die melkende Kuh — ſo ſchon dem Süd-Europäer, dem dagegen gerade ſo wie dem Mexicaner ein abgebranntes Feuerwerk zu dem Großartigſten gehört was einen Menſchen begeiſtern kann. In gleicher Weiſe liebt der Braſilianer ſeine Feſte möglichſt geräuſchvoll, Gewehrfeuer und Feuerwerk ſind ihm Hauptſache dabei (W. H. Edwards, Voy. up the R. Amazon. 1847. ch. 19). Geſchmackvolle Gartenanlagen, für die der Chineſe, wenn auch in ſeiner beſonderen Weiſe, einen empfänglichen Sinn hat, pflegen im Süden zwar hier und da ein Gegenſtand des Luxus zu ſein, aber es iſt auch in dieſem Falle nicht die Schönheit der Natur um derentwillen man ſie ſchätzt. Dem Orientalen (bemerkt Ritter, Erdk. VIII, 42) und insbeſondere dem Araber fehlt der Sinn für ſchöne Natur der den Europäer auszeichnet. Es iſt eine ſeltene Ausnahme, daß die Bewohner von Ualan (Carolinen) ſich Blumengärten zum Vergnügen halten (Lesson, Voy. méd. autour du m. 1829. p. 128) und daß manche der polyneſiſchen Völker mit Vorliebe Blumen als Schmuck benutzen.

Daß ſich der Südländer deſſelben Volkes vom Nordländer häufig in weſentlichen Charakterzügen unterſcheidet, hat man oft Gelegenheit zu bemerken, aber es läßt ſich in den meiſten Fällen dieſer Art nicht bezweifeln, daß es weniger das Klima ſelbſt als die mit ihm freilich meiſt in naher Beziehung ſtehenden Eigenthümlichkeiten der Lebensverhältniſſe ſind, welche hauptſächlich dieſen Unterſchieden zu Grunde liegen. Lyell (Zweite R. deutſch v. Dieffenbach. I, 336) ſagt z. B. bei Erwähnung der großen Gaſtfreundſchaft die der Fremde in den Sklavenſtaaten von Nordamerica genießt: „es iſt eine warme und noble Offenheit in dem Charakter der Südländer, die bloßer Reichthum und eine große Dienerſchaft nicht geben kann, und in ihrem Benehmen liegt oft eine Würde ohne Steifheit die höchſt angenehm iſt.“ Die Abſtammung dieſer Südländer iſt im Weſentlichen durchaus dieſelbe wie die der Bewohner der nördlichen Staaten, aber ſie ſind nicht in dem raſtloſen Wetteifer untereinander begriffen, ſie ringen nicht ſo mit den Verhältniſſen und haben dieſe nicht ſo zu berechnen wie der

Kaufmann und der Fabrikant des Nordens dessen unruhige Geschäftigkeit ihnen deshalb fremd ist, sie fühlen sich überdieß als freie Bürger einer großen Republik, einem jeden ebenbürtig, und leben zugleich als Plantagenbesitzer im Bewußtsein unumschränkter Macht über ihre Sklaven auf eigenem Grund und Boden: dieß Alles muß ein Gefühl der Sicherheit in der Beherrschung der Verhältnisse gewähren, bei dem man weder seine Tugenden bescheiden zurücktreten lassen noch seiner Laster sich schämen wird. In ähnlicher Weise scheint auch in Europa das expansivere Wesen, die Neigung sich freier gehen zu lassen, die reichere Phantasie, die größere sanguinische Lebendigkeit bei oft geringerer Stetigkeit der Bestrebungen zwar im Allgemeinen dem Südländer eigen zu sein, während der Nordländer ernster und zurückhaltender, minder laut in der Freude, gleichmäßig ruhiger sich gestimmt zeigt bis zum Phlegma, aber auch hier treten die speciellen Lebensverhältnisse und Lebensgewohnheiten, die Erziehung und die gesellige Sitte die einen bestimmten Grad von Selbstbeherrschung fordert, die besonderen Vorstellungen von Anstand und Würde überall als überwiegend und maaßgebend auf. Indessen wird ein bestimmter Einfluß des Klima's in dieser Richtung wahrscheinlich genug, wenn wir hören daß in allen Theilen des spanischen America eine ebenso starke Antipathie zwischen dem Bewohner der heißen Ebenen und dem der Cordilleren herrscht als zwischen dem Süd- und Nordländer in Europa: jenen erscheinen diese als kalt und leblos, während diese die ersteren des Leichtsinns und der Unbeständigkeit beschuldigen (Humboldt, Neu-Spanien IV, 319).

Die Erhebung zu einer höheren Stufe der Bildung wird dem Menschen am entschiedensten da unmöglich gemacht wo das Klima, die Natur des Landes und sociale Verhältnisse in gleich ungünstiger Weise zusammenwirken. Ungesundes Klima schwächt für sich allein schon Körper und Geist so weit, daß sich die Bestrebungen des Menschen über die Sorge für seine physische Existenz nicht zu erheben vermögen. Bietet die Natur nur schlechte und selbst quantitativ kaum hinreichende Nahrung, giebt sie ihn häufig dem Mangel preis, so wird physische Schwäche und geistige Stumpfheit die nothwendige Folge sein, wenn auch zugleich ein hohes Maaß von Abhärtung gegen klimatische Schädlichkeiten, Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art gewonnen wird. Kommt dazu noch daß eine so ungünstig gestellte Be-

völkerung von Feinden umringt iſt, mit denen ſie ſelbſt jede Gemeinſchaft und ſchon jede Berührung ſcheut, denen ſie von jeher im Kampfe unterlegen iſt, von denen die Einzelnen wie das Wild gejagt werden wo ſie ſich blicken laſſen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt daß ſie in ſolcher Abgeſchloſſenheit und Iſolation bei geringen, aber doch nothdürftig zum Lebensunterhalt hinreichenden Hülfsquellen, keines Fortſchrittes irgend welcher Art fähig iſt, wie groß oder klein ihre geiſtigen Gaben auch ſein mögen. In ſolcher Lage aber befinden ſich durchgängig die Völker der unterſten Bildungsſtufe: die in ihre ſteinigen und unfruchtbaren Länder zurückgedrängten Buſchmänner und Feuerländer; ein großer Theil der Eingeborenen Auſtraliens, die ſich auf die elendeſte und zugleich mühſeligſte Weiſe ernähren; ferner die ſchwarzen Urbewohner vieler oſtindiſchen Inſeln die von den Malaienvölkern der Küſte als vogelfrei behandelt im Innern völlig abgeſperrt und gefangen gehalten werden, und die zum Theil unter ähnlichen Verhältniſſen lebenden rohen Völker des Vindjhagebirges, des Dekhan und anderer Theile von Vorderindien; die ſchwarze Bevölkerung vieler Inſeln im Nordoſten von Auſtralien, über die ſich die Polyneſier (nur mit Ausnahme von Erronan, Niua oder Immer und Tikopia) bloß der Ungeſundheit des Klima's wegen nicht weiter ausgebreitet zu haben ſcheinen.

Etwas günſtigere Reſultate werden ſchon da zu erwarten ſein wo in geſundem Klima und bei ausreichender zuträglicher Nahrung ein Volk freier Herr des Bodens und ſeiner Producte und damit auch ſeiner ganzen Lebensweiſe und Lebenseinrichtung iſt, wo ihm Wanderungen durch ſeine Feinde und durch die Elemente zwar erſchwert, aber doch nicht unmöglich gemacht ſind. In ſolchem Falle befindet ſich der größte Theil der Eingeborenen von America und Africa. Sie ſtehen bereits auf einer etwas höheren Stufe als die erwähnten Völker. Ihre Naturumgebung iſt es die ihnen ihren Lebensunterhalt, die Hauptrichtung ihrer Thätigkeit und dadurch die Culturſtufe die ſie erreichen unmittelbar beſtimmt, denn von ihr hängt es ab durch welche Mittel Werkzeuge und Fertigkeiten ſie ihre erſten Bedürfniſſe befriedigen lernen, mit welchen Schwierigkeiten ſie dabei zu kämpfen haben, wie ſtark und in welchen Richtungen Körperkraft und Erfindungsgabe geübt werden. Man bemerkt leicht wie groß der Unterſchied ſein muß den es für den Charakter und die Fortbildungsfähigkeit eines Volkes

Digitized by Google

macht, ob Jagd, Fiſcherei, das Sammeln wildwachſender Früchte, rohe und unregelmäßige Verſuche einer Art von Landbau, Haus- und Heerdenthiere oder Mehreres hiervon in bleibender oder wechſelnder Verbindung miteinander das weſentliche Subſiſtenzmittel eines Volkes ausmacht.

Wo der Reichthum an vegetabiliſcher Nahrung nicht ſehr bedeutend iſt, da wird urſprünglich eine Tendenz zum reinen Jägerleben ſich leicht geltend machen, ſchon weil die Jagd, wenn ſie glücklich iſt, in kurzer Zeit meiſt eine verhältnißig bedeutende Ausbeute gewährt und ſowohl die Aufregung welche ſie begleitet als auch die ganze Art der Thätigkeit die ſie erfordert, dem Kraftgefühl und der natürlichen Neigung des Mannes beſſer entſpricht als das Einſammeln von Früchten. Die erſte wichtige Folge des Jägerlebens aber iſt die Zerſplitterung der Bevölkerung in kleine Haufen die ein großes Areal bedürfen, was für ſich allein ſchon den Fortſchritt zu höherer Cultur unmöglich macht; denn eine weſentliche Bedingung dieſes letzteren iſt eine relativ große Dichtigkeit der Bevölkerung welche eine vielfache und unmittelbare Wechſelwirkung der Einzelnen herbeiführt. Der Jäger muß ferner dem Wilde überall nachziehen, er kann gar nicht oder nur in ſehr unvollkommener Weiſe ſeßhaft werden; die Wanderungen zu denen er ſich genöthigt ſieht — denn nur Noth und Mangel ſind es die den Naturmenſchen zu ſolchen beſtimmen — verwickeln ihn in vielfache Kriege mit andern Völkern, in Kriege die um den Beſitz des Landes und der Jagdbeute, d. h. um die eigene Exiſtenz geführt werden und daher äußerſt erbittert ſind, und dieſe Kämpfe ſelbſt erhalten und nähren den wild kriegeriſchen Sinn der ſich ohnehin bei demjenigen in hohem Grade ausbilden muß deſſen ganze Subſiſtenz auf der Jagd beruht; dieß Alles aber ſind ebenſo viele Hinderniſſe der Cultur. Wald und Feld mit ihren Thieren müſſen ihm Alles liefern was er braucht und von ihnen ſelbſt nimmt er oft die Werkzeuge mit denen er ſie jagt. Bisweilen iſt es ein einziges Jagdthier von dem die ganze Exiſtenz und Lebensweiſe ſolcher Jägervölker abhängt. So war es und iſt es zum Theil noch in den ungeheuern Prärieen zwiſchen dem Felſengebirge und dem Miſſiſſippi mit dem Büffel (Biſon). Er giebt den Winter und Sommer hindurch wandernden Dacotahs (Sioux) Wohnung, Nahrung und Kleidung, Sehnen für den Bogen, Zwirn, Stricke und Zugſeile für die Pferde, Satteldecken, Waſſergefäße

Digitized by Google

Kähne, Leim, Zunder und Häute zum Tauschhandel mit Fremden (Perrin du Lac, R. in d. beiden Louisianen. Lpz. 1807. II, 27) — in ganz ähnlicher Weise wie in manchen Tropenländern die Palme so ziemlich die sämmtlichen Lebensbedürfnisse des Eingeborenen bestreitet. Wo die Jagdthiere einen so vielseitig ergiebigen Gebrauch nicht zulassen, werden das Pflanzen- und Mineralreich namentlich für Kleidung, Wohnung und deren Ausstattung in einfachster Weise benutzt. Holz, Steine, Thierknochen, Fischgräten liefern die nöthigsten Werkstücke zu den Waffen auf der Jagd und im Kriege, bis etwa ein glücklicher Zufall zur Benutzung von Metallen führt — ein entscheidender Schritt zu höherer materieller Cultur, wo er auf eigener Erfindung beruht, ein Schritt zu einer meist sehr wenig förderlichen Abhängigkeit von Anderen, wo die Zufuhr der Metalle ganz in den Händen Fremder liegt, weil sie dem eigenen Lande fehlen oder ihre Gewinnung und Bearbeitung den Eingeborenen unbekannt ist. Die Kunstfertigkeiten des Jägers richten sich ganz nach den Lebensgewohnheiten der Jagdthiere und bleiben, wie in fast allen andern Fällen, auf einer geringen Stufe der Ausbildung stehen, so lange sie gerade genügen den Zweck zu erreichen auf welchen sie gerichtet sind.

Die hauptsächlichsten Charaktereigenschaften des Jägers ergeben sich von selbst aus seiner Lebensweise: sie macht ihn vertraut mit Anstrengungen Mühseligkeiten und Gefahren, er eignet sich Ausdauer und Abhärtung in hohem Grade an, ist kühn, unternehmend, energisch. Aus dem Bewußtsein der Herrschaft über die ihn umgebende Natur entspringt ihm ein Gefühl der Kraft Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, und dieses Selbstgefühl steigert sich noch durch die Kriege in die er mit seinen Nachbarn verwickelt wird, denen es selbst bei bedeutender Uebermacht nur selten gelingt ihn vollständig zu unterjochen und zum Sklaven herabzuwürdigen, weil seine gestählte elastische Natur, so lange sie nicht durch die Ungunst der Verhältnisse einem dauernden harten Drucke ausgesetzt und physischer Verkümmerung preisgegeben wird, immer noch etwas von ihrem ursprünglichen Stolze bewahrt und sich in ihrem Freiheitsgefühl wieder aufzurichten fähig bleibt. Als Krieger spornt ihn Haß und Rache zu kühnem Handeln, sein Ehrgeiz hindert seinen Geist in Stumpfsinn zu versinken, aber auch Hinterlist Treulosigkeit und Grausamkeit liegen seinem Charakter nahe, denn eine gewisse Rohheit des Gemüthes ist die fast unvermeidliche Folge der Ge-

Digitized by Google

wohnheit zu töden, und die Aufregung welche die Jagd mit sich bringt, die List welche sie erfordert, die versteckte Art auf welche die Waffen gegen das Wild meist gebraucht werden, führt zu einer entsprechenden Behandlung der Menschen denen der Jäger als Feind gegenübertritt. Die Jagdthiere sind die Wohlthäter des Jägers, ihrer Gegenwart verdankt er seine Subsistenz, sie fordern aber auch seine ganze Kraft und Erfindungsgabe heraus, sein Leben ist oft von ihnen bedroht und erscheint nach beiden Richtungen hin von ihrer Gnade abhängig, daher treten seine religiösen Vorstellungen meist in innige Beziehung zu ihnen, die Thierwelt wird für ihn zu einer Geisterwelt, zu einem Reiche mythologischer Wesen*.

Treffend bemerkt Simpson (Narr. of a journey round the world. 1847. 1, 251) daß der Charakter der heerdenweise zusammenlebenden Reitervölker ein anderer ist als derer die einzeln in den Wäldern herumstreifen oder derer die sich von Fischfang nähren, weil er ganz von den äußeren Verhältnissen abhängig ist unter denen sie leben, und zwar in dem Grade, daß sich aus diesen in gewissen Grenzen ihre Lebensgewohnheiten und Charaktereigenschaften voraussagen lassen und sich ihnen entsprechend verändern. Dieß zeigt vor Allem eine Vergleichung der Fischer- und Jägervölker.

Der Fischer bedarf ganz andere, zum Theil kunstvollere Geräthe als der Jäger und andere Arten der Kunstfertigkeit. Die letzteren selbst sind indessen gewöhnlich minder bedeutend und weniger mannigfaltig als die des Jägers, erfordern auch meist keine so scharfe und ausgedehnte

---

* Es ist eine unrichtige Auffassung dieses Verhältnisses, welche sich auch bei J. G. Müller (Gesch. der americ. Urrelig. 1855. S. 60) nach Hegel u. A. noch findet, daß der Naturmensch im Thiere eine allgemeinere sich offenbarende Naturkraft sehe und es nicht für ein Wesen mit individuellem Bewußtsein wie sich selbst halte. Im Gegentheil sieht der Naturmensch, wie wir früher gezeigt haben, alle Erscheinungen ohne Ausnahme als ganz individuell an, die Vorstellung von allgemeinen Naturmächten liegt über seinen geistigen Horizont hinaus: wenn Wasser, wenn ein Tiger, eine Schlange ein Unglück anrichtet, so ist es ein individueller böser Geist der diese individuelle Gestalt angezogen hat um zu schaden. Der Gattungs- oder Artcharakter der Thiere ist es ganz und gar nicht der dem Naturmenschen Ehrfurcht einflößt und dem seine religiöse Verehrung gilt. Selbst wo alle Thiere von einer gewissen Art heilig gehalten werden, richtet sich die Verehrung nur an das Individuum als solches, das als Incarnation eines individuellen Geistes betrachtet wird. Die Travestirung von Naturkräften in mythologische Personen entspricht nicht dem Sinne und der Anschauungsweise des Naturmenschen, sondern er sieht das was wir die Natur nennen ursprünglich an als eine Menge von geheimnißvollen willkürlich handelnden individuellen Wesen.

Digitized by Google

Beobachtung der Naturerſcheinungen. Der Flußfiſcher zieht wohl auch ſeiner Beute nach wie jener, aber der Kreis ſeiner Wanderungen iſt enger begrenzt, die Erfahrungen die er auf ihnen ſammelt, ſind einförmiger und weniger bildend. Dieß Alles trägt dazu bei daß ſein Geſichtskreis von Haus aus um Vieles beſchränkter bleibt. Seine ganze Lebensweiſe iſt nicht geeignet irgend eine jener kräftigen Charaktereigenſchaften zu entwickeln durch die ſich der Jäger auszeichnet. Sie macht ihn nicht tüchtig zum Kriege, verleiht ihm keinen Stolz, keinen Ehrgeiz, kein Vertrauen auf die eigene Kraft, keine Liebe zur Freiheit. Er bleibt gewöhnlich auf einer tieferen Stufe ſtehen als der Jäger. Furchtſamkeit und Falſchheit ſind ihm häufig eigen, letztere theils als Folge der Furcht, theils als Folge eines niedrigen Handelsgeiſtes, der bei Fiſchervölkern an oft beſuchten Flüſſen und Küſten leicht Platz greift, weil ſie, abgeſehen von den Gegenden in welchen ſie durch Mangel ſelbſt verkümmern, ohne Schwierigkeit einen Reichthum erbeuten den ſie ſelbſt nicht aufzuzehren vermögen. Dieſe größere Sicherheit der Subſiſtenz ohne bedeutende Kraftanſtrengung macht ſie träge und ihre Lebensweiſe führt ſie überdieß gewöhnlich zum höchſten Grade der Unreinlichkeit hin. Auf einer etwas höheren Stufe ſtehen dieſe Völker nur dann, wenn ſie in der Nähe einer Meeresküſte leben wo der ausgedehntere Verkehr mit Fremden ſie zu größerer Thätigkeit ſpornt, wo ſie Küſtenfahrt treiben und im Kampfe mit den Elementen höhere Geſchicklichkeit und Energie, bedeutenderen Muth und Erfindungsgeiſt entfalten, oder wenn der Fiſchfang nicht ihr ausſchließliches oder ganz überwiegendes Subſiſtenzmittel bleibt.

Daß das Einſammeln von wildwachſenden Früchten für ſich allein wenig geeignet iſt das geiſtige Leben zu einer gewiſſen Regſamkeit zu erwecken und der Charakterbildung förderlich zu werden, leuchtet unmittelbar ein, da es nur ein unmittelbares Aufſuchen des Eßbaren und ein kunſtloſes Zugreifen erfordert. Gleichwohl iſt es höchſt wichtig inſofern es den erſten Verſuch eines unvollkommenen Landbaues vorbereitet und auf ihn hinführt. Der Gedanke an einen ſolchen entſpringt ohne Zweifel zunächſt daraus daß das Einſammeln deſſen was von ſelbſt wächſt, zum Unterhalte nicht ausreicht und andere Hülfsquellen ebenfalls bereits verſiegt ſind. Am günſtigſten zu einem weiteren Culturfortſchritte von den Stufen aus die wir bisher betrachtet haben, ſtellen ſich deshalb die Verhältniſſe da, wo das Einſammeln wildwach-

fender Früchte neben der Jagd und Fischerei ein wesentliches Subsistenzmittel ausmacht, denn die Hinführung zum Landbau ist der nothwendige Durchgangspunkt der erreicht werden muß, wenn ein Fortschritt von einiger Bedeutung erfolgen soll.

Indessen kann auch der Landbau so betrieben werden, daß er entweder zu gar keinem Hebel der Cultur wird oder nur zu einem sehr schwachen. Es zeigt sich dieß in fast allen Theilen der Erde an vielen Beispielen. Im Nordwesten der großen Prärieländer von Nord-America wächst der wilde Reis in großer Menge. Er erstreckt sich etwa von 31—50° n. Br. und vom atlantischen Meere bis zum St. Peters-Flusse (Keating, Narr. of an exped. to the source of S. Peter's River. 1825. II, 107, 156) und ist nächst Fischen das Hauptnahrungsmittel der Chippeways und anderer Stämme, deren Weiber auf Kähnen umherfahren und ihn ausklopfen. Er wird nicht angebaut, während viele andere nordamericanische Völker, die aber auf keiner höheren Culturstufe stehen, neben der Jagd einige Früchte bauen, namentlich Mais (gewöhnlich corn genannt). Bei diesen allen ist der Landbau nur ein zeitweises Auskunftsmittel, sie treiben ihn unregelmäßig, ärnten das nachlässig Gesäete ab und ziehen dann weiter, sie bleiben Wandervölker trotz ihres Landbaues, der sie nächst dem Kriege im Sommer beschäftigt, während die Jagd hauptsächlich im Winter betrieben wird. Unter solchen Umständen macht es offenbar für den Culturzustand des Volkes nur einen geringen oder gar keinen Unterschied ob Landbau getrieben oder bloß wildwachsende Früchte gesammelt werden, denn er fesselt nicht an die Scholle, bleibt immer gleich unvollkommen und trägt nichts dazu bei die Lebensweise des Volkes zu verändern.

Auch in den meisten Negerländern, wo der Landbau regelmäßiger und in größerer Ausdehnung betrieben wird und die Lebensweise keine nomadische ist, treffen wir keine fortschreitende Civilisation an, obwohl die materielle Cultur und die socialen Verhältnisse, namentlich die Gliederung der Gesellschaft, dort vielfach weiter entwickelt ist als bei den Eingeborenen von America. Die verhältnißmäßig tiefe Stufe auf welcher die Negervölker trotz ihres Landbaues stehen geblieben sind, erklärt sich aber hauptsächlich aus der erschlaffenden Wirkung des Klima's und den geographischen Verhältnissen dieses Erdtheiles überhaupt, aus den geringen Bedürfnissen an Kleidung Wohnung und Nahrung, der meist großen Ergiebigkeit der Natur deren üppiger Reichthum diese

Digitized by Google

Bedürfnisse ohne Arbeit oder schon bei geringer Anstrengung befriedigt und zu Wanderungen nicht nöthigt, so daß auch eine relativ dichte Bevölkerung sich leicht ernährt. Die Menge und große Productivität der Nahrungspflanzen, der Besitz von Haus- und Heerdenthieren für deren Zucht ein sehr geringes Maaß von Sorgfalt genügt, in Verbindung mit dem Fleiße der Weiber, die meist die Feldarbeit allein verrichten, sind mehr als hinreichend dem Neger eine Summe von Lebensgenuß und von Bequemlichkeiten zu gewähren, welche keinen Trieb zur Arbeit bei ihm aufkommen lassen und das Streben nach höherer Cultur im Keime erdrücken.

Es ist hieraus ersichtlich daß auch die Zucht von Hausthieren und Viehheerden für sich allein der Thätigkeit und den Lebensgewohnheiten eines Volkes noch keineswegs immer eine Wendung giebt die es einer höheren Cultur entgegenführt. Namentlich kann ein nomadisches Hirtenleben an sich noch nicht als ein Fortschritt gelten im Vergleich mit dem Jäger- und Fischerleben: die Hottentotten waren im Besitze reicher Heerden als die Europäer zuerst ihr Land betraten, die Kaffern sind noch jetzt Hirtenvölker. Viehzucht führt zwar nicht unmittelbar selbst zu einem seßhaften Leben hin, aber sie verträgt sich doch mit einem solchen, giebt ihm eine sichere und feste Begründung wo sie mit Landbau in Verbindung tritt. Von dieser Verbindung hängt ihr Werth für den Fortschritt zu höherer Cultur hauptsächlich ab, für sich allein leistet sie dafür sehr wenig. Wenn dagegen bei unzureichendem Landbau Hausthiere ganz fehlen, so wird das Wanderleben zur Nothwendigkeit und die Cultur der Völker welche sich in dieser Lage befinden, kann ohne Hülfe von außen sich nie zu einiger Bedeutung erheben. Hier ist der Ort daran zu erinnern daß in ganz America nur Peru in früherer Zeit etwas den Hausthieren Aehnliches besaß, nämlich das Lama und Alpaca, während es an Nahrungspflanzen zugleich die Kartoffel und Quinoa hatte. Außerhalb Peru konnte es in der neuen Welt gar kein Hirtenleben geben. Der Hund den die Eingeborenen als Hausthier besaßen, wurde als Lastthier vielfach benutzt, sein Einfluß auf ihre Lebensweise war aber natürlich kein bedeutender. Selbst das Pferd, das erst durch die Europäer nach dem nördlichen wie nach dem südlichen Continente kam und sich über jenen wahrscheinlich von Mexico und Florida aus verbreitete, hat sich als Förderungsmittel der Civilisation in America unwirksam erwiesen, und zeigt deutlich in wie

hohem Grade die Wirkung welche die Anwesenheit selbst der wichtigsten Haus- und Heerdenthiere auf die Cultur der Völker ausübt, von den Lebensgewohnheiten und der Bildungsstufe abhängt die sie sich bis dahin angeeignet haben. Ohne das Pferd mußte die Büffeljagd in Nordamerica weit schwieriger und unergiebiger sein, da die Büffel in großen Heerden zusammenleben und Schnelligkeit dem Jäger in diesem Falle weit förderlicher ist als List und Geschicklichkeit. Der Zucht von Hausthieren überhaupt ungewohnt, hat der eingeborene Americaner auch das Pferd zur Zucht nicht benutzt, sondern von jeher es nur einzeln eingefangen nach seinem zeitweisen Bedürfniß, so daß dieses Thier nicht dazu dienen konnte seine Lebensgewohnheiten in glücklicher Weise umzubilden, sondern nur dazu beitrug ihn bei seinem Jägerleben festzuhalten. Dagegen ist das Kameel, das erst seit dem 3ten Jahrhundert n. Chr. in Africa von Osten her eingeführt worden sein soll (L'Institut 1857. p. 136 nach Reinaud), in den Wüsten Nordafrica's und Arabien's bis nach dem Westen Ostindiens hin in manchen Gegenden oft das einzige Subsistenzmittel; seine Milch, seine Ausdauer und Brauchbarkeit als Lastthier haben diese Gegenden erst zugänglich gemacht und fast überall hat das Thier einen tief eingreifenden Einfluß auf die Lebensweise der Menschen selbst ausgeübt. Aehnliches gilt von dem Pferde in Beziehung auf die Reitervölker von Inner-Asien und von einem großen Theile der Araber.

Die klimatischen Verhältnisse durch welche so manche wichtigen Temperaments- und Charaktereigenschaften, und die Landesproducte durch welche die Lebensweise der Völker zunächst in überwiegender Weise bestimmt werden, umfassen indessen noch nicht alle die Factoren deren Wirksamkeit auf die Entwickelung der Culturzustände von der Naturumgebung ausgeht. Es gehört zu ihnen ferner die geographische Lage des Landes selbst, die Beschaffenheit seiner Oberfläche und die Gesammtheit seiner physischen Eigenthümlichkeiten überhaupt.

Bei der unzweifelhaften und hervorragenden Wichtigkeit aller dieser Verhältnisse für die Gestaltung des Menschenlebens nach außen und innen erscheint es als besonders nothwendig sich in dieser Rücksicht vor Uebertreibungen und unrichtigen Generalisationen sorgfältig zu hüten. Wie schon Montesquieu den Einfluß des Klima's augenscheinlich überschätzt hat indem er die Regierungsformen in unmittelbare Beziehung zu denselben setzte und die Theorie aufstellte, daß Re-

Digitized by Google

publiken nur in kaltem, Despotieen nur in heißem, gemäßigte Monarchieen nur in einem mittleren Klima gedeihen könnten, so hat man auch noch neuerdings öfters Sittenreinheit und Muth für unverträglich mit tropischer Hitze erklärt, die Mordlust mancher Negervölker aus dem Klima ihres Landes abgeleitet, Gebirgsvölkern eine besondere Freiheitsliebe zugeschrieben u. dergl. Giebt man selbst zu daß einige wenigstens indirecte Beziehungen dieser Art wirklich existiren, so beschränken sie sich doch darauf daß größere Ausschweifung und Maaßlosigkeit dem Temperamente des Bewohners der heißen, größere Ruhe und Gleichmäßigkeit der Natur des Nordländers näher liegt; eine Abhängigkeit des Nationalcharakters und der Culturfähigkeit der Völker von Boden und Klima, wie sie u. A. Weerth (D. Entw. der Menschenrassen. 1842) behauptet hat, ist ein leicht aufzudeckender Irrthum. Was insbesondere die erwähnten Charaktereigenschaften betrifft, so ist daran zu erinnern daß die Verdorbenheit der Sitten bei den Kamtschadalen Aleuten und mehreren anderen nördlichen Völkern so groß ist als sie nur sein kann, daß die Tapferkeit der Araber, mancher Malaien- und Negervölker eine durchaus exemplarische ist, daß Mordlust und Grausamkeit bei vielen Jägervölkern von Nord-America den höchsten Grad erreicht, während dagegen viele Bewohner der Tropen in America wie in Africa sich durch friedliches und fügsames Wesen auszeichnen, daß Gebirgsvölker sich der Unterjochung leichter entziehen als Bewohner großer Ebenen ohne daß ihnen darum die unauslöschliche Freiheitsliebe immer eigen ist welche einen so hervorstechenden Zug im Charakter der Stämme ausmacht welche die Ebenen von Nord-America bewohnen. Nicht minder unstatthaft ist es die poetischen Eindrücke welche der gebildete Mensch von einer großartigen Naturumgebung erhält auf den Naturmenschen zu übertragen, wie man bisweilen gethan hat: theils stumpft die Gewohnheit des Anschauens den Eingeborenen gegen das ab was den Fremden in seinem Lande erstaunt und entzückt, theils ist alle ästhetische Auffassung der Natur überhaupt der bloße Reflex einer reichen und feiner ausgebildeten Gemüthswelt, daher der Mensch im Zustande der Uncultur einer solchen gar nicht fähig ist. Die religiösen Vorstellungen und Sagen der Naturvölker bezeugen dieß zur Genüge: die Nahrungspflanzen, die nützlichen und die gefährlichen Thiere spielen in ihnen bisweilen eine ganz sinnreiche Rolle, aber von der Auffassung des

Digitized by Google

Schönen und Großen in der Natur zeigt sich fast nirgends eine Spur, die Natur wird fast ausschließlich in Beziehung auf den Nutzen oder Schaden betrachtet die sie dem Menschen bringt und auf die Furcht die sie ihm einflößt.

Dieselbe Vorsicht ist bei der Beurtheilung des Einflusses nothwendig den die geographischen Verhältnisse auf die Culturzustände der Völker ausüben. Aus den geographischen Verhältnissen für sich allein glaubt Guyot folgern zu dürfen daß die drei großen Nord-Continente der Erde für immer dazu bestimmt seien die Anregung und Leitung der geistigen Entwickelung der Menschheit zu übernehmen, während die südlichen nur ihnen zu folgen vermöchten, manche Erdtheile aber gar nicht im Stande seien sich aus eigener Kraft zu civilisiren. Wird man vielleicht den letzten Punkt am ersten zuzugestehen geneigt sein, so kann man sich doch der Verwunderung über diese neu entdeckte Allmacht der geographischen Verhältnisse namentlich dann nicht enthalten, wenn man anderwärts der Lehre von der Allmacht der specifischen Begabung der verschiedenen Menschenracen begegnet ist. Die eine dieser Theorieen ist auf dem Boden der historischen Wissenschaften erwachsen, die andere auf dem der Naturforschung, und — wie es jetzt zu geschehen pflegt — beide bekümmern sich nichts umeinander.

Wenn es sich nur darum handelte zu entscheiden welche Länder in Folge ihrer geographischen Verhältnisse für die Förderung der Civilisation im Allgemeinen das Meiste zu leisten vermögen, so dürfte gegen einen Theil jener Behauptungen und namentlich gegen die Betonung der bevorzugten Stellung Europa's wenig oder nichts einzuwenden sein. C. Ritter (Ueber räuml. Anordnungen auf d. Außenseite des Erdballs in d. Abhh. d. Berl. Akad. 1849) hat vortrefflich auseinandergesetzt daß Europa der Erdtheil ist welchem alle übrigen am nächsten liegen, daß es unter allen die verhältnißmäßig bedeutendste Küstenentwickelung besitzt, daß seine Gliederung im Norden und die Bildung seiner Inseln, die fast lauter Gestadeinseln von beträchtlicher Größe sind, eine äußerst glückliche ist, während die übrigen Erdtheile durch ihre Naturverhältnisse nur in weit geringerem Grade begünstigt erscheinen, da Africa an einem auffallenden Mangel der Gliederung und der Gegensätze leidet und sein Inneres von der Küste gleichmäßig abgeschlossen ist, Inner-Asien aber die Heimath des Nomadenlebens für immer zu bleiben

Digitized by

verurtheilt ſcheint, wogegen die Vorländer und Halbinſeln dieſes Erdtheiles der Civiliſation durch die Natur ſelbſt zugänglich gemacht waren. Specieller hat Ritter (Erdk. I, 875 ff.) in Bezug auf Aegypten hervorgehoben daß die Abgeſchloſſenheit des Landes durch die Wüſte, die regelmäßigen Nilſchwellen als Bedingung aller Fruchtbarkeit, die Mündung des Nils in ein Mittelmeer ohne Ebbe und Fluth und einige andere Nebenverhältniſſe zu der Concentration der Thätigkeit und zu der Abgeſchloſſenheit in ſich auf natürliche Weiſe hinführten welche die altägyptiſche Cultur charakteriſiren; daß die Völker außerhalb des Nilthales rohe Nomaden blieben, während innerhalb deſſelben der Uebergang zum Hirtenleben und zu regelmäßigem Ackerbau eine weſentliche Erleichterung fand und von dem Fluſſe die mannigfaltigſte Anregung ſelbſt für künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Beſtrebungen ausging, für die Ausbildung der Flußſchifffahrt Waſſerbaukunſt Landesvermeſſung, und mittelbar der Geometrie Aſtronomie und eines richtigen Kalenders. Wie ſich bisweilen der ſtationäre Charakter und die Langſamkeit des Culturfortſchrittes bei einem Volke ziemlich vollſtändig durch die Schwierigkeiten bedingt zeigt welche die Naturumgebung mit ſich bringt, hat de Courſon (Hist. des peuples Bretons. 1846. I, 186) recht gut an den Bretagnern nachgewieſen. In ihrem Lande war eine herumſchweifende Lebensweiſe unmöglich. Durch äußere Feinde an weiterer Ausbreitung gehindert, durch Gebirge iſolirt und abgeſchloſſen, war ihr Land zu eng begrenzt und ohne Ackerbau zu unfruchtbar um ihnen eine geſicherte Subſiſtenz zu gewähren. Seine ſteilen, den Weſtwinden ausgeſetzten Küſten erlauben einen Theil des Jahres hindurch ſelbſt keine Fiſcherei, die Jagd iſt durch die Zerklüftung des Landes ſchwierig und gehindert, nicht minder ein nomadiſches Hirtenleben. Je ſchwieriger aber die Cultur, deſto langſamer ſchreitet ſie auch fort, und jede Induſtrie bedarf (nach Chaptal's Ausdruck) wie jede Pflanze eines eigenthümlichen ihr zuſagenden Bodens.

Die Wichtigkeit und tiefe Bedeutung dieſer und ähnlicher Verhältniſſe für die Entwickelung des Lebens der Völker iſt unverkennbar. Daß insbeſondere die große Mannigfaltigkeit der Bodengeſtaltung in Verbindung mit dem gemäßigten Klima das Europa beſitzt, unter den Bedingungen der hohen Civiliſation die es erreicht und allein erreicht hat, eine weſentliche Stelle einnehmen, unterliegt keinem Zweifel. Dieß ſchließt jedoch nicht aus daß es eine völlige Verkehrtheit ſein würde,

Digitized by Google

das Emporsteigen der Europäer zur Civilisation aus geographischen Verhältnissen vorzugsweise oder allein abzuleiten und dagegen die in Africa und Australien herrschende Barbarei mit Guyot (a. a. O. S. 146) daraus zu erklären, daß diese Erdtheile von der Verbindung mit dem Meere und mit anderen Continenten zu stark abgeschlossen seien. Namentlich Australiens Lage in Bezug auf Asien und die reiche Inselwelt ist nicht einmal so traurig als man hiernach voraussetzen sollte, wenn es auch sonst durch seine Naturverhältnisse allerdings sehr wenig begünstigt ist, und der Unterschied welcher sich in Africa zwischen den Negern der Küste und denen des Binnenlandes findet, ist gerade der umgekehrte zu demjenigen welchen man nach jener Theorie erwarten sollte: die letzteren stehen durchschnittlich an Geist und Charakter auf einer höheren Stufe als die ersteren. Während anderwärts die Nähe des Meeres die Culturentwickelung kräftig fördert, wirkt sie (wie Hollard S. 182 richtig bemerkt) in Africa mehr isolirend, wogegen das Binnenland dem Verkehr und der Mischung der Völker dort günstiger ist.

Bei Beurtheilung der Förderungen oder Hindernisse welche die Cultur von Seiten der geographischen Verhältnisse erfährt, darf man zwei Punkte niemals aus den Augen verlieren: der eine ist die große Relativität des Werthes jener Verhältnisse, welche darauf beruht daß die Wirksamkeit derselben hauptsächlich von dem jedesmaligen Culturzustande des Volkes mit abhängt dem sie sich darbieten, und daher auf verschiedene Völker oder auf dasselbe Volk zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausfallen kann; der andere ist der wichtige Unterschied von positiven Antrieben zum Culturfortschritt und von bloßen Nebenbedingungen oder Gelegenheiten die zu demselben geboten sind, die aber unbenutzt zu bleiben pflegen wo es an den ersteren fehlt. Solche Gelegenheiten, nämlich Erleichterungen oder Erschwerungen des Fortschrittes, gewähren die geographischen Verhältnisse einem jeden Volke in reichem Maaße, als positive Antriebe sein Leben auf eine gewisse Weise zu gestalten oder umzugestalten, scheinen sie dagegen fast nirgends aufzutreten — abgesehen nämlich von den schon erörterten Wirkungen des Ueberflusses und des Mangels in welche die Natur den Menschen versetzt und von den Wirkungen der Lebensweise und Lebenseinrichtung zu welcher die Naturumgebung ihn anleitet. Die beiden erwähnten Punkte stehen in der innigsten Beziehung zueinander, denn an

Digitized by

dem Beiſpiele Europa's wird unmittelbar klar daß das was wir Gelegenheitsurſachen der Civiliſation genannt haben, eine immer um ſo beſſere und vollſtändigere Benutzung finden wird, je höher die Culturſtufe iſt welche die betreffenden Völker bereits erſtiegen haben: die Gunſt der geographiſchen Lage, die glückliche Bildung der Küſten, die Reichthümer des Bodens, auch die verborgenen, werden alsdann ein verhältnißmäßig bedeutendes Förderungsmittel der Civiliſation und tragen in ſehr hohem Maaße dazu bei, ihr eine weite Ausbreitung und eigenthümliche Entwickelung zu verſchaffen. Daß Europa, wenn es überhaupt im Laufe der Zeiten civiliſirte Bewohner erhielt, die am höchſten und mannigfaltigſten entwickelten Culturvölker beſitzen würde, iſt demnach allerdings aus ſeinen Naturverhältniſſen begreiflich, daß aber auf ſeinem Boden der Uebergang aus dem Naturzuſtande zu einer höheren Bildungsſtufe leichter geweſen ſein ſollte als anderwärts ſcheint ſehr zweifelhaft, weil die geographiſchen Verhältniſſe für ſich allein hier ſo wenig als irgendwo anders kräftige poſitive Antriebe hierzu enthalten.

Dieſe große Relativität der Einflüſſe welche die geographiſchen Verhältniſſe auf die Culturentwickelung ausüben, liegt in vielen Beiſpielen zu Tage. Für civiliſirte Völker die am Meere wohnen, richtet ſich der Einfluß den die Nähe deſſelben auf ihre Entwickelung ausübt im Allgemeinen hauptſächlich nach der Beſchaffenheit der Küſten: Reichthum an guten Häfen fördert Gewerbe, Handel, Unternehmungsgeiſt, Koloniſirung; Armuth in dieſer Rückſicht entfremdet entweder dem Seeleben gänzlich oder erzieht zur Energie und Unerſchrockenheit, nöthigt zu großen Anſtrengungen und bildet tüchtige Seeleute (Rougemont). Aber dieß Alles hängt von der Entwickelung der Schifffahrt ab: wo ſie fehlt oder ſehr tief ſteht, iſt das Meer ein faſt abſolutes Hinderniß für den Verkehr und die Civiliſation. Treffend bemerkt Latham (Nat. hist. of the varieties of man. 1850, p. 129): „für den Türken am Helleſpont war bei ſeinem gänzlichen Mangel ſelbſt an den roheſten Mitteln zum Waſſertransport der ſchmale Strom ein Hinderniß. Daher die Unwiſſenſchaftlichkeit aller Generaliſirung a priori in Rückſicht des Einfluſſes von Land und Waſſer als Mitteln des internationalen Verkehrs oder der Verbreitung der Völker. Die Wüſte, die Prärie oder der Ocean ſind Grenzen welche die Verbreitung der Stämme und Völker beſchränken oder Wege die ſie begünſtigen,

Digitized by Google

genau je nachdem sich das Kameel, das Pferd oder das Schiff darbietet um sie nutzbar zu machen.“ Die Culturstufe des Volkes, seine Bedürfnisse und Hülfsmittel sind hierbei immer das Entscheidende. Die Bewohner der Oasen in den africanischen Wüsten stehen unter dem Einflusse des Caravanenhandels, der dem Charakter und den sämmtlichen Lebensverhältnissen eines großen Theiles der Nordafricaner ein auffallend einförmiges Gepräge aufdrückt, sie sind nothwendig Handelsleute, aber weder die geographischen Verhältnisse noch selbst der Besitz des Kameels würden sie hierzu gestempelt haben, wenn sie der Viehzucht ungewohnt dieses Thier in demselben Maaße sich selbst überlassen hätten wie der eingeborene Americaner das Pferd. Mag man zugeben daß in Africa der Mangel an Strömen, an Communicationsmitteln überhaupt und die Natur des Bodens selbst das Emporkommen höherer Cultur unmöglich macht (wie schon Tuckey, Narr. of an exped. to explore the R. Zaire 1818, p. 196 bemerkt hat), daß in ähnlicher Weise namentlich kleine isolirte Inselvölker durch die Ungunst der Naturverhältnisse unter denen sie leben, unfähig sind sich für sich allein auf eine Bildungsstufe selbst nur von mäßiger Höhe zu erheben, daß überhaupt die Naturumgebung den Menschen in einem Grade abzuschließen vermag welcher ihm ein dauerndes Verharren im Zustande der Rohheit nothwendig macht, so folgt daraus noch nicht daß es auch im entgegengesetzten Falle, wenn nämlich Civilisation entsteht, die geographischen Verhältnisse hauptsächlich sind denen dieß zu verdanken ist. Ströme, Buchten, die Nähe des Meeres laden ein zu Wanderungen, aber sie treiben den Menschen nicht fort, am wenigsten den noch uncultivirten, der (wie wir früher gesehen haben) nichts weiß von einer romantischen Sehnsucht in die Ferne, sondern überall sich wohl befindet und ruhig verweilt wo er weder von Feinden noch durch eigene Noth sich unerträglich beunruhigt sieht. Es scheint daher richtiger die Stabilität der chinesischen und indischen Culturzustände aus der relativen Isolirung zu erklären, an welcher namentlich das Innere dieser Länder in Folge seiner Naturverhältnisse leidet,* als die Entstehung

* Guyot hat dieß näher ausgeführt und Ritter (Erdk. IV, 712 ff.) die Abhängigkeit der politischen Verhältnisse China's von den Naturverhältnissen des Landes im Einzelnen nachzuweisen gesucht: die Abgeschlossenheit China's durch seine Gebirge und durch die beständig vom Meere her wehenden Passatwinde hat zu der Nivellirung der Individualitäten wesentlich mit beigetragen die der allgemeine Verkehr herbeigeführt hat, so daß in dieser Rücksicht nur der Gegensatz von Hoch- und Tiefland noch fortbesteht.

Digitized by Google

ihrer Cultur aus der Begünſtigung abzuleiten die ihnen durch ihre geographiſche Lage und reiche Ausſtattung zu Theil geworden wäre; denn als noch glücklicher geſtellt erſcheint in dieſer Beziehung Hinterindien, das trotzdem niemals zu einer ſelbſtſtändigen Cultur gelangt iſt und abgeſehen von dem was ihm aus der Fremde zugebracht worden iſt, wahrſcheinlich auf derſelben Stufe ſtehen geblieben ſein würde wie die Völker des Dekhan, die trotz aller Gunſt der Natur ſich nur theilweiſe und kaum ein wenig cultivirt haben durch ihre Berührung mit den Hindus. Auch die Celten ſind immer ein verhältnißmäßig tief ſtehendes Volk geblieben im Vergleich mit den Germanen und Romanen, und wenn ſie auch das traurige Schickſal vielfacher Verdrängung gehabt und oft große Noth gelitten haben, ſo iſt ihnen doch in Rückſicht ihrer geographiſchen Lage dieſelbe Begünſtigung zu Theil geworden wie jenen.

Es dehnt ſich dieſe Relativität auf faſt alle äußeren Güter aus welche die Naturumgebung dem Menſchen darbietet. Die Fruchtbarkeit derſelben für den weiteren Fortſchritt hängt von der bereits erreichten Culturſtufe und von den übrigen Entwickelungsbedingungen ab mit denen ihr Beſitz zuſammentrifft. Obgleich es daher im Allgemeinen richtig iſt daß die Gegenwart oder Abweſenheit beſtimmter Thiere Pflanzen und Mineralien in Verbindung mit den geographiſchen Verhältniſſen des Landes theils die Culturſtufe beſtimmen welche von den Eingeborenen für ſich allein und durch eigene Kraft erreicht werden kann, theils für die Ausbildung des Verkehres und Handels, die Kenntniß und Ausbeutung ferner Länder, den Unternehmungsgeiſt und viele andere Charaktereigenſchaften maßgebend werden, ſo iſt auf der andern Seite nicht minder augenſcheinlich daß ein großer Theil dieſer Hülfsmittel welche die Natur bietet, ebenſowohl auch ganz unbenutzt bleiben kann, daß Thiere welche ſich zur Zucht eignen würden, ſich ſelbſt überlaſſen, daß die vorhandenen Getreidearten nicht angebaut, die Metalle unbearbeitet und unter der Erde verborgen bleiben können, weil entweder die Noth zu dieſen Schritten nie gedrängt oder die erforderlichen Kenntniſſe und Erfahrungen ſtets gefehlt haben die darauf hingeführt haben würden, und daß darum die Eingeborenen des Reichthums der ſie umgebenden Natur ungeachtet ſich aus dem Zuſtande der Unbildung niemals herauszuarbeiten vermocht haben.

Der Einfluß der Naturverhältniſſe auf die Geſtaltung des Men-

Digitized by Google

schenlebens zeigt sich am deutlichsten und reinsten da, wo ein Volk durch sie vom Verkehre mit andern vollständig abgeschlossen und ihm dadurch zugleich der ungestörte Besitz seines Landes auf lange Zeit verbürgt ist. Eine solche Isolation findet fast nur tief im Gebirge und auf kleineren abgelegenen Inseln statt. Die bekanntesten Beispiele dafür liefern manche Inseln der Südsee und des indischen Archipels. Im Gebiete des letzteren stehen Stämme von malaiischer Race sowohl in leiblicher als auch in socialer Entwickelung nicht selten tiefer als die Papuas der Küstenländer und selbst die Australier in der Gegend von Port Essington, die zwar keinen Landbau treiben, aber von Saamensammeln sich nähren, so daß es nur noch einer geringen Anregung bedarf um sie zu jenem hinzuführen (Logan im Journal of the Ind. Archip. vol. I). Hiermit übereinstimmend bemerkt W. Earl (The native races of the Ind. Archip. 1853. p. 235) daß im indischen Archipel überhaupt der Culturzustand der Eingeborenen nicht sowohl der Race als der Naturumgebung parallel zu gehen pflege in der sie leben: am Meere und an den Flüssen werden sie meist unternehmende Seefahrer, auf Tafelländern Landbauer; und hauptsächlich aus diesem Grunde hat er die früher von ihm selbst vertretene Annahme einer Einwanderung von Polynesiern nach Nord-Australien, die er gemacht hatte um die höhere Entwickelung der dortigen Eingeborenen im Vergleich mit ihren Stammverwandten zu erklären, wieder aufgeben zu müssen geglaubt. Auf der Mehrzahl der Inseln Polynesiens sehen wir in früherer Zeit eine harmlos leichtsinnige, durch und durch charakterlose Bevölkerung in unangefochtenem Besitze einer verschwenderisch ausgestatteten Naturumgebung die ihnen fast keine Art von Arbeit und Anstrengung abnöthigt, in heiterem Lebensgenusse schwelgen, den sie bei der Abwesenheit fast aller moralischen Vorstellungen als höchsten Zweck des Daseins rücksichtslos verfolgen. Nur die Tyrannei des Adels auf der einen, einiger Verkehr mit den Nachbarinseln und in manchen Gegenden erbitterte Kriege der in kleine Völkerschaften gespaltenen Stämme auf der anderen Seite wirken auf den Culturzustand dieser Menschen verändernd ein und üben noch einen gewissen Antagonismus gegen die Einflüsse aus die von den Naturverhältnissen ausgehen. Die Bewohner der Hochinseln von vulcanischer Bildung stehen meist in Polynesien in geistiger und socialer Entwickelung über denen der Koralleninseln, welche durch die Kargheit der Natur herab-

Digitized by Google

gedrückt, ſchmutziger wilder und dem Verkehre mit Fremden unzugänglicher ſind (Latham a. a. O. 189, Pickering 68).

Iſt es uns hauptſächlich darum zu thun die poſitiven Antriebe zu ermitteln in Folge deren der Menſch den Uebergang aus dem Naturzuſtande zur Cultur macht und zu weiteren Fortſchritten in dieſer letzteren hingeführt wird, ſo werden wir uns vor Allem der Betrachtung ſocialer Momente und hiſtoriſcher Verhältniſſe zuwenden müſſen, denn die Naturumgebung und die geographiſchen Verhältniſſe, eine ſo wichtige Rolle ſie hierbei auch als Gelegenheitsurſachen überall ſpielen, üben eine ſolche poſitive Einwirkung nur durch die Lebensweiſe die ſie dem Menſchen unmittelbar beſtimmen und nächſtdem durch den Ueberfluß mit dem ſie ihn umgeben oder durch die Noth in die ſie ihn verſetzen — aber auch dieſe Einwirkungen werden zu einer poſitiven, vorwärts oder rückwärts bewegenden Kraft für das Menſchenleben hauptſächlich erſt durch die ſocialen Folgen die ſich an ſie knüpfen.

Dieß zeigt ſich zunächſt an den Wanderungen der Völker welche gewöhnlich durch Naturverhältniſſe veranlaßt ſind, und an den Kriegen in welche ſie in den meiſten Fällen durch ſie verwickelt werden. Dieſe beiden zuſammen gehören unzweifelhaft zu den mächtigſten Hebeln welche auf eine noch niedrig ſtehende Cultur wirken können. Die Noth welche die Natur dem Menſchen bereitet durch den Mangel oder durch das Mißverhältniß der Subſiſtenzmittel die ſie bietet zu der Maſſe der Bevölkerung, nöthigt zunächſt zu Wanderungen, oft iſt es auch die Uebergewalt der Feinde welche die Beſitzer des Landes vertreibt. Dieß ſind bei weitem die häufigſten Urſachen der Wanderungen von Naturvölkern. Wo die Natur nicht zu ihnen nöthigt, da fordert ſie doch nicht ſelten zu ihnen auf, verlockt zu ihnen, erleichtert ſie oder thut von dem Allen das Gegentheil. Dieſe Wanderungen nun die, wenn ſie über große Länderräume und durch verſchiedene Klimate hindurch ſich erſtrecken, immer ſehr allmählich vorzurücken pflegen, werden vor Allem dadurch ſehr folgenreich für die ganze nationale Entwickelung der Völker, daß dieſe gewöhnlich mit anders gearteten Menſchen zuſammengeführt werden, ſei dieſe Berührung nun feindlich oder freundlich, und daß ſie häufig in eine neue Naturumgebung eintreten.

Der Einfluß welchen Wanderungen auf die Culturzuſtände der Völker gewinnen, hat ſeine ſchlimme wie ſeine gute Seite, obwohl

Digitized by Google

man die letztere in der Mehrzahl der Fälle für überwiegend halten darf. Zuerst hindern sie eine feste Begründung der socialen Ordnung überhaupt, führen gefährliche Schwankungen aller Lebensverhältnisse herbei und lassen es zu keiner geordneten Thätigkeit, insbesondere zu keiner Gewohnheit regelmäßiger Arbeit kommen. Die unstete Lebensart an welche Wandervölker so stark gewöhnt sind, daß sie ihnen ganz zur anderen Natur wird, ist eines der bedeutendsten Hindernisse das ihrer Civilisation entgegensteht. Die Gewohnheit erzeugt ein Bedürfniß zu wandern und seine Lage zu verändern, wenn sie sich einige Zeit lang gleich geblieben ist: der Hottentott, auch wenn es ihm gut geht, wenn er keine Klage über seinen Herren hat noch eine Verbesserung seiner Lage erwartet, verläßt diese doch oft plötzlich, weil er die Ruhe und Einförmigkeit seiner Lebensart nicht mehr aushalten kann, kehrt aber nach einiger Zeit in dasselbe Dienstverhältniß wieder zurück (Moodie, Ten years in South Afr. 1835. I, 215). Ebenso gehen die Gauchos von ihren Dienstherren oft fort ohne einen anderen Grund als „weil sie ihnen nun lange genug gedient haben" (Ausland 1858. S. 28). Wer in den Pampas von Buenos Ayres aufgewachsen ist, ist nicht leicht zu einem Geschäfte oder Handwerk zu bringen das nicht mit Vieh- und Pferdezucht zusammenhängt. In einer Stadt eingesperrt oder als Landbauer zu leben würde diesen Menschen ein unerträglicher Zwang dünken. Ihr einziger Ehrgeiz ist gute Reiter zu sein, ihre Lieblingsbeschäftigung die Viehzucht; Handel und jede andere Industrie verachten, vernachlässigen sie und überlassen sie ganz den Fremden. Die meisten von ihnen haben nie eine Stadt gesehen und wissen nicht wie alt sie selbst sind (Mac Cann, Two thousand miles' ride through the Argentine Provv. 1853. I, 57, 155 und die vortrefflichen Schilderungen der Gauchos bei Azara, Voy. dans l'Amérique mérid. 1809. II, 292 ff. und bei Head, Rough notes t. dur. journeys across the Pampas. 2d ed. 1826. p. 258 und 14 ff.). Daher es nicht wundern wird, wenn Darwin (Naturwissl. R. v. Dieffenbach. 1844. I, 177) von Montevideo sagt daß die Masse der Pferde und der Ueberfluß an Nahrung dort alle Industrie vernichte: in Mercedes sagte ein Gaucho zu ihm in vollem Ernste, die Tage wären zu lang, und ein anderer, er wäre zu arm um zu arbeiten. In diesem Grade vernichtet die Gewöhnung an eine unstete Lebensweise die durch das Wandern gefördert wird, jede Möglichkeit des Fleißes und der Cultur.

Eine weitere ungünstige Folge der Wanderungen besteht bisweilen darin, daß der Uebergang aus einem reichen in ein armes Land das betreffende Volk einer Verkümmerung preisgiebt durch die es von einer schon erreichten höheren Culturstufe wieder herabsinkt, oder daß im entgegengesetzten Falle beim plötzlichen Uebergang vom Mangel zum Ueberfluß eine Erschlaffung und Ausartung eintritt die dem Fortschritt nicht minder feind ist. Ob und in wie weit diese Uebelstände glücklich vermieden werden, hängt indessen meistens nicht sowohl von der neuen Naturumgebung selbst ab in welche das Volk übergeht als vielmehr von den Charaktereigenschaften die es dahin mitbringt, von den Fertigkeiten und Kenntnissen die es bereits besitzt und von den äußern Gütern, namentlich den nutzbaren Thieren und Pflanzen die es in seine neue Heimath mithinübernimmt. Das glücklichste Verhältniß findet in dieser Rücksicht im Allgemeinen dann statt, wenn in der neuen Naturumgebung nichts von den früher erworbenen Künsten und Kenntnissen entbehrlich wird und in Vergessenheit geräth, sondern eine weitere Ausbildung derselben sich nöthig macht, und wenn von den werthvollsten äußeren Gütern entweder überhaupt nichts ganz zurückgelassen zu werden braucht, oder doch nichts ohne Ersatz. Fast immer führen Wanderungen zur Accommodation an veränderte Umstände und Verhältnisse. Neue Schwierigkeiten, welche durch Feinde oder durch Naturgewalten dem Menschen bereitet werden, fordern neue Anstrengungen und Erfindungen von ihm, wie schon jedes neue Jagdthier und jede besondere Art der Jagd ihre eigenthümliche Kenntniß und Geschicklichkeit, Erfahrung und List verlangt. In einer anderen Naturumgebung muß auf andere Hülfsmittel der Existenz gesonnen und es müssen die Lebensgewohnheiten oft vollständig verändert werden. Daß hiervon eine bedeutende geistige Anregung ausgeht, liegt am Tage. Sehr förderlich wird die Erweiterung des geistigen Horizontes welche unter diesen Umständen eintritt, wenn neue Kenntnisse und Geschicklichkeiten zur Befriedigung solcher Bedürfnisse sich nöthig machen, denen sich in dem verlassenen Lande mit leichterer Mühe genügen ließ und auf die zu verzichten man sich aus Gewohnheit oder Nothwendigkeit nicht entschließen kann. Es ist leicht ersichtlich daß in diesem Falle Alles davon abhängt in welchem Verhältnisse die neue Naturumgebung in die ein Volk übergegangen ist, zu seinem Culturzustande, zu seinen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten steht.

Digitized by Google

Iſt dieſes Verhältniß ein glückliches, iſt das Zuſammenwirken dieſer beiden Hauptfactoren, der Landesnatur und des Bildungszuſtandes, dem Fortſchritte günſtig, ſo kann dadurch z. B. ein bisher unſtetes Volk zum Landbau übergeführt und ſeßhaft werden; iſt es ein ungünſtiges, ſo kann der Landbau ihm ſogar vollſtändig verloren gehen und es kann zu einem Nomadenleben wieder herabſinken.

Ferner führen Wanderungen zu einer Wechſelwirkung verſchiedener Völker miteinander die auf mannigfaltige Weiſe wichtig wird. Nicht leicht iſt dieſe urſprünglich von friedlicher Art. Freundlicher Verkehr iſt unter Völkern wie unter Einzelnen, abgeſehen von den Verwandten die miteinander aufgewachſen ſind und beſtändig zuſammen gelebt haben, erſt etwas Secundäres. Mißtrauen und Eiferſucht auf den ausſchließlichen Beſitz und Genuß der äußeren Güter, welche in einem armen Lande und beim Mangel höherer Künſte und Kenntniſſe natürlich und ſelbſt nothwendig ſind, trennen die Menſchen voneinander und jedes Zuſammentreffen wird darum in der Regel zuerſt ein feindliches. Die unaufhörlichen Kriege in die wir die Naturvölker überall untereinander verwickelt ſehen, gehören zwar ganz weſentlich mit zu den Urſachen durch die ihr Fortſchritt zu höherer Cultur ſo ſehr gehindert wird, aber es darf auf der anderen Seite auch nicht verkannt werden daß ohne ſie ein ſolcher Fortſchritt gerade für rohe Völker als ganz unmöglich erſcheint. Der Krieg iſt es vor Allem der ſie aus ihrer geiſtigen Trägheit herausreißt und ihr völliges Verſinken in apathiſchen Stumpfſinn verhindert. Freilich entfeſſelt er alle Leidenſchaften bis zu gänzlicher Zügelloſigkeit, aber er ſpornt auch zu großen geiſtigen Anſtrengungen, weckt die Ueberlegung und den Erfindungsgeiſt, ſetzt eine heilſame Aufregung an die Stelle erſchlaffender Ruhe. Dieß iſt aber noch das Geringſte. Weit wichtiger iſt es daß Kämpfe vor Allem zu einer Vereinigung der Kräfte drängen, welche ohne ſie nicht leicht zu Stande kommt. Mag dieſes Zuſammenhalten zuerſt auch ein ziemlich lockeres und faſt nur momentanes ſein, mag ſeine Dauer und Feſtigkeit nur von den Individualitäten der leitenden Perſönlichkeiten abhängen welche an die Spitze treten und dann von dem Grade der Fügſamkeit oder des Unabhängigkeitsſinnes die von Seiten der Uebrigen ſich kundgeben, ſo iſt doch damit aus der urſprünglichen Zerfahrenheit der Geſellſchaft heraus ein bedeutender Schritt geſchehen: die anfangs innerlich ganz iſolirt lebenden Indivi-

duen sind von einem gemeinsamen Interesse belebt und zu gemeinsamem kräftigen Handeln vereinigt, und sie machen dadurch eine ganze Reihe von neuen Erfahrungen die für die sociale Entwickelung des Volkes von der höchsten Bedeutung sind. Die wichtigste Frucht dieser Erfahrungen liegt ohne Zweifel darin daß Gebietende und Gehorchende im Kriege wenigstens zeitweise, nach Beendigung desselben aber dauernd einander gegenübertreten; denn wenn auch die Kriege der Naturvölker nicht leicht unmittelbar zur Begründung der Alleinherrschaft eines Einzelnen hinführen, der an die Stelle der früheren Freiheit der Individuen den Despotismus setzt, so pflegt sich doch das Verhältniß von Herr und Knecht zwischen dem Sieger und dem Besiegten auszubilden — ein Verhältniß das, wenn auch in verschiedenen Formen und Graden der Strenge, sich auf allen höheren Culturstufen wiederholt und für die Entwickelung derselben unentbehrlich scheint.

Wie aus den Streitigkeiten der Einzelnen, so gehen auch aus den Kriegen der Völker ihre Rechtsbegriffe und Rechtsverhältnisse hervor. Erst nachdem sie im Kampfe ihre Kräfte aneinander gemessen haben, fangen sie an sich gegenseitig Zugeständnisse zu machen und namentlich ihre Gebiete gegeneinander fest abzugrenzen. Die Folge der Kriege ist es erst daß sich feste Verhältnisse unter Völkern bilden die einen friedlichen Verkehr möglich machen, einen Verkehr dessen Wichtigkeit für den Fortschritt der Bildung oft noch größer wird durch den Austausch von Kenntnissen Erfahrungen und Geschicklichkeiten den er veranlaßt als durch den von äußeren Gütern. Eine ähnliche Folge hat bisweilen auch schon die Aufnahme der Besiegten in das Volk der Sieger, indem nicht bloß die Arbeit jener, sondern auch ihre Kenntnisse und Künste diesen zu Gute kommen. Besonders wirkt bisweilen der Zusammenstoß eines höher civilisirten Volkes mit einem niedriger stehenden für die Fortbildung dieses letzteren direct oder indirect in hohem Grade anregend und belebend, wie die Geschichte u. A. an dem großen Beispiele der Römer und Germanen zeigt, nur darf, wenn dieß geschehen soll, der Abstand zwischen den Culturzuständen beider nicht allzu groß sein, es darf keine reine und vollständige Unterjochung und Knechtung anstatt einer Verschmelzung stattfinden. Einzelne Menschen welche aus dem höheren Volke an das niedere übergehen, werden niemals im Stande sein eine solche Umbildung des letzteren hervorzubringen, sondern entweder zu ihm hinabsinken und verwildern, oder iso-

Digitized by Google

lirt unter ihm ſtehen bleiben und nur zu einer verhältnißmäßig geringen, meiſt ſchnell und ſpurlos vorübergehenden Wirkſamkeit auf daſſelbe gelangen. Die Urſache hiervon liegt in einem Umſtande, der gewöhnlich als eine fernere Folge von den Wanderungen und Kriegen der Völker auftritt und für die Umgeſtaltung des äußeren und inneren Lebens derſelben von nicht geringerer Bedeutung iſt als jene ſelbſt, wir meinen die Miſchung ſtammfremder Elemente, die durchaus in umfangreicher Weiſe erforderlich zu ſein ſcheint wenn es zu höherer Culturentwickelung kommen ſoll. In der ausgedehnteſten Weiſe geht eine ſolche hauptſächlich in den Ländern vor welche die natürlichen Durchgangspunkte großer Völkerwanderungen ſind (ſ. oben S. 280). Der Unterſchied von Paſſageländern und abgelegenen Ländern wird hier beſonders wichtig.

Was die Miſchung verſchiedener Völker und Völkerſtämme an der geiſtigen Begabung derſelben ändert, auf welche Weiſe und in welchem Grade ſie die Temperamente Neigungen und geiſtigen Eigenthümlichkeiten modificirt, iſt allerdings dunkel und ungewiß, ſicher dagegen iſt daß eine bemerkenswerthe Umbildung dieſer Art bei den Miſchlingen wirklich ſtattfindet. Es ſtehen ſich in dieſer Rückſicht, wie wir früher ſchon bemerkt haben, zwei Anſichten gegenüber, die beide gleich extrem ſind und gleich unrichtig ſcheinen: die eine iſt die Anſicht Gobineau's, welcher in der Miſchung verſchiedener Raçen den urſprünglichen Keim des nothwendigen Verfalles und endlichen Unterganges aller menſchlichen Cultur ſieht, die andere iſt die von Serres u. A. vertretene, nach welcher die Raçenmiſchung die weſentliche Bedingung und ſogar der einzige Hebel alles Culturfortſchrittes iſt. Können wir der letzteren nicht beiſtimmen, wenn ſie in dieſer Ausſchließlichkeit auftritt, ſo wird ſie doch ſchon dadurch weit annehmbarer als die erſtere, daß wir ſo ziemlich überall wo einem Volke die Berührung und Wechſelwirkung mit anderen fehlt, mag es nun auf einer höheren oder niederen Stufe der Bildung ſtehen, eine gewiſſe Stagnation, eine Unregſamkeit und Trägheit des Geiſtes, eine Unbeweglichkeit der Sitten und der Lebensweiſe, einen Mangel an Thätigkeit überhaupt eintreten ſehen, welche jede Umbildung der faulen und morſch gewordenen ſocialen und politiſchen Verhältniſſe unmöglich zu machen ſcheinen. Dieſe erben ſich im ewigen Frieden „wie eine ewige Krankheit fort:“ zum Trotz und zum Spott der Apo-

Digitized by Google

stel des ewigen Friedens erscheint dann der Krieg als rettender Engel der den Gemeinsinn wieder weckt mit der Aufopferungsfähigkeit und der wohlthätigen Anspannung aller Kräfte. Er mischt die stagnirenden Elemente bunt durcheinander in viel durchgreifenderer Weise als der friedliche Verkehr und die wiedergewonnene geistige Bewegung dauert dann eine Zeit lang fort, auch nach der Beseitigung der äußeren Verwirrung.

Hierbei würde nun freilich unentschieden bleiben inwiefern die heilsamen Folgen welche sich einstellen geistiger Wechselwirkung oder physischer Vermischung zuzuschreiben seien; daß indessen die letztere mit Recht als ein Hebel der historischen Entwickelung betrachtet wird, ergiebt sich namentlich daraus, daß sie in keinem höher civilisirten Lande gefehlt hat dessen ethnographische Verhältnisse uns genauer bekannt sind. Die altrömische Cultur hat außer dem nicht indogermanischen Elemente der Etrusker auch noch andere nicht lateinische Stämme in ihren Kreis hineingezogen, und in Griechenland sehen neuere Forscher (Kortüm) die Pelasger als ein ganz oder theilweise semitisch-phönizisches oder als ein arisches, jedenfalls als ein morgenländisches Volk an, das von den übrigen Bestandtheilen der Bevölkerung wesentlich verschieden war. Daß nicht griechische Stämme (Karer, Leleger, Tyrrhener), wahrscheinlich selbst nicht-arische Volkselemente vor der Einwanderung der Hellenen in Griechenland lebten die den letzteren allmählich assimilirt wurden, scheint gegenwärtig als festes Resultat der historischen Forschung bezeichnet werden zu dürfen. Daß die modernen europäischen Culturvölker fast durchgängig sehr gemischten Ursprunges sind, bedarf keiner weiteren Ausführung. In Nord- und Süd-America findet sich allerdings eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung über deren Unfähigkeit zu wahrer Civilisation oft geklagt worden ist. Man hat sie bisweilen geradezu und ohne auf andere Ursachen der Verderbniß Rücksicht zu nehmen, als den Krebsschaden bezeichnet der es dem Süden unmöglich mache zu festen und verständigen politischen Einrichtungen zu gelangen und stetige Fortschritte der Entwickelung zu machen. So schildern Semple (Sketch of the pr. state of Caracas. 1812. p. 121) und Mollien (Voy. dans la rép. de Colombia. 1824) die Raçenmischung in Caracas und Neu-Granada als eine ergiebige Quelle der Verderbniß: in Dörfern und Städten herrscht die ärgste Liederlichkeit; sich in der Hängematte wiegen, rauchen, spielen bis zur

Digitized by Google

Tollheit, Stiere quälen ſehen iſt Genuß, die Religion einflußlos, die Sünden werden gebeichtet und vergeben, Indolenz und Apathie beherrſchen die Bevölkerung. Aber jene Klage beruht hauptſächlich auf der Unbilligkeit mit welcher man den Maaßſtab europäiſcher Cultur an dieſe Miſchlingsvölker legt, deren Abſtammung ebenſoſehr wie ihre frühere Geſchichte dieß verbietet. Dagegen fehlt es in Nord- und Süd-America auch nicht an Beiſpielen welche zeigen daß insbeſondere die Anläufe zu höherer Cultur welche hier und da von den Eingeborenen genommen worden ſind, vorzüglich den Leiſtungen der Miſchlinge zuzuſchreiben ſind, Leiſtungen die zum Theil ſehr bedeutend waren, aber freilich oft entweder durch die Ungunſt der äußeren Verhältniſſe überhaupt oder durch die zu große Iſolation überhaupt in der ſie auftreten, nicht zu der ausgebreiteten Wirkſamkeit gekommen ſind die ihnen zu wünſchen geweſen wäre. Jedenfalls dienen ſie dazu den Satz zu beſtätigen, daß die geiſtige Befähigung der Miſchlinge im Allgemeinen höher ſteht als die des niederen von beiden Stämmen aus denen ſie hervorgegangen ſind, ja es liegen Fälle vor die es wahrſcheinlich machen, daß ſelbſt die Verbindung zweier gleich niedrig ſtehenden Völker bisweilen Miſchlinge von höherer Begabung erzeugen, wie behauptet wird daß die Frucht von Obſtbäumen meiſt ſchon dann verbeſſert werde, wenn man Wildling auf Wildling pfropft.

Wanderungen Kriege und die in Folge derſelben eintretenden Miſchungen der Völker ſind zwar nicht immer unmittelbar, aber doch meiſt mittelbar durch die Naturumgebung veranlaßt in welcher die Menſchen leben. In derſelben Weiſe zeigen ſich faſt durchgängig die indirecten und mit Einflüſſen von anderer Art combinirten Einwirkungen der Naturverhältniſſe auf die Cultur eines Volkes wichtiger als die directen. Dieß beſtätigt ſich auf's Neue an der Dichtigkeit der Bevölkerung, welche ein ſo weſentliches Moment für den Fortſchritt der Cultur iſt; denn es liegt am Tage daß die Naturumgebung zunächſt beſtimmt wie groß ſie bei einer gewiſſen Lebensweiſe des Volkes werden kann und wirklich wird, und daß abgeſehen von der Lebensweiſe oder dieſe gleichgeſetzt, die reichere Natur zu ſtärkerer Bevölkerung, die ärmere zu ſchwächerer hinführt. Da demnach nur die Naturumgebung und Lebensweiſe zuſammengenommen die hauptſächlichen Factoren ſind von denen die Dichtigkeit der Bevölkerung zunächſt abhängt, erſcheint es als eine einſeitige Auffaſſung der Sache, wenn

Digitized by Google

Foissac (a. a. O. S. 173) angiebt daß, wo die Eingeborenen Wilde seien, nämlich Jäger, Fischer oder Früchtesammler, auf demselben Areal zwanzigmal weniger Menschen lebten als wo sie Hirten seien und im letzteren Falle, (wie sich an Arabern, Kalmücken, Mongolen zeige) wieder zwanzig- bis dreißigmal weniger als wo sie Ackerbau trieben.

Ueberall wo höhere Cultur entstanden ist, findet sich eine verhältnißmäßig große Dichtigkeit der Bevölkerung: man hat sie, wie es scheint, ebensosehr als Bedingung und Hebel wie als Folge derselben zu betrachten.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden daß die Geburtsstätte des Menschen ein Tropenland gewesen sein müsse, weil er nur hier die Bedingungen fand durch welche seine Existenz auch im Naturzustande hinreichend gesichert war, und daß namentlich Ostindien, welches alle Thiere besitzt die sich dem Menschen am leichtesten anschließen und zu Hausthieren am geeignetsten sind, die wahrscheinliche Heimath dieser wie der meisten unserer Culturpflanzen sei. Wir haben indessen gesehen daß eine so reiche Naturumgebung ursprünglich durchaus keinen kräftigen positiven Antrieb für den Menschen abgiebt sich zu civilisiren. Nur secundär, nicht primär begünstigt sie die Civilisation, d. h. nicht ihre erste Entstehung, sondern nur ihre Fortbildung, wenn sie einen gedeihlichen Anfang bereits genommen hat; und nur mit Rücksicht auf diese Bedingung kann man es gelten lassen daß die großen Tafelländer allein, wie namentlich Tübet und Abessinien in der alten, Mexico und Peru in der neuen Welt, die natürlichen Geburtsstätten der Civilisation seien (Pickering, The races of man. 1849. p. 300). Reiche Tafelländer leisten zunächst nur indirect für die Culturentwickelung Bedeutendes, nämlich dadurch, daß sie eine rasche und starke Zunahme der Bevölkerung herbeiführen, welche die Menschen dazu nöthigt sich auszubreiten, ihre ursprünglichen Wohnsitze zum Theil zu verlassen, die nutzbarsten Thiere und Pflanzen mit sich zu nehmen und in ärmere Länder zu übertragen nachdem ihnen deren Benutzung in der Heimath zum Bedürfniß geworden ist, daß sie fremde Einwanderer namentlich als Eroberer anlocken und durch diese beständige Anhäufung der Menschen an demselben Platze, auf die sie hinwirken, Schwierigkeiten und Noth der mannigfaltigsten Art bereiten, in deren Ueberwindung erst — nicht in der Erleichterung der Existenz die der Reich-

Digitized by Google

thum bietet — das wahrhaft Bildende für den Einzelnen wie für die Völker liegt.

Gützlaff hat bemerkt daß in dem reichen China die große Masse der Bevölkerung gleichwohl durch die Arbeit für die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu stark in Anspruch genommen, zu geistiger Thätigkeit nicht kommen könne. Es geht daraus hervor wie eine zu dichte Bevölkerung allerdings zu einem unüberwindlichen Hinderniß der Civilisation werden kann. Auf der andern Seite bietet ein armes Land dieser Hindernisse noch weit mehrere; denn ein so wesentliches Bildungsmittel für den Menschen die Noth auch ist, so ist sie es doch nicht unter allen Umständen. Es giebt nicht wenige uncultivirte Völker die alljährlich eine Hungersnoth durchzumachen haben und trotz des Besitzes von Nutzpflanzen keinen Landbau versuchen. Die Noth spornt sie freilich wie immer zu leiblicher und geistiger Kraftanstrengung, aber diese ist nur momentan, sie hört sogleich auf wenn jene gehoben ist. Es kommt daher bei ihnen gewöhnlich bloß zu einer zeitweisen Abhülfe, auch wenn die Anstrengung erfolgreich ist, und nur in einzelnen seltenen Fällen zu einer dauernd nützlichen Erfindung. Wird aber die Noth nicht gehoben, oder geschieht dieß nicht durch eigene Thätigkeit, sondern durch einen glücklichen Zufall, so ist sie für den Fortschritt der Bildung überhaupt nicht fruchtbar, sondern führt in dem einen Falle durch vergebliche Erschöpfung der Kräfte zu vollständiger Erschlaffung und dumpfer Verzweiflung, in dem andern zur leichtsinnigsten Sorglosigkeit und Unüberlegtheit für die Zukunft. Soll die unglückliche Lage in der sich ein Einzelner oder eine ganze Bevölkerung findet, ein Bildungsmittel werden, so ist vor Allem erforderlich daß sie den Menschen nicht ganz niederdrücke und seine Kraft nicht breche, daß sie durch eigene Anstrengung überwunden werden könne und daß diese das einzige mögliche Mittel sei sich aus ihr herauszuarbeiten, daß endlich — und dieß ist vorzüglich wichtig — die socialen Verhältnisse die Thätigkeit des Einzelnen nicht lähmen, sondern sie kräftig anregen und herausfordern. Diese Bedingungen aber sind, wie sich leicht zeigen läßt, nur bei relativ großer Dichtigkeit der Bevölkerung gegeben, die ihrerseits ein reiches Land voraussetzt.

Bei geringer Bevölkerung eines nicht zu armen Landes findet meist gar keine oder eine nur geringe Nöthigung zur Arbeit statt, weil jeder für sich und die Seinigen leicht so viel gewinnt als er zum Leben

Digitized by Google

braucht. Die Einzelnen sind und bleiben in Folge hiervon fast vollkommen unabhängig von einander, es kommt, abgesehen von besonderen Gelegenheiten und Veranlassungen, zu keiner Gemeinsamkeit der Interessen und zu keiner Vereinigung der Kräfte. Was sich von gesellschaftlichen Beziehungen außerhalb der Familie entwickelt, ist fast ganz auf die patriarchalische Gastfreundschaft beschränkt, die in Folge der gesteigerten Erwerblust und des höheren Werthes den das Eigenthum erlangt, beim Uebergange zu höheren Culturstufen schnell und vollständig verschwindet. Sie ist motivirt durch das gesellige Bedürfniß der Unterhaltung, der Neugierde und durch die oft aus bitterer eigener Erfahrung geschöpfte natürliche Sympathie für den Obdach- und Mittellosen, geht jedoch nur selten so weit wie bei dem Araber in Nubien, der „jedem, keinen Schaden bringenden lebenden Wesen seine Gastfreundschaft gewährt und dessen Kinder schon sich scheuen die Nester der Vögel auszunehmen" (Brehm a. a. O. I, 130 not.). Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse wo sich die Menschen bedeutend anhäufen. Der Verkehr unter den Einzelnen, der Austausch der Gedanken wie der äußeren Güter steigert sich in hohem Grade schon dadurch, daß sie in unmittelbarer Nähe miteinander leben und in ununterbrochene Berührung treten. Sie stellen untereinander häufigere Vergleichungen ihrer Lage und ihrer Leistungen an, es entsteht leichter ein gewisser Wetteifer unter ihnen und sie gerathen öfter in Streit. Der Wetteifer erstreckt sich auf die Arbeit, welche außer dem Lebensunterhalte selbst, jetzt auch noch den Besitz von Genußmitteln verschaffen und für die Zukunft verbürgen soll: es entstehen Gegensätze von Reichthum und Armuth in der Gesellschaft, man beginnt die äußeren Güter höher zu schätzen als früher, da sie erarbeitet werden müssen, es bildet sich eine feste Abgrenzung des Privatbesitzes, der jetzt zum Gegenstande eifersüchtiger Aufmerksamkeit wird, und die alte Gastfreundschaft hört auf. Ackerbau ist durch die Anhäufung der Menschen zur Nothwendigkeit geworden und es entwickeln sich aus der Ungleichheit des Besitzes eine große Menge von Abhängigkeitsverhältnissen unter den Einzelnen, insbesondere bildet sich das Verhältniß von Herren und Dienern, Arbeitern für fremde Zwecke, aus, von welchem bis zur Begründung eines Despotismus, des Gegentheiles der ursprünglichen Freiheit und völligen Selbstständigkeit der Einzelnen gegeneinander, nur noch ein kleiner Schritt ist. Wir brauchen kaum hinzuzufügen

Digitized by Google

daß die Entwickelung der Gesellschaft hiermit auf einem Punkte angekommen ist, von welchem aus unter günstigen Umständen ein mehr stetiger und sicherer Fortschritt stattfinden kann.

Ehe wir diese Betrachtung weiter führen um von nun an die eigentlichen Elemente der Civilisation in ihrer Wirksamkeit näher kennen zu lernen, wird es zweckmäßig sein auf die Frage zurückzublicken, ob wir das scheinbar so constante Verharren der meisten Völker der Erde auf einer tiefen Stufe der Bildung unserer bisherigen Untersuchung zufolge berechtigt sind im Wesentlichen aus den Naturverhältnissen und der gesammten Lebenslage zu erklären unter deren Einfluß sie gestellt sind, oder ob wir eine specifische Verschiedenheit ihrer geistigen Begabung von der unsrigen anzunehmen haben, weil jene physischen und socialen Mächte nicht als die einzigen Ursachen jener Erscheinung gelten können.

Nach der Lehre der americanischen Schule, nach Agassiz und Morton's Nachfolgern, sind die höheren Raçen dazu bestimmt die niederen zu verdrängen, wie dieß von jeher auf der Erde von Seiten der höheren Gebilde den niederen geschehen ist. Dieses zu Grunde Gehen der niederen Raçen ist göttliche Bestimmung, und es scheint demnach, daß wir nicht bloß die Berechtigung des weißen Americaners zu Vertilgung des rothen Menschen anzuerkennen, sondern sogar noch die Frömmigkeit zu loben haben mit der er sich als erleuchtetes einsichtiges Werkzeug der Vorsehung diesem Vertilgungsgeschäfte von jeher hingegeben hat. Was den frommen Apostel des Menschenmordes in seiner Trauer über das beklagenswerthe Schicksal der rothen Raçe tröstet, ist der Umstand daß es den Naturgesetzen gemäß erfolgt die das Aufsteigen und Niedersinken der Völker beherrschen, den Naturtrieben oder Instinkten entsprechend die vom Schöpfer den einzelnen Raçen selbst eingepflanzt, der Entwickelungsgeschichte der einen die Richtung auf Civilisation, der Entwickelungsgeschichte der andern die Richtung auf die Zwecke eines bloß thierisch-sinnlichen Lebens geben. Wie viele Vorzüge hat doch eine solche Theorie! Sie versöhnt uns zugleich mit Gott und mit den Niederträchtigkeiten der Menschen, sie schmeichelt unsrem Selbstgefühle mit der specifischen Vorzüglichkeit unserer intellectuellen und moralischen Begabung, sie überhebt uns der Mühe nach einer Motivirung der Culturzustände der Völker zu suchen. Sie wird deshalb wenigstens in der Gegenwart gewiß zahl-

Digitized by Google

reiche Anhänger behalten, während Andere freilich gerade in dieſem Umſtande einen der Gründe ſehen werden, welche die Annahme einer ſpecifiſch höheren Begabung der weißen Raçe unwahrſcheinlich machen.

Jener americaniſchen Anſicht gegenüber ſtellt ſich die unſerige dahin feſt, daß die geiſtige Begabung der verſchiedenen Menſchenſtämme urſprünglich höchſt wahrſcheinlich gleich oder nahezu gleich geweſen iſt, daß das frühere oder ſpätere Heraustreten einzelner Völker aus dem Naturzuſtande im Weſentlichen nur abhängig war von den natürlichen und ſocialen Verhältniſſen unter die ſie ſich geſtellt fanden, und daß von dieſen äußeren Lebensbedingungen in ihrer mannigfaltigen Verkettung und tauſendfachen Verſchlingung ganz hauptſächlich die Größe und Schnelligkeit der Schritte bedingt worden iſt die ſie in ihrer Culturentwickelung gemacht haben. Wir dürfen nicht unterlaſſen hierbei zugleich auf den früher beſprochenen Satz zurückzuweiſen, daß die erſt im Laufe der Zeit erworbene Bildung der Menſchen wahrſcheinlich einen glücklichen prädisponirenden Einfluß auf die geiſtige Begabung ihrer Nachkommen ausübt, der im Ganzen und Großen die Culturfortſchritte der Völker immer um ſo ſtärker fördern muß, eine je höhere Stufe der Bildung ſie bereits errungen haben, wogegen umgekehrt die Leichtigkeit und Sicherheit aller Culturentwickelung um ſo geringer iſt, je näher ein Volk noch dem Naturzuſtande ſteht — ein Verhältniß, das viel dazu beiträgt zu erklären wie es kommt, daß ſo viele Völker beharrlich auf niederen Culturſtufen ſtehen bleiben, während andere von einem gewiſſen Punkte aus auf ihrer Bahn raſch und ſtetig fortſchreiten.

Man verdirbt die Unterſuchung der Frage von vornherein, wenn man die falſche Anſicht, die aus der Beſchränkung des Blickes auf unſere europäiſchen Culturvölker allein entſpringt, nicht fahren läßt daß es in der Natur entweder des Menſchen überhaupt oder einiger Menſchenſtämme insbeſondere liege ſich zu civiliſiren, während vielmehr Uncultur und Rohheit allen urſprünglich gleich natürlich iſt. Wenn A. v. Humboldt (Kosmos I, 385), indem er ſich für die Einheit des Menſchengeſchlechts und gegen den Unterſchied von höheren und niederen Raçen erklärt, gleichwohl hinzufügt „es giebt bildſamere ... aber keine edleren Volksſtämme, alle ſind gleichmäßig zur Freiheit beſtimmt“, ſo ſcheint ſich der hierin liegende Widerſpruch nur ſo auflöſen zu laſſen, daß die größere natürliche Neigung und Befähigung

zur Civiliſation die ſich bei einigen Völkern kundgiebt, eben nichts Urſprüngliches, ſondern etwas Angebildetes, im Laufe ihrer Culturgeſchichte und durch ihre Culturfortſchritte ſelbſt erſt Erworbenes iſt, das unter günſtigen Umſtänden ebenſowohl andern Völkern hätte zu Theil werden können die ſich gegenwärtig noch minder culturfähig zeigen.

Nicht minder verdirbt man die Unterſuchung der Frage, wenn man (mit Stanhope Smith, Smyth a. a. O. S. 81, de Salles S. 194) den Anfang oder Fortgang der Cultur nicht auf die Natur und die Thätigkeit des Menſchen, ſondern auf eine unmittelbare Einwirkung Gottes zurückführt. Man hat dieſe Anſicht damit ſtützen wollen, daß die erſten Elemente der Civiliſation, ſo weit die Geſchichte reicht, als mitgetheilte, von einem Volke an das andere übergegangene erſcheinen, und daß ſich von keinem Volke beſtimmt nachweiſen läßt wie wo und wann es ſich allein aus ſich ſelbſt heraus und durch eigene Kraft civiliſirt hätte. So richtig aber dieſes Letztere iſt, ſo leicht erklärlich iſt es auch, denn nirgends reicht die beglaubigte Geſchichte bis zum wirklichen Naturzuſtande des Menſchen zurück und nirgends kann ſie jemals bis dahin zurückreichen. Dadurch iſt man aber offenbar noch nicht berechtigt eine unmittelbare Mittheilung der nothwendigſten Künſte und Kenntniſſe, etwa auch der Sprache, wie man oft gewollt hat, von Seiten Gottes an den Menſchen anzunehmen. Solche Annahmen leiden an allzu großer Bequemlichkeit. Da es überdieß einen Anfang der Cultur im abſoluten Sinne ſtreng genommen gar nicht giebt, ſondern überall nur allmähliche Uebergänge von einem Culturzuſtande zum andern, ſo bleibt es ebenſo ſchwer zu erklären wie ein aus dem Naturzuſtande bereits herausgetretenes Volk ohne unmittelbare Einwirkung Gottes fähig ſei einen Fortſchritt in der Cultur zu machen, als wie es ihm möglich geworden iſt die früheſten Leiſtungen in's Werk zu ſetzen die ſeiner weiteren Entwickelung zur Grundlage gedient haben.

Der Hinderniſſe welche den Naturvölkern den Uebergang zur Civiliſation erſchweren und ſie in Uncultur und Rohheit zurückhalten, ſind ſehr viele. Ihre Lebensweiſe und ihre ſämmtlichen Lebensgewohnheiten widerſtreben dieſem Uebergange: ein Wanderleben und beſtändige Kriege ſind vielen von ihnen zur andern Natur geworden; ſie haben nur geringe Bedürfniſſe und dieſe finden ihre Befriedigung meiſt in vollerem

Maaße als die des civiliſirten Menſchen; ſie ſind zufrieden mit ihrer ganzen Lebenslage, fühlen ſich glücklich und ſtreben deshalb nach keiner Veränderung ihrer Verhältniſſe; ihr mangelhaft entwickeltes Nachdenken in Verbindung mit ihren abergläubiſchen religiöſen Vorſtellungen hält ſie in geiſtiger Beſchränktheit feſt; die Unbeſtändigkeit ihres Wollens, ihre allgemeine Unluſt zur Arbeit und gänzliche Sorgloſigkeit um die Zukunft hindern ſie oft ſogar an der Ausführung deſſen was ihnen ſelbſt als nützlich und nothwendig erſcheint; der Egoismus der Einzelnen und der Mangel an Theilnahme für Andere verſchaffen den rohen Leidenſchaften und ſchlechten Triebfedern leicht das Uebergewicht über die beſſeren Regungen; die ſtumpfe Intereſſeloſigkeit mit der ſie an Allem vorübergehen das nicht in der nächſten Beziehung zu ihren Bedürfniſſen ſteht und die es höchſtens zu einer oberflächlichen Neugierde für Fremdes und Auffallendes kommen läßt, verſchließt ſie dem Lernen aus Erfahrung wie der Belehrung durch Andere. Dieſe Hinderniſſe des Fortſchrittes ſind ſo ziemlich bei allen Naturvölkern dieſelben, und es ſcheint eben keiner tiefen Ueberlegung zu bedürfen um zu erkennen, daß die Annahme ſpecifiſch verſchiedener Begabung der Raçen mindeſtens unnöthig iſt um die Verſchiedenheiten ihrer Culturzuſtände zu erklären.

Unter den Elementen der Civiliſation nimmt ohne Frage der Ackerbau die erſte Stelle ein: er iſt die hauptſächliche Grundlage derſelben und ſchwerlich kann wahre Civiliſation auf einer anderen Grundlage erwachſen als auf dieſer. Es gilt dieß aber nicht vom Ackerbau überhaupt, ſondern nur inſofern er das weſentliche Subſiſtenzmittel der Bevölkerung wird und namentlich in Verbindung tritt mit Viehzucht, durch deren Betrieb die Jagd überflüſſig wird.

Die Motive des Landbaues haben wir oben ſchon berührt. Vorbereitet durch das Einſammeln wildwachſender Früchte, wird er doch, wo es bei unregelmäßigen Verſuchen zu ihm bleibt und wo er bloß zeitweiſes Auskunftsmittel iſt, noch zu keinem Hinderniß des Wanderlebens. Erſt die Unergiebigkeit der Jagd, der Fiſcherei, des Früchteſammelns und Wurzelgrabens giebt ihm, wenn auch Hausthiere fehlen oder zum Unterhalte nicht ausreichen, allmählich größere Ausdehnung. Von ſelbſt und ohne durch Mangel dazu genöthigt zu ſein, wird kein Naturvolk jemals dem Ackerbau ſich zuwenden, denn theils wird jede gewohnte Lebensweiſe von rohen Völkern noch ſtärker als

Digitized by Google

von cultivirten feſtgehalten und nur aus Noth geändert, theils ſagt dem Charakter der erſteren die Gebundenheit an die Scholle und die durch ſie geforderte regelmäßige ſtille Arbeit die der Aufregung des Jägerlebens entbehrt, am wenigſten zu: der Naturmenſch wird ſie niemals von ſelbſt wählen, er wird ſich ihr vielmehr ſo lange zu entziehen ſuchen als möglich. Um Landbau mit Erfolg auch nur anzufangen wird eine Beharrlichkeit und Geduld erfordert die rohen Völkern abgeht. Sehr richtig bemerkt Simpson (Narr. of a journey round the world. 1847. I, 251) daß eine Hauptſchwierigkeit für den Uebergang zum Ackerbau bei ihnen darin liegt, daß ſie zu ſehr daran gewöhnt ſind die Frucht ihrer Arbeit unmittelbar aus dieſer hervorgehen zu ſehen und zu genießen. Daher ſcheint es, daß da, wo nicht eine langſame und ſtetige Umwandlung der Lebensgewohnheiten von ungebunden und regellos wechſelnder Thätigkeit zu ſtillem und gleichmäßigerem Fleiße ſtattfindet, dem Betriebe des Ackerbaues eine beſondere Begünſtigung zu Theil werden müſſe, wenn er zu der Ausdehnung und Regelmäßigkeit kommen ſoll durch welche allein er erſt zur Grundlage der Civiliſation wird.

Eine ſolche Begünſtigung können ihm die ſocialen Zuſtände gewähren und gewähren ſie ihm in der That vielfach durch die Ausbildung des Verhältniſſes von Herr und Knecht, durch die Sklaverei die eine gewöhnliche Folge der Kriege roher Völker iſt. Mochte ein ſolches feſtes Dienſtverhältniß zwar nicht überall erforderlich ſein um die Entſtehung des Ackerbaues ſelbſt herbeizuführen, ſo hat dieſer doch in den meiſten Fällen wohl erſt auf dieſe Weiſe eine ſichere Grundlage erhalten. Völker die gar keinen Landbau haben oder dieſen ganz als Nebenſache behandeln, bringen ihre Kriegsgefangenen gewöhnlich um, ſeltener nehmen ſie einige in ihren eigenen Stamm auf; ſolche die ſich in größerem Maaße auf ihn angewieſen ſehen, pflegen zunächſt die Feldarbeit ihren Weibern, wenn nicht ganz, doch größtentheils aufzubürden, da ſie den Männern meiſt ſehr unwillkommen iſt. Unter ſolchen Umſtänden liegt die Verwendung der Gefangenen für dieſen Zweck zu nahe als daß ſie überſehen werden könnte: die Sklaverei breitet ſich aus mit dem Ackerbau, mag ſie nun direct aus dem Kriege oder aus anderen Urſachen hervorgehen, und dieſer gewinnt an Ausdehnung und Regelmäßigkeit durch jene, ſo daß er jetzt weit leichter als vorher zum hauptſächlichen Subſiſtenzmittel der Bevölkerung wird.

Den freien Leuten gewährt er Muße; für sie wird von Andern alle Arbeit gethan die erforderlich ist um ihnen eine behagliche Existenz zu sichern.

Gerade dieser letztere Umstand ist nun freilich für den Fortschritt der Cultur welcher durch den Ackerbau vorbereitet wird, weit eher nachtheilig als vortheilhaft, denn so richtig es auch ist daß vor Allem Muße erfordert wird, wenn die intellectuelle Ausbildung soll gedeihen können, so liegt in der Muße selbst doch kaum für den gebildeten Menschen, geschweige denn für den rohen ein Antrieb zu ernsthafter geistiger Thätigkeit. Die Förderung der Cultur durch den Ackerbau liegt vielmehr zunächst darin, daß er zu regelmäßiger Arbeit gewöhnt, dem Kriege abgeneigt macht und mit einer gewissen Anhänglichkeit an den festen Wohnplatz zugleich einen Geist der Ruhe * nährt der nicht der Geist der Trägheit ist. Daher erscheint es im Allgemeinen als ein wenig günstiges Verhältniß wenn die Sklaverei die Hauptstütze des Ackerbaues ist. Vortheilhafter für die Cultur des Volkes gestaltet sich die Sache da, wo dieses im Ganzen zu regelmäßiger Arbeit hingeführt wird. Auch dieß scheint aus den angeführten Gründen fast nur durch Druck und Zwang socialer Mächte, nicht leicht durch Naturverhältnisse geschehen zu können. Despotismus eines Einzelnen oder einer Adelskaste die sich bleibend vom eigentlichen Volke abgeschieden und über dasselbe erhoben hat, ist es nicht selten wovon die äußere Nöthigung und Gewöhnung der Masse zum Ackerbau ausgeht: es fällt alsdann das Entehrende hinweg das der Sklavenarbeit überall anhaftet, und der Segen der Arbeit verbreitet sich in diesem Falle wenigstens über den größten Theil der Bevölkerung.

Der bedeutende Einfluß welchen ein selbst noch unvollkommen betriebener Landbau auf den nationalen Charakter hat, kommt in vielen Beispielen zu Tage. Die Indianer der Cordilleren in Süd-America z. B. die den Ackerbau lieben, sind friedlich still furchtsam und ruheliebend, die der Ebenen kühn und unternehmend, mit Lust der Gefahr sich stellend auf der Jagd nach dem Jaguar, bei der Verfolgung des Stieres, beim Bändigen des Pferdes (Mollien a. a. O. II, 168). Die größere Fähigkeit zum Fortschritt ist schon deshalb entschieden auf Seiten des Ackerbauers, wenn wir ihn mit dem Jäger und Hirten

* a settled disposition, wie es Falconer (Remarks on the influence of climate etc. upon mankind. 1781, p. 353) treffend genannt hat.

Digitized by Google

vergleichen, weil er dem civilisirten Menschen gegenüber seine eigene Inferiorität weit leichter einsieht und daher für Verbesserungen seiner Lage leichter zu gewinnen ist als diese, die den Europäer meist nicht bewundern, sondern die Menge seiner Künste ebenso verachten wie die seiner Bedürfnisse, und im Gefühle ihrer Unabhängigkeit sich ihm weit überlegen glauben. Ein großer Theil der Neger- und Südseevölker als Landbauer im Besitze schlechter Werkzeuge und unfähig es hierin dem Europäer gleich zu thun, hat die Ueberlegenheit des letzteren schnell und bereitwillig anerkannt und sich sehr geneigt gezeigt ihm nachzuahmen, während die americanischen Jägervölker über die Civilisation, wo sie auch immer ihnen vor Augen trat, höchstens in stumme Verwunderung geriethen und sich befremdet, aber mit aller Entschiedenheit von ihr abwendeten und zurückzogen: unter Europäern zu leben haben sie nie die geringste Lust gezeigt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein daß mit dem Landbau ein Geist des Fortschrittes sich Bahn breche der selbstständig vorwärts strebe, im Gegentheil, der Ackerbauer zeigt sich stabiler und schwer beweglicher als man auf den ersten Blick erwarten sollte. Wie hartnäckig er Neues und Besseres oft abweist, zeigt sich u. A. an dem Beispiele Irlands, wo es mehrerer Parlamentsbeschlüsse bedurft hat um die Befestigung des Pfluges an den Schwanz des Pferdes und das Abbrennen des Getreides auf dem Halme abzuschaffen, an das man sich gewöhnt hatte um die Mühe des Dreschens zu ersparen (C. Taylor, Nat. hist. of society. 1840. I, 200). Nationale Sitten und Gebräuche erhalten sich am strengsten bei einem Ackerbauvolke: es gewöhnt sich an den regelmäßigen periodischen Wechsel derselben Beschäftigungen und daraus entsteht eine Gleichförmigkeit des Lebens, das von feststehenden Gewohnheiten beherrscht hartnäckig jeder Neuerung trotzt (vgl. de Courson, Hist. des peuples Bretons. 1846. I, 188).

Der Ackerbauer lebt ein gesicherteres, von den Wechselfällen des Glückes weniger abhängiges Leben als der Jäger, seine Arbeit ist weit weniger aufregend und aufreibend; still und friedlich in seinen Lebensgewohnheiten beherrscht er die Natur mit großer Ruhe; zur Thier- und Pflanzenwelt in ein Verhältniß mehr freundlichen Verkehres getreten, weiß er nichts von der bangen Spannung und Erwartung des Jägers, dessen Aberglaube bei ihm daher mehr und mehr schwindet oder wenigstens andere Formen annimmt. Regelmäßige Arbeit macht nüchtern und mäßig, und ist das Wandern und mit ihm ein

regelloses kriegerisches Leben überhaupt einmal aufgegeben, so stellen sich bei dem festsässigen Bewohner des Landes Sitten und Gewohnheiten ein die mit einem ungebundenen ruhelosen Leben unverträglich sind; innerer und äußerer Friede wird ihm zum Bedürfniß, denn er wünscht die langsam reifenden Früchte seines Fleißes zu genießen: er greift nicht an aus Eroberungslust, er vertheidigt nur was er besitzt und fühlt das Bedürfniß eines gezügelten und maaßvoll geordneten gesellschaftlichen Lebens, denn er hat sich bessere Häuser gebaut, sich bequemer eingerichtet und die friedlichen Genüsse haben sich ihm unvermerkt vervielfältigt. Schon bei den Hirtenvölkern (bemerkt Falconer a. a. O. S. 328 ff.) tritt im Vergleich mit den Jägern und Fischern eine bedeutende Vergrößerung des Privateigenthumes und eine Erhöhung seines Werthes ein, womit zugleich Eigennutz und Habsucht sich in weit höherem Grade geltend machen, alle Vergehungen gegen das Eigenthum eine größere Bedeutung erlangen und daher oft mit äußerster Härte bestraft werden. Noch stärker aber macht sich das Bedürfniß allgemeiner Sicherheit des Eigenthums mit dessen wachsender Ausdehnung bei einem Ackerbauvolke fühlbar. Hat ursprünglich „der Starke den Schwachen unter seinen Willen gebeugt und dieser sich ihm unterworfen nicht bloß aus Furcht vor Strafe, sondern auch in Folge einer instinctmäßigen Bewunderung männlicher Kraft" (Cruickshank, Achtzehnjähr. Aufenthalt auf der Goldküste S. 133), so genügt jetzt eine Regierung nicht mehr, die nur auf die freie Willkür und die rein persönliche Autorität eines Einzelnen gegründet ist, es regt sich das Verlangen nach einer festen Ordnung der socialen Verhältnisse die vor jeder willkürlichen Störung sicher sei. Der seßhafte Ackerbauer gewinnt mit mäßiger Anstrengung gesunde und reichliche Nahrung, die Bevölkerung verdichtet sich daher meist leicht in kurzer Zeit. Aber das Volk bleibt trotzdem so lange als möglich beisammen wohnen, es spaltet sich nicht ohne Noth und trennt sich nicht in kleinere Zweige, denn das Wandern, zu dem es deshalb immer erst durch äußere oder innere Kriege oder andere schwere Unglücksfälle genöthigt werden muß, ist seinen Lebensgewohnheiten zuwider und es findet sich durch alte Anhänglichkeit an das Land seiner Väter gefesselt. Wie aber die größere Dichtigkeit der Bevölkerung wirkt, ist schon oben besprochen worden.

Es wird aus dem Vorstehenden einleuchten wie viele wesentlichen

Digitized by Google

Keime der Civiliſation mit dem Ackerbaue gegeben ſind, wenn auch zugegeben werden muß daß ſie nur ſelten ſich zu voller Kraft entfalten. Zugleich dürfen wir behaupten, daß Völkern die niemals in die Nothwendigkeit verſetzt wurden das Wanderleben aufzugeben und Ackerbau zu treiben, Völkern die keine Zug- und Laſtthiere beſaßen und deren Länder, ſo viel wir wiſſen, von jeher nur ſehr dünn bevölkert waren, der Vorwurf der Culturunfähigkeit gar nicht gemacht werden darf, da die Annahme eines angeborenen Triebes zur Cultur und zur Arbeit ohne Noth eine bloße Erdichtung iſt. Wenn ſich ſolche Völker dennoch aus eigener Kraft civiliſirten, ſo würden wir ſie unbedenklich für weit begabter erklären als die Europäer.

Nicht überall wo der Ackerbau regelmäßig betrieben wird und das weſentliche Subſiſtenzmittel der Bevölkerung ausmacht, ſehen wir dieſe ſo ſichere und ſchnelle Fortſchritte machen als ſich im Allgemeinen unter ſolchen Umſtänden erwarten läßt. Die Hinderniſſe, denen dieß zuzuſchreiben iſt, können von mannigfaltiger Art ſein. Schon wenn der Reichthum der Natur zu groß und die menſchliche Arbeit die zur Ernährung der Bevölkerung durch den Landbau erfordert wird, zu gering iſt, verfällt dieſe leicht in trägen Müßiggang, in Folge deſſen ſie zurückſchreitet. Nur wenn die ihr ſelbſt entbehrlichen, im Ueberfluſſe erzeugten Landesproducte durch den Handel einen hinreichenden Abfluß nach außen finden können und das Ackerbauvolk ſelbſt zugleich ein Bedürfniß der Noth oder des Luxus nach den Erzeugniſſen fremder Länder hat, wird dieſer Nachtheil glücklich beſeitigt, unter welchem namentlich viele Negerländer ſo ſchwer leiden. Daß der Ackerbau den größten Theil ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit verliert wo er durch Sklaven verrichtet wird, iſt ſchon bemerkt worden. Ferner erweckt die durch den Ackerbau ſo ſehr geſteigerte Ungleichheit des Beſitzes alle Leidenſchaften in der Geſellſchaft. Genußſucht jeder Art, Herrſchſucht und Habſucht fangen an ſich in der rückſichtsloſeſten Weiſe geltend zu machen und ſtören durch allerwärts erregten Streit der ſich leicht von Einzelnen aus über die ganze Geſellſchaft ausbreitet, indem jeder ſo viele Andere als möglich für ſein Intereſſe zu gewinnen und in ſeine Sache zu verwickeln ſtrebt, den allgemeinen Frieden und mit ihm die regelmäßige Arbeit oft in großer Ausdehnung und auf lange Zeit. Mit dem ſteigenden Reichthum Einzelner ſinken Andere in völlige Abhängigkeit herab, grober Eigennutz wird mehr und mehr zur allge-

Digitized by Google

meinen bewußten Triebfeder des Handelns, es gelingt Einzelnen in kleineren oder größeren Kreisen — bisweilen dadurch daß sie sich selbst Mächtigeren unterordnen — sich zu einer Willkürherrschaft zu erheben welche die Frucht fremden Fleißes an sich reißt, die Beherrschten nicht zum Genusse des Erfolges ihrer Arbeit kommen läßt, sondern sie zwingt für fremde Zwecke allein oder doch vorzugsweise zu arbeiten, und nächst der Freiheit der Person auch die Sicherheit des Eigenthums gefährdet. Die nothwendige Folge hiervon ist, daß das Interesse am eigenen Besitz und Erwerb gelähmt wird, daß keine Liebe zu der gewohnten Arbeit entstehen oder dauern kann, daß die Faulheit auf's Neue allgemein wird, denn „Leute die von ihrer Hände Arbeit leben, sind nur fleißig, wenn sie ihr Geschäft oder die Frucht ihrer Arbeit liebgewonnen haben oder von Kindheit auf an beständige Thätigkeit gewöhnt worden sind" (Wrangell, Statist. u. ethnogr. Nachr. über d. russ. Besitzungen in Am. 1839. S. 217). Zugleich fällt jeder Wetteifer in der Arbeit unter den Einzelnen hinweg, die zu Familien zusammengruppirt einandergegenüberstehen, der Wetteifer, der sonst im Bunde mit dem engeren Zusammenhalten der Familie in sich zu einer der mächtigsten Triebfedern der Cultur zu werden pflegt. Der Geist der Unterdrückung und des Eigennutzes der in der Gesellschaft waltet, vernichtet oder untergräbt, wie wir an so vielen Völkern Africa's und der Südsee sehen, alle moralischen Gefühle und selbst die Schaam.

Wir sehen uns durch diese Betrachtung auf die Ausbildung der Rechtsverhältnisse und der Regierung als auf einen weiteren wesentlichen Factor hingewiesen von welchem der Gang der Culturentwickelung mitabhängt. Ohne Zweifel ist ihr Einfluß in dieser Beziehung sehr bedeutend, aber es ist schwer ihn weder zu hoch noch zu gering anzuschlagen. Bisweilen wird er fast für allmächtig gehalten: die politischen Verhältnisse, meint z. B. Barthez (Nouv. élémens de la sc. de l'homme. 1806. II, 274) bestimmen hauptsächlich die Sitten, den Nationalcharakter der Völker, die klimatischen ihre physischen Eigenthümlichkeiten; wenn daher beide in gleicher Weise mehrere Jahrhunderte lang zusammenwirken, so entsteht eine Raçe die sich, wenn sie unvermischt bleibt, auch unter andern Klimaten und Regierungsformen forterhält. Dagegen hat Passy (L'Institut. 1845. II. 19 ff., 40 ff.) zu zeigen gesucht, daß die Macht der politischen und socialen Institutionen den Fortschritt der Völker zwar sehr fühlbar zu fördern

Digitized by Google

oder zu hemmen vermag, daß dieser aber nicht durch sie allein bedingt sein könne, weil jene Institutionen sich im Laufe der Zeit bei demselben Volke zu vielfach ändern. Jedenfalls müssen wir in der Naturumgebung, in der Lebensweise und den Lebensgewohnheiten, in der Dichtigkeit der Bevölkerung, ihrer Mischung mit stammfremden Elementen, in der Art und Größe geistiger Bewegung die in ihr entsteht und sich ausbreitet, Mächte anerkennen die entweder gar nicht oder nur sehr mittelbar und zum kleineren Theile sich durch Rechtsgesetze und Regierungsgewalt beherrschen lassen, während sie umgekehrt ihrerseits vielfach von sehr entschiedenem Einfluß auf die Gestaltung und Wirksamkeit dieser letzteren selbst sind.

Unter allen Rechtsinstituten ist das Privateigenthum das folgenreichste. Es gehört zu den wesentlichen Grundlagen der Civilisation. Seine erste Entstehung bei rohen Völkern und die Ausdehnung die es bei ihnen gewinnt, hängen hauptsächlich von dem Verhältniß ab in welchem die Lebensweise und die Bedürfnisse der Bevölkerung zu dem Raume und der Naturumgebung stehen in denen sie lebt. Bei den Indianern von Maynas hat nur in der Umgegend von Moyobamba die stärkere Zusammendrängung der Menschen ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden hervorgebracht (Pöppig, R. in Chile, Peru und auf d. Amazonenstr. 1835. II, 374). Bei den Indianern am Orinoco sind Fischereien Jagdplätze und Anderes dieser Art Gesammteigenthum des Stammes, Feld dagegen wird Privateigenthum, sobald und so lange es bebaut wird (Gilii, Nachr. v. Lande Guiana. Hamb. 1785. S. 327). Aehnliche Verhältnisse finden sich häufig. Auf den nördlichen Nikobaren ist der Begriff des Eigenthumsrechtes, da sie stärker bevölkert sind, schärfer entwickelt als auf den südlichen, dort hat man Grenzsteine, auf diesen nicht (Steen Bille, Bericht über d. R. der Galathea, deutsch v. Rosen. 1852. I, 288). Bei dem zum Theil so großen Wassermangel in Australien kann es nicht befremden, daß die Eingeborenen selbst das Wasser der Flüsse an denen sie leben, Fremden gegenüber als ihr Privateigenthum in Anspruch nehmen (Mitchell, Three expedd. into the Interior of E. Austr. 1838. I, 304). Nächst der Occupation und dem längeren ausschließlichen Gebrauche ist es hauptsächlich die auf äußere Dinge verwendete Arbeit welche dem Privateigenthum seinen Ursprung giebt und ihm Anerkennung und Achtung von Seiten Anderer verschafft. Diese Achtung, welche bei Natur-

Digitized by G

völkern so weit als möglich vom Eigenthümer selbst und unmittelbar erzwungen zu werden pflegt, da sich der Häuptling meist nicht gern in die Streitigkeiten der Einzelnen mischt und als natürlicher Richter über sie durchaus nicht allgemein angesehen wird, hat schon dadurch eine wichtige versittlichende Wirkung, daß sie zur Selbstbeherrschung führt und der allgemeinen Begehrlichkeit Schranken setzt, indem der Grundsatz gegenseitiger Gleichberechtigung in der Ungestörtheit des Besitzes allgemeinen Eingang findet — mag er auch durch die Willkür des Stärkeren oft ungestraft verletzt werden. Wie das Privateigenthum dann durch die größere Ausbreitung die es namentlich bei Ackerbauvölkern gewinnt, zu dem Bedürfniß einer festen socialen Ordnung überhaupt führt, wie es das Interesse an Erwerb und Besitz steigert, wie es dadurch den Wetteifer und den Unternehmungsgeist mächtig anregt, den Blick für die Zukunft schärft indem es die Sorge um sie vermehrt und damit Nachdenken und Ueberlegung weckt, ist früher schon berührt worden. Um die Lust zu regelmäßiger Anstrengung und Arbeit zu steigern und zu erhalten, ist hauptsächlich ein hoher Grad von Sicherheit des Eigenthumes und des Genusses seiner Früchte erforderlich.

Durch den Druck und die Willkür Einzelner werden diese glücklichen Folgen vernichtet. Je größer der Reichthum ist, desto schwerer sind immer die Erpressungen denen er unterworfen wird: selbst jeder Schein von Wohlhabenheit wird deshalb sorgfältig vermieden. So ziehen z. B. die Eingeborenen von Loango nur wenige Hausthiere und nähren sich lieber von der Jagd, weil die Beamten des Herrschers jene gewöhnlich wegnehmen (Proyart, Hist. de Loango, Kakongo et autres roy. 1776, p. 32). Auf Tahiti wurde das Land nur schlecht bebaut, weil die Arreois bei festlichen Gelegenheiten die Ernte theils für sich in Beschlag nahmen theils zerstörten (Wilson, Miss. R. in d. still. Meer. 1800. S. 314). Ebenso hat schon Dampier (Nouv. voy. autour du m. Amst. 1701. II, 3) die Faulheit der sonst lebendigen und thätigen Bewohner von Mindanao als eine bloße Folge des dort herrschenden Despotismus dargestellt. Dieß darf uns jedoch nicht hindern diesen letzteren als eine nothwendige Entwickelungsstufe der Gesellschaft anzuerkennen und die wohlthätigen Wirkungen richtig zu würdigen die von ihm ausgehen.

Wo sich die Menschen mit geringer Arbeit und fast ohne alle An-

Digitized by Google

ſtrengung ernähren, in reich ausgeſtatteten Ländern, wo die Bevölkerung ſich ſtark anhäuft, wo bedeutendere Ungleichheiten des Beſitzes oder der geſelligen Stellung entſtehen und die dadurch geweckten Leidenſchaften zu inneren Unruhen führen, wo es an Energie zur Arbeit fehlt in Folge der Erſchlaffung die das Klima oder die ſociale Lage der Bevölkerung mit ſich bringt, da iſt vor Allem die Nothwendigkeit eines äußeren Zwanges gegeben der Ordnung in der Maſſe hält und ſie zur Arbeit nöthigt, wenn ſie nicht der roheſten Barbarei verfallen ſoll. Es kommt unter ſolchen Umſtänden zunächſt für die Geſellſchaft nur wenig ſogar darauf an ob dieſe äußere Gewalt an feſte Geſetze gebunden ſei, ob ſie nach billigen Grundſätzen verfahre oder nicht; das Wichtigſte iſt eben nur dieß, daß es an einer feſtſtehenden Obergewalt nicht fehle, denn jede Regierung iſt bei einer ſolchen Lage der Geſellſchaft beſſer als gar keine. Der Druck einer reinen Willkürherrſchaft gewährt dann wenigſtens die Wohlthat daß gearbeitet und daß äußere Ordnung hergeſtellt wird; wenn er längere Zeit gleichmäßig fortdauert, theilt er der rohen Maſſe die Gewöhnung zur Arbeit mit und ſetzt an die Stelle der urſprünglichen zügelloſen Wildheit ein mehr geſetztes und ruhiges, mildes und nachgiebiges Weſen, dem freilich Falſchheit und Kriecherei gewöhnlich nicht fremd ſind. So iſt es zu verſtehen wenn Brooke (Narr. of events in Borneo and Celebes. 2d ed. 1848. I, 11) von den Chineſen bemerkt, ſie trügen in ihrem Charakter alle Zeichen davon an ſich, daß ſie in einem deſpotiſch regierten und dicht bevölkerten Lande gelebt hätten, wogegen ſich an den Malaien zeige daß ſie einem günſtigen Klima angehörten von dem ſie weder zur Arbeit noch zur Beherrſchung der Leidenſchaften genöthigt würden. Letzteres gilt indeſſen keineswegs von allen Malaienvölkern, vielmehr giebt es auch unter dieſen viele die deſpotiſch regiert werden; es iſt dieß gerade mit den höherſtehenden unter ihnen der Fall (Crawfurd, Hist. of the Ind. Archip. 1820. III, 4) und an dieſen tritt alsdann auch die vorhin bezeichnete Wirkung des Deſpotismus auf den Nationalcharakter vollkommen deutlich zu Tage, vor Allem an den Javanen.

Die erſten Schritte zur Cultur können von rohen Völkern demnach ſchwerlich gethan und die dadurch gewonnenen friedlicheren Gewohnheiten eines einigermaßen geordneten thätigen Lebens ſchwerlich auf die Dauer feſtgehalten werden außer vermittelſt eines energiſchen Deſpotismus, denn alle Freiheit die für die ſociale Entwickelung

wohlthätig werden ſoll, muß dem Maaße und der Art des moraliſchen Zwanges direct proportional ſein den die Geſellſchaft ſich ſelbſt auferlegt und über den Einzelnen ausübt, ſei es durch die Macht der öffentlichen Meinung, das Ehrgefühl, die Erziehung der Kinder oder durch religiöſe Vorſtellungen. An ſolchem moraliſchen Zwange fehlt es aber im Allgemeinen immer um ſo ſtärker, je näher ein Volk dem Naturzuſtande noch ſteht. Unter ſolchen Umſtänden iſt der Deſpotismus ein Glück, obwohl er nur auf Eroberung oder ſonſtiger Machtanmaßung Einzelner beruht, die ſich die Uebrigen gefallen laſſen entweder aus Furcht oder in der Hoffnung auf Vortheile durch indirecte Theilnahme an demſelben, indem ſie ſelbſt abhängig wieder Andere von ſich abhängig machen, oder in der Erwartung größerer Sicherheit des Lebens und Eigenthums nach außen und innen. Hauptſächlich ſind es reiche Länder die durch die entſtandenen Ungleichheiten des Beſitzes ſich zum Deſpotismus hinneigen und in denen er ſich am leichteſten lange Zeit hindurch forterhält, weil er bei der geringen Schwierigkeit die es hier macht die erſten Lebensbedürfniſſe zu befriedigen, für die Maſſe im Ganzen erträglicher zu ſein pflegt als anderwärts. Dazu kommt noch daß die Gunſt von Boden und Klima ein ſchlafferes Volk erzeugt, das meiſt wenig geneigt iſt ſich um ſeiner politiſchen Freiheit willen großen Anſtrengungen und Gefahren zu unterziehen; auch die Einförmigkeit der Jahreszeiten der Landesproducte und der Naturumgebung, bemerkt Crawfurd (a. a. O. II, 37 f.) treffend, tragen in manchen Tropenländern und namentlich im oſtindiſchen Archipel nächſt den politiſchen Einrichtungen dazu bei die Schlaffheit des Geiſtes und die Stabilität der Zuſtände zu erhöhen — und in dieſem Allen zuſammengenommen liegt die Erklärung der bemerkenswerthen Thatſache, daß es in der ganzen heißen Zone kein Beiſpiel einer freien Verfaſſung bei einem Volke giebt das zugleich einige Civiliſation beſäße. Es ſteht ferner mit den angeführten Umſtänden in nahem Zuſammenhange daß die Bewohner reicher Länder (wie Falconer a. a. O. S. 186 hervorhebt) nicht leicht muthig und tapfer ſind: theils iſt es die Lebensweiſe welche verweichlicht, theils und hauptſächlich der Deſpotismus, deſſen natürliche Folge Furchtſamkeit und Feigheit iſt. In großen Ebenen bei Ackerbauvölkern hält ſich Willkürherrſchaft meiſt am beſten und ſicherſten: die Ebene erſchwert die Flucht und die Vertheidigung gegen die Uebermacht, der Landbauer aber,

Digitized by Google

an die Scholle gefesselt und deshalb wie sein Eigenthum leicht zu fassen, unterwirft sich am ersten, denn seine Lebensweise bringt es mit sich daß er äußeren Angriffen blosgestellt ist — so in Java (Crawfurd III, 24).

Mag es sein daß nur unter freien Barbarenvölkern die Musenkünste einen kräftigen Aufschwung nehmen können, wie man öfters aus der Geschichte zu beweisen gesucht hat, mag es sein daß der Despotismus in den meisten Fällen durchaus lähmend einwirkt auf die Fortschritte zu höherer Cultur, so ist dieses Letztere doch durchaus keine Nothwendigkeit die in der Natur der Sache selbst liegt, wenn auch zugegeben werden muß daß die günstige oder ungünstige Wirkung die er ausübt, ganz von der zufälligen Geistesrichtung der einzelnen Herrscher abhängt. In despotisch regierten Ländern giebt es keine öffentliche Meinung und keine Moral beim Volke. Was als solche gilt ist immer der bloße Wiederschein von der Ansicht des Herrschers: in allen Staaten der Muhammedaner in Africa wird der allgemein verachtet und schlecht behandelt den der Herrscher zurücksetzt, seine ganze Lage ändert sich aber augenblicklich wenn die Meinung des letzteren von ihm einen Umschwung erleidet; Alles ist recht und gut was befohlen, Alles schlecht und schändlich was verboten wird. Bei manchen Völkern geht die Sklaverei der Ueberzeugung sogar noch weiter. Bei den Matebeles (Zulus) denen Alles, auch das Widersinnigste als ausgemacht gilt, wenn es die Sitte und das Gesetz der Vorväter mit sich bringt, herrscht der Glaube daß ihr Oberhaupt Moselekatse auch die Zukunft vorausweiß, und wollte jemand bezweifeln daß er in ein Haus im Himmel hinaufsteigen und dort Regen machen könne u. dergl., so würde er als Tollkopf oder Hochverräther behandelt werden. Auf die Bemerkung daß sie sich durch Nachdenken von solchen Täuschungen leicht befreien könnten, erwiderte Einer, sie müßten sich vor solchen Gedanken fürchten, damit nicht ihre Zunge unbedachtsam etwas davon verlauten lasse (Baseler Miss. Mag. 1856. III, 141 nach Moffat). Aehnliche Beispiele finden sich mehrere. Dagegen zeigt sich in Java, wo alle Gerechtigkeitspflege vom Könige ausgeht und durch dessen Stellvertreter geschieht, daß es auch Fälle giebt in denen gerade der Despotismus das wesentliche Mittel geworden ist das Rechtsbewußtsein und die sittlichen Begriffe des Volkes fortzubilden: in der Sprache der javanischen Gesetze heißt Diebstahl „Verbrechen an des Königs

Eigenthum", Verwundung eines Menſchen heißt „Verwundung des Königs", Mord „Königsmord".

Da es uns nur darum zu thun iſt die Hauptmächte kennen zu lernen welche in die Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft namentlich auf ihren niederen Stufen beſtimmend eingreifen, beſchränken wir uns darauf hier kurz die Summe deſſen zuſammenzufaſſen was jedes Gemeinweſen für die Zwecke der Civiliſation leiſtet, wenn es auch nur die Hauptbedingungen eines geordneten Zuſammenlebens der Menſchen erfüllt und obgleich ſeine Einrichtung der Willkür der Mächtigen noch einen weiten Spielraum laſſen mag. Dieſe Leiſtungen beſtehen darin daß die Einzelnen in einem gewiſſen Grade disciplinirt, zu einem beſtimmten Maaße des Gehorſams und der Selbſtbeherrſchung gewöhnt werden, daß ſie einen weit größeren Schutz und eine weit größere Sicherheit der Perſon und des Eigenthums genießen als wenn ſie allein ſtehen, wodurch ſie freie Zeit zur Thätigkeit wie zum Genuß gewinnen, daß ſie zu Arbeiten (Abgaben oder perſönlichen Dienſten) genöthigt werden die über ihre individuellen und egoiſtiſchen Zwecke hinausliegen, daß ein feſteres Zuſammenhalten nach außen unter ihnen hergeſtellt und dadurch eine Art von Gemeinſinn erweckt wird der ihnen vorher fremd oder nur in ſehr geringem Grade eigen war, daß durch Vereinigung der vorher zerſplitterten Kräfte die Unterwerfung der Natur unter menſchliche Zwecke bedeutend erleichtert wird. Wenn auch manches hiervon zunächſt nur unvollkommen erreicht wird, ſo iſt doch leicht zu ermeſſen wie groß die Förderung ſein muß die der Civiliſation dadurch zutheil wird.

Es würde ſchwer oder unmöglich ſein ein allgemeines Bild von dem Entwickelungsgange zu entwerfen den die Geſellſchaft in den angedeuteten Richtungen nimmt, da ſie ſowohl durch äußere als durch innere Verhältniſſe in ſehr verſchiedene Bahnen gedrängt und auf mannigfaltig verſchlungenen Wegen weitergeführt werden, da ſie ſehr vielfach wechſelnden Schickſalen unterliegen und durch dieſe bald vorwärtsgetrieben bald zu Rückſchritten genöthigt auf- und abſchwanken kann. Wir begnügen uns deshalb damit hier noch einige andere ſociale Momente hervorzuheben welche für die Entwickelung der Civiliſation von hervorragender Bedeutung ſind.

Wir haben ſchon früher Gelegenheit gehabt zu bemerken daß ſich durch größere Ungleichheiten in der Vertheilung der äußeren Güter

Digitized by Google

innerhalb der Gesellschaft ein Wetteifer entzündet der auf der einen Seite ein heilsamer Sporn zur Thätigkeit ist, auf der anderen aber auch die Veranlassungen zum Streit und die Neigung zu ihm durch Erregung der Leidenschaften vermehrt. Dieser Wetteifer mit seinen guten und schlimmen Folgen muß sich steigern zu einem dauernden Antagonismus unter den Elementen der Gesellschaft, je schärfere Abstufungen in ihr sich ausbilden. Kommt zu dem Unterschiede von Reichen und Armen noch der von Herrschenden und Gehorchenden, so entwickelt sich daraus allein schon eine ganze Reihe von Gegensätzen in der Gesellschaft, indem sich die Rivalität ihrer einzelnen Glieder nächst äußeren Gütern auch auf den Besitz von Macht, Ehre und alle mit diesen zusammenhängenden Genüsse erstreckt, die um so mehr eine vielfache und beständige Spannung in der Gesellschaft hervorbringen müssen, als das Streben nach ihnen ihrer Natur nach auf Ausschließlichkeit und auf Erhebung über alle Uebrigen gerichtet ist, während die Erhaltung eines geordneten Gemeinwesens vielmehr eine Unterordnung in den wesentlichen Lebensverhältnissen erheischt.

Diese Entwickelung einander entgegenstrebender Mächte wird für den Fortschritt der Cultur auf unmittelbare und auf mittelbare Weise von durchgreifender Wichtigkeit. Zuerst nämlich führen sie zu einem festeren Zusammenhalten derjenigen Elemente der Gesellschaft untereinander, die in Folge gemeinsamer Interessen in Opposition gegen andere stehen. Das Erste und Wichtigste ist hier die größere Festigkeit der Familienbande, welche hauptsächlich daraus entsteht daß die Glieder jeder einzelnen Familie, ursprünglich nur durch den autokratischen Willen des Mannes verbunden und dem Interesse eines Einzelnen dienstbar gemacht, durch das schärfere Hervortreten der socialen Gegensätze, bestimmter gegen andere Familien abgeschlossen und dadurch zu engerem Anschluß aneinander gedrängt werden: der erhöhte friedliche Wetteifer wie die häufigen ernsthaften Reibungen unter den Menschen machen das Bedürfniß nach Verstärkung der Kräfte und nach Hülfe dringender, die bei den nächsten Verwandten zu suchen natürlich ist, und tragen auf diese Weise dazu bei die Familienglieder bei Sieg und Niederlage, bei Glück und Elend gewöhnlich in ein gemeinsames Schicksal zu verwickeln. Die Folge ist, daß sich die Menschen nicht bloß aneinander gewöhnen und einander ertragen lernen, sondern daß sie auch etwas füreinander thun und einander lieb gewinnen.

Digitized

Dieſe gegenſeitige Theilnahme iſt zunächſt für ſich ſchon ein wichtiges Element der ſittlichen Bildung, ihr objectiver Werth aber zeigt ſich erſt vollſtändig in jener größeren Feſtigkeit der Familienbande, welche ohne Zweifel zu den weſentlichſten Grundlagen aller wahren Civiliſation gehört.

Es iſt nicht nöthig ausführlich darüber zu ſprechen auf welche Weiſe die Abſtufung der Geſellſchaftsklaſſen zu einer Vereinigung der Kräfte und zu engerem Aneinanderſchließen der Menſchen in größeren Kreiſen hinführt, da hier ein ganz analoges pſychologiſches Verhältniß vorliegt wie in dem eben beſprochenen Falle: gemeinſame Intereſſen durch welche ſie in Oppoſition zu anderen treten, führen auch hier zu bedeutenderen Anſtrengungen und erhöhten Leiſtungen. Um dieſe letzteren zu erreichen bietet ſich insbeſondere die Theilung der Arbeit als wirkſames Mittel dar, durch das neue Fortſchritte angebahnt werden. Der Weg auf welchem die Geſellſchaft darauf hingeleitet wird es zu ergreifen ſcheint wenigſtens mittelbar ebenfalls bis zu den großen Gegenſätzen zurückverfolgt werden zu können die in ihr hervortreten.

Vergleichen wir die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft miteinander, ſo finden wir die Verſchiedenheiten des inneren Lebens ſo auffallend als die des äußeren; denn das Gefühl der Sicherheit in der Beherrſchung der menſchlichen Verhältniſſe und das Bewußtſein einer hervorragenden Stellung in der Geſellſchaft, die Befreiung von aller Sorge für den Lebensunterhalt, die überall entgegenkommende Dienſtbarkeit Anderer und die Leichtigkeit des Gebietens über jede Art des Genuſſes giebt dem geiſtigen Leben und dem Charakter der höheren Stände eine Richtung und Ausbildung die ebenſo weſentlich verſchieden ſind von denen der niederen Klaſſen als es die Art und Güte der Nahrung und Kleidung, die Beſchaffenheit und Ausſtattung der Wohnung, der Genuß von Bequemlichkeiten, die Größe des Schutzes gegen die Einwirkung des Klima's, die ganze Einrichtung des Lebens überhaupt zu ſein pflegt. Wie mächtig dieſe Verſchiedenheiten auf die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten der Menſchen einwirken iſt früher von uns beſprochen worden, und es wird keines weiteren Beweiſes bedürfen daß ihr Einfluß auf das geiſtige Leben kein geringerer iſt. Wir werden ſchwerlich irren, wenn wir die Ausbildung jener ſocialen Gegenſätze als die Haupturſache der bekannten Erſcheinung betrachten, daß mit dem Fortſchritte der Cultur die Unterſchiede der individuellen Bega-

Digitized by Google

bung der Einzelnen in physischer und psychischer Rücksicht sich immer schärfer ausprägen und in der Gesellschaft immer stärker hervortreten. Auf niederen Culturstufen pflegen die Gegensätze von Herr und Knecht, Reich und Arm, Vornehm und Gering mit einer gewissen Schroffheit sich geltend zu machen, sie knüpfen sich gewöhnlich an die Geburt und werden meist mit so großer Zähigkeit und Strenge festgehalten, daß das Gesetz den Uebergang aus einer Kaste in die andere unter allen Umständen verbietet. Nur in seltenen Fällen ist jedoch die Abgeschlossenheit der Bevölkerung so vollständig, daß diese Unterschiede sich auf die Dauer in ihrer ursprünglichen Festigkeit erhalten können. Aeußere und innere Bewegungen erzeugen allmählich eine größere Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit in den Lebensverhältnissen der Einzelnen, die Unterschiede verschieben sich nach und nach, oder wenn sie auch in der öffentlichen Meinung und vor dem Gesetze stehen bleiben, bringt es doch die allgemeine Beweglichkeit der menschlichen Verhältnisse mit sich, daß die geschiedenen Klassen der Gesellschaft sich im Laufe der Zeit mehr und mehr miteinander mischen und schon dadurch zu einer wachsenden Mannigfaltigkeit der Individualitäten Veranlassung geben.

Man hat zwar gesagt: „je mehr Natur, desto mehr eigenthümlicher Charakter; je mehr Kunst und Cultur, desto mehr gemeine sich gleichende Charaktere“ (Schmid, Einl. z. de la Chambre's Anleitung z. Menschenk. 1794. S. LXII), aber dieß gilt nur innerhalb der civilisirten Welt und auch hier nur unter gewissen Beschränkungen; für den Vergleich der Natur- und Culturvölker unter einander ist es unrichtig. Auch Hale (Ethnogr. and Philol. of the U. St. Expl. Exp. Philad. 1846. p. 13) behauptet, es sei ein Irrthum daß man den Naturvölkern oft eine gewisse Gleichförmigkeit des Charakters, der Gefühle und Leidenschaften zuschreiben zu dürfen glaube, es sei vielmehr erst die Civilisation welche solche Gleichförmigkeit erzeuge, und zum Beweise dafür beruft er sich darauf, daß die gelbe und die schwarze Raçe des stillen Meeres welche einander benachbart wohnen „sich stärker voneinander unterscheiden als irgend welche zwei europäischen Völker.“ Kann man dieß allenfalls von den Charakteren der Völker zugeben, so gilt doch nicht dasselbe von den Charakteren der Individuen: die letzteren sind sich untereinander äußerlich und innerlich weit ähnlicher bei culturlosen als bei cultivirten Völkern, wie schon die Vergleichung

der eingeborenen Americaner mit den höher ſtehenden Polyneſiern ſehr deutlich zeigt. Dieſe wachſende individuelle Ungleichartigkeit aber, die ſich bei civiliſirten Völkern mehr und mehr auszubreiten ſcheint, eine natürliche Folge der großen Mannigfaltigkeit der Lebensverhältniſſe und der mit der Vielſeitigkeit des Verkehres immer zunehmenden Miſchung der Geſellſchaftsklaſſen, wird wiederum ihrerſeits zu einem wichtigen Hebel der ferneren Entwickelung, indem ſie durch eine entſprechende Verſchiedenartigkeit der Intereſſen und Neigungen bei den Einzelnen der Menge der Geſchäfte entgegenkommt, die innerhalb der höher gebildeten Geſellſchaft alle gethan ſein wollen, und ſo die Theilung der Arbeit begünſtigt.

Mit der Ausbildung der ſocialen Gegenſätze überhaupt und der ſchärferen Ausprägung der individuellen Verſchiedenheiten insbeſondere hängt endlich noch ein Umſtand zuſammen, deſſen Wichtigkeit für den Fortgang der Culturgeſchichte in früherer Zeit zwar öfters überſchätzt worden iſt, dem aber jedenfalls keine bloß untergeordnete Bedeutung zugeſchrieben werden darf, nämlich das Hervortreten einzelner hochbegabter Individuen aus der Maſſe des Volkes, die als Herrſchertalente, Kriegshelden, Geſetzgeber die äußere Lage ihres Volkes umgeſtalten, ſeine Beziehungen und Berührungen mit anderen durchgreifend verändern, ſeine innere Entwickelung regeln und ihr eine feſte Bahn anweiſen, als Religionsſtifter oder als Erfinder in Kunſt und Wiſſenſchaft ſeinen Geſichtskreis erweitern, ſeine Sitten mildern, ſein Gefühlsleben zu veredeln und ſeine Beſtrebungen höheren Zielpunkten zuwenden. Was ſolche bedeutende Talente für dieſe Zwecke wirklich leiſten, ob was ſie ſäen auf einen empfänglichen Boden fällt und fruchtbar wird oder ob es verkümmert, verloren oder wieder zu Grunde geht, hängt freilich nur zum kleinſten Theile von ihnen ſelbſt ab; und man hat hauptſächlich aus dieſem Grunde Recht darauf zu beſtehen, daß die Fähigkeiten und der Charakter eines ganzen Volkes nicht nach einzelnen hervorragenden Beiſpielen allein beurtheilt werden ſollen. Will man aber in der That billig urtheilen, ſo hat man vor Allem hierbei zu berückſichtigen, daß der große Haufe in ſeiner Bildung überall ziemlich tief ſteht und daß es gerade vorzugsweiſe jene einzelnen großen Lehrer der Menſchheit ſind welche die augenfälligeren Fortſchritte der Maſſe bewirken, während es für dieſe letzteren zugleich einer fortdauernden feſten Organiſation äußerer Gewalten bedarf, die in jedem

Augenblicke zu energischem Handeln bereit sein müssen, um sie vor dem Zurücksinken in Rohheit zu bewahren. Wollten wir selbst absehen von der Frage, wie es um die europäische Civilisation stehen würde ohne die großen Männer denen wir sie verdanken und ohne die äußeren Einrichtungen die ihren Bestand sichern, so läßt sich doch nicht leugnen daß eine Menge von wichtigen Erfindungen und Entdeckungen bei den farbigen Racen in ähnlicher Weise gemacht worden sind wie in Europa, daß sie aber höchst wahrscheinlich hier wie dort wiederholt und oft wohl erst nach langer Zeit auf's Neue gemacht werden mußten, ehe sie für das Volk dem sie angehörten fruchtbar werden, von ihm wirklich angeeignet und fortgebildet werden konnten. Alles hängt in diesen Dingen davon ab, daß der rechte Mann in die rechte Zeit fällt. An genialen Menschen fehlt es keiner Zeit und keiner Race, aber die Lebenslage und der Bildungsgang des Einzelnen müssen mit der Lebenslage und der Culturstufe des Volkes dem er angehört, bis auf die zarten und schwankenden Verhältnisse hin von denen die geistige und gemüthliche Empfänglichkeit beider, des Einzelnen und des Volkes, abhängt, in ausgesucht glücklicher Weise zusammentreffen um die hohe Begabung des Individuums zu einer bedeutenden Leistung hinzuführen und dieser die volle Wirksamkeit auf die Culturgeschichte zu sichern die ihr zu wünschen ist. Je mannigfaltiger und ungleichartiger aber die Individualitäten innerhalb eines Volkes werden, in je reicherer Verschiedenartigkeit sich die Lebensverhältnisse der Einzelnen entfalten und eine je vielseitigere Ausbreitung die Berührungen der Menschen im Verkehr gewinnen, desto mehr ist zu erwarten daß bedeutendere Leistungen unverloren bleiben und wenigstens indirect der Gesellschaft zu Gute kommen, während sie oft ganz unbenutzt bleiben solange der Culturzustand des Volkes noch auf geringer Höhe steht.

Schon oben bei Gelegenheit des Ackerbaues sahen wir uns auf Handel und Verkehr als ein weiteres Element der Civilisation hingewiesen das den leicht erlahmenden Fleiß der Bewohner reicher Länder lebendig zu erhalten und selbst zu steigern geeignet ist, wenn ihr Verlangen nach ausländischen Produkten in höherem Grade rege geworden ist. Zu einem weit mächtigeren Sporn nicht bloß des Fleißes überhaupt, sondern namentlich des Unternehmungs- und Erfindungsgeistes wird der Handel für die Bevölkerung ärmerer Länder welche genöthigt sind wesentliche Lebensbedürfnisse aus der Fremde zu holen:

Digitized by Google

die Förderung der Cultur welche von ihm alsdann ausgeht, steht im geraden Verhältnisse zu der Größe der Schwierigkeiten und Hindernisse die seine Entwickelung findet, und es bedarf auch hier eines besonders glücklichen Zusammentreffens von äußeren Umständen um ihn zur Blüthe zu bringen.

Reiche Länder, d. h. solche die ihre Bevölkerung mühelos und sicher ernähren, wollen aufgesucht sein, sie sind sich selbst genug, ihre Bewohner richten nicht den Blick in die Ferne um des Erwerbs und Verkehrs willen mit Fremden, sie ergreifen im Handel nicht die Initiative, sondern gehen höchstens mehr passiv auf Tauschhandel ein, wenn ausländische Waaren zu ihnen gebracht werden die ihnen brauchbar scheinen oder die durch irgend eine zufällige Eigenschaft ihre Begierde reizen. Solange nun freilich ärmeren Ländern die Kenntniß von dem Ueberflusse ganz abgeht der sich anderwärts findet, kann es nur wenig helfen daß der Mangel die Menschen zu mannigfachen Versuchen treibt sich zu verschaffen was sie bedürfen, theils aber werden diese Bemühungen selbst sie veranlassen freiwillig andere Länder aufzusuchen, theils wird die Noth dafür sorgen daß die Bevölkerung nicht zusammenbleibt, sondern sich nach verschiedenen Richtungen zerstreut. So fortgetrieben verschlagen und umhergeworfen gehen Viele zu Grunde bis das Glück will daß einige Wenige zurückkehren und ihre Heimath mit wichtigen Kenntnissen und Entdeckungen bereichern. Insulare oder continentale Lage, die geographischen Verhältnisse des Landes überhaupt, seine Gelegenheit oder Abgelegenheit für die Handel treibenden Bewohner anderer Länder wirken bei diesen ersten Schritten schon ebenso mächtig mit als bei der ganz späteren Entwickelung des Verkehrs. Um in activer Weise Handel mit fremden Ländern zu beginnen, um die Initiative zu ergreifen, die ein weit kräftigerer Hebel der Cultur ist als ein bloß passives Eingehen auf denselben, aber auch eine höhere Culturstufe schon voraussetzt, wird eine Reihe von Erfindungen Künsten und Kenntnissen erfordert, die der Ueberwindung der äußeren Schwierigkeiten des Verkehrs, besonders des Verkehrs zu Wasser, dienen, und es müssen Producte des Bodens und der Industrie aufgefunden werden, sei es im eigenen Lande oder in der Fremde, um sie als Handelswaaren zu verführen. Genauere Beobachtung der äußeren Natur und namentlich des Himmels, schärfere zuverlässigere Zeitmessung wird für den Schiffer nothwendig, während der Ackerbauer nur an dem Wechsel

Digitized by Google

der Jahreszeiten und der Witterung ein bedeutenderes Intereſſe nimmt. So regt der Handel unmittelbar dazu an nach dem Zuſammenhange und den Geſetzen der Naturerſcheinungen zu forſchen, während es anderwärts (wie Crawfurd, I, 285 bemerkt) hauptſächlich religiöſe Motive und Prieſtereinfluß ſein mögen, welche die Aufmerkſamkeit auf die Bewegung der Himmelskörper lenken und allmählich einen Kalender hervorbringen. Die Menge von Antrieben zu phyſiſcher und geiſtiger Thätigkeit, welche theils unmittelbar theils mittelbar ſich an die Betriebſamkeit des Handels auf natürliche Weiſe anſchließen und aus ihr entwickeln, bedarf keiner weiteren Auseinanderſetzung. Hat es in dieſen wie in andern Dingen gewiß nicht an erfolgloſen Mühen und Anſtrengungen gefehlt und haben oft trotzdem die wichtigſten naheliegenden Erfindungen und Entdeckungen lange Zeit auf ſich warten laſſen, ſo hat doch theils das gute Glück, wie man von der Kenntniß des Glaſes und des Purpurs bei den Phöniziern erzählt, gewiß nicht ſelten für verlorene Arbeit reich entſchädigt, theils ſind die Früchte der letzteren, wie dieß ſo oft der Fall iſt, ſpäteren Leiſtungen durch die höhere Regſamkeit des Geiſtes zu Gute gekommen zu deren Ausbildung auch die vergeblichen Bemühungen in hohem Grade beigetragen haben.

Lange nicht ſo hoch als die große Summe von Anſtrengungen welche unmittelbar für die Zwecke des Handels gemacht werden, ſcheint man die mittelbaren Erfolge welche aus dem Betriebe deſſelben hervorgehen, für die Culturentwickelung des Handelsvolkes anſchlagen zu dürfen. Allerdings erweitert ſich ſein vorher beſchränkterer Horizont durch die Kenntniß fremder Länder und ihrer Geſchichte, durch das Verſtändniß fremder Sitten, aber es pflegt hiervon bei einem Handelsvolke keine kräftige Rückwirkung auf die Berichtigung der eigenen Lebensanſicht und auf die Verbeſſerung der eigenen Lebensweiſe auszugehen; denn es wird gewöhnlich Alles nur aus dem Geſichtspunkte des Nutzens von ihm angeſehn und dieſem allein dienſtbar gemacht, höhere Intereſſen ſind ihm fremd. Der Handel (bemerkt Falconer S. 404 ff.) macht in noch höherem Grade fleißig und thätig als der Ackerbau, aber die Menſchen werden ſehr intereſſirt, überſchätzen den Werth des Reichthums, Alles wird ihnen käuflich und feil, ſie leben nüchtern, ſind ehrlich, wenn ſie es ſind, meiſt nicht aus Tugend, ſondern aus Intereſſe, werden furchtſam und unkriegeriſch.

Ob Handel und Verkehr dazu beitragen ein uncultivirtes Volk zu

Digitized by

heben oder nicht, hängt theils von den Gegenständen ab mit denen, theils von den Personen durch welche Handel getrieben wird. Kann der Verkehr mit fremden Völkern für ein Land in hohem Grade segensreich werden, wenn es z. B. von auswärts wichtige Culturpflanzen oder Hausthiere erhält die ihm fehlen, so daß es dadurch eines regelmäßigen Landbaues erst fähig wird, so kann er auch in gleichem Maaße verderblich wirken, wenn er den Eingeborenen hauptsächlich Branntwein Feuergewehr und ähnliche Dinge zuführt durch die sie sich physisch und moralisch nothwendig zu Grunde richten. Wo Getreidearten von bester Qualität fehlen und ein ursprünglicher und selbstständiger Aufschwung zur Civilisation schon deshalb nicht erwartet werden kann, wie auf den Molukken, auf Borneo und Neu-Guinea, da hilft der Besitz von Gold und Gewürzen und der Handel mit diesen nach außen natürlich nicht dazu einen Fortschritt herbeizuführen (Crawfurd, I, 15). Der Verkehr den höher stehende Völker um solcher Dinge willen mit den Eingeborenen anfangen, wird diesen in der Regel verderblich: es ist bekannt daß die Holländer in früherer Zeit auf allen Molukken mit Ausnahme von Amboina Banda und einigen kleineren Inseln aus Handelseifersucht die Gewürze ganz vertilgt und nicht einmal den Reisbau gestattet haben, um den Reis den sie selbst von auswärts einführten, an die Eingeborenen allein zu verkaufen, die dadurch gänzlich von ihnen abhängig wurden und für sie zu dem niedrigsten Preise arbeiten mußten. Wir haben nicht nöthig bis auf den Sklavenhandel zurückzugehen, diese Quelle unabsehbaren Elendes für so viele culturlose Völker, um den großen Umfang des Unheiles zu erkennen das der Verkehr mit den Europäern über die Eingeborenen der anderen Erdtheile fast aller Orten gebracht hat. Mögen schon die von ihnen zurückgelassenen Geschenke, wie Dentrecasteaux bemerkt hat, nicht selten Kriege unter jenen veranlaßt haben, so sind die zahllosen Betrügereien, die groben Ausschweifungen, die gänzliche Gewissenlosigkeit deren sich die Europäer in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen schuldig gemacht haben, in vielen Fällen von der Art gewesen, daß es geradezu lächerlich wird, wenn man zum Beweise der Culturunfähigkeit mancher Völker und Raçen mit Emphase hervorhebt, wie diese aus dem Umgange mit civilisirten Menschen sich nichts angeeignet haben als deren Laster. Man kann hierin bei vorurtheilsloser Betrachtung nichts weiter sehen als die natürliche Folge von dem Ver-

Digitized by Google

kehre des Auswurfes der europäischen Gesellschaft mit rohen Menschen. An die natürliche Wirkung der Verbrecherkolonieen auf die Eingeborenen wollen wir nur beiläufig erinnern. Wichtiger ist daß Laster überhaupt leichter angeeignet werden als Tugenden, selbst von Menschen die durch die Schule der Civilisation hindurchgegangen sind. Um nur eines der vielen hierher gehörigen Beispiele vorzuführen, so sind die hochbegabten Neu-Zealänder aus stolzen, wenn auch rohen Kriegern zu unverschämten gemeinen Bettlern überall in dem Maaße geworden in welchem sie mit den Europäern in Verkehr getreten sind; mit Beziehung auf sie sagt d'Urville (Voy. au Pole Sud. IX, 134) sehr richtig: „wenn der Handel eines der mächtigsten Mittel ist um rohe Völker der Civilisation zuzuführen, so ist er doch ohne Zweifel unfähig den Anfang hierzu selbst zu machen, wegen der Schlechtigkeit der Menschen welche dabei zuerst in Verkehr mit jenen treten." Ganz besonders scheint vom Handel zu gelten was Hugh Murray (Enq. resp. the char. of nations. 1808) von allen socialen Kräften und Verhältnissen ohne Unterschied behauptet welche im Laufe der Zeit die Civilisation fördern, daß sie nämlich zuerst corrumpirend auf die Gesellschaft wirken, wie er namentlich von der Anhäufung der Menschen, vom Reichthum und von großen nationalen Ereignissen zu zeigen sucht.

Die Beispiele durchaus friedlichen und freundlichen Verkehrs von Europäern mit uncultivirten Völkern sind überhaupt äußerst selten und gehören fast ausschließlich der neuesten Zeit an. Ein solches Beispiel bietet Port Essington dar, das von 1839—50 englische Kolonie war, dann aber wieder aufgegeben wurde. Es soll in diesem ganzen Zeitraume nicht eine einzige feindliche Begegnung zwischen den Weißen und Eingeborenen stattgefunden haben. Das Musterbeispiel, welches Brooke in Sarawak auf Borneo für den Verkehr dieser Art und für den Einfluß aufgestellt hat, den der civilisirte Europäer auf die Eingeborenen solcher Länder ausüben sollte, steht ganz vereinzelt. Er sorgte dafür daß die alten Gesetze und Sitten der Bevölkerung möglichst erhalten wurden, schützte sie gegen den Druck der eingeborenen Herrscher, richtete eine unparteiische kräftige Justiz ein um grobe Vergehungen und Verbrechen zu strafen, gab den Handel und die Arbeit frei und stellte mäßige Abgaben fest. Hierauf beschränkte sich seine ebenso verständige als wohlwollende Regierung.* Gleichwohl mußte

* Ueber Rajah Brooke's Thätigkeit sind neuerdings freilich Berichte

er die Erfahrungen die er bei dieſen Civiliſationsverſuchen machte dahin ausſprechen, daß die Bewohner von Sarawak durch die ihnen gewährte Freiheit von Unterdrückung, Minderung der Abgaben und Sicherheit von Leben und Eigenthum faul geworden ſeien, während er ſelbſt erwartet hatte ſie dadurch zum Fleiße zu ſpornen (Keppel, A visit to the Ind. Archip. 1853. II, 61) — freilich eine verkehrte Erwartung, da Befreiung von Druck und Herſtellung von äußerer Ordnung für ſich allein gewiß nirgends auf einen Menſchen als poſitive Antriebe zur Arbeit wirken werden. Sehr richtig hat man ſchon oft bemerkt daß dieſe Antriebe immer nur da ſich zeigen, wo es gelungen iſt neue phyſiſche oder geiſtige Bedürfniſſe zu wecken, ſolche nämlich die ſich nur durch eigene Thätigkeit befriedigen laſſen. Hier iſt der Punkt, an welchem der Handel eingreifen und für die Hebung uncultivirter Völker wohlthätig wirken kann. Natürlich zieht er ſelbſt davon zugleich den unmittelbarſten Vortheil, denn je mehr es gelingt den Eingeborenen neue Bedürfniſſe zu ſchaffen, deſto abhängiger werden ſie von der Zufuhr aus der Fremde und deſto leichter und ſicherer geht die Ausbeutung des Landes durch fremde Kaufleute von ſtatten.

Liegen die neuen Bedürfniſſe die bei einem Volke entſtehen in der Richtung des Culturfortſchrittes, ſo iſt dadurch etwas gewonnen: ſo z. B. in Delagoa Bai, wo die Eingeborenen, obgleich leidenſchaftliche Raucher, doch es vorzogen mit Kleidern für geleiſtete Dienſte bezahlt zu werden und den Tabak fahren ließen (Owen. Narr. of voy. to explore the shores of Afr. 1833. I, 159). Aehnliche Beiſpiele von Fortſchritten in der richtigen Beurtheilung des Werthes der Dinge giebt es viele und auffallende, vorzüglich in der Südſee; nur wird leider auch die Gewöhnung an ſolche Bedürfniſſe leicht mehr ſchädlich als nützlich, wenn das Volk ſie ſich nicht ſelbſt befriedigen lernt und dadurch in Abhängigkeit geräth von der Zufuhr aus der Fremde, die nur ſelten mit der erforderlichen Regelmäßigkeit fortgeſetzt wird. Soll Handel ein rohes Volk wirklich heben, ſo iſt nöthig, nicht bloß daß es fremde wahrhaft nützliche Producte kennen und begehren lerne, ſondern vor Allem daß es ſich gewöhne ſie ſelbſt zu erarbeiten, nicht unmittelbar, aber mittelbar, indem es nämlich eigene Landesproducte

in's Publikum gekommen die mit dem oben Geſagten in vieler Hinſicht nicht zuſammenſtimmen. Ihre Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit müſſen wir hier dahingeſtellt ſein laſſen.

Digitized by Google

sammelt oder selbst producirt was sich in stets ausreichender Menge gegen jene umsetzen läßt: die Hauptbedingungen aber dafür sind nächst der Gelegenheit zu diesem Umsatze Schutz und Sicherheit für Leben und Eigenthum und der Besitz eines currenten Geldes in hinreichender Menge. Gold-, Elfenbein- und Sklavenhandel sind daher (wie Cruickshank zeigt) nicht im Stande gewesen den Neger der Goldküste auf eine höhere Stufe zu heben, wohl aber vermag dieß der neuerdings dort blühende Palmölhandel, der jährlich 150 Tonnen Kauris als Geld einführt, nachdem das englische Protectorat den patriarchalischen Familiendespotismus unter dem das Land darnieder lag, abgeschafft hat. Aehnliche Verbesserungen brechen sich gegenwärtig auch in Senegambien Bahn, wo der europäische Handel Felle Holz Palmöl und Anderes aus dem Lande zieht, das erst durch die Arbeit der Eingeborenen gewonnen werden muß, und dadurch diese an Fleiß und an europäische Bedürfnisse zugleich gewöhnt.

Wir sind in der Betrachtung der Einflüsse unter denen die Culturzustände der Völker und deren Entwickelung stehen, allmählich von außen nach innen fortgeschritten: wir haben zuerst die physischen Verhältnisse und die den Völkern selbst meist zufälligen Schicksale in's Auge gefaßt die über sie ergehen, sind darauf zu den Elementen der Civilisation fortgegangen die aus ihren Hauptbeschäftigungen, ihrer Lebenseinrichtung und der Ordnung ihrer socialen Verhältnisse entspringen, und haben endlich noch zu untersuchen welche Factoren des geistigen Lebens vorzüglich folgenreich in ihre Entwickelung eingreifen. Als diese Mächte dürfen wir die Religion und die Fortbildung der Erkenntniß bezeichnen.

Ob die Religion auf den Fortschritt der Cultur fördernd oder hemmend einwirkt und in welchem Maaße dieß geschieht, hängt von ihrem eigenen Inhalte ab, insbesondere von dem Verhältniß dieses Inhaltes theils zu dem Stande der intellectuellen Bildung, der bei natürlicher Wechselwirkung mit dem religiösen Glauben diesem proportional zu sein pflegt, theils zu den sittlichen Vorstellungen welche das praktische Leben beherrschen. Wo nämlich die Intelligenz noch unentwickelt ist, da entstehen und behaupten sich die rohesten religiösen Ansichten, der absurdeste Aberglaube greift Platz: eine solche Religion kann das Emporkommen geistiger Thätigkeit und höherer Interessen nur hindern, sie wirkt der Civilisation entgegen; nicht minder thut

Digitized by Google

ſie dieß da, wo ihre Lehren außer aller Beziehung zur Sittlichkeit ſtehen, wo ſie den Menſchen im praktiſchen Leben ganz ſich ſelbſt überläßt, oder ſogar einen ſittlich depravirenden Einfluß auf ihn ausübt, indem ſie barbariſche Sitten durch ihr Anſehn heiligt, wie Cannibalismus und Menſchenopfer, die Ermordung von Zwillingen, das Abſchneiden eines Fingers als Opfer für einen Kranken, die Vergiftungen bei Ordalien u. dergl. Wir wollen dieſe Beziehungen namentlich mit Rückſicht auf die Naturvölker etwas weiter verfolgen.

Wir haben früher gefunden daß die urſprüngliche Geſtalt der Religion ein roher ſyſtemloſer Polytheismus iſt: namentlich im Naturzuſtande ſieht ſich der Menſch auf allen Seiten von drohenden Gefahren und Unglück umringt, die er auf fremde feindliche Mächte deutet welche überall und immer gleichſam auf dem Sprunge gegen ihn ſtehen, wogegen das was regelmäßig eintritt und periodiſch wiederkehrt, ihm von ſelbſt, urſachlos zu geſchehen ſcheint, weil es von ihm anticipirt und erwartet, dem Laufe ſeiner Vorſtellungen und Handlungen kein Hinderniß in den Weg legt. Die Natur wird ihm zu einer Geiſter- und Geſpenſterwelt; wo und worin aber dieſe unheimlichen fremden Mächte die in ihr hauſen, von ihm geſucht werden, hängt theils von der Naturumgebung und den Lebensverhältniſſen, theils von der Regſamkeit der Phantaſie, von der Leidenſchaftlichkeit des Menſchen und den ſpeciellen Gelegenheiten der Erregung ſeiner Affecte ab. Die Deutung der ſinnlichen Dinge richtet ſich hier noch ganz nach der Gemüthslage deſſen der ſie auffaßt und nach dem äußeren Scheine von Macht mit dem ſie ihm imponiren: die Himmelserſcheinungen, die Elemente, Thiere Pflanzen und ſelbſt Steine gelten für gewaltige Geiſter. So gilt z. B. der Bergkryſtall den Auſtraliern als heilig; von glänzenden ſchönen Steinen erwartet der Wilde auch beſonders gute Eigenſchaften (wie Leichhardt bemerkt, Tageb. einer Landreiſe in Auſtr. 1851. S. 221). Nierenſtein Blutſtein u. dergl. haben nach dem Glauben der Indianer von Süd-America wohlthätige Eigenſchaften (Humboldt und Bonpland, R. IV, 334). Auch Producte menſchlicher Kunſt, Uhren Fernröhre u. dergl. ſind von Geiſtern beſeſſen. Ein intelligenter Betſchuana ſagte als er zum erſten Male die See und ein Schiff ſah, dieß ſei gewiß ein ungeſchaffenes Ding, ein Ding das von ſelbſt gekommen und nicht von Menſchenhänden gemacht ſei (Thompson, Trav. and adv. in S. Afr. 2d ed. 1827. I. 341). Daß auch

lebende Menschen für Götter angesehen wurden, zeigten die Beispiele von Cortez und von Cook. Es liegt hierin durchaus nichts was den Vorstellungen der Naturvölker widerstrebte, aber freilich schwindet die Täuschung in diesen Fällen leicht, denn der Mensch ist dem Menschen allzu commensurabel: aequales sunt qui aequalia contra se invicem possunt; at qui maxima possunt, nimirum occidere, aequalia possunt (Hobbes).

Charakteristisch für die Religionen dieser Stufe ist hauptsächlich die große Veränderlichkeit ihres Inhaltes. Der religiöse Glaube der Einzelnen zeigt nur geringe Uebereinstimmung, er ist in einem fortwährenden Flusse begriffen. Ein jeder verehrt was er gerade am meisten fürchtet oder wovon er sich die kräftigste Hülfe in der Noth verspricht: es giebt nur wenige allgemeine, dagegen viele locale und individuelle Gegenstände der Verehrung, und selbst die allgemeinen treten zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Wichtigkeit und Stärke für ihre Verehrer hervor. Der Glaube macht keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, man ist absolut tolerant und findet es richtig und natürlich daß namentlich andere Völker auch andere Götter haben. Das Bestreben oder auch nur der Wunsch seine eigenen Ansichten, mögen sie religiöse oder andere Dinge betreffen, auf Andere zu übertragen oder gar ihnen aufzudrängen ist dem Menschen im Stande der Uncultur, wo er persönliche Unabhängigkeit über Alles schätzt, gänzlich fremd. In Africa sind es außer den christlichen Missionären nur die Muhammedaner welche darauf ausgehen Proselyten zu machen, und in America ist Peru der einzige Staat gewesen der seine Siege zu diesem Zwecke benutzt hat. Dagegen werden fremde Götter zu den eigenen leicht hinzugenommen, — die Fantis kaufen sogar Götter die als mächtig berühmt sind (W. J. Müller, D. afr. Landschaft Fetu. Hamb. 1676. S. 55) — man versucht es mit ihnen, stellt sie auf die Probe ob sie sich mächtiger und hülfreicher zeigen als die andern und gesteht ihnen, wenn sie sich zu bewähren scheinen, zwar nicht leicht Ausschließlichkeit der Geltung, aber doch den Vorrang und die Uebermacht über die alten Götter zu. Dieß ist, was den religiösen Glauben betrifft, in vielen Fällen die einzige Bedeutung und der wirkliche Erfolg den die Bekehrung solcher Völker hat, wenn sie auf friedlichem Wege geschieht. Tritt durch Unterjochung derselben die Religion des Siegers bei den Unterworfenen an die Stelle ihrer eigenen, so pflegt

Digitized by Google

auch dann der Glaube an die alten Götter ſich noch lange Zeit fortzuerhalten; das Gewöhnliche iſt daß dieſe alsdann nicht für falſche, ſondern nur für überwundene und zeitweiſe machtlos gewordene Götter gehalten werden, die von den neuen in die Erde, in Höhlen oder auf ferne Berge verbannt worden ſind: bei den Mexicanern wurden die Götter der beſiegten Völker in einen beſonderen Tempel eingeſchloſſen (Clavigero, Hist. of Mex. transl. by Cullen. 1787. VI, 11). Die Leichtigkeit der Aufnahme fremder Götter unter die eigenen und die evocatio deorum bei den Römern gehören einer Auffaſſung an, die der eben beſprochenen noch nicht allzu fern ſteht. So wurden bei den alten Peruanern die Götter der beſiegten Völker in die Tempel der Inkas aufgenommen (Garcilasso, Hist. des Yncas. Amst. 1737. V. c. 12; Acosta, Hist. delle Indie. Venet. 1596. V. c. 12).

Daß die Religionen der Naturvölker unfähig ſind zur Hebung ihrer Cultur etwas beizutragen, daß ſie vielmehr mächtig darauf hinwirken müſſen jeden Fortſchritt zu hindern, iſt hieraus unmittelbar einleuchtend, denn ſie lähmen die Antriebe zum Denken wie zur Anſtrengung überhaupt, da ſie alles Unverſtändliche in der Natur aus Geiſterſpuk erklären und das Schickſal des Menſchen weit weniger von ſeiner eigenen Thätigkeit als von den wechſelnden Launen geheimnißvoller tückiſcher Mächte abhängig machen. Dieſen gegenüber bleibt dem Menſchen nichts übrig als durch jedes mögliche Mittel ſich gegen ſie zu ſchützen, ſie ſich zu befreunden, ihnen zu huldigen und zu ſchmeicheln, ſich in ihren Dienſt zu begeben, oder (denn auch dieß kommt bisweilen vor) ſie zu überliſten, ſich ihrer zu bemächtigen, ſie mit Gewalt zu überwinden. Die unſinnigſten Handlungen, die gröbſte Immoralität der Sitten werden oft durch religiöſe Motive geſtützt und die rein utilitariſchen Zwecke die der Menſch auch ſeinen Göttern gegenüber verfolgt, tragen noch dazu bei ihn im ſtarrſten Egoismus zu befeſtigen.

Es iſt auf dieſer Stufe der Bildung ein naheliegender Gedanke den höheren Geiſtern Opfer darzubringen: ſie ſollen vor Allem miteſſen und mittrinken, überhaupt von jedem Genuſſe ihren Theil erhalten. Man geht noch weiter, man entzieht ſich ſelbſt etwas und opfert es auf um ſich recht ergeben zu beweiſen. Insbeſondere iſt bei manchen nordamericaniſchen Völkerſchaften der religiöſe Sinn ſo lebendig, daß ſie bereitwillig auch das Liebſte hingeben und ſich ſelbſt das

Digitized by Google

Schmerzlichste anthun um zu zeigen daß ihnen nichts zu hoch steht um der Verehrung der Götter nachgesetzt zu werden: daher die Gelübde, die strengen Fasten, schmerzhaften Büßungen namentlich an den religiösen Festen und sogar die Selbstverstümmelungen. Anderseits versetzt man sich besonders durch langes Fasten in einen ekstatischen Zustand durch den man sich wie in Träumen und Visionen den höheren Geistern nähert. Daher bedarf vor Allem der junge Zauberarzt einer Einweihung durch solche und ähnliche Mittel. Hauptsächlich wohl um sie über das gemeine Volk zu erheben hatten auch die Häuptlinge solche Prüfungen zu bestehen, z. B. bei den Caraiben, Mexicanern und Peruanern, bei denen weltliche und priesterliche Macht vereinigt waren. Auch die Weihung der jungen Leute zu Männern ist in Nord-America keine bloße Probe des Muthes und der Standhaftigkeit, sondern hat eine religiöse Bedeutung; denn weit entfernt daß der jungfräuliche Stand besonders geachtet und geehrt worden wäre (wie Lafitau angiebt, Moeurs des Sauvages Am. 1724. I, 339) gilt er vielmehr als unrein so lange die Weihe noch nicht geschehen ist*: kein Gott bekümmert sich noch um den der durch Fasten und Kasteiungen seine „Medicin" noch nicht erworben hat, er kann mit keinem höheren Wesen in Gemeinschaft treten.

In der vergeisterten Natur wird jeder kleine zufällige Vorgang, wenn er gerade die Aufmerksamkeit erregt, auf die geheimnißvollen Absichten und das dunkle Walten jener höheren Mächte bezogen, dessen Zusammenhange nachspürend der Naturmensch überall Vorzeichen des Künftigen sieht. Die Deutung dieser Zeichen nimmt er entweder unmittelbar selbst vor oder sie wird einer besonderen Kunst zugewiesen die eines langen und tiefen Studiums bedarf. Das vielfache

* Aehnlich ist vielleicht auch die Defloration der Mädchen durch den Priester zu deuten wo sie vorkommt. Mag diese öfters auf einem bloßen Mißbrauch der Macht beruht haben den sich Priester oder Herrscher erlaubt haben, wie z. B. bei den Indianern von Brasilien, deren Zauber-Aerzte (Pajes) überhaupt als grob ausschweifend und allen Lastern ergeben geschildert werden (v. Martius, Von dem Rechtszstde. unter d. Ureinw. Brasil. 1832. S. 61), so fehlt es doch an der Berechtigung dieselbe Voraussetzung überall zu machen wo Aehnliches vorkommt: bei den Indianern von Caracas (Depons im Magaz. v. merkw. Reisebeschr. XXIV, S. 145) und in mehreren Ländern, wo das weltliche Oberhaupt, der Cazike, zugleich die oberste priesterliche Gewalt besaß und daher auch in dem hier erwähnten Falle an die Stelle des Priesters trat: auf Cuba (Carli, Briefe über Am. d. v. Hennig. 1785. I, 174), in einigen Theilen von Peru (Ulloa und Garcilasso), auf Teneriffa (Allg. Gesch. der R. V, c. 1 nach Cadamosto).

Digitized by Google

dringende Bedürfniß einer Vermittelung mit den höheren Geistern, das Verlangen die von ihnen gesandten Zeichen zu verstehen, sie zu versöhnen oder im voraus zu gewinnen, sie umzustimmen, ihren Rathschluß über das Zukünftige zu erfahren, läßt einen besonderen Priesterstand entstehen und giebt ihm Macht und Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens. Wie überall die Geisterwelt zu Hülfe gerufen wird und eingreift wo die menschlichen Mittel erschöpft sind, so müssen selbst Rechtshändel durch eine Kundgebung derselben entschieden werden: daher die Ordalien, welche sich fast bei allen Naturvölkern finden. Einfach und deutlich spricht sich der ihnen überall zu Grunde liegende Gedanke in der Lehre der indischen Gesetzgeber aus, nach welcher die Beweisführung im Prozesse überhaupt entweder eine menschliche oder eine göttliche ist und die letztere, durch Ordalien, immer erst gestattet sein soll, wenn die erstere erschöpft ist (Näheres darüber giebt Stenzler in d. Ztschr. d. d. morgenl. Ges. IX, 661 ff.). Als ganz grundlos muß dagegen die Ansicht Wuttke's bezeichnet werden, daß der Glaube an Vorzeichen und Ordalien die Folge einer dunkeln Schicksalsidee sei, die mit der Religion selbst im Widerspruch, über sie hinausgehe.

In Folge einer unwillkürlichen Uebertragung sinnlicher Vorstellungen auf das geistige Gebiet, wie sie uns allgemein geläufig und zur Veranschaulichung des Unsichtbaren Bedürfniß ist, werden die Götter hauptsächlich in die Höhe und Ferne versetzt, sie wohnen vorzugsweise auf fernen hohen Bergen, im Luftkreis, in den Wolken, im Himmel, denn die unabsehbare Ferne und das unerreichbar Hohe über uns ist, wie auch unser sprachlicher Ausdruck andeutet, das natürliche Bild für das über uns Erhabene. Es ist daher wohl möglich daß, wie Squier angiebt (The Serpent Symbol. New. Y. 1851, p. 77 f.), wenigstens bei manchen Völkern die ersten rohen Tempel künstliche Berge waren, eine Nachahmung des Aufenthaltsortes den sie den Göttern angewiesen hatten, und daß insbesondere die große Allgemeinheit hieraus zu erklären ist in welcher kreisförmige Erdwälle innerhalb deren aufgerichtete Steine stehen, die ältesten dem Cultus bestimmten Orte waren. Die Mexicaner Peruaner und Cherokees nannten ihre alten Hochbauten „Häuser Gottes" (nach Adair, Hist. of the Am. Ind.). Tempel im engeren Sinne, Häuser für die Götter, werden natürlich nur da gebaut wo die Menschen selbst in Häusern wohnen.

Digitized by Google

Iſt die Natur einmal in der früher bezeichneten Weiſe durchgeiſtert, nämlich ſo, daß eine Geiſterwelt nicht etwa über oder neben der Körperwelt beſteht, ſondern nur in und mit dieſer ſelbſt, ſo liegt es nahe genug auch an ein Hereinwirken der Verſtorbenen in das irdiſche Leben unter verſchiedenen Formen zu glauben Es knüpft ſich (wie Tiedemann im Magaz. v. merkw. Reiſebeſchr. XXIII, 47 not. treffend bemerkt) an den Leichnam ohnehin noch die Vorſtellung von einigem Gefühl und einigem menſchlichen Daſein, er wird als die Perſon ſelbſt angeſehen und führt deren Namen fort, man ſympathiſirt noch mit ihm; ja man geht noch viel weiter, man fürchtet ſich vor dem Todten weit ſtärker als vor dem Lebenden: der Geiſt hat den Leib verlaſſen, irrt allein umher und kann jetzt ſo ziemlich jede beliebige Geſtalt annehmen, im Traume erſcheinen und die Hinterbliebenen überhaupt auf alle Weiſe plagen und quälen, wenn ſie ihm nicht die gewünſchte Ehre erweiſen; dieſe ſcheuen ſich daher meiſt ſelbſt nur ſeinen Namen auszuſprechen, ſei es auch bloß zufällig, aus Furcht daß er es höre und dadurch gereizt herbeieile. Dieſe Art des Unſterblichkeitsglaubens, den man öfters unrichtig als einen Glauben an Seelenwanderung aufgefaßt findet, während er nichts iſt als ein Glaube an Geſpenſter und Verwandlungen, mag hier und da auf Thiercultus hingeführt haben für den es übrigens, wie wir oben geſehen haben, auch noch allgemeinere Motive giebt. Wo nur einzelne beſtimmte Thierarten verehrt werden, iſt jener Zuſammenhang, den Hale namentlich bei den Polyneſiern annehmen zu dürfen glaubt, nicht unwahrſcheinlich. Bisweilen erklärt ſich die Verehrung derſelben auch daraus, daß die Sage den Urſprung des Volkes von ihnen herleitet. Mit dem Tode gehen die abgeſchiedenen Seelen in die allgemeine Geiſterwelt zurück, ihr künftiger Aufenthaltsort iſt gewöhnlich der Wohnſitz der Götter, daher werden die Todten an einer Stätte begraben die den Göttern bereits heilig iſt oder es wird umgekehrt der Begräbnißplatz dadurch zu einer heiligen Stätte daß er die Gebeine der Todten in ſich ſchließt: die Begräbnißplätze ſind häufig die vornehmſten Orte der Götterverehrung ſelbſt und werden oft durch denſelben Namen bezeichnet wie dieſe. Es ſcheint dieß namentlich da der Fall zu ſein wo der religiöſe Glaube mit dem Unſterblichkeitsglauben ganz verſchmolzen wird, was vorzüglich dann geſchieht, wenn große Menſchen nach ihrem Tode in die Götterwelt aufgenommen werden und ſich ein Sagenkreis um ſie bildet der ſie immer mehr in dieſe ſelbſt verflicht.

Bei vielen Völkern gelten nur die Fürsten und Reichen, überhaupt die hervorragenden Persönlichkeiten für unsterblich, weil die Menschen nach dem Tode dieselbe oder eine ähnliche Rolle fortspielen wie im Leben. Das Jenseits ist ein ziemlich treues Abbild des irdischen Lebens, der Herr bleibt Herr, der Sklave Sklave; der gemeine Mensch ist zu unmächtig und gering um fortzuleben oder vielmehr zu gering als daß sich die unentwickelte Reflexion der Naturvölker um seine Zukunft bekümmern sollte. Die Menschen welche im Leben hervorragende und leitende Persönlichkeiten waren, können daher leicht, besonders da wo die Unterschiede der Stände sehr scharf ausgeprägt sind, zu Göttern des Volkes werden und es kann sich dadurch ein Heroencultus bilden der allmählich sogar zum Hauptbestandtheil der ganzen Gottesverehrung wird, wenn die Adels- und Priesterkaste, wie in Polynesien, um ihren Gegensatz zum Volke zu einem recht schneidenden zu machen für sich allein einen göttlichen Ursprung oder eine Verwandtschaft mit den Göttern in Anspruch nimmt. Die vergötterten Häuptlinge werden alsdann mit den älteren Göttern durch die mannigfaltigsten Sagen verflochten und es wird dadurch oft unmöglich die letzteren von den ersteren zu unterscheiden. So war z. B. Ndengéi, der höchste Gott der Fidschiinsulaner, ursprünglich Mensch, wie es heißt, und wanderte auf den Inseln umher. Auch auf andern Inseln der Südsee ist die Verehrung der verstorbenen Häuptlinge sehr ausgebreitet und ein wichtiger Theil des Cultus. Daß die persönlichen Götter der Herrscher oder der Herrscherfamilien hier allmählich zu allgemeinen Göttern geworden seien, wie Meinicke (D. Südseevölker u. d. Christenth. 1844) glaubt, ist möglich, aber unerweislich.

Die Aufnahme bedeutender Menschen unter die Götter wird für die Umbildung der religiösen Vorstellungen in mehr als einer Beziehung wichtig. Es wird dadurch der Mensch den höheren Geistern näher gebracht, denn es giebt jetzt Mittelwesen die ihm faßlicher und verständlicher sind als die überirdischen Mächte selbst. Kann der Mensch sich überhaupt höhere Geister nur unter seinem eigenen Bilde anschaulich machen — und auf solche Veranschaulichung drängt ihn seine Verehrung unmittelbar hin —, so wird ein Bilderdienst leicht Platz greifen, besonders da wo es Verstorbene sind die als Götter verehrt werden. Fast alle Götterbilder haben wenigstens vorwiegend Menschengestalt, und selbst das 3′ lange unregelmäßig gestaltete Korallen-

Digitized by Google

stück das auf den Kingsmillinseln monatlich mit neuen Kakaonußblättern bekleidet und als Bild des höchsten Gottes verehrt wird (Hale), scheint diese Deutung zu verlangen. Besonders wichtig aber wird die Aufnahme einzelner Menschen unter die Götter in Beziehung auf die großen Lehrer der Menschen die in allen ausgebildeteren Mythologieen auftreten. Sie sind entweder Incarnationen eines Gottes selbst oder Söhne des höchsten Gottes, von einer irdischen Mutter oder Jungfrau geboren, empfangen auf eine wunderbare Weise*. Sie sind die Vermittler zwischen Göttern und Menschen und die großen Wohlthäter der letzteren, als Stifter einer neuen reineren Religion, als Begründer des Ackerbaues und einer festen socialen Ordnung, als Erfinder der wichtigsten Künste, als die Stützen des Culturfortschrittes überhaupt. Squier (Serpent Symbol, 184 ff., 191 ff.) und Rougemont (Le peuple primitif II, 108) führen als Beispiele an: Buddha in Indien,

* Besonders dieser letztere Punkt kehrt unter den verschiedensten Formen wieder, von denen wir beispielsweise hier nur einige anführen. Die verbreitetste Sage über die Geburt des Fohi in China ist diese: drei Nymphen stiegen vom Himmel herab um sich in einem Flusse zu baden. Kaum waren sie in diesen hineingestiegen als die Lotuspflanze auf einem ihrer Kleider erschien mit ihrer Korallenfrucht. Sie wußten nicht woher sie kam und eine der Nymphen fühlte sich versucht von ihr zu kosten. In Folge davon wurde sie schwanger und gebar einen Sohn der zum großen Religionsstifter, Kriegshelden und Gesetzgeber wurde. Die Sage von der Geburt des Codom in Siam erzählt Vater Tachard in folgender Weise. Vor vielen Jahren verließ einst eine Jungfrau in himmlischer Begeisterung die Gesellschaft der Männer und suchte die einsamsten Orte des Waldes auf um dort die Ankunft eines Gottes zu erwarten die den Menschen schon seit lange verkündigt war. Als sie sich eines Tages zum Gebete niedergeworfen hatte, wurde sie schwanger von den Sonnenstrahlen. Am Ufer eines Sees zwischen Siam und Camboja gebar sie einen Knaben und bettete ihn in die Blätter des Lotus die sich öffneten ihn aufzunehmen. Sie wurde in den Himmel versetzt, der Knabe aber von einem Eremiten gefunden und erzogen, wurde ein großer Weiser und Wundertäter. Archer in Korea ist ebenfalls von einer durch die Sonne befruchteten Jungfrau geboren. Huitzilopochtli in Mexico ist von einem Weibe geboren, das einen vom Himmel herabsteigenden Federball in seinen Busen aufnahm (Clavigero, Hist. of Mex. transl. by Cullen. 1787. VI, 6). In einem Mährchen der Apachen ist es der Regen welcher die übernatürliche Empfängniß vermittelt (Ausland 1856. S. 220), in Tahiti ist es der Schatten des Blattes von einem Brodfruchtbaum den Taaroa über Hina hinweggehen läßt (Ellis, Polynes. Researches. 1832. I, 326), die Mutter des ersten Mandanhäuptlings empfing durch das Fett das sie von einer todten Bisonkuh aß (Prinz Max., R. in N. Am. 1839. II, 156). Noch andere Beispiele im Ausland 1856. S. 518; bei J. G. Müller (Gesch. d. americ. Urrelig. 1855. S. 60, 113, 255, 601, 609) und bei Rougemont (a. a. O. II, 67, 75), der freilich diese Dinge auf kosmogonische Mythen zu deuten geneigt ist, wozu namentlich in den zuletzt angeführten Fällen jede Berechtigung fehlt.

Fohi in China, Zoroaſter in Perſien (?), Oſiris in Aegypten, Odin in Skandinavien (?) u. A. In der neuen Welt gehören vor Allem hierher Quetzalcoatl in Mexico, Manco Capac in Peru, der von der Sonne geſendete Gründer von Cuzco, zu denen ſich analoge Heroen auch bei den Muyscas, in Yucatan, in Nicaragua und ſelbſt bei den Natchez (Du Pratz, Hist. de la Louisiane. 1758. II, 324) zu finden ſcheinen; Hiawatha bei den Irokeſen, der Stifter ihres Bundes, Manabozho bei den Algonkins, Tamoï bei den Guarayos (d'Orbigny, L'homme amér. 1839. III. 12, 23).

Erſt durch den Einfluß dieſer Culturheroen wird die Religion zu einem Elemente der Civiliſation, während ſie in ihrer natürlichen Geſtalt, wie aus dem Vorſtehenden einleuchtet, theils zur Culturentwickelung ſich indifferent verhält, theils unmittelbar oder mittelbar ihr entgegenwirkt. Um ihr förderlich zu werden bedarf ſie einer Umbildung, die wie aller Fortſchritt auf dem geiſtigen Gebiete, nicht durch den Einfluß äußerer Naturmächte, nicht durch ſociale Verhältniſſe, nicht durch beſondere hiſtoriſche Schickſale der Völker, überhaupt nicht durch eine Thätigkeit der Maſſe, ſondern nur durch einzelne begabte Individuen hervorgebracht werden kann, welche freilich zum Gelingen ihres Werkes der Gunſt der äußeren Umſtände und insbeſondere eines empfänglichen und fruchtbaren Bodens für daſſelbe in ihrem Volke bedürfen. Keine Naturreligion ſcheint aus ſich ſelbſt vermöge eines zu höherer Entwickelung fähigen Keimes den ſie in ſich trüge, unter günſtigen Umſtänden eine Fortbildung gewinnen zu können welche für die Civiliſation etwas leiſtete. Die Maſſe von Aberglauben welche die Naturreligionen enthalten, erdrückt das Denken, und das ausſchließliche Hervortreten der böſen Geiſter in ihnen, während die wohlthuenden Götter, wenn es ja ſolche giebt, gar keine Berückſichtigung finden, ſchneidet jeden ſittlich wohlthätigen Einfluß ab den die Religion auf das menſchliche Herz gewinnen kann. Erſt auf einer höheren Stufe der Cultur, wenn der Menſch der Natur mit größerer Sicherheit und Ruhe als Herr gegenüberſteht und zu einer ſittlichen Bildung gelangt iſt die aus einer anderen als religiöſen Quelle entſpringt, findet er ſich zur Verehrung eines guten Principes hingeführt. Auch die Frage woher die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen komme die ihn umgiebt, die Frage wie die Welt entſtanden ſei, wird vom Menſchen urſprünglich nicht aufgeworfen, der Gedanke einer Schöpfung ſteigt

Digitized by Google

nicht in ihm auf, ſondern bleibt ihm lange Zeit fremd oder doch dunkel und verworren. Bei der Menge der höheren Geiſter liegt es freilich nahe genug nach Analogie der menſchlichen Verhältniſſe, die oft mit großer Conſequenz durchgeführt wird, Abſtufungen der Macht unter ihnen anzunehmen und insbeſondere einen als den erſten und höchſten von allen zu betrachten, aber auch dieſer Gedanke bleibt leicht gerade durch die Analogie unfruchtbar aus der er entſprungen iſt, weil innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft Macht und Anſehen der Einzelnen vielfach wechſeln.

Wie die Begründung eines geordneten Gemeinweſens nicht das Werk der Menge iſt, ſondern von begabten Individuen ausgeht die ſich mit dem Willen des Volkes oder ihm entgegen an die Spitze deſſelben ſtellen, ſo können auch reinere religiöſe Vorſtellungen nur von Einzelnen geſchaffen und auf die Maſſe übertragen werden. Da dieſe meiſt in entſchiedenem Gegenſatze zu der älteren im Volke herrſchenden Religionsanſicht ſtehen, gelingt ihre Einführung namentlich auf niederen Culturſtufen nur wenn ſie einem allgemein gefühlten Bedürfniſſe entgegenkommen oder wenn ihre Vertreter ſchon im Beſitze eines äußeren Anſehens und einer Macht ſind, durch die ſie weit genug über die Uebrigen hervorragen um mit Hülfe ihrer perſönlichen Autorität der neuen Lehre Eingang zu verſchaffen. Iſt dieſe letztere auf dem Boden des Volkes ſelbſt erwachſen unter welchem ſie verbreitet werden ſoll, ſo wird es ihr trotz ihres Gegenſatzes zu dem alten Glauben dem ſie gegenübertritt, nicht leicht an den nöthigen Anknüpfungspunkten in dem geiſtigen Leben des Volkes fehlen deren ſie bedarf um in ihm feſt wurzeln und für deſſen Entwickelung fruchtbar werden zu können; wogegen dieß nur mit geringer Wahrſcheinlichkeit da erwartet werden kann, wo die neue Religion, ſo viele Vorzüge ſie auch vor der alten haben mag, aus einem Lande und Volke hervorgegangen iſt, deren Culturzuſtand und Geſchichte, ja deren ſociale Einrichtungen und Naturverhältniſſe ſelbſt ſehr weit verſchieden ſind von denen welchen ſie von außen zugebracht und eingeimpft wird um ſie von innen heraus umzugeſtalten. Der Islam und das Chriſtenthum in Africa bieten in dieſer Rückſicht lehrreiche Beiſpiele dar: der erſtere verbreitet ſich dort in der Stille und faſt mühelos, da er dem Neger verſtändlicher und mit der Culturſtufe auf der er ſteht, verträglicher iſt, er gewinnt ſelbſt in Ländern wie Abeſſinien dem Chriſtenthume mehr und mehr Boden ab, wogegen für das

Digitized by Google

letztere eine ungeheuere Summe von edlen und aufopfernden Anſtrengungen gemacht worden ſind die bei weitem zum größten Theil, wenn nicht erfolglos, doch verhältnißmäßig ſehr unwirkſam geblieben ſind.

Nächſt dieſem hiſtoriſchen Verhältniß hängt es hauptſächlich nur von der Reinheit der neuen Religion ſelbſt ab was ſie für die Förderung der Civiliſation leiſtet. Eine Religion iſt um ſo reiner, je weniger ſie der Entwickelung der Erkenntniß vorgreift und je mehr ihr eigenes Princip mit dem der Sittlichkeit zuſammenfällt. Wo der Glaube ſich auf Gegenſtände erſtreckt die dem Wiſſen zugänglich ſind, iſt er Aberglaube und hindert die Fortbildung der Erkenntniß nicht allein dadurch, daß er nicht ſelten geradezu falſche Sätze als abgeſchloſſene feſtſtehende Lehre aufſtellt, ſondern beſonders auch dadurch, daß er dieſe Lehre mit einer heiligen Autorität bekleidet und ſie unantaſtbar macht; wo er unſittliche Elemente in ſich enthält, ſei es daß er alle oder einige Götter zu böſen oder auch nur ſittlich indifferenten Weſen macht oder daß er irgend welche ſittlichen Verkehrtheiten in die von den Göttern befohlene Ordnung der menſchlichen Verhältniſſe hineinträgt, da verdirbt er die Motive der Menſchen, befeſtigt ſie in ſchlechten Sitten, ſtellt ihnen falſche Ideale vor Augen und drängt ſie dadurch in eine Bahn der Entwickelung, auf welcher ſie ſich höherer Bildung mehr oder weniger entfremden müſſen.

Die Leiſtungen einer beſtimmten Religion für den Culturfortſchritt feſtzuſtellen iſt überall ſehr ſchwierig, weil jedes Volk und jede Zeit etwas Anderes aus ihr macht, ihre Lehren mit anderen Elementen des geiſtigen Lebens verſchmilzt und in Folge davon ſie zum Theil anders auffaßt und deutet, das was früher als Hauptlehre galt mehr in den Hintergrund treten läßt oder umgekehrt, und durch die Anwendung derſelben auf weſentlich verſchiedene Lebensverhältniſſe nicht ſelten Folgerungen zieht die ihr urſprünglich fremd ſind und zu ihrem Geiſte nicht paſſen. Daher hat z. B. die muhammedaniſche Religion ſo wenig als die chriſtliche überall dieſelben Wirkungen geäußert; indeſſen läßt ſich die Wahrheit der vorhin aufgeſtellten Sätze doch leicht an ihr nachweiſen. Sie hat das Volk der Araber erſt zu einem Volke von hoher weltgeſchichtlicher Bedeutung gemacht, indem ſie ihm Einheit und Begeiſterung zu großen gemeinſamen Unternehmungen gab, während ſeine früheren Eroberungen von Babylon und Aegypten (Hykſos) nicht zur Gründung dauernder Reiche geführt hatten. Gleichwohl drückt ſie ſo

Digitized by Google

vielfach auf die intellectuelle und moraliſche Entwickelung, daß ſie ihre Bekenner ſtets nöthigen wird auf einer niedrigeren Stufe ſtehen zu bleiben als die chriſtlichen Völker. Wer nur den Glauben an Allah und den Propheten bekennt, gilt dem Muſelmann als Bruder: der Monotheismus der Muhammedaner verliert ſchon dadurch ſeine ſittliche Kraft, daß ihr Gott nur den Gläubigen wohlwill und ihnen die Welt allein zu eigen giebt; er hat nicht die Folge daß vermöge des Gottesbegriffes die Welt als ein Ganzes, die Menſchen als eine große Familie erſcheinen, denn obgleich der Gott der Muhammedaner kein Nationalgott iſt, ſo iſt er doch nur ein Gott der Gläubigen, denen gegenüber alle Andern, als Feinde Gottes ſelbſt, abſolut rechtlos ſind, todtgeſchlagen oder zu Sklaven gemacht werden dürfen. Gegen ſie zu kämpfen iſt ſogar verdienſtlich. Die Unſterblichkeitslehre verſpricht den Gläubigen nächſt dem Schauen Gottes reiche ſinnliche Genüſſe und erweckt daher ſehr gemiſchte Motive. Der ſtrenge Prädeſtinationsglaube giebt zwar Faſſung und Unterwürfigkeit gegen jedes Schickſal wie gegen jeden Druck der Mächtigen, aber er tödtet auch jeden Trieb zur Arbeit, zu körperlicher und geiſtiger, er redet der Faulheit das Wort: der Zuſatz „Wenn Gott will“ den der Muhammedaner macht, wenn er vom Zukünftigen redet, iſt bei ihm nicht ſowohl Ausdruck des religiöſen Gefühls und der Ergebung als des Aberglaubens, denn von der Zukunft mit Gewißheit zu reden würde Gott beleidigen (Burckhardt, R. in Nubien. 1820. S. 143). Die Geſtattung der Polygamie bis zu vier Weibern, namentlich in Verbindung mit der Lehre mancher muhammedaniſchen Secten daß die Weiber keine Seele haben und nicht in den Himmel kommen, führt zu einer unwürdigen Stellung der letzteren. Das Verbot irgend ein Bild von Menſchen oder Thieren zu machen läßt nicht einmal einen Verſuch in den bildenden Künſten aufkommen. Selbſt Meſſer Gabeln oder Löffel zu gebrauchen verbieten religiöſe Skrupel den Arabern in Africa, und der Glaube an die Heiligkeit des Koran auf den ſich eine Menge von abergläubiſchen Gebräuchen gründet, erklärt es leicht daß die dortigen Muhammedaner in Rückſicht ihrer intellectuellen Bildung nur wenig höher ſtehen als viele heidniſchen Völker und deren Aberglauben oft ſehr vollſtändig theilen. Ueberdieß fehlt es im Koran nicht an Widerſprüchen, indem er z. B. bald zum Fanatismus gegen die Ungläubigen entflammt, bald Duldſamkeit predigt. Den Gehorſam gegen die

Digitized by Google

Obrigkeit macht er nicht zu einer ſittlich-religiöſen Pflicht. Im Gegenſatze hierzu geben vorzüglich die polyneſiſchen Völker ein merkwürdiges Beiſpiel davon, bis zu welchem Grade der Glaube an die göttliche Abſtammung und göttliche Gewalt der Herrſcher die beſtehende Staatsordnung zu heiligen und unverletzlich zu machen vermag, trotz des äußerſten Druckes auf die Maſſe, während zugleich die religiöſe Lehre zu dem Privatleben der Menſchen in gar keiner Beziehung ſteht und es der größten ſittlichen Ungebundenheit preisgiebt. Die muhammedaniſche Religion thut gerade das Umgekehrte, ſie unterwirft das letztere großentheils vortrefflichen ſittlichen Beſtimmungen und läßt die politiſchen Verhältniſſe unberückſichtigt. Wir dürfen ſie ſelbſt daher, um billig zu urtheilen, nicht dafür verantwortlich machen, daß der Türke, Syrer, Aegypter, Araber, obwohl ſie die ſchönſten Sprüche im Munde zu führen pflegen, doch in der That weder Ehrliebe Gerechtigkeit und Pietät noch Mitleid und Ehrlichkeit beſitzen, daß ſie durch Gebete und Werkheiligkeit jede Pflicht ſchon erfüllt zu haben glauben (Burckhardt).

An die Religion pflegt ſich die Kunſt anzuſchließen, hauptſächlich die bildende, indem ſie dem Bedürfniß des Cultus entgegenkommt in äußerlich ſichtbarer Weiſe dargeſtellt zu ſehen was das Gemüth erfüllt und innerlich lebendig angeſchaut wird. Faſt überall iſt es wohl erſt der bildende Künſtler und der Dichter deren Schöpfungen durch ihre mächtige Rückwirkung die religiöſen Vorſtellungen der Menge in beſtimmten Formen ausprägen die oft ſchnell eine feſte typiſche Bedeutung gewinnen. Es gilt dieß ebenſowohl von den einzelnen Göttergeſtalten und ihrer Bedeutung als von den Sagen die ſich an ſie knüpfen. Auf dieſem Wege hauptſächlich ſcheint ſich aus der urſprünglich flüſſigen und individuell veränderlichen Maſſe des Aberglaubens allmählich eine Reihe von minder ſchwankenden mythologiſchen Perſonen und Sagen herauszubilden. Zugleich werden ſchon die erſten Verſuche bildlicher Darſtellung, wie wir dieß bei rohen Völkern vielfach finden, zur Mittheilung merkwürdiger Ereigniſſe und Wünſche an Abweſende benutzt; es ſchließt ſich an ſie bei wachſendem Bedürfniß die Ausbildung einer Bilderſchrift an. Trotz dieſer wichtigen Leiſtungen der Kunſt für den Fortſchritt der Cultur glauben wir ſie nicht zu den Hauptmächten rechnen zu dürfen welche ihre Entwickelung im Ganzen beſtimmen. Einen ſo mächtigen Einfluß auch die Künſte auf die be-

ſonderen Lebensgeſtalten ausüben in denen ſich die Civiliſation der höchſt ſtehenden Völker darſtellt, ſo ſcheinen ſie doch auf niederen Stufen mehr Producte als ſelbſtſtändige Triebfedern der Cultur zu ſein und ſind ſchwerlich fähig für die Erhebung eines Volkes aus der Rohheit eine kräftige Wirkſamkeit zu äußern, weil wahrhaft Schönes von uncultivirten Völkern weder producirt noch genoſſen und verſtanden werden kann, und weil alle Geſchmacksbildung für das geſammte geiſtige Leben des Einzelnen wie der Maſſe erſt in dem Maaße wichtig und folgenreich wird in welchem ein entwickelter Sinn für die Form bereits vorhanden iſt.

Dagegen müſſen wir die Fortbildung der Erkenntniß unter den Factoren des geiſtigen Lebens als die zweite Hauptmacht betrachten, deſſen mächtiger Wirkſamkeit die Civiliſation ihre Entwickelung und ihre Dauer verdankt. Ihre Leiſtungen in dieſer Richtung ſind ſo groß daß es ſchwer wird ſie nicht zu überſchätzen, denn in entſcheidender Weiſe greift die Erkenntniß in alle Gebiete des Lebens ein und macht ſie von ſich abhängig, ſo daß faſt überall im Leben der Völker der Stand der intellectuellen Bildung das allgemeine und directe Maaß des Culturzuſtandes überhaupt iſt.

In wie hohem Grade das materielle Wohl der Menſchen von dem Stande der Erkenntniß abhängt, iſt unmittelbar einleuchtend. Von Ueberfluß umgeben und durch die Gunſt ihrer äußeren Lebenslage auffallend bevorzugt, ſehen wir viele Völker der Tropenländer dennoch ein elendes Leben führen, ſelbſt mit Hunger und Noth ringen ſie oder gehen doch auf das Nothdürftigſte beſchränkt und allen Wechſelfällen des Schickſals hülflos preisgegeben, einer immer gleich unſicheren Zukunft entgegen. Sie nähren ſich auf die einfachſte und einförmigſte Weiſe von dem was die Natur ihnen von ſelbſt darbietet oder bearbeiten das Land mit den roheſten ungeſchickteſten Werkzeugen. Die Zubereitung der Speiſen iſt oft mangelhaft und dieſe ſelbſt ſind nicht immer geſund. Der Schutz gegen die Schädlichkeiten des Klima's und der Witterung durch Kleidung und Wohnung iſt höchſt unvollkommen. Lange und ſchwere Arbeit reicht oft nur eben hin um das Leben zu friſten, um der augenblicklich drohenden Gefahr zu begegnen, um ein äußeres Gut zu gewinnen das nur geringen Nutzen ſchafft. Ueberall fehlt es an Sicherheit des Schutzes gegen äußere Noth, an Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel um ihr zu begegnen und an glücklicher Com-

Digitized by Google

bination derſelben, ſo daß grenzenloſe Geduld, auf's Höchſte geſteigerte Abhärtung und die allgemeine Gewohnheit zu entbehren faſt Alles ſind was der Menſch den äußeren Uebeln des Lebens entgegenzuſetzen hat. In vielen Fällen, beſonders in Krankheit, vermehrt er noch durch ſeine eigene Verkehrtheit die Summe der Leiden die ihn quälen, und wenn er ihnen nicht ganz unterliegt, ſo verdankt er es nur dem glücklichen Umſtande daß er keine Ahnung davon hat, wie es eben hauptſächlich ſeine eigene Unwiſſenheit und Geiſtesträgheit iſt die ihn in's Elend ſtürzt und im Elende feſthält. Wüßte er darum, ſo müßte er verzweifeln.

„Wiſſen iſt Macht." Dieß beſtätigt ſich in Rückſicht der Unterwerfung der Natur unter die Zwecke des Menſchen und der Benutzung ihrer Hülfsquellen auf den niederen wie auf den höheren Culturſtufen, nicht minder aber auch in Rückſicht der Einrichtungen des ſocialen Lebens, der Entwickelung der Sittlichkeit und der Religion. Nur in dem Maaße in welchem der Menſch ſich ſelbſt kennen lernt, in welchem er ſeine Bedürfniſſe Neigungen und Leidenſchaften in Bezug auf ihre Tragweite, ihre Verknüpfung und ihren Wechſel richtig beurtheilen, die allgemeinen und nothwendigen Intereſſen der Geſellſchaft von den zufälligen und veränderlichen unterſcheiden lernt, kann die Einführung einer feſten Ordnung der ſocialen Verhältniſſe überhaupt und eine zweckmäßige Fortbildung derſelben gelingen. Um Schwierigkeiten und Gefahren die dem geſellſchaftlichen Leben drohen glücklich zu überwinden, iſt vor Allem eine richtige Kenntniß derſelben und Einſicht in die Mittel erforderlich durch die ihnen abgeholfen werden kann. Hier wie überall muß das Kennen dem Können vorausgehen, wenn nicht dem Zufall die Erhaltung und Fortentwickelung des Beſtehenden, die Hülfe in der Noth überlaſſen bleiben ſoll. Um auch nur der Grundlage aller ſocialen Ordnung, dem Inſtitute des Privateigenthumes, ſeine Dauer zu ſichern iſt eine gewiſſe Allgemeinheit der Selbſtbeherrſchung nothwendig, die nur auf dem Bewußtſein ruhen kann, daß feſte Schranken der Willkür ein unabweisliches Erforderniß und Ungeſtörtheit in einem engen Kreiſe beſſer iſt als allgemeine Unſicherheit.

Ebenſo iſt es der Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß, welcher Gutes und Böſes erſt unterſcheiden lehrt und in Folge deſſen darum das Gewiſſen erſt anfangen kann zu ſprechen. Hat bei den meiſten Menſchen die Erkenntniß des Sittlichen allerdings nicht die

Digitized by Google

Form abstracter Lehrsätze, sondern spricht sie sich nur in concreten Gefühlen aus, so ist es doch stets ein bestimmter Gedankeninhalt der sich in diesen geltend macht. Mag diese Erkenntniß ferner in vielen Fällen auch eine bloß traditionelle und die Auffassung des Sittlichen eine nur anerzogene sein, so ist es doch darum nicht minder wahr, daß sich nur nach ihr die Aussprüche des Gewissens bestimmen. Die Rohheit oder Feinheit der Unterschiede die dieses macht, die Verkehrtheiten und Mängel die es an sich hat, die Sonderbarkeiten und Particularitäten die ihm eigen sind, kommen zuletzt immer auf Eigenthümlichkeiten in der theoretischen Auffassung der menschlichen Verhältnisse als ihre Quelle zurück, und wegen der allgemeinen Wechselwirkung in welcher alle Theile des menschlichen Wissens untereinander stehen, läßt sich mit Sicherheit erwarten daß die Erkenntniß des Sittlichen und mittelbar die Ausübung desselben da nicht zurückbleiben und in ihrer Entwickelung verkümmern werden, wo alle übrigen Zweige des Wissens eine bedeutendere Höhe der Ausbildung erreichen, denn wenn auch die menschliche Erkenntniß nicht immer in allen ihren Theilen vollkommen gleichmäßig fortschreitet, so herrscht doch stets ein gewisser Parallelismus in den Fortschritten die sie auf allen ihren verschiedenen Gebieten macht.

Daher erfährt auch die Religion durch die Fortbildung der Erkenntniß eine sehr entschiedene Rückwirkung. Wenn die fortschreitende Erkenntniß der Natur die frühere Vergeisterung der sinnlichen Welt zwar nicht mit einem Schlage aufhebt, so schließt sie dieselbe doch nach und nach in immer engere Schranken ein, sie läßt die Krankheiten nicht mehr als Besessenheit von bösen Geistern erscheinen und reducirt namentlich die letzteren der Zahl nach allmählich bis auf einen einzigen Teufel. Die localen und persönlichen Götter erfahren überhaupt eine beträchtliche Verminderung. Die übrig bleibenden Götter welche vorher gespensterhaft und unberechenbar launisch, in die verschiedensten Gestalten verkleidet als rohe Naturgewalten wirkten und oft den tollsten Spuk trieben, erleiden eine wesentlich veränderte Auffassung: indem sie sich aus den einzelnen Naturdingen mehr und mehr zurückziehen, wird zugleich ihr Wesen mehr vergeistigt, sie erhalten einen fester ausgeprägten Charakter, ihr Handeln wird planvoller zusammenhängender und zweckmäßiger; bisweilen mögen sie dann eine symbolische Deutung erhalten, an welche sich eine sinnigere und mehr poetische Ausbildung des religiö-

Digitized by Google

ſen Glaubens in einer zuſammenhängenden Mythologie anſchließt, die der Entwickelung der bildenden Kunſt zu Hülfe kommt, nachdem eine beſſere Naturerkenntniß den alten rohen Polytheismus geſtürzt hat. Je heller dem Menſchen das Licht der Erkenntniß darüber aufgeht, daß die ethiſch-äſthetiſchen Intereſſen den weſentlichen Mittelpunkt ſeiner eigenen Beſtimmung ausmachen, deſto mehr erhalten ſeine Götter, die er immer entweder unmittelbar nach der Analogie ſeiner ſelbſt oder der Ideale denkt die ihm vorſchweben, eine ethiſch-äſthetiſche Bedeutung, bis endlich ihre Vielheit ſich in ſeinen Begriffen mit der Einheit und Planmäßigkeit der Welt nicht mehr verträgt und von ihm ganz fallen gelaſſen wird.

Dieſe wenigen Züge werden genügen um zu zeigen daß es im Weſentlichen die Entwickelung der Erkenntniß iſt welche die Weltgeſchichte fortbewegt, während alle anderen Mächte im Vergleich mit ihr nur vom zweiten Range ſind. Gleichwohl iſt nicht zu verkennen daß ſie auch von nachtheiligen Wirkungen begleitet iſt. Auf allen Gebieten des menſchlichen Denkens tritt zuerſt an die Stelle der Unwiſſenheit eine Reihe von Irrthümern, welche oft mit der ſonderbarſten Künſtlichkeit naheliegende Wahrheiten zu umgehen ſcheinen. Sind viele von dieſen für ſich allein betrachtet zwar harmlos genug, ſo kommt ihre Schädlichkeit doch oft in großem Umfang zu Tage ſobald ſie mit den Leidenſchaften der Menſchen in Verbindung treten. Im Dienſte der letzteren wächſt die Gefährlichkeit und Verderblichkeit des Wiſſens ſelbſt im Verhältniß ſeiner Ausdehnung und ſeiner Ueberlegenheit über Andere: raffinirte Bosheit wird erſt durch intellectuelle Bildung möglich. Auf der anderen Seite erregt das Wiſſen ſelbſt vielfach die Leidenſchaften indem es zum Streite führt, Eitelkeit und Ueberhebung hervorbringt und dadurch ſeiner eigenen Fortentwickelung äußerſt hinderlich wird. Jede neu gewonnene Erkenntniß wird überſchätzt, durch unſtatthafte Analogieen auf fremde Gebiete übertragen, zur Ausbildung allgemeiner Anſichten in voreiliger Weiſe benutzt; jede alt hergebrachte Lehre verdirbt die Unbefangenheit der Auffaſſung bis zur Verblendung, ſträubt ſich mit der Kraft der Trägheit gegen Anerkennung unbequemer Thatſachen oder Gründe, und nicht ſelten fängt eine ſolche erſt an, den Verſtand der Maſſe gefangen zu nehmen nachdem ſie vollſtändig widerlegt iſt — daher die extremen Irrthümer zwiſchen denen die Erkenntniß in ihrem Gange ſo oft nur hin und her zu ſchwanken ſcheint.

Digitized by Google

Die Motive aus denen die Entwickelung der Erkenntniß hervorgeht, sind nur in den seltensten Fällen in theoretischen Interessen zu suchen, denn solche treten überhaupt nur bei civilisirten Völkern in einiger Stärke auf, und selbst bei diesen ist es bekanntlich nicht leicht Wissenstrieb, sondern das Streben nach Gewinn Ehre und Macht, nächst diesen die Gewohnheit geistiger Arbeit und die natürliche Verkettung der Fragen, durch welche die Ausbildung des Wissens hauptsächlich vorwärts getrieben wird. Noch weniger giebt es bei uncultivirten Völkern oder gar beim Naturmenschen jenen ursprünglichen Wissenstrieb, den Aristoteles der menschlichen Natur als solcher eingepflanzt glaubte. Es sind vielmehr die plumpsten praktischen Bedürfnisse, es ist der durch Elend und Noth dem Menschen tausendfach eingeprägte Wunsch die Naturkräfte immer vollständiger bewältigen zu lernen, welcher seiner natürlichen Geistesträgheit fast jeden einzelnen Fortschritt mit Mühe abringt. Wir haben uns im Laufe unserer Untersuchung vielfach auf diesen Punkt hingewiesen gefunden und es hat sich dabei immer wieder bestätigt, daß der Geist des Menschen von Natur keine Tendenz zum Fortschritt und zur Entwickelung in sich trägt. Die moderne idealistische Lehre von der selbstständigen und innerlich nothwendigen Entwickelung des Menschengeistes rein aus sich selbst, ist keine nothwendige, sie ist nicht einmal eine mögliche Ansicht, ein Gebilde der Phantasie, das der Eitelkeit des Menschen schmeichelt indem es den Thatsachen und dem Causalzusammenhang der Culturgeschichte Hohn spricht. Allerdings ist es das Denken des Menschen welches die Civilisation erzeugt und erhält, aber dieses Denken entsteht nicht durch sich selbst, bewegt sich nicht fort durch sich selbst und ist nicht die Function eines Geistes, sondern dieses Denken ist die ineinandergreifende und sich gegenseitig tragende Thätigkeit der zusammenlebenden Individuen, erzeugt durch die Umgebung in die sie gestellt sind, genährt und groß gezogen durch die historischen Schicksale von denen sie ergriffen werden.

Wir sind weit entfernt von dem Glauben in dem Vorstehenden die geschichtliche Entwickelung der Menschheit vom Naturzustande zur Cultur dargestellt oder einen allgemeinen Umriß dessen gegeben zu haben was man die natürliche Geschichte der menschlichen Gesellschaft nennen kann; auch würde der Versuch dieses interessante Problem zu lösen kaum zu etwas Anderem führen können als die sog. Philosophie der Geschichte, nämlich zur Aufstellung einer Schablone, welche bei der großen Verschiedenartigkeit und mannigfaltigen Verschlingung der Verhältnisse von denen die Culturentwickelung der Völker bedingt ist, keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit würde machen können. Wir haben uns deshalb darauf beschränkt die allgemeinen Motive zu untersuchen, welche namentlich den Anfängen der Cultur überall zu Grunde liegen und sie fortbewegen. Mag man den Gewinn der aus solchen Untersuchungen für die Aufhellung des psychologischen Causalzusammenhanges der Culturgeschichte entspringt, höher oder geringer anschlagen, so hat sich uns doch so viel ergeben, daß die verschiedenen Culturzustände der Völker in weit höherem Maaße von dem Wechsel ihrer gesammten Lebenslage und ihrer Schicksale, überhaupt von anderen Momenten abhängen als von ihrer ursprünglichen geistigen Begabung. Es ist hiermit nicht ausgeschlossen daß auch die letztere vielleicht dazu mitwirkt. Diese Annahme ist möglich, aber unerweislich; der ganze Verlauf unserer Untersuchung macht es wahrscheinlicher daß sich Cultur und Uncultur im Allgemeinen bei sämmtlichen Völkern der Erde mit gleicher Leichtigkeit erhalten, wenn sie einmal vorhanden sind, wie alles Bestehende sich erhält in der Natur und im Menschenleben, und um durchgreifende Veränderungen zu erleiden immer sehr kräftiger Antriebe bedarf, daß aber für höher entwickelte Völker ein Umstand welcher ihre ferneren Fortschritte wesentlich erleichtert, darin liegt, daß sie in Folge ihrer erworbenen Bildung ihren Nachkommen bessere Anlagen vererben als die ihrer Vorväter waren. Hineingeboren in die Cultur oder Uncultur seines Volkes wird der Einzelne von ihr sehr vollständig assimilirt. Und doch sind es auf den höheren Stufen der Cultur fast nur Einzelne durch welche die großen Fortschritte im Staatsleben, in der Religion, in der Kunst und in der Wissenschaft vollbracht werden. Auch bei den rohesten Völkern fehlt es nicht an solchen geistig hervorragenden genialen Individuen — es giebt keinen specifischen Unterschied der Menschenstämme in dieser Rücksicht —, aber

Digitized by Google

ſie kommen bei ihnen in der Regel zu gar keiner oder nur zu einer verkümmerten, ſpurlos vorübergehenden Wirkſamkeit.

Man hat öfters die Frage aufgeworfen worauf der Nationalcharakter eines Volkes beruhe. Die vorſtehende Erörterung läßt erkennen daß die Bedingungen von denen er abhängt viel zu mannigfaltig und verwickelt ſind um eine genauere Analyſe zuzulaſſen. Daß es nicht die Raçe allein iſt die ihn beſtimmt, geht daraus hervor daß innerhalb derſelben Raçe ſehr verſchiedene Nationalitäten ſich zu finden pflegen: es iſt deshalb wahrſcheinlich (wie Hugh Murray a. a. O. S. 149 bemerkt) daß die geiſtigen Eigenthümlichkeiten der Völker im Allgemeinen flexibler und veränderlicher ſind als die phyſiſchen der Raçe und ſich vielleicht nur mit einem geringeren Grade von Conſtanz vererben als dieſe. Kann man zugeben daß die Stammeseigenthümlichkeiten nur erſt einen ſehr mittelbaren Einfluß auf den Nationalcharakter ausüben, nämlich durch die Tradition der Sitten und der Geſetze, der Ehrbegriffe und der Zucht, ſo läßt ſich dagegen doch nicht allgemein behaupten daß ihn die politiſchen und religiöſen Inſtitutionen vorwiegend beſtimmen (de Salles 191), denn es giebt namentlich unter den Naturvölkern viele bei denen die letzteren einander ſehr ähnlich, die nationalen Eigenthümlichkeiten aber gleichwohl weit verſchieden ſind. Dieſe entwickeln und fixiren ſich in Folge der theils gleichzeitigen theils ſucceſſiven Einwirkungen aller Factoren des phyſiſchen ſocialen und geiſtigen Lebens der Völker zuſammen genommen, und es iſt dabei leicht verſtändlich daß ein jeder dieſer Factoren, ſelbſt wenn er für ſich betrachtet bei zwei oder mehreren Völkern vollkommen gleich iſt, doch in Folge ſeines Zuſammentretens mit andern die ſeinen Einfluß theils unterſtützen theils ihm entgegenwirken, bei ihnen zu einer ſehr verſchiedenen Art und Größe der Wirkſamkeit gelangen kann. Wie jede Erfahrung und jedes Schickſal ſchon auf daſſelbe Individuum ſehr verſchieden zu wirken pflegt, je nach der Lebensperiode, dem Bildungsgrade und der ſpeciellen Combination von Umſtänden in die ſie fallen, ſo haben auch dieſelben Erfahrungen und Schickſale für verſchiedene Individuen ſehr verſchiedene innere Folgen. Daſſelbe gilt von den Völkern: die nämliche Naturumgebung, dieſelben äußeren Schickſale, dieſelbe ſociale Lage, die gleiche politiſche Verfaſſung und Religion pflegen ſehr verſchiedene Einflüſſe auf ihren Nationalcharakter auszuüben, hauptſächlich je nachdem ſie mit ihrer Wirkung in ver-

Digitized by Google

schiedene Entwickelungsstadien derselben fallen, und es kann daher dasjenige was den Nationalcharakter eines Volkes sehr wesentlich mitbestimmt, sich an einem anderen in dieser Rücksicht ohnmächtig zeigen oder auf dasselbe eine völlig verschiedene Wirkung thun.

Aus unserer gesammten Betrachtung des Menschen von der psychologischen Seite geht als zwar nicht in voller Strenge bewiesenes, doch im Ganzen wenig zweifelhaftes Ergebniß hervor, daß es eine sehr hohe allmähliche Variabilität der geistigen Entwickelung der Völker giebt, welche uns berechtigt auch die größten unter den Menschen vorkommenden Culturunterschiede als graduelle anzusehen, daß für alle Menschenstämme dieselben Entwickelungsbedingungen des geistigen Lebens gelten, daß deshalb auch von dieser Seite her kein hinreichender Grund vorliegt specifische Unterschiede innerhalb des Menschengeschlechtes anzunehmen. Werden wir uns also, wenn die Natur des Menschen überall eine und dieselbe ist, auch das Entwickelungsziel für alle Völker als eines und dasselbe zu denken haben? Sollen wir dieses Ziel der Geschichte der Menschheit als eine wenigstens im Wesentlichen gleichförmige Civilisation uns vorstellen, die unserer jetzigen europäischen Civilisation verwandt, einst die ganze Erde zu umspannen bestimmt ist? — Dieß sind die Fragen die wir zum Schlusse unserer Untersuchung wenigstens noch berühren wollen.

Wer die früher von uns ausgesprochene Ueberzeugung theilt, daß durch den Uebergang aus dem Naturzustande zur Cultur weder die Summe noch die Intensität des Wohlseins und der Genüsse gesteigert wird; obwohl die Mannigfaltigkeit, die Nüancirung, die Feinheit und Berechnung derselben zunimmt, ist vielleicht geneigt die verschiedenen Phasen des Menschenlebens in Rücksicht ihres Werthes überhaupt gleich zu setzen oder, was dasselbe ist, alle Werthbestimmungen die wir in die Begriffe von Cultur und Uncultur hineinlegen, für rein subjectiv zu erklären: jedem gefällt seine Welt und er findet in ihr die Befriedigung welche der Lauf der Natur, der Alle mit gleichem Maaße mißt, ihm beschieden hat; darum sehnt sich der civilisirte Mensch nicht aus den Lebensformen der Civilisation, der Naturmensch nicht aus denen des Naturzustandes hinaus. Die Natur ist billig gegen beide: je weiter sich unsere Fähigkeit zu genießen steigert, je mehr die Menge der Arten und Objecte und je mehr die Intensität der Lust zunimmt, desto mehr wächst zugleich die Fähigkeit des Leidens mit, und beides ge-

Digitized by Google

ſchieht nothwendig in demſelben Maaße, weil Luſt und Schmerz immer aus derſelben Quelle fließen, aus Beſitz und Verluſt der nämlichen Güter. Alle Lebensformen der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen einander gleich in Rückſicht des Maaßes von Befriedigung die ſie dem Menſchen gewähren, und es ſcheint darum nichts übrig zu bleiben als ſich jeder Vergleichung ihres Werthes zu enthalten und ſie in ihrer Geſammtheit nur als ein großartiges Schauſpiel aufzufaſſen, an deſſen buntem Wechſel, an deſſen reicher Verwickelung und wunderbarer Entfaltung man ſich ergötzt theilnimmt und lernt. Nur bedauern könnte man die Unruhe mit welcher der civiliſirte Menſch nach allſeitiger Verbeſſerung ſeiner äußeren und inneren Lage ſtrebt, die Anſtrengung mit welcher er dieſes Ziel verfolgt, die Leiden und Entbehrungen welche er auf dieſem Wege auf ſich ladet. Die Sehnſucht nach einer tieferen Bedeutung des Menſchenlebens wäre ein Mißverſtändniß, ein trauriges Product der Verbildung, der Durſt nach Einſicht um nichts beſſer und edler als der Durſt nach Waſſer. Die Menſchengeſchichte ſtellte wie die Welt im Ganzen nichts dar als das trübſelige Schauſpiel, in welchem mit dem ungeheuerſten Kraftaufwande nur der gemeine Zweck erreicht werden könnte den die Natur in jedem Thiere ſchon erreicht — eine conſtante Summe von Wohlbefinden.

Es widerſpricht der wunderbaren Zweckmäßigkeit in der Conſtruction der einzelnen Theile, die Welt als Ganzes für ein leeres bedeutungsloſes Spiel der Kräfte anzuſehen, und es fehlt überdieß nicht an Naturgeſetzen die uns deutlich darauf hinweiſen, daß der Zweck der Welteinrichtung nicht in der Production der größten möglichen Summe von Wohlſein liegen kann. Wird nun zwar dieſe Summe, wie es ſcheint, durch die Civiliſation allerdings nicht vergrößert, ſo wird dagegen die Art des Wohlbefindens weſentlich durch ſie verändert. Eine rein numeriſche Vergrößerung läßt ſich allerdings inſofern behaupten als die Civiliſation es erſt möglich macht daß eine größere Anzahl von Menſchen auf demſelben Raume lebt als im Naturzuſtande; auch größere Sicherheit aller Genüſſe ſchafft die Civiliſation dem Menſchen, aber die letztere, die überhaupt nur zeitweiſe und durch den Contraſt als ein wirkliches Gut empfunden zu werden pflegt, führt ſo wenig als die erſtere zu einer Steigerung der Intenſität der Wohlgefühle deren der Menſch fähig iſt. Der unvergleichlich höhere

Digitized by Google

Werth den die Civilisation dem Naturzustande gegenüber besitzt, liegt vielmehr nur darin, daß sie das gesammte Menschenleben mehr und mehr auf einen ganz anderen Boden stellt als derjenige war in welchem es ursprünglich wurzelte: war es im Naturzustande das individuelle Interesse, das in der Form des Selbsterhaltungstriebes und der sinnlichen Genußsucht den Menschen fast ausschließlich bewegte, so bringt die Civilisation dagegen die allgemeinen menschlichen Interessen, die nothwendig einen geistigen Inhalt haben, allmählich zur Herrschaft; der Genuß ist seiner Natur nach immer auf das Individuum als solches beschränkt, die geistigen Güter haben ihrer Natur nach die Tendenz sich über Viele auszubreiten, gemeinsam zu werden.

Durchgängig ist es nur Arbeit welche der Fortschritt in der Civilisation auf allen Entwickelungsstufen der Gesellschaft vom Menschen verlangt, Arbeit und Verzicht auf den Genuß, denn dieser consumirt nur und fördert nichts. Schon deshalb kann die Civilisation die Summe des Wohlseins nicht steigern. Die Allgemeinheit der Arbeit ist für sie vor Allem charakteristisch: der Zweck der Arbeit geht zunächst dahin den Menschen in vollem Sinne zum Herren der Natur zu machen, diese in immer weiterem Umfange und mit immer geringerem Kraftaufwande von Seiten des Menschen selbst zu bewältigen und dessen Zwecken dienstbar zu machen, um dadurch Muße und Kraft für geistiges Leben in möglichst ausgedehntem Maaße zu gewinnen, indem zugleich das äußere Leben gegen Gefahren und Störungen aller Art durch Naturgewalten möglichst vollständig gesichert wird. Die Leistungen der physischen Arbeit sind auf allen Gebieten des Lebens bedingt durch geistige Arbeit der mannigfaltigsten Art, sie werden immer um so vollkommener, je vollkommener die Naturerkenntniß ist unter deren Leitung die Arbeit steht. Indem der Mensch aber von den Naturmächten und zufälligen Schicksalen denen er im Naturzustande unterliegt, sich mehr und mehr unabhängig macht durch jene glückliche Combination der physischen und der geistigen Arbeit, wächst zugleich seine Selbstständigkeit nach innen, er wird immer mehr Herr seiner selbst und lernt immer besser sein individuelles wie sein sociales Leben planmäßig und nach Ueberlegung gestalten. Die Mannigfaltigkeit und Größe seiner Leistungen steigert sich auf diese Weise nach allen Seiten hin. Die geistige Arbeit tritt mit dem Fortgange der Civilisation in

Digitized by Google

ein immer entschiedeneres Uebergewicht über die materielle, aber auch sie wird nicht producirt um producirt zu werden als Selbstzweck, als höchste Lebens- und Darstellungsform des Menschengeistes, sondern sie wird producirt um der wirklichen Welt, d. h. allen einzelnen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu Gute zu kommen, nämlich theils um für das gegenwärtige Geschlecht den Druck der äußeren Verhältnisse zu mindern, der ihre Erhebung und Heranbildung zu einer höheren, mehr geistigen Weise des Lebens hindert, theils um für die Zukunft der kommenden Geschlechter in diesem Sinne vorzuarbeiten. So ist die Civilisation eine fortlaufende großartige Arbeit Aller für jeden Einzelnen, nicht für dessen Wohlbefinden und Genuß, sondern für dessen Befähigung zu einem Leben das von geistigem Gehalte erfüllt und getragen wird, eine Arbeit die nur durch ein allseitiges erfolgreiches Ineinandergreifen aller äußeren und inneren Thätigkeiten der Individuen zu Stande kommen kann, eben dadurch aber auch zuerst kleinere, dann größere Gesellschaftskreise und endlich die gesammte Menschheit mit immer festeren und immer mannigfaltiger verschlungenen sittlichen Banden zusammenhält.

In diesem Sinne sehen wir in der Civilisation die allgemeine Bestimmung des Menschen. Sie ist das Entwickelungsziel welches ihm durch seine eigene Natur vorgezeichnet ist, und an welchem deshalb alle Völker der Erde theilnehmen, zu welchem sie alle mitwirken müssen, wenn auch die Rolle die sie hierbei zu spielen haben, eine sehr verschiedene sein kann. Inwieweit die heutige europäische civilisirte Welt dieser Idee der Civilisation entspreche, haben wir hier nicht zu untersuchen. Wenn aber ihre Schattenseiten, die man allzu leicht als nothwendige Uebel zu betrachten sich gewöhnt, übersehen oder zu gering geschätzt werden und in Folge hiervon die Ansicht Platz greift daß einst alle Länder der Erde in ihrer Bildung und Gesittung sich Europa anzuschließen und zu verähnlichen bestimmt seien, so dürften einem Unbefangenen leicht Zweifel darüber auftauchen, ob dieß in der That so wünschenswerth sei als man so oft versichert hat? Allerdings nimmt jetzt niemand mehr für die idyllischen Schilderungen eines goldenen Zeitalters historische Glaubwürdigkeit in Anspruch, und wie sich von den Bewohnern des Feuerlandes, der Nikobaren, von Vandiemensland u. A. gezeigt hat daß das Bild, welches man von dem stillen Glück und der reinen Unschuld ihres Lebens entworfen hatte,

seine Farben nur der Lückenhaftigkeit der Nachrichten und dem Vorurtheile der Beobachter verdankte, so wird man auch die übrigen Beispiele ähnlicher Art die H. Murray S. 194 zusammengestellt hat, auf einen solchen Irrthum zurückzuführen geneigt sein: die Schilderung welche La Pérouse von den Bewohnern eines Dorfes von der Westküste der Tatarei gegeben hat, die von Quirini bei Ramusio über eine kleine Insel im nördlichen Ocean, die über St. John (die kleinste der Azoren) in der Allg. Gesch. der Reisen, die von Martin über St. Kilda im Westen von Schottland. Indessen sind manche solcher Angaben zu gut beglaubigt um ohne Weiteres für Fabeln erklärt werden zu können.

Capitän Woodes Rogers und andere Reisende des 17. Jahrhunderts schildern die Eingeborenen von Port Natal, die später von den Zulus fast ganz aufgerieben worden sind, als ein Volk von höchst unschuldigen Sitten, das gütig und freundlich gegen Fremde in einem Zustande idealer Glückseligkeit lebte. Die Bewohner von Chiloe, welche Aerzte und Advocaten weder besitzen noch bedürfen und mit den Indianern, denen sie seit 1829 ihren Landestheil für immer als Eigenthum zugestanden haben, in friedlicher Nachbarschaft leben, sollen sich in demselben Falle befinden: Mord, Raub, Diebstahl, Schulden giebt es bei ihnen nicht, Trunk nur bei fremden Matrosen, man hat keine Schlösser an den Thüren, allgemeines Vertrauen und vollkommene Ehrlichkeit herrschen (Blanckley im J. R. G. S. IV, 351 ff.). Das patriarchalisch glückliche Leben der Kolonisten der kleinen Insel Pitcairn (in der Südsee), welche neuerdings nach der Norfolk-Insel übergesiedelt sind, ist so vielfach von Augenzeugen geschildert worden und in seinen Einzelnheiten so wohl bekannt, daß es sich nicht in Zweifel ziehen läßt, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Friede desselben später gestört worden ist. (Ueber die Geschichte von Pitcairn s. Beechey, Narr. of a voy. to the Pacific. 1831. ch. 3; Bennett, Narr. of a whaling voy. round the globe. 1840. I, 44; Moerenhout, Voy. aux isles du grand Océan. 1837. II. 283 u. A.). Es gehört ferner hierher was Vater Garces (wie Humboldt mitgetheilt hat) von seinem Besuche bei den Indianern in der Nähe der Casas grandes südlich vom Rio Gila (1773) erzählt. Sie waren friedliche Ackerbauer, zogen Mais Baumwolle und Kürbisse, in hohem

Grade sanftmüthig lebten sie einträchtig zusammen. Der Missionär stellte ihnen den Vortheil vor den es haben würde Missionen bei ihnen zu gründen, wo dann ein Alcalde strenge Gerechtigkeit üben würde. Der Häuptling aber antwortete dem erstaunten Manne, dieß sei nicht nöthig. „Wir stehlen nicht," sagte er, „wir haben selten Streit, was soll uns ein Alcalde?" — Oestlich von Surabaya auf Java in den Tengger-Bergen in der Nähe des sog. Sandmeeres (Sandy Sea) leben in ungefähr 40 Dörfern die Ueberreste eines Volkes das noch die alte Hindu-Religion besitzt. Sie sind größer und stärker als die anderen Javaner (Jukes, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Fly. 1847. II, 80). Lage und Bau ihrer Häuser, in deren Innerem das Heiligthum steht, ein Herd von Ziegeln den kein Fremder berühren darf, sind völlig verschieden von Allem was sich sonst auf der Insel findet (Näheres darüber bei Stamf. Raffles, Hist. of Java. 1817. I, 329 ff.). Der Häuptling jedes Dorfes und sein Gehülfe werden erwählt. Vier Priester, verständige aber sonst nicht gebildete Männer, haben die wichtigen Documente und die auf Lontar-Blätter geschriebenen heiligen Bücher zu bewahren, welche den Ursprung der Welt, die Eigenschaften der Gottheit und die Formen des Cultus beschreiben; sie schließen die Ehen unter Gebet und verrichten die Lobgesänge. „Allgemein erklärten die Leute, daß Ehebruch Diebstahl und andere Verbrechen bei ihnen nicht vorkämen und daher auch keine Strafe auf ihnen stehe, weder nach dem Gesetz noch nach der Sitte. Wenn Einer Unrecht thue, so schelte ihn der Häuptling des Dorfes dafür und solche Scheltworte seien stets eine hinreichende Strafe für einen Bewohner von Tengger. Die Behörden des Landes bestätigen dieß. Sie sind fast ohne Verbrechen, allgemein friedfertig, leben frugal ordentlich fleißig und glücklich. Spiel und Opium sind ihnen unbekannt." Die ganze Bevölkerung beträgt ungefähr 1200 Seelen. Sie leben ohne Ausnahme in den schönsten und reichsten Gegenden von Java. Ihre Sprache ist die jetzige javanische. Stolz auf ihre Unabhängigkeit und Sittenreinheit bleiben, sie unvermischt mit dem Volke der Niederungen.

Stellt man diesen Beispielen die früher angeführten gegenüber welche die ungeheuere Faulheit und Gemeinheit uns vor Augen legen, bis zu der kleine Gesellschaften civilisirter Europäer fern von ihrem

Vaterlande so oft versunken sind, so wird man darin nicht allein eine eindringliche Warnung gegen die Annahme specifischer Unterschiede zwischen der weißen und den farbigen Raçen finden, sondern namentlich auch zu der Frage veranlaßt werden, ob es denn für alle Völker wirklich eine so große Wohlthat wäre in die europäische Civilisation hineingezogen zu werden — zumal wenn man des unabsehbaren Elends gedenkt das bisher wenigstens noch immer die Naturvölker getroffen hat welche einem ernstlichen Versuche hierzu ausgesetzt gewesen sind — oder ob es nicht vielleicht Culturzustände giebt die von den unsrigen wesentlich verschieden, doch ihnen gleich stehen können an geistigem und sittlichem Gehalte, durch die Summe von Glück und Wohlsein aber die sie gewähren, die unsrigen übertreffen?

Geben wir zu daß die Beispiele dieser Art welche sich beibringen lassen, sich ohne Ausnahme auf kleine abgeschlossen lebende Bevölkerungen beziehen, so würden wir daraus folgern müssen, daß wenn es sich im Menschenleben nur um Glück und Wohlsein als letzten Zweck handelte, vor Allem eine Zersplitterung der Völker in kleine selbstständige Gemeinden erforderlich sein würde damit die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechtes erreichbar wäre. Geben wir ferner zu daß in allen angeführten Fällen doch ein auffallend tiefer Stand der geistigen Bildung und ein auffallend geringes Maaß von höheren geistigen Leistungen sich bemerkbar mache, so dürfte sich gerade mit Rücksicht auf unsere moderne europäische Civilisation ohne Schwierigkeit behaupten lassen, daß eben in diesem Umstande die allerwesentlichste Bedingung des ungestörten Glückes jener Menschen und der Menschen überhaupt liege, wenn einige Sicherheit gegen äußeres Elend, unverdorbene Sitten und eine tröstende, vom gröbsten Aberglauben freie Religion noch hinzukommt. Anders freilich gestaltet sich die Sache, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkte betrachten, daß die Idee der Civilisation die Bestimmung und das Entwickelungsziel der Menschheit bezeichnet.

Es genügt allerdings schon ein flüchtiger Blick auf die ungeheueren Verschiedenheiten der Völker und auf die mächtigen Einflüsse der verschiedenen Naturverhältnisse und Klimate, welche jene Unterschiede der äußeren und inneren Charaktere bei ihnen dauernd erhalten zu müssen scheinen, um zu erkennen wie wenig wahrscheinlich es ist daß in irgend

einer Zukunft eine einförmige und gleichmäßig ausgeprägte Civilisation alle Völker der Erde umfassen werde. Wie die Thier- und Pflanzenwelt in verschiedenen Breiten eine Mannigfaltigkeit der Gestaltung darbietet welche so lange fortdauern wird als der Zustand unseres Planeten keine wesentlichen Veränderungen erfährt, so scheint die Natur auch in den leiblichen und geistigen Charakteren der Menschen eine solche erhalten zu wollen. Aber unrichtig würde es sein, wollte man hieraus folgern (wie man freilich oft gethan hat) daß einige Völker oder Racen von Natur zur Civilisation bestimmt, andere dagegen zur Barbarei verurtheilt seien. Jede civilisirte Gesellschaft, sei sie kleiner oder größer, läßt deutlich erkennen, daß zu ihrem Bestehen und zu ihrer Fortentwickelung eine Theilung der Arbeit, eine Mannigfaltigkeit der Geschäfte gehört, die sämmtlich gleich nothwendig, wenn auch nicht alle von gleichem inneren Werthe sind. Diese so äußerst verschiedenen Leistungen müssen zweckmäßig zusammenwirken, was nur da geschehen kann wo verschieden geübte und gebildete Kräfte Fertigkeiten und Fähigkeiten sich dem Dienste der Gesellschaft widmen. Was für den Staat die Individuen sein sollen, das können und sollen für das Ganze der Menschheit die einzelnen Völker werden: wie jene durch ihre speciellen Berufsthätigkeiten den allgemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft entgegenkommen und für deren Befriedigung durch ihre Arbeit sorgen sollen, so haben auch allmählich die sämmtlichen Einzelvölker in Beziehung auf die ganze Menschheit ihre specielle Stellung und Function zu übernehmen. Deshalb entspricht die Isolation kleiner Gemeinden oder größerer Völkerschaften am wenigsten der Aufgabe die sie zu lösen haben, so sehr sie auch gerade in ihr eine Bürgschaft für dauerndes Glück und ungestörten Lebensgenuß finden möchten, denn es ist ihr Beruf wie ihr Schicksal früher oder später in den allgemeinen Weltverkehr mit hineingezogen zu werden und auf die eine oder die andere Weise durch Arbeit für die nothwendigen Zwecke des großen Ganzen mitzuwirken und in den Gang seiner Entwickelung einzugreifen.

Auch wenn dieß mit allen Völkern und Ländern der Erde einst geschehen sein wird, ist nicht zu erwarten daß die großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten der Arbeit verschwinden werden deren die Civilisation bedarf. Sehen wir hier von der Gliederung der Arbeit

im Einzelnen ab und halten uns nur an ihre hauptsächlichsten Zwecke, so ist sie entweder materiell oder social oder intellectuell, je nachdem sie entweder für den physischen Bestand und das leibliche Wohlsein, oder für die Erhaltung und Fortbildung der socialen Ordnung und des Verkehres, oder endlich für die Bewahrung und Fortentwickelung der Erkenntniß thätig ist. Bei einem jeden Volke das an der Civilisation irgendwie theilnimmt, werden diese Hauptklassen der Arbeit sich voneinander scheiden und durch besondere Stände vertreten sein; es ist aber nicht nothwendig daß dieß bei einem jeden auf gleiche Weise geschehe, wenn viele Völker durch einen geregelten und vielseitig entwickelten Verkehr untereinander zum Austausch materieller und geistiger Güter in immer größeren Umfange hingeführt werden. Bleibt alsdann zwar innerhalb jedes einzelnen Volkes die Gruppe von Arbeiten welche es mit den socialen Einrichtungen zu thun hat, an Ausdehnung im Allgemeinen sich gleich, da sich die sociale Ordnung nicht von einem Volke auf ein anderes übertragen läßt, so können dagegen einige mehr für die geistigen, andere mehr für die materiellen Bedürfnisse der übrigen sorgen, je nachdem die geistigen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker und die Naturumgebung in welcher sie leben, sie dazu anleiten. Ohne daß ein Volk dem andern die materielle oder die geistige Arbeit ganz abnehmen könnte, würde sich doch das Verhältniß so gestalten, daß bei einigen die eine, bei anderen die andere Art der Arbeit in ein entschiedenes Uebergewicht träte, daß einige in der einen andere in der anderen Richtung sich productiver zeigten und dem entsprechend auf die übrigen wirkten und ihnen mittheilten. Den Tropenländern würde alsdann mehr oder weniger allgemein die überwiegende Production der materiellen, den gemäßigten Klimaten die der geistigen Güter zufallen.

Eine hohe Stufe intellectueller Bildung, tiefes Denken und eine durchgebildete, auf feiner und vielseitiger Ueberlegung ruhende Sittlichkeit, scheint bei der geistigen Erschlaffung kaum erreichbar zu sein, welche das Leben in der heißen Zone für den Europäer wie für den Eingeborenen mit sich bringt. Menschliche Kunst wird schwerlich jemals mit dauerndem Glücke gegen diese Macht der Naturverhältnisse ankämpfen. Das Christenthum, auf die geistige und namentlich die moralische Erhebung des Menschen ausschließlich gerichtet, findet für seine spiritua-

Digitized by Google

listische Lehre dort einen nur wenig empfänglichen Boden — ein genauer Kenner Indiens, Montgomery Martin hat versichert, kein Inder sei je ein wahrer Christ geworden, — während alle bilderreichen Religionen welche die Phantasie stärker beschäftigen und eine mehr eudämonistische Färbung besitzen, wie namentlich der Muhammedanismus, der Natur der Tropenbewohner weit homogener, für sie leichter verständlich sind und sie unmittelbarer befriedigen als jenes. Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die bisherigen Erfolge welche die Mission erreicht hat, erscheint es als zweifelhaft ob das Christenthum sich in Zukunft, nicht bloß dem Namen nach, sondern in den Herzen der Menschen, über die ganze Erde verbreiten wird. Unsere vielgestaltige europäische Civilisation im Ganzen steht offenbar den eigentlichen Naturvölkern viel zu fern, ist viel zu künstlich, verwickelt und abstract um diese unmittelbar für sich gewinnen zu können; vielmehr werden solche Völker erst eine lange Reihe von niederen Culturzuständen als Uebergangspunkte durchlaufen müssen, ehe ihnen eine höhere, unsrer Bildung analoge Stufe zugänglich wird. Es gehört hierzu ein glückliches Schicksal, das die Lebenskraft und Energie eines Volkes zu keiner Zeit in Müßiggang und Wohlleben verderben noch auch durch Noth und Bedrängniß sich erschöpfen läßt, ein Schicksal, das ihm eine Reihe von verschiedenartigen allmählich sich steigernden Schwierigkeiten und Bedrängnissen durch Natur und Menschen in der Art bereitet, daß seine jedesmalige Widerstandskraft und seine äußeren und inneren Hülfsquellen ihnen gerade gewachsen sind und daß deren Anstrengung ausreicht um das Volk siegreich und moralisch gekräftigt aus diesem Kampfe hervorgehen zu lassen.

Wo die nothwendigen Uebergangsstufen fehlen die ein Naturvolk durchlaufen muß um zu einer höheren Entwickelung zu gelangen, da wird es nach kurzer und meist bloß scheinbarer Erhebung aus seiner ursprünglichen Rohheit rasch in diese zurücksinken, und, wie dieß bei nachbarlicher Berührung von Natur- und Culturvölkern so gewöhnlich und erklärlich ist, ein früher Untergang wird sein unvermeidliches Loos sein. Die Civilisation wird alsdann fortfahren die Grenzen der bewohnbaren Welt zu erweitern, zugleich aber auch diese Völker zu zertreten, die sich ihr nicht rasch genug hinzugeben und anzuschließen vermögen, denn ein plötzlicher und unmittelbarer Uebergang vom Na-

turzuſtande zum Chriſtenthum und zu europäiſcher Civiliſation widerſtrebt den Geſetzen der Natur. Der Verſuch einen ſolchen herbeizuführen gleicht dem Verſuche des ſchlechten Erziehers, der durch eine einmalige kräftige Einwirkung auf den Zögling dieſen innerlich völlig umbilden zu können ſich einbildet. Die Civiliſation muß langſam vorwärtsgehen, ſonſt geht ſie zurück: die Geſchichte der Revolutionen giebt in dieſer Rückſicht dieſelbe Lehre wie die der Miſſionen.

Druck von Ackermann u. Glaſer in Leipzig.

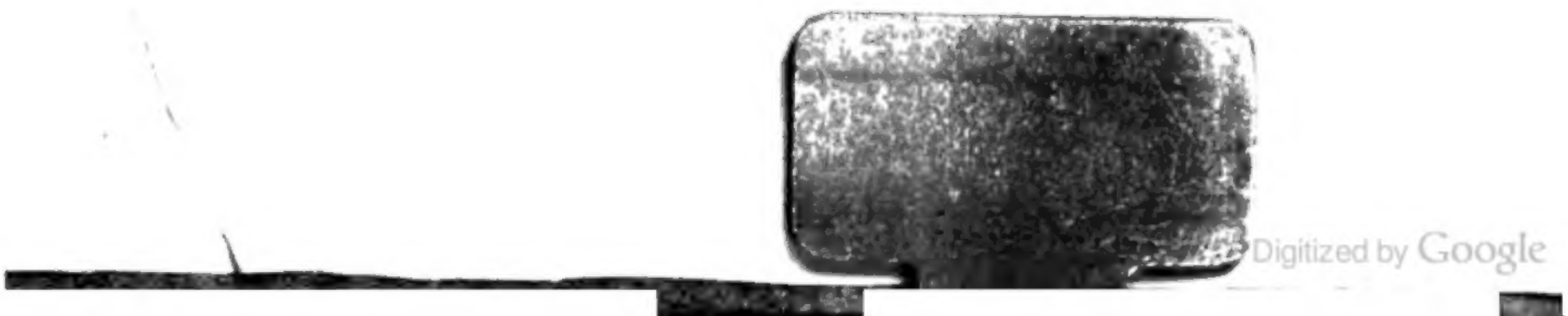
MAG200075

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google